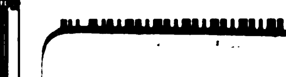
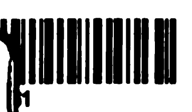



PATRIMOINE
de
l'Université
de Gand







Geschichte der Abiponer,

einer berittenen und kriegerischen Nation

in

Paraquay.

Bereichert

mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte, Flüße, vierfüßigen Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigsten Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen, und andere Eigenschaften dieser Provinz.

Verfaßt

von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer,

achtzehn Jahre lang gewesenen Missionär in Paraquay.

Aus dem Lateinischen übersetzt

von

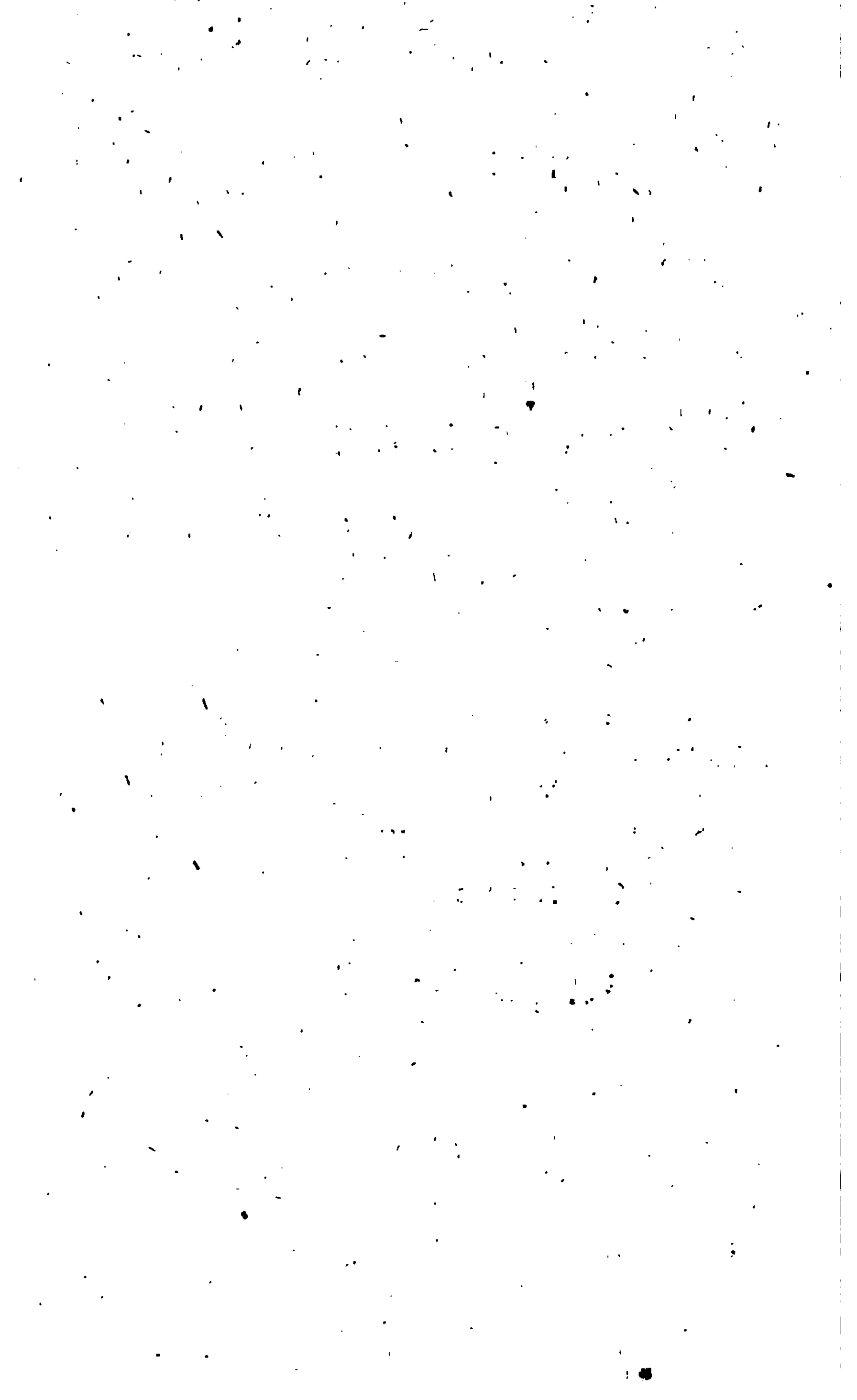
A. Kreil.



Zweyter Theil.

Wien,

bei Joseph Edlen von Kurzbek k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783.





Geschichte der Abiponer.

Erstes Hauptstück.

Von dem Aufenthalt, Ursprung und verschiedenen Benennungen der Abiponer ꝛc.

Die Abiponer, eine streitbare Nation, halten sich im Chaco, dem Herzen von Paraquay, auf, oder richtiger, ziehen daselbst herum. Stette Wohnsitze, oder andere Gränzen, als welche ihnen die Furcht vor ihren Nachbarn aussteckt, haben sie nicht. Hält sie diese nicht im Zaume, so streifen sie sowohl von Süden nach Norden, als auch von Osten nach Westen nach allen Seiten auf eine unermeßliche Weite hin, je nachdem sie die bequeme Gelegenheit dem Feind eine Schlappe anzuhängen, oder die Nothwendigkeit demselben zu entgehen einen Weg nehmen heißt. Im vorigen Jahrhundert war, wie man aus den Geschichten und Nachrichten dieser Zeit ersieht, das mitternächtige Ufer des Flusses, welchen die Spanier bald den grossen, bald den rothen, die Indianer aber Iñate nennen, das Vaterland der Abiponer. Von dort wanderten sie theils um dem Krieg, womit die Spanier von Salta im Anfange dieses Jahrhunderts die Provinz Chaco überzogen, auszuweichen, und theils die südlichen Kolonien der Spanier anzufallen, südwärts in das Thal, welches einst die Calchaquies, eine gleichfalls berittene Nation, inne hatten. In diesem Striche Landes, wel-

cher sich auf die 200 Meilen weit erstrecket, wohnen sie noch itzt, ohne daß sich die Spanier widersetzten; und halten selben für den ihrigen. Woher die alten Abiponer vor Zeiten in Paraquay gekommen sind, läßt sich schlechterdings nicht errathen. Ychamenraiquin ihr vornehmster Cacique zu S. Hieronymus, den die Seinigen wie ein Orakel und das Archiv der Nation betrachteten, sagte uns, ihre Vorfahren wären über grosse Flüße, auf Eseln hier angelanget; doch gestand er auch, daß er dieses blos von noch älteren seiner Nation gehöret habe. Allein in dieser Erzählung hängt nichts zusammen; sie muß daher ohne Zweifel zu den Mährchen gezählet werden. Auch hat man keine alte Urkunden, aus denen sich etwas wahrscheinliches herausbringen ließe. Dieser Streit über die Ankunft der Abiponer in Paraquay gehört mit zu dem über die Abkunft der übrigen amerikanischen Völkerschaften, worüber schon so viel untersucht worden ist, aber schwerlich etwas ausgemacht werden dürfte. Hierüber führt Solorzano ein Spanier, wenn ich mich noch recht erinnere, 11 Meinungen an, und widerlegt sie nach der Reihe. Anderer Muthmassungen erwähnt unser P. Gumilla in seiner Geschichte von dem Fluß Urinoco. Bei anderen findet man noch andere. Man mag sagen, was man will, so werden sich allemal erhebliche Einwendungen machen, aber keine genugthuenden Antworten geben lassen. Oft gerieth ich auf den Gedanken, ob nicht die Amerikaner von den nördlichsten Gegenden von Europa, als ihrem Vaterlande in der Absicht einen milderen Himmelsstrich anzutreffen weiter herab in die Länder, welche wir heut zu Tag Amerika nennen, nach und nach gezogen sind, in der Voraussetzung, daß die neue Welt irgendwo an die alte gränzet, oder doch nur durch eine kleine Meerenge davon geschieden ist, über welche jene mit Kanots oder anderen Fahrzeugen, oder auch mit Schwimmen setzen konnten. Ich habe

zwi-

zwischen den Gebräuchen und Sitten der Lappen und Einwohner von Neuzembla, so wie man sie uns beschrieben hat, und denen der Abiponer viele Aehnlichkeit gefunden, wie ich an einem anderen Orte anmerken werde. Auch beobachteten wir immer, daß der Sinn dieser Wilden aus einem angebohrnen Hang wie ein Kompaß immer nach den nördlichen Gegenden, als wenn dort ihr Vaterland wäre, gerichtet ist. Bringt sie ein widriger Zufall auf, so schreyen sie sogleich mit drohender Stimme: Ich gehe nach Norden, Mahaic quer erëegem. Wiewohl sie meines Erachtens durch diese Drohung weiter nichts anzeigen, als daß sie sich nach den nördlichen Gegenden von Paraquay ziehen wollen, wo ihre wilden Landesleute unabhängig von den Spaniern, und ohne Religion auch itzt noch in zügelloser Freyheit herum schwärmen.

Allein wollten wir auch den angesehensten Schriftstellern diese Herüberwanderung der Amerikaner aus dem nördlichen Europa einräumen, woher kömmt es denn, daß kein Indianer, dessen beide Eltern Amerikaner sind, einen Bart hat, woran es doch keinem nördlichen Europäer gebricht. Der Luft, dem Klima, und dem Himmelsstrich darf man so was nicht zuschreiben: Denn, wiewohl einige Pflanzen, die man aus Europa in Amerika versetzet hat, in kurzer Zeit ganz besonders ausarteten, so wissen wir dennoch von keinem bebarteten Spanier, Portugiesen, Deutschen oder Franzosen, der in irgend einem Lande von Amerika unbärtig geworden wäre, oder dessen Abkömmlinge dieses Merkmal ihres europäischen Ursprungs nur im Geringsten verloren hätten. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Nach einem 20jährigen Aufenthalt in Amerika blieb mein Bart immer ebenderselbe. Ich habe mir oft einen Barbierer und ein Barbiermesser gewünschet, weil ich mich statt desselben lange Zeit mit

einer Scheere begnügen mußte. Erblickt man an einem Indianer einen noch so dünnen Bart, so ist das ein sicheres Anzeichen, daß er von einem europäischen Vater oder Großvater, und einer Amerikanerin abstamme: denn die äußerst wenigen Härchen, welche den Indianern wie Wolle um das Kinn hie und da hervorkeimen, verdienen den Namen eines Bartes nicht.

Paraquay liegt zwar nahe bei Afrika. Aber wer wird darum mit einer Herüberwanderung der Paraquayer aus Afrika angezogen kommen? Müßten nicht auch die Paraquayer wie die Afrikaner schwarz wenigstens braun oder bleyfärbig aussehen? Die Engelländer, Spanier und Portugiesen, welche mit den Negersklaven aus Afrika Handel treiben, oder sich von ihnen bedienen lassen, wissen sehr gut, daß ein Mohr und eine Mohrin in der ganzen Welt abermal Mohren erzeugen, da doch die von einem Indianer, und einer Indianerin Abstammenden weiß sind, und erst in der Folge durch die Sonnenhitze, und den Rauch vom Feuer, das sie in ihrer Hütte stets unterhalten, ein wenig braun werden. Hierzu kömmt noch, daß auf dem Kopf eines Amerikaners kein krauses oder wollichtes Haar, sondern flaches wiewohl schwarzes wächst. Aber alles dieses ungerechnet, so würde doch die unermeßliche Breite des grossen Weltmeeres, welches Afrika von Südamerika unendlich weit entfernet, die Ueberfahrt außerordentlich schwer, wo nicht unmöglich gemacht haben, besonders in den Zeiten, da die Seefahrer den Gebrauch der Magnetnadel noch nicht kannten, und daher die Küsten nicht aus den Augen verlieren durften. Vielleicht aber hat ein Sturm einige Afrikaner an die Küste von Amerika verschlagen? Allein wie kamen denn die reißenden Thiere dahin? Dieses macht die Schwierigkeit unauflöslich. Paraquay liegt dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegenüber, zwischen dessen Bewohnern den Hot-

ten-

teutotten, und den Indianern in Paraquay in Ansehung ihrer Rohheit und Wildheit eine gewisse Aehnlichkeit beobachtet wird, wiewohl sie in Rücksicht auf die Leibesgestalt, Gebräuche und Sprache voneinander ganz unterschieden sind. So finde ichs in dem Buche eines Deutschen, der sich auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung lange Zeit aufgehalten hat. Vermuthlich werden viele mit mehr Grund zwischen Amerika und Asien eine noch unentdeckte Verbindung annehmen, auf welcher sie die Amerikaner herüberziehen lassen? Ich habe nichts darwider einzuwenden, so wenig als wenn jemand behauptete, die Einwohner der neuen Welt seyn aus dem Monde gefallen. Ich würde vielleicht selbst, wenn ich auf die Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit der Indianer, und ihre mit dem Monde gemeinschäftliche Veränderlichkeit, wie ich sie aus eigener Erfahrung kenne, Rücksicht nehme, dieser Meinung beitretten, wenn ich nicht besorgen müßte von allen Gelehrten mit Recht ausgeklatschet zu werden. Die verschiedenen bei den unzähligen Nationen in Amerika üblichen Sprachen geben in Absicht auf ihren Ursprung nicht den geringsten Aufschluß. Nicht die rohesten Grundzüge einer europäischen, afrikanischen, oder asiatischen Sprache lassen sich an irgend einer von so vielen amerikanischen gewahrnehmen. Dieser Meinung bin ich und andere, mit denen ich die Sache überlegte. Man kann hierüber andere Schriftsteller nachsehen, welche eigends über diese Materie geschrieben haben. Je mehr man liest, desto ungewisser findet man alles. Nur das ist gewiß, daß der Meinungen hierinn so viele sind, als der Köpfe.

Unsere Nachkommen dürfen darum den Muth nicht sinken lassen. Allem Ansehen nach wird noch die Zeit kommen, daß wir die Verbindung irgend eines bekannten Welttheiles mit Amerika wenigstens ihre kleinste Entfernung voneinander näher kennen werden, besonders wenn die

die Engelländer und Russen ihre Seereisen fortsetzen, welche sie, die unbekannten Länder und Seegegenden zu untersuchen, in unseren Zeiten mit so vielen Kosten und Gefahren (zwar ohne den gewünschten Erfolg, aber nicht ohne allen Nutzen) unternommen haben. Denn obgleich diese berühmten Seefahrer weiter als alle andere gegen Mitternacht kamen, neue Völkerschaften und Inseln, worunter Otahaite die bekannteste ist, und unbekannte Meerengen entdeckten, und die nahegelegenen Küsten von Asien und Amerika zu entdecken glaubten, so haben sie diese dennoch nie erreicht. Es gieng ihnen, wie dem Moses, dem Gott von dem hohen Berg Nebo in Palästina nach einer langen Reise das so sehr gesuchte gelobte Land von ferne zeigete, ihn aber selbst nie dahin gelangen ließ. Katharina die Zweyte, diese grosse Kaiserin von Rußland, und durch Thaten des Friedens und des Krieges gleich berühmte Monarchin, welche alles einer mütterlichen Aufmerksamkeit würdiget, was immer zur Vervollkommung des Kriegs- und Seewesens, und zur Erweiterung der Künste und Wissenschaften etwas beitragen kann, hat keine Kosten gesparet, damit die unbekannten Meere, und die dem nördlichen Europa nahe gelegenen Küsten von Asien und Amerika entdecket würden. Dieses Geschäfft trug sie ihren erfahrensten und geschicktesten Seemännern den Kapitänen Behring und Tschirikow auf, welche mit zweyen in Ochotz gebauten Schiffen aus Kamtschacka südwärts unter Segel giengen. Nach verschiedenen Zufällen und Wendungen, welche die Schiffe nehmen mußten, entdeckten sie Land, welches sie für Amerika hielten, und glaubten, nachdem sie den Regeln der Seefahrt gemäß ihre Beobachtungen angestellet hatten, nur wenige Grade von der nordwestlichen Küste von Kalifornien entfernet zu seyn. Sie stießen auch auf andere unbekannte Inseln und Völkerschaften, welche mit den nördlichen Amerikanern

sehr übereinkamen. Sie glaubten daher das Ziel ihrer Bestimmung erreicht zu haben. Allein ihre Freude war zu voreilig; denn der Kapitän Krenizin, welcher in eben dieser Absicht im J. 1768, und nach eben diesen Gegenden mit zweyen Schiffen auslief, sah zwar auch Inseln; aber von den Küsten, die sein Vorgänger Behring, und Tschirikow gesehen zu haben vorgaben, und für das feste Land von Amerika hielten, konnte er mit allen Beobachtungskünsten nichts entdecken. Krenizin behauptete daher, sie müßten sich getäuschet, und die Inseln mit den hohen Bergen für Amerika selbst angesehen haben; weil er an der Stelle, wo sie sich die neue Welt hindachten, weit und breit Meer gefunden hätte. Allein die des Irrthumes und der Leichtgläubigkeit beschuldigten Kapitäne warfen alle Schuld, daß man das zweyte mal die Küste nicht zu Gesichte bekam, auf ihren Nachfolger Krenizin, weil er sich zu weit nordwärts gehalten hätte. Etwas besser südwärts würde er auch ohne Zweifel das nämliche, was sie sahen, gesehen haben. Wer soll aber bei einem so undurchdringlichen Dunkel den Ausspruch thun? Meines Erachtens verdienen beide, wenn sie geirret haben, Nachsicht. In einem so stürmischen Meere, unter einem mit Wolken stets bedeckten Himmel kann man oft mehrere Tage nacheinander die Sonne an der Mittagshöhe nicht beobachten, noch auf eine andere Weise wissen, wo man eigentlich ist. Lang anhaltende Nebel verhindern nicht nur jede Aussicht in die Ferne, sondern verbergen auch dem Auge die nächsten Gegenstände. Ich beziehe mich dießfalls auf meine eigene Erfahrung. Die portugiesischen Matrosen entdeckten auf dem obersten Mastkorbe die Insel Madera, welche wir für eine Wolke hielten; hingegen sahen wir auf unserem norwegischen Schiffe auf unserer Rückfahrt durch das mittelländische Meer eine Wolke fur die balearische Insel Minorka an. So sehr täuscht man sich zur See, wenn der Himmel nicht heiter ist.

 Aus

Aus den wiederholten wiewohl unzusammenstimmenden Beobachtungen der Russen schliessen die Meisten, daß man von dem mitternächtigen Europa nach Amerika und Asien zur See kommen könne, und daß diese Welttheile von einander eben so weit entlegen nicht sind. Könnten also nicht die Tartarn, ein herumziehendes Volk, durch die verschiedenen an der Küste nahe gelegenen Inseln, wie auf einer Leiter von einer zur anderen und endlich nach und nach in Amerika gekommen seyn? Dieß mögen sich andere als möglich vorstellen: ich wenigstens kann mich von der Wirklichkeit desselben nicht überzeugen. Denn wenn die geübtesten Seefahrer mit Kompaß, festgebauten Schiffen, geschickten Matrosen und anderen Hilfsmitteln, die Hindernisse, welche das Meer und die stürmische Witterung im Wege legen, zu überwinden, nachdem sie so vielmal alles umsonst ausgefahren sind, wieder nach Hause segeln mußten ohne ihren Zweck erreicht zu haben: wie sollten sich rohe in der Schiffahrt unerfahrne Wilde ohne Kompaß, und ohne die nöthigen Instrumenten die Mittagssonne zu beobachten mit schlechten entweder aus einem Baume ausgehöhlten oder aus Baumrinden oder Thierhäuten zusammgeflickten Fahrzeugen durch ein grosses stürmisches Meer zu den unbekannten Küsten von Amerika durchgerungen haben; Es sey denn, daß Amerika von Europa und Asien nur durch eine kleine Meerenge geschieden ist, wie der glückliche Weltumsegler Cook, ein Engelländer, vorgegeben haben soll? Dieser Seemann entdeckte, als er mit seinen Schiffen the Resolution und Discovery aus Kalifornien unter Segel gegangen war, in den russischen Landcharten eine Menge Fehler, die ihn von Zeit zu Zeit irre führten, und wenn er ihnen trauete, mancherlei Gefahren aussetzten, wie die Engelländer schreiben. Nachdem er seine Fahrt weiter gegen Norden längst einer Kette amerikanischer Küsten fortgesetzet hatte, bekam er endlich den Gegenstand des vielen Suchens

und Forschens nämlich die äussersten Gränzen von Asien und Amerika, zwischen welchen eine schmale Meerenge durchgieng, zu Gesicht. Hier fand Cook, nachdem er nur noch ein wenig nordwärts gesegelt hatte, daß das Meer weniger tief zu werden begann. In welchen Graden der Länge und Breite er diesen Küsten beider Welttheile so nahe gekommen ist, haben, so viel ich weiß, die Engelländer noch nicht bekannt gemacht. Geht man aber dem Striche nach, welchen die Schiffe gehalten haben, so können wir ohne Gefahr zu irren die Vermuthung wagen, daß die äussersten Ende von Asien und Amerika zwischen den 65. und 67. Grade der Breite und dem 200. Gr. der Länge von Greenvich angerechnet gelegen sind, welche Länge und Breite einst D. Maty Stachtan für das Land Nitada oder Amerika angesetzet hat. Allein hievon geht die von Engel herausgegebene Karte des russischen Reichs weit ab, als worinn das Ende von Amerika und Asien näher gegen Westen und Süden gerücket ist. Diese Zweifel und Streitigkeiten werden gehoben werden, sobald die Engelländer das Tagebuch der letzten Cookischen Reise bekannt machen werden. Unstreitig würde uns dieser Mann, wenn er nicht durch das Geschoß aufgebrachter Wilden um das Leben gekommen wäre, nachdem er so viele Meere durchschiffet, so viele Stürme ausgestanden hatte, in diesen dunkeln Untersuchungen viel Licht angezündet haben. Wir erwarten mit Ungeduld, was uns die Russen wieder zurückbringen werden, welche vor wenig Monaten neuerdings, diese Meere zu befahren, und dem alten Streit ein Ende zu machen, ausgelaufen sind.

Vom nordwestlichen Europa kann man auch in Amerika zur See kommen. Hieran zweifelt niemand. Im Jahr 830 entdeckten die Norweger Grönland, errichteten daselbst Kolonien, und kamen daher öfter dahin. Auch

Eng-

Engelländer, Schweden und Dänen kamen bis zu diesen äussersten Nordgegenden; allein das Treibeis des Meeres, welches nach dem Zeugniß Joh. Munkens eines Dänischen Kapitäns an einigen Orten 300, an anderen 360 Schuhe dick ist, und theils die Wildheit der Einwohner, die sich ihren Absichten widersetzten, hinderten sie noch weiter zu gehen. Einige, welche im vorigen Jahrhundert Grönland besichtiget haben, versichern, die nordwestliche Küste dieses Landes sey von Amerika nur durch eine kleine Meerenge geschieden; wahrscheinlicher Weise hänge sich der Meerbusen, worein man durch diese Meerenge kömmt, an Amerika an; die Grönländer stehen mit den Amerikanern im Verkehr, und die Esquimaux, ein wildes amerikanisches Volk, sey von den Grönländern an der Leibesgestalt, Kleidung, Sprache und Lebensart, fast in nichts verschieden. Diese Nachrichten liefert uns Cranz in seiner Geschichte von Grönland. Wäre aber dieses eben so richtig, und gewiß, als es wahrscheinlich aussieht, so würde uns von dem Ursprung der Amerikaner kein Zweifel mehr übrig seyn. Da aber in dem unermeßlichen Amerika so unzählig viele Nationen ihre Wohnsitze haben, und eine von der andern an Gestalt, Sprache, Sitten, Gebräuchen, und Kleidern so sehr verschieden ist, so dünkt mir die Meinung noch immer am wahrscheinlichsten, welche den Amerikanern nicht einerlei Ursprung und Vaterland zumuthet. Da ich mit den amerikanischen Völkerschaften so lang umgegangen bin, so kommen mir diejenigen Schriftsteller allemal lächerlich vor, die da vorgeben, wer einen Amerikaner gesehen hat, habe alle gesehen; ein Indianer sehe dem andern so gleich, wie ein Ey dem andern. Allein ich habe mich über diese Materie, welche der Gegenstand der Wißbegierde so vieler ist, sehr weit, und beinahe wider meinen Willen ausgebreitet; denn zu meinem Plan gehört sie nicht.

Wie-

Wiewohl ich also von der Herkunft meiner Abiponer nichts Zuverläßiges angeben kann, so werde ich doch ihren Aufenthalt genau bestimmen. Sie wohnen in dem großen Striche Landes, welcher von Norden nach Süden zu zwischen dem großen Fluß Ināté und dem Gebiete von Santa Fé liegt, von Osten gegen Westen aber anfangs von dem Paraquay allein nachmals aber von der damit vereinigten Parana und dem Gebiete von S. Jakob umgeben ist; und sind in verschiedene Horden abgetheilet. Ohne Ackerbau und beständige Wohnplätze wandern sie stets hin und her. Theils sich einen Ort aufzusuchen, wo sie frisches Wasser an der Hand haben, theils sich vor dem nahen Feind in Sicherheit zu setzen sind sie immer herumzuziehen genöthiget. Die Abiponer, diese verschmitzten Räuber, ahmen geübten Schachspielern nach. Sobald sie in den südlichen Kolonien der Spanier Verwüstungen angerichtet haben, wenden sie sich nordwärts, weit von denselben weg. Haben sie hingegen der gegen Mitternacht zu gelegenen Stadt Assumtion mit Mord und Räubereyen zugesetzt, so eilen sie spornstreichs nach Süden. Haben sie in den Flecken der Quaranier und der Stadt Corrientes gewütet, so begeben sie sich mit ihren Familien in die gegen Westen gelegenen Schlupfwinkel. Haben sie endlich das Gebiet von S. Jakob und Korduba durch ihre Überfälle verheeret, so verbergen sie sich sammt ihren Hüttengenossen schlau hinter die Moräste, Inseln und mit Rohr bewachsenen Oerter, welche ihnen die Parana anbietet. Denn je weiter sie sich entfernen, und je beßer sie sich verborgen halten, desto gewisser entgehen sie der Rache der Spanier, welche, weil sie die Wege nicht wissen, die zu ihnen führen, oder auf denselben nicht fortkommen, die von den Wilden angerichteten Verwüstungen nicht rächen können, so gern sie auch wollten. Oft zwingt ein See oder Morast,

rast, über welchen die Abiponer spielend setzen; die spanischen Reiter, von denen sie verfolgt werden, zum Rückzuge.

In dem ganzen Lande, wo die Abiponer sich aufhalten, existirt nicht einmal eine bleibende Hütte. Nichtsdestoweniger ist darinn kein Ort, der nicht seinen eigenen Namen hätte: entweder von einem merkwürdigen Vorfall, der sich daselbst zugetragen hat, oder von einer besondern Eigenschaft dieser Gegend, kurz wie es bei den Hebräern einst üblich war. Ich will die berühmtesten dieser Oerter hier anführen. So heißt einer derselben Netagranàc Lpátage, Vogelnest, weil gewisse unseren Storchen sehr ähnliche Vögel daselbst auf sehr hohen Bäumen ihre Nester bauen. Liquinránala, das Kreuz, welches die Spanier dort einmal gepflanzet haben. Nihírenàc Leënererquiè, die Höhle des Tiegers. Paët latetà, die zerquetschten Brüste. Atopehènra lauatè, die Herberge der Wasserschweine. Lareca caëpa, die hohen Bäume. Lalegraicavalca, die weißen Sachen, weil einst an diesem Orte ein Hagel von unglaublicher Größe fiel, und so viele Thiere erschlug, daß die ganze Gegend von den ausgedörrten Gebeinen der Aeser ganz weiß aussah. Andere Gegenden erhielten von den Flüssen, welche daselbst vorbeifließen, den Namen. Die bekannteren sind: Evòrayè, der Fluß Parana oder Paraguay. Iñatè, der große oder rothe Fluß. Ychimaye, auf spanisch Rey, oder der König. Neboquelatel, die Mutter der Palmbäume, auf spanisch Malabrigo. Nárahagem, Inespin. Lachaoguè, Nauè Yealc. Ycham &c. Rio negro, verde, salado, &c. der schwarze, grüne, salzichte Fluß 2c. Die kleineren zahllosen Flüße, deren aber jeder seinen Namen hat, übergehe ich.

Ich

Ich habe gesagt, daß die Abiponer im vorigen Jahrhunderte an dem Ufer des großen Flußes Iñatè gewohnet, und nachher, als ein aus den Truppen von Salta und Tukuman zusammgesetztes Korps Spanier mehr lärmend als siegreich in Chaco eindrang, sich nach den südlichen Provinzen in Paraquay herabgezogen haben. Doch wanderten auch viele abiponische Familien, im J. 1760, nachdem die Ruhe wieder hergestellet war, theils an das Ufer des grossen Flußes und theils auch jenseits desselben in die gegen Norden gelegenen Gegenden, aus Furcht vor den südlichen Spaniern, denen sie durch wiederholte Uiberfälle vielen Schaden zugefüget hatten. Die letzte Kolonie der Abiponer zum h. Rosenkranz, welche ich selbst gebauet, und zwey Jahre verwaltet habe, liegt gleichfalls gegen Mitternacht bei 10 Meilen von Rio grande, in welchem Striche sich kurz vorher, wie wir gewiß wußten, die Tobas, eine wilde Nation, welche sich selbst Nataquebit nennen, aufgehalten hatten. Von dieser Kolonie werde ich an einem andern Orte sprechen.

Von dem Namen der Nation, deren Geschichte ich schreibe, will ich nur einiges im Vorbeigehen anmerken. Die Abiponer heißen bei den Mocobìs, Tobas, und Yapitalaquas Callagaic, bei den Quaycurus Comidì, bei den Vilelas Luk-uanit, das ist Leute, welche gegen Süden wohnen. Die Spanier nannten sie einst Callagaès oder Frontones wegen ihrer hohen Stirne, indem sie sich ihre Haare am Vorderhaupt auf 3 Zoll weit ausraufen, so daß die Stirne durch diese erkünstelte Kahlköpfigkeit unnatürlich breit wird. Es ist leicht möglich, daß ein lächerlicher Etymologienstümper, um sein Bißchen Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, das Wort Abipon vom griechischen ἵππος ein Pferd und α, welches einen Mangel bedeutet, herleite, so daß,

gleich-

gleichwie wir Leute ohne Wissenschaft, oder Religion Amusos oder Atheos heissen, also auch die Abiponer gleichsam Ahipones, das ist, Leute ohne Pferde genennet würden; welches freylich das Ungereimteste und Unrichtigste wäre, das sich denken läßt. Denn ob sie gleich vor der Ankunft der Europäer so wenig als die übrigen Amerikaner von einem Pferde gehöret hatten, so glaube ich dennoch, daß heut zu Tage kein Volk in Amerika ist, welches sich an der Zahl seiner Pferde mit den Abiponern messen kann. In ihren Kolonien kannte ich nicht wenige, welche bei 400 und noch mehr Pferde besassen. Dieß ist ganz begreiflich. Sie wohnen in Gegenden, in welchen eine zahllose Menge Waldpferde auf unermeßlichen Ebenen herumirrt, die man sich ohne eines Menschen Widerrede zueignen kann. Man braucht eben nicht gar lange Zeit um sie zahm zu machen. Ihr Unterhalt kostet nichts, indem die Mutter Natur für sie sorget. Wasser, Futter und Stall finden sie allemal auf dem Felde. Läßt es der Abiponer nicht an seinem Fleiße gebrechen, so hat er Pferde, so viel er will. Zur Zeit der Unruhen haben sie oft bei einem einzigen Einfall 3 bis 4000 aus den Meyereyen der Spanier weggeführet.

Zwentes Hauptstück.

Von der natürlichen Farbe der Amerikaner.

Wenn europäische Mahler eine menschliche Gestalt von brauner Gesichtsfarbe mit einer plattgedrückten und stumpfen Nase, drohenden Augen, einem grossen Bauche, von der Scheitel bis auf die Sohle nackt, und mit Haaren bewachsen, einem Satyr ähnlicher als einem



Kaschen, kurz ein Ebentheuer mit Pfeilen, Köcherzeugen oder Kolben bewaffnet, und mit einer bunten Federkrone auf dem Haupte mit ihrem Pinsel herstellen, so glauben sie allemal einen Indianer aus der neuen Welt nach dem Leben getroffen zu haben. Und in der That ich stellte sie mir auch nicht anders vor, ehe ich noch Amerika gesehen hatte. Allein meine Augen benahmen mir meinen Irrthum. Ich hieß die Mahler, welche mich so schändlich betrogen, öffentlich Verläumder der Amerikaner, welche sich wie die Dichter Hirngespinnste aushecken. Diese mahlen mit Worten, jene dichten mit dem Pinsel, beide ungeahndet.

So unzählige Indianer von so vielen Nationen ich auch nahe genug gesehen habe, so habe ich dennoch bei keinem die Fehler der Körperbildung, die man den Amerikanern durchgängig zumuthet, wahrgenommen. Trauet man meinen Worten nicht, so glaube man wenigstens meinen Augen. Kein Amerikaner ist schwarz wie ein Mohr, und auch keiner so weiß, wie viele Deutsche, Engelländer und Franzosen: doch giebt es aber auch viele weißere als manche Italiener, Spanier und Portugiesen. Dieß halte ich für eine ausgemachte Wahrheit. Die Farbe der Amerikaner ist weißlicht, wiewohl sie bei einigen Nationen ins Kornbraune, oder in eine noch bräunere einschlägt. Dieser Unterschied rührt, unseren Beobachtungen zufolge, bald von dem Himmelsstriche, worunter sie leben, bald von ihrer Lebensart, und bald vom Unterschiede ihrer Nahrung her. Denn wenn man, wie Ovid sagt *) auf dem Felde braun wird, so müßen die India-

*) Fuscantur corpora campo.

Indianer, welche auf dem freyen Felde den Sonnenstrahlen täglich ausgesetzet sind, nothwendig bräuner seyn, als die, welche in ihren vaterländischen Wäldern ihr ganzes Leben im Schatten hoher Bäume, welche die Sonne nie ganz bescheinet, zubringen. Unter diesen Waldbewohnern habe ich so weiße und schöne Leute gesehen, daß man sie in einem europäischen Kleide für Europäer gehalten hätte. Die Weiber sind weißer als die Männer, weil sie seltner aus ihrer Hütte heraustretten; und, setzen sie sich auch auf das Pferd, aus einem diesem Geschlechte angebohrnen Hange gefallen zu wollen, für ihre Schönheit mehr Sorge tragen. Damit ihre Reize durch die Sonnenstrahlen keinen Schaden leiden, pflegen sie ihrem Angesicht einen Sonnenschirm von Straußenfedern vorzuhalten.

Oft wunderte ich mich, daß die Wilden Aucas, Puelches oder Patagonier, und andere Bewohner des magallanischen Landes, ungeachtet sie dem Südpole, woher in Paraquay die Kälte kömmt, und den stets mit Schnee bedeckten Gebirgen von Chili näher wohnen, dennoch bräuner sind als die Abiponer, Mocobis, Tobas, und andere Völker, welche um 10 Grade näher gegen Norden, wo es wärmer ist, nämlich in Chaco sich aufhalten, und also von der Sonnenhitze mehr auszustehen haben. Wer weiß nicht, daß die Engelländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Niederländer und Deutschen, weil sie unter einem kälteren Himmelsstriche wohnen, auch gemeiniglich weißer aussehen, als die Spanier, Portugiesen, und Italiener, deren Vaterland unter einem hitzigeren Klima liegt. Was mag also die Ursache seyn, daß die südlichen Indianer, die Bewohner des kälteren Theiles von Paraquay, an Weiße von den mehr gegen Mitternacht wohnenden Abiponern übertroffen werden, da doch

diese

diese eine wärmere Luft einathmen? Ich lasse dieses sehr gerne der Untersuchung der Naturforscher über. Vielleicht daß auch die verschiedenen Lebensmittel zu diesem Unterschied der Gesichtsfarbe etwas beitragen? Die wilden Südländer nähren sich meistens blos mit dem Fleische der Pferde, und Straußen, welche in den dortigen Gegenden sehr häufig angetroffen werden. Vielleicht bräunet dieses ihre Haut? Auch die unter ewigem Eis vergrabenen Grönländer sind nicht weiß, sondern gelbbraun. Die Geschichtschreiber glauben hievon den G.und in dem Fischschmalz zu finden, welches sie stets und gern essen und trinken. Vielleicht ist auch die strenge Kälte, so wie die strenge Sonnenhitze der Weisse des Gesichts hinderlich? Aber gälte dieser Grund, warum sind denn die Bewohner der Feuerinsel (Terra del fuego) unter dem 55. Gr. der Breite an der äußersten südlichsten Gränze des mittägigen Amerika so weiß, wo doch noch im Jäner, einem Sommermonate, europäische Ankömmlinge erfroren seyn sollen, und es schon im März dem Anfange des Herbstes schneyet, und die grimmigste Kälte wütet. Dieses haben mir die spanischen Seeleute, mit denen ich nach Europa segelte, weitläufig erzählet. Sie konnten kein Ende finden, den unerträglichen Frost zu beschreiben, den sie nahe bei der Feuerinsel in der Insel Maloina, oder Malvina oder auch nach andern Maclovia, wo sie sich eine Zeitlang aufhielten, ausstehen mußten. Selbst im Haven wurde das Schiff alle Tage voll angeschneyet: und ihre Hände und ihr ganzer Leib erstarrten dergestalt, daß sie, wenn sie sich nicht durch häufiges Brandweintrinken erhitzet hätten, zu ihren Schiffsverrichtungen untüchtig gewesen wären. Diese südlichen Nationen nämlich die Puelches, Aucas, &c. wohnen näher, als andere Völker bei Afrika. Sollte uns diese nähere Lage nicht auf die Vermuthung führen, daß sie aus Afrika herstammen, und ihre brau-

ne Farbe als ein Erbtheil aus diesem Welttheile mit sich gebracht haben? Deucht dieser Gedanke jemanden annehmlich, so mag er wieder zusehen, wie er sich mit der Schwierigkeit abfindet, mit der sie über das große Weltmeer zwischen Afrika und Paraquay ohne Kompaß geschiffet haben müßen.

Da ich hier der wilden Bewohner des magallanischen Landes erwähnet habe, so will ich zugleich den Irrthum widerlegen, der in Ansehung der Patagonier bei so vielen Europäern eingewurzelt ist. Viele zählen sie in ihren Geschichten den Riesen und den Abkömmlingen der Cyklopen bei, und viele glauben ihnen noch itzt. Allein beide betrügen sich. In dem Tagebuch des holländischen Admirals Olivier van Nord, welcher im Jahre 1598 während seiner dreyjährigen Fahrt mit 4 Schiffen die ganze Welt umsegelte, und bei dieser Gelegenheit auch durch die magallanische Meerenge schiffte, wird die Größe dieser Leute auf 10 oder 11 Schuhe angegeben. Die Engelländer, welche im J. 1764 unter dem Byron durch die nämliche Meerenge geschiffet haben, gestanden ihnen 8 Schuhe zu. Diese Leute scheinen sie durch ein Vergrößerungsglas angesehen, oder sich eines anderen Maaßstabes bedienet zu haben. Im J. 1766 maßen die Kapitäne Wallis und Carteret die Patagonier, und fanden sie 6, oder 6 und einen halben Schuh hoch. Im J. 1767 maß sie der berühmte Bougainville abermal, und fand sie nicht höher als Wallis. Der P. Joseph Falkoner aus Engelland, ein starker Philosoph und Mediziner, und einst mein Mitpriester in Paraquay, welcher lange Zeit in den Missionen in der Terra magallanica gearbeitet, findet die Meinung der Europäer, welche die Patagonier zu Riesen machen, lächerlich, und bezeuget, daß der vornehmste Cazique in diesem Lande Kangapol, welcher über alle Patagonier hinausragte, ungefehr 7

Schuhe

Schuhe gemessen habe. Vielleicht, daß ihn auch seine Augen täuschten? Nun so höre man mich gleichfalls als einen Augenzeugen an. Gleich nach meiner Ankunft aus Europa sah ich zu Buenos Ayres eine zahlreiche Schaare von diesen Wilden. Ich habe zwar keinen gemessen, aber durch einen Dollmetschen mit ihnen geredet. Ich gestehe, daß sie sehr groß sind. Aber so groß sind sie nicht, daß sie darum Riesen zu heißen verdienten. Will man die Patagonier unter die Riesen rechnen, so muß man auch alle berittenen Indianer in Paraguay, als die Abiponer, Mocobis, Lenguas oder Oaecacalòt, Mbayas &c. denselben beizählen: denn sie geben den Patagoniern an Größe nichts nach, wiewohl diese etwas untersetzter, bräunlicht, und minder schön sind. Nicht nur unter den europäischen Armeen sehen wir täglich unzählige Reiter und Fußgänger, sondern auch in den Städten und Dörfern giebt es eine Menge Menschen, welche an Größe den Patagoniern nicht weichen. Dieses Märchen von den riesenmäßigen Patagoniern ist durch die an dem Ufer des Meeres gefundenen Knochen, welche man für Riesenknochen hielt, entweder entstanden, oder bekräftiget worden. Im vorigen Jahrhundert hatte jemand, der in dem magallanischen Meere herumgefahren war, vorgegeben, er hätte in puerto deseado (den verlangten Haven) ein 16 Schuhe langes Menschengerippe gesehen. Die Spanier, welche von ihrem Könige, wie ich oben erzählet habe, im Jahre 1745 diese Küsten zu besichtigen ausgeschicket wurden, fanden 3 todte Körper von Wilden, welche weder länger noch dicker als gewöhnliche Menschenkörper waren. Der obenerwähnte P. Th. Falkoner erzählet, daß er auch an dem Ufer des Carcaranal oder des dritten Flußes, ehe er sich in die Parana ergießt, verschiedene Riesengebeine, als Schulterbeine, Rippen, Trümmer von Hirnschädeln und Backzähne, welche an der Wurzel 3 Zoll im Durch-

 Schnit-

schnitte massen, gesehen habe. Nach dem Zeugniße anderer werden nicht selten dergleichen Gebeine an dem Gestade der Parana, und des Paraquay ausgegraben. Der Inca Garcilasso de la Vega, dieser Livius von Peru, versichert sogar das Nämliche von diesem Reiche. Nach ihm sollen auch noch bei den Indianern Traditionen herumgehen, daß die Riesen, welche einst ihr Land bewohnet haben, zur Strafe für ihre sodomitische Greuel durch die rächende Gotteshand von der Erde hinweggetilget worden seyn. Allein man muß auch wissen, daß dieser Geschichtschreiber von der Klasse derjenigen nicht ist, auf die man sich völlig verlassen kann, indem er uns auch oft in seinen Geschichten alter Weiber Märchen für Ueberlieferungen auftischet. Aber auch zugegeben, daß diese Gebeine, wo sie auch immer gefunden seyn mögen, und welche vielleicht Wallfischen oder andern großen Thieren zugehörten, von Riesen herrühren, so wird doch niemand daraus schließen können, daß die Riesen da, wo ihre Rippen gefunden wurden, gewohnet haben. Konnten sie denn nicht auch anders woher durch die ausgetrettenen Flüße in das Meer, und auf diesem in die entlegensten Länder gekommen seyn? Hat man denn nicht auch in den Eingeweiden der höchsten Berge Elephantenknochen, Anker und Trümmer ungeheurer Meerschiffe gefunden, welche ohne Zweifel durch unterirrdische Kanäle aus dem Meere dahin gekommen sind. Man lese Kirchers unterirrdische Welt, und andere, die hierüber geschrieben haben. Von den Riesengebeinen mögen meine Leser glauben, was sie wollen, wenn ich sie nur davon überzeuge, daß die Patagonier keine Riesen sind.

Drittes Hauptstück.

Von der Gestalt und dem Körperbau der Abiponer.

Die meisten Abiponer haben eine einnehmende Gestalt, regelmäßige Gesichtsbildung und beinahe die Züge der Europäer, die Farbe ausgenommen, welche, wie ich schon gesagt habe, bei den Erwachsenen nicht sehr weiß, aber dennoch von der Schwärze der Mohren und Mulaten sehr weit entfernt ist. Denn die natürliche Weiße, mit der ihre Kinder auf die Welt kommen, geht in der Folge theils durch die Sonnenhitze, theils durch den Rauch in eine etwas bräunere über; weil sie beinahe ihr ganzes Leben hindurch stets auf dem Felde in der Sonne herumreiten, und wenn sie in ihrer Hütte, welche ihnen zugleich Zimmer, Küche, und Speisesaal ist, ein wenig ausruhen, Tag und Nacht auf dem Boden ein Feuer unterhalten, dessen Hitze und Rauch sie nothwendig auch ein wenig abbräunen muß. Bläst nur ein wenig ein kühler Sudwind; so rücken sie das Feuer zu ihrer Liegerstätte, oder unter die Hangmatte, auf der sie liegen, so daß sie wie Schweinsschünken in dem Kamine durch und durch geräuchert werden. Die abiponischen Weiber bewahren ihre Schönheit wider die Sonne mit einem Sonnenschirm. Daher sind sie auch meistens weißer als die Männer. Diese, weil sie blos von Feinden gefürchtet, nicht geliebt werden, schrecken und nicht reizen wollen, dünken sich desto schöner, je mehr sie von der Sonne verbrannt sind, und jemehr sie Narben aufzuweisen haben.

Ich habe bemerkt, daß die meisten Abiponer schwarze und kleine Augen haben. Aber aus diesen kleinen Augen sehen sie schärfer, als wir aus unsern grosen; denn sie unterscheiden alles auf das genaueste, was auch der scharfsichtigste Europäer nicht ausnimmt, so klein, oder so entfernt dasselbe auch seyn mag. Auf unsern Reisen sahen wir oft in einer weiten Entfernung etwas laufen ohne doch errathen zu können, was es war. Die Abiponer sagten uns auf der Stelle, ob es ein Pferd oder Maulthier, schwarz oder weiß, oder falblicht aussah. Wenn wir in die Nähe kamen, fanden wir allemal ihr Urtheil richtig. Einst gieng der P. Joseph Brigniel, ein sehr kleiner Mann, und damals mein Amtsgefährter zu S. Hieronymus, auf dem Felde spazieren. Ein grosser Abiponer auf einem gleichfalls sehr hohen Pferde entdeckte auf dem Gesichte des Paters einen Floh, welchen er im Herabsteigen vom Pferde mit der Hand fieng. Haraì Pay! neteguink Loapâràt waren seine Worte, Pater! hier ist dein Floh. Aus dieser Anekdote mag man auf die Schärfe ihres Gesichts schliessen. Die kleinsten Bienen, welche auf den Wiesen und deren Blumen hin und her flattern, entgehen ihren Augen nicht. Sie gehen ihnen sogar in die Wälder bis zu ihren Bienenstöcken nach, um ihnen ihr Honig wegzunehmen. Dieß mag genug seyn die grosse Sehkraft ihren kleinen Augen zu beweisen, wiewohl ich mehrere Beispiele davon anführen könnte. Sie sehen das mit blossen Augen, was wir mit einem Vergrösserungsglase oder Fernrohre kümmerlich entdecken.

Wenn irgend eine Nation sich durch einen schönen Wuchs auszeichnet, so sind es die Abiponer. Eine stumpfe, plattgedrückte, eingebogene, oder wie die der Mohren aufwärts gegen die Stirne zu gebogene, oder besonders dicke Nase erinnere ich mich nicht bei ihnen gesehen zu haben. Hingegen ist eine Adlernase oder schöne lange und

spi-

hitzige bei ihnen nichts seltenes. Von den Mißgestalten und Leibesfehlern, welchen die Europäer so häufig unterworfen sind, weiß man bei ihnen nichts. Einen bucklichten, kropfichten, krummbeinichten oder scheelsüßigen, oder stotternden Abiponer, der das R und S nicht recht aussprechen könnte, mit einer Haasenscharte oder einem Schmeerbauch giebt es gar nicht. Sie haben weiße Zähne, und bringen sie meistens unversehrt in das Grab.

Man sieht wohl in Paraquay zuweilen zwergenmäßige Pferde; aber einen zwergenmäßigen Abiponer, oder auch einen andern Indianer, der ein Zwerg wäre, niemals. Unter so vielen tausend Indianern habe ich nicht einen einzigen angetroffen. Dieses ist keinem Zweifel unterworfen. Die meisten Abiponer sind so groß, daß sie, wenn ihr Geist mit ihrem Körper übereinstimmte, unter den österreichischen Grenadieren dienen könnten. In ihren 4 Kolonien (sie hatten nicht mehrere) habe ich während der 7 Jahre, die ich daselbst zubrachte, nur drey gekannt, die in Ansehung ihres Wuchses eine Ausnahme von der Nation machten, klein vom Körper, aber ihrer Herzhaftigkeit, Kriegskunst und Thaten wegen, sowohl bei den Ihrigen, als auch bei den Spaniern besonders berühmt waren. Der erste von ihnen hieße Debayakaikin. Er war der vornehmste der abiponischen Cariquen, und wurde, weil er so gar klein war, von den Spaniern el petizo, der Kleine, genannt, aber in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet. Von ihm werden wir noch oft zu sprechen haben. Der zweyte hieß Kevachichi, ein sehr glücklicher Anführer. Der dritte nannte sich Hamihegemkin, ein im Kriege unermüdet thätiger, unerschrockener, und schlauer Mann. Als uns einst die unvermuthete Ankunft eines zahlreichen Schwarmes Feinde in unserer Kolonie Furcht einjagte, weil die meisten Einwohner derselben auf der Jagd waren, so gab er uns von seiner Ver-

schlagenheit und seinem Talente zum Kriege die schönsten Beweise, indem er den Feind theils durch Kühnheit und theils durch List zum weichen brachte. Man verwundere sich nicht, daß so grosse Seelen in so kleinen Körpern gewohnt haben: Denn wo des Körpers wenig ist, da ist des Geistes mehr. Man höre was Statius sagt: **Eine Heldenkraft beseelte den unansehnlichen Körper** *). „Ihnen, sagt Klaudian von dem getischen Kriege, nachdem er die Alanen als eines der streitbarsten Völker „gerühmet hatte, gab die Natur kurze Glieder aber Riesenseelen; und ein schrecklicher Grimm funkelte in ihren „Augen." **) Was ist beißender als das kleinste Pfefferkorn? Die kleinen kaum eine Spanne langen Skorpionen und Schlangen thun oft mehr Schaden, als die größten in Amerika. Alexander der Macedonier, und Attila der Hunnenkönig waren eben so unansehnlich vom Körper, als groß an ihren Feldherrneigenschaften. Man verarge es mir nicht, daß ich mich zu so geringen Dingen so grosser Beispiele bediene. Ich weiß wohl, daß die Wilden Debayakaikin, Kebachichi und Hamihegemkin mit dem Alexander und Attila nicht verglichen werden dürfen; denn diese waren die Geiseln der Welt, und Kriegeshelden, eroberten Städte, und Provinzen, während daß jene bloß in Paraquay den Spaniern furchtbar einige Flecken und Meyereyen verwüsteten.

Bart haben die Abiponer, wie ich schon gesagt habe, keinen. Ihr Kinn ist glatt, wie aller Indianer, deren beide Eltern Amerikaner waren, ihres. Entdecket man an einem Indianer etwas von einem Bart, so war sicher

*) I. Thebaid. Major in exiguo regnavit corpore virtus.

**) Cui natura breves, animis ingentibus artus
Finxerat, immanique oculos infecerat ira.

scher eines von seinen Eltern oder Voreltern aus Europa. Warum alle Amerikaner unbärtig sind, ist ein Räthsel, das sich nicht entziefern läßt, und das alle diejenigen, welche es auflösen wollten, in neue Schwierigkeiten verwickelten. Bisher konnte noch niemand dieses Naturgeheimniß enthüllen. Ich läugne nicht, daß den Amerikanern um ihr Kinn etwas Wollichtes hervorsprosse, so wie man auf den sandichten und unfruchtbaren Aeckern hie und da etwas von einer Aehre erblickt: allein auch diese Wolle, welche man aber bei Leibe nicht in die Klasse der Bärte setzen darf, wollen sie auf ihrem Kinn nicht dulden, sondern rausen selbe öfters aus der Wurzel aus. Hier ist ihre sonderbare Barbiermethode. Ein altes Weib macht den Barbier. Sie setzet sich zum Feuer auf den Boden nieder und läßt den Abiponer, der sich gleichfalls auf die Erde niederlegt, seinen Kopf in ihren Schooß legen. Das Gesicht des zu barbierenden bestreuet sie häufig mit warmer Asche, reibt sie ihm tüchtig hinein, welches hier die Stelle des Einseiffens vertritt, und raufet ihm mit einer kleinen elastischen Rupfzange von Horn jedes Haar sorgfältig aus. Diese Operation soll nach ihrer Aussage keinen Schmerzen verursachen. Um mich davon zu überzeugen, wollte einer freundschäftlich seine Zange an mein Kinn ansetzen. Ich hatte alle Mühe mich aus den Händen dieses ungestümmen Barbierers herauszuwinden; und wollte ihm lieber glauben, als mich rupfen lassen. Der Gebrauch des Barbiermessers ist in Europa weder allgemein, noch sehr alt. Von den Alten pflegten sich viele den Bart mit einer Scheere abzuschneiden, viele mit einer glühenden Kohle abzubrennen, und andere mit einer Rupfzange auszuziehen. Daher ist auch der Gebrauch, die Schaafe zu scheren nach dem Zeugniße des Varro (l. 2. de re rustica c. 11.) weit jünger als das Ausraufen der Wolle. Erst im Jahr 454 nach Erbauung der Stadt Rom soll nach eben diesem Schriftsteller P. Ticinius Mena die ersten

sten Bartscherer aus Sicilien nach Rom haben kommen lassen. Ich erzähle dieses, damit es niemand befremde, daß die Wilden in Paraquay die Rupfzange dem Barbiermesser vorziehen.

Den Schmerz, den die Alte mit ihrer Zange dem Abiponer verursacht, verbeißet selber, um ein glattes und unbärtiges Gesicht zu erhalten; weil man daselbst das rauhe und haarichte durchgängig verabscheuet. Deßwegen duldet auch keines von beiden Geschlechtern die Haare, die ihnen die Natur zugegeben hat. Sie pflegen sich daher ihre Augenbraunen und Augenlieder öfters ausrupfen zu lassen. Von dieser Nacktheit der Augen, die auch das schönste Gesicht häßlich machen würde, glauben sie, daß selbe ihre Reize und ihre Schönheit ungemein vermehre. Die Europäer, deren starke Augenbraunen ihnen auffallen, verlachen und verachten sie. Sie heißen selbe die Straußenbrüder, weil sich der Strauß gleichfalls durch ein starkes Augenbraun auszeichnet. Sie wähnen, die Haare umnebelten die Augen, und wären ihnen im sehen hinderlich. Aus diesem Grunde pflegen sie sich allemal, so oft sie in die Wälder auf eine Honigsammlung ausgehen, und mit leeren Händen zurück kommen, damit zu entschuldigen, die Augenlieder wären ihnen nachgewachsen, und darum hätten sie die herumschwärmenden Bienen, welche ihnen sonst ihren Aufenthalt verrathen, nicht ausnehmen können. So lächerlich uns auch der Gebrauch der Abiponer ihre Augenbraunen auszuziehen, vorkommen mag, so haben sie dennoch auch hierinnfalls an den Alten ihre Vorgänger. Nach dem Herodot (in der Euterpe) pflegten sich die Priester der Isis in Aegypten ihr Haupt, die Augenbraunen und Augenlieder, kurz den ganzen Leib rein abzuscheren, und damit ihnen nichts nachwüchse, so wiederholten sie alle drey Tage diese Vorsicht. Hierauf spielt Martial an, da er sagt: „Glaube mir, tilge an meinem ganzen Leib alle Haare

„ hin-

„hinweg" *) Daß sich Eudox, ein Meßkünstler, Augenlieder und Augenbraunen abgeschoren habe, erzählt Laerz und wird auch vom Synesius (vom Lobe der Kahlheit) bestättiget. Auch Gott hat den Israeliten (Num. 8.) ein Gesetz gegeben, vermög dessen sich die Leviten alle Haare ihres Leibes abschéren sollten. Hieraus erhellet das Alterthum der Gewohnheit, sich die Gesichtshaare wegzunehmen, welche noch itzt bei den Abiponern, Mokobiern, Tobas, Quaycurùs, und anderen berittenen paraquayischen Völkerschaften im Schwange geht. Von den Gesichtshaaren wollen wir zu den Haupthaaren übergehen.

Alle Abiponer haben dicke und kohlschwarze Haare. Diese Farbe haben sie mit allen Nationen in Paraquay, die ich gesehen habe, gemein. Ein weißhärichtes oder ein rothhärichtes Kind würde als ein Ebentheuer betrachtet und schwerlich beim Leben gelassen. Nach dem Unterschied der Nationen, der Zeiten und der Stände ist auch ihr Haarzuschnitt verschieden. Die wilden Abiponer, welche noch in keiner Kolonie wohnen, scheren sich das Haupt bis auf einen kleinen Kranz von Haaren, der um den ganzen Kopf herumgeht, vollkommen wie einige unserer Mönche. Diesen Gebrauch habe ich bei den wilden Waldbewohnern in Mbaèberà und auch bei anderen Völkern beobachtet. Doch lassen sich die Weiber der Mbayas auf ihrem im übrigen ganz geschornen Kopf einige Haare stehen, welche von der Stirne bis an den Hintertheil, wie der Federbusch an einem Helm, in die Höhe stehn. Weil die Wilden weder Barbiermesser noch Scheeren haben, so bedienen sie sich hierzu einer an einem Steine geschärften Muschel, oder des Gebisses der Fische Palometa. Die Abiponer, welche in Kolonien wohnen, flechten sich meistens ihre Haare in Zöpfe, wie sie unsere Soldaten in Eu-

*) Extirpa, mihi crede, pilos de corpore toto.

Europa tragen. Eben dieses thun auch ihre Weiber mit diesem einzigen Unterschied, daß diese um ihre Zöpfe ein weißes baumwollenes Band winden, so wie unsere Europäer die ihrigen in ein schwarzes wickeln. Gehen sie aber in die Kirchen, oder trauern sie ihrer alten Sitte gemäß einem Verstorbenen zu Ehren, so lassen sie ihre Haare fliegen, und zum Theil auch über ihre Schultern herabhängen. Bei den Quaraniern beobachtet man gerade das Gegentheil. So lang sie sich ohne Religion in ihren Wäldern aufhielten, trugen sie lange Haare; nun aber, da sie Christen geworden sind, schneiden sie sich selbe wie die Priester. Ihre Weiber und Töchter aber flechten sich noch immer ihre langen Haare in ein weißes Band, und gehen sowohl in als außer dem Hause damit herum, wiewohl sie den Religionsübungen in der Kirche nicht anders als mit offenen und ungebundenen Haaren beiwohnen. Auch die spanischen Landleute pflegen mit ihren gebundenen Haaren nur bis an die Schwelle der Kirche zu gehen, um sie dort aufzulösen und mit ungebundenen ganz hineinzutretten. Alle Amerikaner glauben dadurch Gott die seinen Tempeln schuldige Ehrerbietung zu bezeugen. Sie beschämen dadurch so viele Europäer, die nicht anders als ängstlich gekräuselt, mit Locken und tausend Läppereyen mühsam behangen ihren Fuß in das Haus des Allerhöchsten setzen.

Frühe nach dem Aufstehen setzen sich die abiponischen Weiber auf die Erde hin, um ihren Männern die Haare zu recht zu machen, als welche sie binden und einflechten. Ein Bündel Borsten von einem Wildschwein oder aus dem Schwanze eines Ameisenbäres dienet ihnen statt eines Kammes. Bei den Indianern wird man nur sehr selten ein von Natur krauses Haar antreffen, ein durch Kunst gekräuseltes niemals. Kahl werden nur die wenigsten, grau aber sehr spät, und als ganz abgelebte Greise.

ẞ. lächerlich, aber merkwürdig ist es, daß die Abiponer, Mokobier, Tobas &c. ihre Haare ohne Unterschied des Geschlechts oder des Alters von der Stirne gegen die Scheitel zu also ausräusen, daß sie auf dem Vorderhaupt wenigstens drey Finger breit kahlköpfig sind. Diese Kahlköpfigkeit heißen sie Nalemra, und halten selbe für das edelste und beinahe gottesdiestliche Ehrenzeichen ihrer Nation: darum lassen sie auch dem neugebohrnen Kinde durch die Hand eines ihrer Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen, (diese Schälke vertretten bei ihnen die Stelle der Aerzte und Priester) die Haare des Vorderhauptes abschneiden. Die Ceremonie ist diesen Wilden eben so wichtig, als die Beschneidung den Hebräern, und die Taufe den Christen; und scheint nur von den ältesten Peruanern auf diese Nation gekommen zu seyn; denn die Peruaner pflegten ihren zweyjährigen Kindern allemal ihre ersten Haare in Ermanglung eines Messers mit einem schneidenden Kieselstein abzuschneiden; welches Geschäft von den Blutsbefreundten nach der Verwandschaftsordnung verrichtet wurde. Aber auch außer Amerika gab es Völker, welche sich die Haare des Vorderhauptes beschnitten, damit sie ihnen nicht im Treffen hinderlich fielen. Also sagt Plutarch im Theseus. Allein weil die Streitsüchtigen Deutschen sich vornehmlich darauf verstanden mit dem Feind handgemein zu werden, so schnitten sie sich die Vorderhaare ab, um ihren Feinden alle Gelegenheit zu benehmen, sie bei denselben anzufaßen. Doch lesen wir auch von den Franken, daß sie einen Schopf von Haaren auf der Stirne stehen ließen, um ihren Feinden in der Schlacht desto fürchterlicher zu scheinen.

Auch das ist bei den Abiponern eingeführt, daß man der Wittwe unter vielem Wehklagen der Weiber und Schweigen der Männer die Haare abscheret, und mit einer

schwar-

schwarzen oder aschengrauen von Caraquatafäden gewebten Kapuze bedecket, welche sie durchaus nicht eher ablegen darf, als bis sie eine neue Heurath geschlossen hat. Auch den Wittwern wird unter vielem Gepränge der Kopf geschoren, und ein netzförmiges Häubchen aufgesetzt, welches er erst dazumal weglegt; wann die Haare wieder nachgewachsen sind. Bei der Trauer für einen verstorbenen Caciquen schneiden sich alle Männer ihr langes Haar ab. Bei den christlichen Indianern ist das eine der schändlichsten und schmachvollesten Straffen, wenn man einer liederlichen Weibsperson den Kopf abscheret. So viele Abwechslungen und Verschiedenheiten der Kopftracht giebt es bei den Wilden. Allein ich will meine Ehre verloren haben, wenn man nicht bei den gesittetesten Europäern noch mehrere sieht. Sind denn der Frisuren weniger als der Köpfe, oder sehen und belachen wir nicht alle Jahre neue Moden? Wie viele giebt es nicht, die kein anderes Verdienst haben, als das ihnen ihr Friseur giebt und von denen man mit Seneka (im Buch von der Kürze des Lebens 11. Kap.) fragen kann? Wer von ihnen sieht nicht lieber sein Vaterland als seine Locken in Unordnung? Wie! du nennst sie Müßiggänger, sie, die der Spiegel und der Kamm so sehr beschäftigen. Von allen diesen ist keiner, der nicht lieber niedlich gekräuselt, als ehrlich heißen wollte. Ich habe bisher die vortheilhafte Gestalt der Abiponer beschrieben; nun will ich meinen Lesern sagen, wie sie selbe verunstalten.

Vier-

Viertes Hauptstück.

Von den bei den Abiponern von Alters her gebräuchlichen Verunstaltungen ihrer natürlichen Gestalt.

Die Begierde schön zu seyn ist auch der Seele des Wilden eingepflanzet. Allein er bedienet sich zu seinem Endzweck solcher Mittel, welche alle Schönheit nothwendig zerstören. Wirklich macht sich der Abiponer niemals häßlicher und abscheulicher, als da er sich zu zieren glaubt. Man sieht unter dieser Nation Knaben und Mädchen von einem reizenden Wuchs, einer blendenden Gesichtsfarbe, und einer Stimme, um die sie viele Europäer beneiden würden. Aber ihre Schönheit ist hinfällig und zergänglich wie der Blumen ihre. Wie sie aufwachsen, verblühen sie, und ihre natürlichen Reize werden durch allerlei Charaktere und andere Mittel, von denen ich gleich sprechen werde, wieder ganz vertilget. Viele unserer Europäer verunstalten sich, da sie alle fremde Thorheiten nachäffen und nach immer neuen ausländischen Moden haschen. Die Abiponer hingegen schänden ihre Bildung und machen sich schreckbar, weil sie auf ihre alte Gebräuche bis zum Unsinne erpicht von den Sitten ihrer Väter nicht einen Nagelbreit abweichen wollen. Nach ihren Beispielen verunzieren sie sich durch allerlei Züge, deren einige beiden Geschlechtern gemein, andere aber den Weibern allein eigen sind. Diese Züge werden mit spitzigen Dornen in das Fleisch eingestochen, und mittelst der Asche, die man in die frische Wunde einstreuet, schwarz und unauslöschlich. Auf der Stirne lassen sie sich ein Kreuz, an den

beiden Augenwinkeln zwo kleine gegen die Ohren hin gezogene Linien, oberhalb der Nasenwurzel aber, zwischen den zweyen Augenbraunen, vier Querstriche, welche wie ein Rost gegittert sind, eingraben. Diese Charaktere haben alle gemein, weil sie selbe als ein Nationalzeichen ansehen, und sich dadurch von allen anderen Völkerschaften unterscheiden. Alte Indianerinen stechen selbe mit Dornen nicht nur in die Haut, sondern auch in das Fleisch ein, und bestreuen selbe wie gesagt, wenn sie noch vom Blut triefen, mit Asche, welche sie schwarz und zwar für die ganze Zeit ihres Lebens unauslöschlich macht. Was diese Zeichen bedeuten, oder bedeuten sollen, weiß ich nicht, so wenig als die Abiponer, die sie tragen. Sie haben selbe von ihren Vätern überkommen; dieß allein wissen sie, und das ist ihnen auch Grundes genug ihre thörichte Gewohnheit fortzusetzen. Viele amerikanische Völkerschaften haben in ihrer Sprache kein Wort, welches ein Kreuz bedeutete. Wenn sie also das Christenthum annehmen und sich mit dem Kreuze bezeichnen, so nehmen sie das lateinische Wort Crux oder das spanische Cruz zu Hilfe, welches sie aber jämmerlich radebrechen. Die Peruaner sagen in ihrer Sprache Quichoa: *Cruspa*; die Quaranier: *Curuzu*; die Chiquiten: Curuzis; die Zamuci und alle, die ihre Sprache reden, nämlich die Ygaroni, Kaipotades, Karaoì, Tunachi, Ymonii &c. *Curuzirè*. Die Lules, Isistines und Vilelas aber sprechen wie die Spanier *Crux* ohne Verstümmelung. Indessen giebt es dennoch einige Völker, die für das Kreuz ein eigenes Wort haben. Die Abiponer nämlich heißen es: *Likinr̈ánala*; die Mokobier: *Latizenr̈anr̈at*; die Tobas *Lotisdagáñadac*; die Mataquay oder Ychibachi: *Lekukilùs*; die Mbayas endlich: *Nikenága*.

Ich habe nicht allein das Kreuzzeichen auf der Stirne aller Abiponer eingegraben, sondern auch schwarze Kreu-

Kreuze in ihren rothwollenen Kleidern eingewebet gesehen. Dieß muß jedem sonderbar vorkommen schon darum, weil sie dazumal im Christenthume noch nicht unterrichtet waren, folglich auch weder die Bedeutungen noch die Kraft des h. Kreuzes erkannt hatten. Vielleicht haben ihnen die Spanier, welche in ihre, oder ihre Landsleute, welche in der Spanier Gefangenschaft gerathen waren, einige Begriffe von der Verehrung des Kreuzes und dessen heilsamen Wirkungen beigebracht? Wie aber, wenn sich das Alter dieser Kreuzesbilder weit über den Zeitpunkt der Ankunft der ersten Spanier in Paraquay hinaus erstrecket? Gewiß ist es, daß die Incas, Könige von Peru, ein aus Chrystalljaspis (einem glänzenden Marmor) gehauenes Kreuz sehr hoch achteten, vielleicht auch verehrten. Man fand es drey Viertheile von einer Elle lang, 3 Zoll breit, und eben so dick. Alle Ecke desselben waren gleich und schimmerten prächtig. Dieses Kreuz war überhaupt sehr künstlich gearbeitet; aber niemand wußte, wann, wo, oder von wem es verfertiget worden ist. Die Incas hatten es zu Cusco in dem königlichen Pallast an dem geheiligten Ort Huaca aufbewahren lassen, bis sich endlich die Spanier des ganzen Landes und der königlichen Schätze und bei der Gelegenheit auch des kostbaren Kreuzes bemächtigten, und dasselbe in den vornehmsten Tempel der Stadt versetzten. Am wahrscheinlichsten deucht mir, daß die Kenntniß oder die Werthschätzung des Kreuzes so wie andere Gebräuche aus Peru in Paraquay verpflanzet worden ist, als sich eine Menge Indianer aus Furcht vor den Spaniern in dieses Land retteten. Ich erinnere mich hiebei einer Stelle des Nicephorus, welche hier an ihrem rechten Ort steht. Dieser Schriftsteller erzählt im 18. Buche 20 Kap., daß die Türken, welche Cosroes, König in Persien, nach Constantinopel geschickt hatte, an ihrer Stirne ein eingebranntes Kreuz trugen. Auf die Frage, warum sie ein Zeichen trügen, das sie nicht verehrten,

antworteten sie, sie wüßten von Christen, daß das Kreuz ein treffliches Mittel wider die Pest sey, und daß sie davon durch eigene Erfahrung überzeugt wären. Dieser Kreuzesmaale, welche sich die Türken nach der Anweisung der Christen auf die Stirne gebrannt hatten, erwähnt auch Paulus der Diakon: und nach dem Zeugniße des Kardinals Baronius sollen die Türken bis auf das Jahr 591 durch diese fromme Vorsicht von der Pest verschont geblieben seyn. Auch die Jakobiten, welche der Ketzerey des Jakob aus Syrien anhiengen, brannten sich mit einem glühenden Eisen das Zeichen des Kreuzes ein, wie der Abbt Joachim in seinem Anhang von den christlichen Nationen erzählt. Die unrecht verstandenen Worte des Johannes des Taufers (Matth. 3. K. 11. V.) **Er wird euch taufen im heiligen Geist und durch das Feuer**, hatten den Jakobiten zu ihrer Irrlehre Anlaß gegeben, indem sie ihre Neugläubigen statt der Taufe mit dem Zeichen des Kreuzes brandmarkten. In den ruhigeren Zeiten der Kirche, da sich die alten Christen frey zu ihrer Religion bekennen durften, brannten sie den Christusnamen in ihre Hände. So bezeugt es wenigstens Saueius. Haben doch auch einige Afrikaner (die Marbet) ohne vom Christenthum etwas zu wissen das Kreuz ihrer Stirne eingedrückt. Eben dieses brennen sich auch die portugiesischen und spanischen Matrosen in ihren Arm ein, wie ich vielmals gesehen habe, damit sie nicht, wenn sie von den Mohren gefangen würden, ihren Glauben verläugnen könnten. Allein welche Absicht die wilden Abiponer bei ihren Kreuzzeichen auf der Stirne und in ihren Kleidern gehabt haben mögen, weiß ich wahrlich nicht.

Nicht zufrieden mit den Maalen, welche beide Geschlechter bei den Abiponern gemein haben, lassen sich ihre Töchter noch allerlei Charaktere in ihr Angesicht, ihre Brust und Arme einstechen, so daß sie wie türkische Tapeten

ten ansehen. Je vornehmer oder ansehnlicher ein Mädchen bei ihrem Volke ist, desto mehr muß sie sich zerstechen lassen. Diese Zierrathen kosten ihr nicht wenig Blut, aber noch weit mehr Seufzer. Hier ist die ganze Trauerscene. Findet man das Mädchen bei den Qualen, die dasselbe ausstehen muß, nicht bedauernswerth, so wird man dennoch die unsinnige Sitte lächerlich und abscheulich finden. Sobald die Natur durch irgend ein Zeichen die Mannbarkeit des Mädchens außer Zweifel gesetzet hat, sobald wird es nach hergebrachter Gewohnheit bezeichnet. Eine alte Indianerin setzet sich nämlich auf die Erde, und nimmt den Kopf der zu bezeichnenden in ihren Schooß. Ihre Art zu mahlen ist sonderbar. Dörner sind ihre Pinsel, und die mit dem Blut vermischte Asche ihre Farbe. Sie zerfleischt ihr Mädchen um es nach dem Landesgebrauch zu schmücken. Tief sticht die grausame Künstlerin ihre Dorne in das Fleisch der Unglücklichen, und zieht damit Figuren und Linien, so daß ihr Gesicht im Blute schwimmt. Preßt ihr der Schmerz einen Seufzer aus, oder zuckt sie mit ihrem Gesicht, so wird sie mit Beschimpfungen und Spöttereyen überhäufet. Pfuy der feigen Empfindlichkeit! wird die Alte grißgramen. Du bist der Auswurf und die Schande unserer Nation. Wie das Kitzeln mit einem Dorne findest du so unausstehlich. Hast du schon vergessen; daß du von Männern abstammest, die sich nach Wunden sehnen, und selbe für Gewinn achten. Schäme dich, du weichliche Memme! Du bist wie Baumwolle. Ganz gewiß bekömmst du keinen Mann. Wer von unserer Heldennation soll eine so unverschämt furchtsame seiner Liebe würdigen? Wirst du dich aber still halten, so sollst du so schön werden, als die Schönheit selbst. — Diese Vorwürfe wirken so sehr auf das Mädchen, daß es, um nicht das Märchen und der Spott ihrer Gespielinen zu werden, keinen Laut mehr von sich hören läßt, die heftigsten Schmerzen verbeißt, und

sich mit heiterer Stirne der grausamen Operation unterwirft, welche die Vetel mit ihren Dornen einige Tage nacheinander fortsetzet: denn wenn sie mit einer Seite des Gesichts fertig ist, so wird das Mädchen nach Haus geschickt, und die Bezeichnung der anderen Hälfte, der Brust und der Arme erst die folgenden Tage vorgenommen. Während dieser ganzen Zeit wird die Patientin in der Hütte ihres Vaters eingeschlossen, und mit Ochsenhäuten umgeben, daß ihr die kalte Luft nicht schade. Fleisch, Fisch, und gewisse andere Speisen läßt man ihr nicht zu. Alles, was sie essen darf, sind kleine Aepfelchen, die man Kakiè, Roayami, oder Nauaprahete nennet, und an einigen Dornhecken findet. Wiewohl diese Frucht sonst sehr fieberhaft ist, so trägt sie dennoch zur Erfrischung des Blutes nicht wenig bei.

Weil nun die Mädchen so viele Tage fasten müssen, und täglich so viel Blut verlieren, so werden sie außerordentlich blaß. Das Kinn wird nicht mit Punkten, wie die anderen Theile, sondern mit geraden Linien, welche die Alte mit ihrem Dorn auf einen Zug anreißt, gezeichnet. Diese Linien sind so gezogen, daß man Noten darauf schreiben könnte. Alle Dorne scheinen etwas vergiftetes zu enthalten; daher schwellen der jungen Indianerin, die damit gestochen wird, Augen, Wangen, und Lippen schrecklich auf. Die an die wunde Haut angeriebene Asche giebt auch derselben eine so traurig düstere Schwärze, daß sie, wenn sie aus ihrer Folterstube tritt, einer Furie vollkommen gleichet. Sie sieht sich so wenig mehr ähnlich, daß man auch wider seinen Willen ausruffen möchte: O quantum Niobe Niobe distabat ab illa (welch ein Unterschied zwischen dieser Niobe und der vorigen!) Ihr Anblick bewegt selbst ihren wilden Vater zum Mitleid. Aber darum denkt doch niemand daran diesen unmenschlichen Gebrauch abzuschaffen: denn die Indianer glauben,

daß

daß ihre Töchter durch diese marterpolle Zeichnung geschmücket, und zur Ertragung der Geburtsschmerzen abgehärtet und vorbereitet werden. So sehr ich die Unempfindlichkeit der Alten, mit der sie ihre Mädchen peinigen, verabscheuete, so sehr bewunderte ich ihre Geschicklichkeit in Auftragung ihrer Figuren, wobei sie nicht nur in den Punkten viele Manchfaltigkeit anbringen, sondern auch auf beiden Backen ein genaues Ebenmaaß der Linien, und eine vollkommene Gleichheit der Züge beobachten, ohne daß sie sich hierzu eines anderen Werkzeuges als der Dorne von verschiedener Größe bedienten. So viele Abiponerinnen, so viele verschiedene Gesichtszeichnungen. Die am meisten gezeichnet und zerstochen ist, ist die vornehmste und aus dem ansehnlichsten Geschlechte. Hingegen gehört die unstreitig zu den gemeinen oder gefangenen, welche nur mit drey oder vier schwarzen kleinen Linien bemerket ist. Bei den Thraciern waren auch nach dem Herodot (im 5ten Buch) eingestochene Gesichtsmaale das Zeichen einer vornehmen Frau: die vom Pöbel bezeichneten ihr Gesicht nicht. Ebendieses bestättiget auch Dio Prusäus (orat. 14.). Nachdem die Abiponer die christliche Lehre angenommen hatten, beredeten wir sie diesem abscheulichen Gebrauch zu entsagen, und ihre Weiber so zu lassen, wie sie die Natur gebildet hat. Wie sonderbar und beklagenswerth sind in meinen Augen so viele Europäerinnen, welche, ungeachtet sie von ihrer Wiege an im Christenthume unterrichtet worden sind, dennoch durch den Mißbrauch der Schminke, um zu gefallen, sich lächerlich machen! Der Anstrich zerstöret ihre natürlichen Reize so gut wie die Dorne der Indianerinnen ihre. Das Roth, das gefallen, das reizen soll, muß von der Lebhaftigkeit des Blutes herrühren, und nicht von der Schminke entlehnet seyn.

Fünftes Hauptstück.

Von dem bei den Wilden gewöhnlichen Durchstechen der Ohren und Lippen.

Ausser den schon angeführten Gesichtsmaalen machen sie sich noch andere, womit sie sich zwar zu zieren glauben, im Grunde aber an sich alle menschliche Gestalt vertilgen: denn mit ihren verstümmelten oder durchstochenen Gliedmassen, sehen sie einem wilden Thiere weit ähnlicher als einem Menschen. Die Abiponer pflegten sich einst, wie fast alle übrigen Indianer in Amerika mit einem glühenden Eisen, oder spitzigen Schilfrohre durch die untere Lippe zu stechen. Durch diese Oeffnung steckten einige ein Rohr, andere ein kleines Röhrchen von Bein, Glas, Gummi oder Messing, welches ihnen die Spanier gegeben hatten, und das wie ein Schnabel aussah. Diesen Schmuck dürfen mit Ausschliessung der Weiber die Männer allein tragen und zwar von dem siebenten Jahre an. Die Abiponer haben darauf schon lange Verzicht gethan, wiewohl derselbe noch heut zu Tag bei den wilden Quaraniern als den Mbayas, Quanas, Payaquas &c. üblich ist, welche letztere von den Abiponern, wegen des ungeheueren Anhanges ihrer Unterlippe, Petegmek genennet werden. Alle diese dünken sich niemals schönrr, als wenn ihnen ein Röhrchen von Messing, welches ungefehr eine Spanne lang, und so dick als eine Schreibfeder ist, von den Lippen bis an die Brust hinabhängt. Sie sind auch wirklich stolz darauf. Allein dieser eingebildete Zierrath macht sie in den Augen neuangekommener Europäer nur desto fürchterlicher. Von Natur gros, und stark vom Körperbau bemahlen sie sich noch am ganzen

Leib

Leib mit allerlei Farben aus Pflanzensaft, färben ihre Haare blutroth, behängen Hals, Arme, Kniee und Waden mit schimmernden Glaskugelschnüren, und gehen so mit einem grossen Geyerflügel an dem einen Ohr und einem langen Tobackrohre im Munde auf dem Platze herum. Ein schreckbarer Aufzug!

Alles, was die Indianer in ihre durchlöcherte Unterlippe hineinstecken, heißt bei den Quaraniern überhaupt Tembetà. Unter denen, die sich in den Wäldern aufhalten, ist keiner, der sich desselben nicht bediente; aber sie legen diesen Lippenschwengel ab, sobald sie in eine Kolonie zu unserer Religion herübertretten, so daß sie nichts als das Loch, weil es auf keinerlei Weise zusammengefüget oder verstopfet werden kann, übrig behalten. Wenn sie reden, geifern sie dadurch zuweilen ohne Unterlaß: auch hindert sie dasselbe ein wenig gewisse Wörter gehörig auszusprechen. Von den Wilden, welche ich in den Wäldern Mbaèverà entdeckt habe, hatten alle ohne Unterschied des Alters ein kurzes und dünnes Rohr zu einer Tembetà. Das der drey Caciquen allein war aus Gummi oder Goldfärbigem Harz. Auf den ersten Anblick hätte ich darauf geschworen, daß es Glas wäre. Wenn die Sonne heiß scheinet, fließt dieser edle Gummi aus dem Baum Abatitimbaby unvermerkt in die unten hinzugesetzten Modeln und bildet darinn Tembetà, Kreuze, Kügelchen, oder was man sonst gegossen haben will. In der Luft wird er so hart wie Stein, löset sich in keiner Feuchtigkeit auf und bleibt durchsichtig wie Glas; denn wenn das Harz aus dem Baum Abatitimbaby minder hart wäre, so würde die daraus gegossene Tembetà, weil sie Tag und Nacht an den Lippen der Wilden hängt, und stets begeifert wird, erweichet, und aufgelöset. Ich habe oft bedauert, daß man von diesem kostbaren Gummi

keinen nach Europa bringt, weil selber für die europäischen Künstler in verschiedenem Betracht nützbar seyn könnte.

Die Wilden durchlöchern ihre Lippen nicht auf einerlei Art. Die Menschenfresser, welche in den Wäldern auf die Menschen lauern um sie zu verzehren (die Spanier heißen diese Ungeheuer Caribes, die Quaranier aber Abaporù) durchstechen sich ihre Unterlippe nicht, sondern schneiden selbe längst dem Munde also auf, daß sie, wenn die Wunde ausgeheilet ist, zweyerlei Mundesöffnungen zu haben scheinen. Sie irren zerstreut in den Wäldern herum, und wurden von unseren Vätern vielmals, um sie zu unseren Glauben zu bekehren, nicht ohne Lebensgefahr wiewohl vergebens aufgesucht. Fast alle Indianer in Brasilien und Paraquay hielten einst das Menschenfleisch für eine besondere Delikatesse. Noch als Christen, nachdem sie unsere Religion bereits lange schon ausgeübet hatten, bekannten sie uns zuweilen, daß sie alles Rindfleisch und Wildprät in Vergleich mit dem Menschenfleisch ganz abgeschmackt fänden, und daß sie manchmal ein heftiges Verlangen nach diesem anwandelte. Von den Mokobiern, und den Tobàs, welche sich noch in den Wäldern aufhalten, wissen wir, daß sie, wenn sie hungert, in Ermanglung einer anderen Nahrung Menschen essen. Einst überfielen ihrer einige hundert gegen den Anbruch des Tages aus einem Hinterhalt den vornehmsten Caciquen der Abiponer von Conception, Alaikin, welcher dazumal mit einem Haufen seiner Leute weit von dem Flecken auf dem Felde sich aufhielt und zechte. Man focht auf beiden Seiten mit vieler Hitze. Am Ende retteten sich die verwundeten Abiponer durch die Flucht. Alaikin aber und sechs seiner Landesleute blieben auf dem Platz. Alle diese wurden von den hungrigen Ueberwindern gebraten, und aufgezehret; als welche sich ihrer Beute wohl schme-

ken ließen, und jauchzend davon zogen. Ein zwölfjähriger abiponischer Knabe, welcher uns gemeiniglich bei Tische aufwartete, wurde auch damals von diesen Wilden erwürget, und statt eines Kalbfleisches als ein Leckerbissen geschmauset. Doch rührten sie eine alte Abiponerin, welcher sie gleichfalls mit vielen Wunden den Rest gegeben hatten, nicht an, weil ihr Fleisch zähe, und folglich zu nichts mehr nütze war, (Cachergaiè Lpahè chigàt eygà, tan la yhòt) wie mir ein Mokobier, der auch mitgefochten, und mitgeschmauset hatte, zwey Jahre nachher, als ich mich bei ihm über eine Menge diesen Vorfall betreffender Dinge erkundigte, erzählet hat. Dieses wollte ich bei Gelegenheit der Menschenfresser hier anführen, welche ihre Lippen nicht, wie die übrigen Indianer, durchbohren, sondern längst dem Munde aufschneiden. Nun wollen wir auch etwas von ihrem schmerzlichen Ohrenschmuck erwähnen.

Der Gebrauch der Ohrengehänge ist eben so alt, als bei den verschiedenen Nationen verschieden. Bei den Amerikanern artet selber meistens ins lächerliche aus, und übersteigt allen Glauben. Ich werde hier mit Uebergehung alles dessen, was ich über diesen Gegenstand sagen könnte, blos das bei den Abiponern übliche anmerken. Nicht nur ihren Mädchen sondern auch den Knaben werden die Ohren schon in dem zartesten Alter gestochen. Bei den Männern sind die Ohrengehänge fast gar nicht im Gebrauch: bloß die Alten pflegen sich zuweilen Trümmer von Ochsenhorn, Holz oder Bein, Wollfäden von verschiedener Farbe, oder auch Knoten von Horn in ihre durchlöcherten Ohren zu stecken. Dagegen wird man unter den verheuratheten Weibern selten eine ohne Ohrenschmuck finden. Dieser sieht folgendermassen aus. Man nimmt ein langes, zween Finger breites Blatt von einem Palmbaum, und windet es übereinander zu einer Rolle, wie

die

die seidenen Bänder übereinander gewunden sind, so daß der Umfang der Rolle nicht viel größer wird, als ein großes Oblat, dergleichen wir zum Meßlesen nehmen. In das durchgestochene Ohr wird immer ein größeres Holz hineingedränget. Dadurch wird das Ohrläppchen in einigen Jahren so ausgedehnet, und das Loch unvermerkt so weit, daß es die ganze Rolle des Palmbaumblatts genau umschließt, und jenes fast auf die Schultern herabhängt. Das zusammgerollte Palmblatt treibt durch seine Federkraft die Oeffnung des Ohrläppchens immer mehr auseinander. An dieser Beschreibung ist nicht das Geringste übertrieben; denn ich habe täglich mit meinen Augen unzählige Weiber und selbst Männer aus anderen Nationen mit diesen ebentheuerlichen Ohrengehängen belastet gesehen. Die, womit die noch ganz wilden Oaèkakalòt, die Tobàs und noch einige andere Völkerschaften außer Paraquay prangen, sind von denen der abiponischen Weiber fast in nichts unterschieden. Ferdinand der VI. König in Spanien las einst mit besonderem Vergnügen die Geschichte unseres P. Gumilla von dem Fluß Urinoco. Von ungefehr gerieth er auf eine Stelle, wo der Verfasser sagt, daß die Wilden in ihre Ohrläppchen für ihre Ohrgehänge so weite Oeffnungen machten, daß man durch selbe ganz bequem eine Billardkugel durchschieben könnte. Hier fing der Monarch zu lächeln an, und brach in folgende Worte aus: Dieser Mann scheint mir zuweilen mehr ein Gedicht als eine Geschichte schreiben zu wollen. Dieß sagte der König, nicht als wenn er an der Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers oder seiner Erzählung gezweifelt hätte, sondern weil ihm das Unerhörte an solchen Ohrengehängen aufgefallen, und er über die Thorheit der Indianer in Erstaunen gerathen war. Einige Madriter erzählten dieß jemanden, der eben aus Paraquay angelanget war, und gaben ihm hiebei freundschäftlich zu verstehen, daß die Amerikaner den Europäern zuweilen Märchen für Geschichte ver-

kauf-

kauften. Allein der Paraquayer, welcher das gewiß wußte, was dem König so unglaublich vorkam, versetzte: Gumilla habe von den gedachten ungeheueren Ohrengehängen sehr wahr, aber auch sehr wenig geschrieben; er habe selbst bei verschiedenen Nationen in Paraquay noch weit größere Ohrenlöcher gesehen. Von uns haben alle, die mit den Wilden dieses Landes umgegangen sind, täglich das nämliche gesehen, und bezeugen es einmüthig. Daß die Ohrengehänge, welche die Schwarzen in Madagascar tragen, um nichts kleiner sind als die amerikanischen, habe ich in Val calamuchita an denen, welche man in Paraquay gebracht hatte, mit meinen Augen wahrgenommen. Die guaranischen Weiber schmücken ihre Ohren mit kupfernen Ringen, die zuweilen drey Zolle im Durchschnitt haben, die sie aber nicht in das Ohrläppchen hineinzwingen, sondern wie die Europäer von selben herabhangen lassen.

Den manchfaltigen Gebrauch der Ohrengehänge scheinen die Paraquayer, wie vieles andere, von den benachbarten Peruanern, unter deren Bothmäßigkeit einst ganz Südamerika stand, gelernet zu haben. Ihr berühmter König und Gesetzgeber Inca Mancocapac ertheilte einst allen seinen Unterthanen, um ihnen einen Beweis seines Wohlwollens gegen sie zu geben, die Erlaubniß, sich nach seinem Beispiele die Ohren zu durchstechen, doch so, daß die Löcher, die sie in selbe machten, nur halb so groß als die des Inca seyn durften. Für jede Provinz bestimmte er besondere Ohrengehänge. Die einen steckten sich in die Ohrläppchen ein Stück Holz, andere etliche Flocken Wolle von einem Zolle im Umfange, andere eine Binse, noch andere eine Baumrinde. Blos dreyen Nationen wurden etwas größere Ohrenlöcher zugestanden. Die aus dem königlichen Geblüte abstammten, nahmen statt der Ohrengehänge überaus grosse Ringe, welche sie an einem langen Band bis auf die Brust herabhangen liessen. Die

Pa-

Paraquayer richteten sich einst nach den Peruanern; in den folgenden Jahrhunderten aber erfanden sie verschiedene läppische Ohrengehänge, die kein Europäer ohne Lachen ansehen kann. Diese Gewohnheit die Ohren zu durchlöchern ist, wie man aus der heil. Schrift weiß, beinahe so alt als die Welt, und beinahe allen Nationen gemein, wiewohl einst die Ohrengehänge fast bei einer jedweden anders aussahen, und auch eine andere Bedeutung hatten. So war bei den Ostindianern, Persern und Atheniensern ein durchbohrtes Ohr das Zeichen des Adels. Die Vermöglicheren hiengen sich Gold, Edelgesteine oder Helfenbein daran, wie Arrianus von den Thaten des Alexanders angemerket hat.

Da sich die Abiponer Augenbraunen und Augenlieder ausrausen, Lippen und Ohren durchstechen, das Gesicht mit Dörnern zerreißen, und mit allerlei Zügen bezeichnen; ihre Barthaare aus dem Kinn ausziehen, und sich einen beträchtlichen Theil des Vorderhauptes kahl machen, so wundert es mich sehr, daß sie ihre Nase unangefochten lassen, welche doch auch einst die Afrikaner, Peruaner und Mexikaner durchlöcherten, und mit einem Gehänge zierten. Der P. Joseph Akosta erzählet im 7. Buch seiner Geschichte (17. Kap.) daß der mexikanische König Tikorik an seiner durchstochenen Nase einen grossen Smaragd trug. Die Brasilianer durchbohren sich von ihrem zartesten Alter an nicht nur die Unterlippe, sondern auch andere Theile des Gesichts, und stecken in die Oeffnungen gemeine aber lange Steinchen. Ein gräulicher Anblick! wie unser Maffei im 2ten Buche seiner indianischen Geschichte sagt. Man könnte ihre Gesichter mit Fug für eine eingelegte oder mosaische Arbeit halten. Noch ausschweifender waren hierinnfalls die Parther, indem sie um sich zu zieren beinahe alle Glieder des Leibes durchlöcherten,

und

nd die Spalten mit kleinen Steinen und kostbaren Körnern ausfüllten. - So erzählt es Tertulian (L. 1. de cult. femin. c. 10.) Nach dem Diodor aus Sicilien (im 4. B. 1. Kap.) hielten auch einige Mohrinnen an den Gränzen Arabiens eine durchbohrte Lippe für eine besondere Zierde ihres Gesichts. Hieraus erhellet, daß die Wilden in Amerika nicht die einzigen sind, welche der läppischen Sucht, sich allerlei Maale einzugraben, nachhängen. Doch bezeichnete sich fast jedes Volk in einer anderen Absicht, und legte seinen Maalen die verschiedensten Bedeutungen bei. Bei den Thraciern waren sie nach dem Herodot (5. B.) wie auch bei den Daciern und Sarmatiern nach dem 22. Buch des Plinius das Unterscheidungszeichen des Adels, wiewohl man auch zuweilen den Sklaven, wie dem Vieh, den Namen ihrer Herrn einbrannte. Wenn die Spanier einen entlaufenen Schwarzen wieder habhaft werden, oder an ihren Sklaven einen Hang zu entlaufen wahrnehmen, so lassen sie denselben den Anfangsbuchstaben ihres Namens mit einem glühenden Eisen einbrennen. Vegetius sagt im 2. B. 5. Kap. Die Soldaten wurden auf der Haut mit bleibenden Punkten bezeichnet. *) Diese Stelle versteht Justus Lipsius (L. 1. de milit. c. ult.) von den Rekruten, welchen der Namen ihres obersten Befehlshabers eingeätzet worden seyn soll. Bei den Hebräern bedeuteten einst die Gesichtsmaale die Abgötterey. Daher liest man im 3. B. der Könige 18. K. 28. V. von den Opferpriestern des Baal. Sie machten sich nach ihrer Sitte mit Messern und spitzigen Eisen Einschnitte, bis sie mit Blut überronnen waren. Einige Heiden pflegten sich, wenn sie der grossen Mutter, der Bellona, oder der Diana opferten, ihren Leib auf allerlei Art und mit allerlei Werkzeugen zu durch-

*) Victuris in cute punctis milites scriptos.

durchlöchern und zu zerfleischen, indem sie sich bald auf die Stirne, bald in die hohle Hand, und bald in ihren Nacken verschiedene Maale eindrückten. Dieses wird den Juden im Buch Levitici im 9. Kap. verbotten, als wo es heißt: **Züge oder Maale werdet ihr euch nicht machen.**

Oft waren auch solche dem Körper aufgedrückte Charaktere Kennzeichen des Ursprunges und des Vaterlandes eines Volkes. Herodot schreibt im 4. Buch die Libier hätten sich, um ihre Abkunft von den Trojanern zu beweisen, gewisse Maale eingebrannt. Hieraus läßt sich schliessen, daß auch bei den Trojanern diese Brandmarkung üblich gewesen seyn müße. Die alten Britten zerstachen sich auch am ganzen Leibe, und bemahlten sich mit allerlei Figuren in blauer Farbe, wie Julius Cäsar im 5. B. von dem gallischen Krieg, und Herodian im 3. Buch angemerket haben. Dieß gab dem Martial zu seinem 54. Sinngedichte im 2. B. Anlaß. Claudia caeruleis cum sit Ruffina Britannis edita cur latiae pectora plebis habet? (Da die Claudia Ruffina von blau gefärbten Britten herstammt, warum hat sie die gemeine Brust einer Römerin?) Gewiß haben die Abiponer die Gesichtsmalereyen und Punktirungen aus keiner anderen Absicht so allgemein unter sich eingeführet, als daß sie sich von anderen Nationen unterschieden, und der Sitte ihrer Väter getreu blieben. Eine andere Ursache konnten wir von ihnen nie herausbringen.

Sech-

Sechstes Hauptstück.

Von der Leibesstärke und der langen Lebensdauer der Abiponer.

Diejenigen dreusten Schriftsteller, welche, ohne Amerika auch nur von Weitem gesehen zu haben, allen Amerikanern ohne Unterschied wenig Kräften, einen schwachen Körper, und eine eben so schwache Komplexion zuschreiben, machen sich in der That lächerlich. Dieß kann unmöglich allgemein gesagt werden. Nach der Verschiedenheit des Himmelsstriches, der Länder, Nahrung und Beschäftigungen ist auch die Leibesbeschaffenheit der Einwohner verschieden. So sind auch diejenigen Europäer weit dauerhafter und fester gebauet, welche die Luft der steyermärktischen Gebirge einathmen, als die, welche in den morastigen Ebenen des Banats das Fieber auszehret. Als ich mich in Lissabon aufhielt, wurden oft Sklaven aus Afrika auf Schiffen dahingebracht, und auf dem Platze wie das Vieh verkaufet. Die Käufer pflegten jeden um sein Vaterland zu fragen, weil sie bei ihrem Handel hauptsächlich auf Stärke sehen. Die aus Angola, Congo, dem grünen Vorgebirge, und besonders aus der Insel Madagaskar werden am meisten gesucht: weil man ihnen eine dauerhafte Gesundheit und vielen Fleiß zumuthet. Die Schwarzen hingegen, welche aus dem Striche von Afrika zu Hause sind, den die Portugiesen la costa de la mina nennen, finden kaum einen Käufer: denn sie sind schwächlich, träge und zur Arbeit fast gar nicht geschickt; weil sie der Linie so nahe

 wohnen,

wohnen; wo fast kein Wind bläst, oder, wenn einer bläst, nicht lange anhält, die Luft warm ist, und der Regen sehr häufig fällt. In dieser Gegend wurden wir auf unserer Fahrt nach Paraquay beinahe drey Wochen durch eine Windstille aufgehalten, von warmen Regengüßen täglich durchgeweichet, und von der Sonnenhitze fast ganz gebraten. Wen soll es also befremden, daß dieser matte Himmelsstrich auch blos schwache und kraftlose Menschen erzeuget, ungeachtet man in andern Provinzen von Afrika starke, nervichte Völker zur Genüge antrifft? Hieraus mag man von dem ungeheuer grossen Amerika und seinen Einwohnern urtheilen. Nicht blos die Provinzen dieses Welttheiles, sondern auch einzelne Oerter in demselben sind voneinander an Luft, Nahrung und den Eigenschaften der Wohnplätze eben so sehr verschieden als entlegen. Das hat nun nothwendig die Verschiedenheit der Leibesbeschaffenheit der Einwohner zur Folge, so daß man an einem Orte Schwächlinge, an einem andern Orte aber starke, kraftvolle Menschen erblicket.

Von anderen Amerikanern mögen andere schreiben, was und wie sie wollen. Ich werde ihnen nicht widersprechen. Von den Paraquayern behaupte ich zuversichtlich, daß die unberittenen Völkerschaften den berittenen, die ich in Chaco gesehen habe, an Größe und Geschmeitigkeit des Körperwuchses, an Kräften, Gesundheit und der langen Dauer ihres Lebens bei weitem nicht gleichkommen. Die Abiponer sind breitschultericht, nervicht, schlank vom Körper, und können alle Abwechslungen der Witterung ohne Nachtheil ertragen. Einen fetten Abiponer mit einem Schmeerbauch wird man schwerlich antreffen. Das ist eine Folge ihrer täglichen Beschäftigungen, indem sie wie die Affen niemals ruhig seyn können, sondern stets reiten, jagen, und theils zur

Lust,

lust, und theils im Ernste sich herumbalgen. Ihr Temperament ist eines der beßten und ihre Gesundheit so dauerhaft, daß sie viele Europäer darum beneiden würden. Die meisten Krankheiten, welche den Europäern die heftigsten Schmerzen oder den Tod verursachen, kennen jene auch dem Namen nach nicht. Von dem Podagra, der Wassersucht, dem Gicht, Stein, der Gelbsucht, und den Netzbrüchen haben sie gar keinen Begriff. Sie gehen den ganzen Tag mit blossem Kopfe in der Sonnenhitze herum, ohne daß man auch nur einen einzigen über Kopfweh klagen hörte. Es ist gerade, als wenn sie aus Eisen oder Marmor gebauet wären; wiewohl auch die Metalle in der Sonnenhitze heiß werden. Wenn sie in den dürren Einöden herumschwärmen, und vor Durst fast verschmachten möchten, so trinken sie das morastige, sauere, kothichte, faule und bittere Wasser, wenn sie eines gewahr werden, ohne abzusetzen, und ohne den geringsten Nachtheil hinein. Ihren Magen pfropfen sie mit hartem und halbgebratenem Rind- Hirsch- oder Tiegerfleisch, wie auch mit dem Fleisch und den Eyern von den Straußen und verschiedenen unzeitigen Baumfrüchten an, ohne von einer Unverdaulichkeit oder Verstopfung gequälet zu werden. Sie schwimmen über die größten Flüße ohne auf Regen oder kalte Witterung zu achten, oder Blase- und Eingeweidebeschwerden bloßgesetzet zu seyn. Unseren Schwimmern verursacht dies manchmal üble, und wenn die Harnwinde dazukommen, auch gefährliche Zufälle. Sie reisen oft mehrere Wochen auf ihren von hartem Leder zusammgenähten Sätteln, und dennoch reiten sie sich niemals wund. Wiewohl sie ihre Füße auf keine Steigbügel stützen, und meistens Trottpferde reiten. so sind sie doch nach einem Ritte von etlichen Stunden eben so frisch und munter wie vorher. Sie werfen sich auf dem kalten Wasen nieder und bringen darauf oft, wenn

 jählings

jählings ein Regen einfällt, mitten im Wasser die Nacht zu, ohne doch in ihrem Leben zu erfahren, was Colik oder Krämpfung heißt. Die Spanier sind von beiden bedrohet, wenn sie zu lange im Regen bleiben. Dieser hat in Amerika etwas Pestartiges in sich, und Ohnmachten, Sinnenschwächen, und zuweilen auch Bläschen und Geschwüre zur Folge. Ich habe oft spanische Soldaten in der Kirche wie todt umsinken gesehen, weil sie auf dem Wege zu lang oder zu heftig beregnet worden waren. Die Abiponer hingegen halten oft viele Tage hintereinander unter freyem Himmel Tag und Nacht die heftigsten Regengüße ohne alle Gefahr aus; weil sie keine Schuhe tragen. Den Beschuheten schadet das Regenwasser weit mehr, als den Unbeschuheten, weil die Feuchtigkeit, da sie nirgends ausdünsten kann, sich in den Leib schlägt, Nerven und Gebeine durchdringt, und beide hart angreift. Diesem Uibel auszuweichen pflegten wir immer, wenn wir zu Pferde reiseten, bei dem Ausbruche eines Regengusses Schuhe und Strümpfe auszuziehen; aber wir waren oft in Gefahr das Uibel ärger zu machen, indem wir stets befürchten mußten, unsere Füße, wenn das Pferd stolperte, an den hölzernen Steigbügeln wund zu stossen. Aber ich will noch mehrere Beweise von der starken Leibesbeschaffenheit der Abiponer anführen.

Stechen sie sich zuweilen einen Dorn in die Fußsohle hinein, und können sie das abgebrochene Stück desselben mit den Händen nicht anfassen noch herausziehen, so schneiden sie sich mit lachendem Munde das Stückchen Fleisch heraus, in welchem der Dorn stecket. Wollen sie den Feind, oder ein entlegenes Ort ausspähen, so stehen sie mit beiden Füßen auf des Pferdes Rücken hinauf. Bäume, welche ihrer Höhe wegen den Wolken drohen,

besteigen sie ohne die geringste Gefahr oder Anwandlung eines Schwindels, und setzen sich ganz gelassen auf einen Ast nieder, um aus den verborgenen Bienenstöcken den Honig herauszunehmen. Wenn sie in unseren Kolonien vom Holzhauen und Pflügen, weil sie niemals daran gewöhnet waren, müde wurden, und sich von der Arbeit, dem Schweiße und der Sonnenhitze ganz entkräftet fühlten, schrieen sie immer: mein Blut ist mir schon zornig geworden, Là Yivichigui yauigra. In diesem Falle wissen sie sogleich Rath zu schaffen. Sie stechen sich ihr Messer tief in die Waden, lassen das Blut eine Zeitlang herausrinnen, wobei sie ganz fröhlich zusehen, und stillen es am Ende mit einer Erdscholle, die sie darauf legen. Alsdann ruffen sie freudig, daß sie sich wohl befänden und gesund wären: Là rioamcatà, (es ist mir schon wohl.) So wenig sparsam gehen sie mit ihrem Blute um, als wenn es nicht ihr eigenes wäre. Sie überschreiten hierinnfalls alles Maaß und Ziel; und zwar nicht blos der Gesundheit wegen, sondern auch aus Prahlerey. Aus dieser lächerlichen Eitelkeit zerstechen sie sich bei ihren gemeinschäftlichen Trinkgelagen mit einem Bündel Dörnern oder mit gewissen Rückgradbeinchen von dem Krokodil die Brust, Arme, die Zunge, und —— was ich mich zu sagen schäme, auf eine sehr grausame Art und mit vielem Blutverlust. Sie wetteifern hiebei mit einander, damit sie für Verächter des Schmerzens gehalten werden; vor den Wunden, wenn sie mit den Feinden zu thun haben, sich weniger entsetzen, und ihre Haut durch die vielfältigen und dicken Narben, mit denen sie wie mit einer Rinde überzogen wird, den Pfeilen desto besser widerstehen möge. Die siebenjährigen Knaben ahmen hierinnfalls ihren Aeltern nach, wüten gleichsfalls mit den Dörnern in ihren Aermchen herum und weisen eine Menge Narben zum Beweise ihrer von ihren Vätern ererbten Herzhaftigkeit, und als ein Vor-

 spiel

Vorspiel des Krieges, zu welchem sie von ihrem zartesten Alter an erzogen werden. Dieser Gebrauch sich selbst zu verwunden verdienet, so barbarisch derselbe auch ist, bei Wilden, die aus dem Krieg ihre Profession machen, nicht ganz getadelt zu werden; denn wie Vegetius dieser Meister in der Kriegskunst der Römer (im 10. Kap. 66. Seite nach meiner Auflage) schreibt, so durchläuft die, welche niemals oder doch schon vor langer Zeit einen Menschen verwunden oder niedermachen gesehen haben, bei dem ersten Anblicke eines solchen Auftrittes ein kalter Schauder; der Schrecken bemächtiget sich ihrer, und sie denken weniger auf das Gefecht als auf die Flucht.

Einige ausgemergelte, auszehrende oder schwindsüchtige sahen wir durch den blossen Gebrauch des Johannesbrods, das sie täglich assen und tranken, wieder zu Kräften kommen. Die an der schwersten Krankheit darniederliegen oder tödtlich verwundet sind, genesen in sehr kurzer Zeit durch ein gemeines Hausmittel, und oft auch von sich selbst wie die Hunde. Viele lagen mit Wunden von allerlei Waffen überhäuft, mit einer Lanze durch und durch gebohret, mit zerschmetterten Knochen, zerbrochenen Rippen, in ihrem Blute schwimmend, das aus den Wunden häufig herausquoll, auf dem Tode als leibhafte Ebenbilder desselben. Sie waren schreckbar anzusehen. Nach wenigen Wochen sah ich sie wieder frisch und gesund auf dem Pferde fort galloppiren, oder in Gesellschaft mit andern schwelgen. Da man ihre Genesung ihren nichtswürdigen Aerzten und Arzeneyen nicht zuschreiben kann, so hatten sie selbe wohl niemand andern als ihrer starken Natur zu danken. Die Pocken und Kinderflecken sind bekanntermassen die fast einzigen aber auch alles wegraffenden Seuchen in Amerika. Auch die Abiponer werden von selben ergriffen, wie die übrigen

India-

Indianer, aber nur die wenigsten sterben daran, wiewohl man bei ihnen die mit dieser Krankheit behafteten mit weniger Vorsicht behandelt als bei den übrigen Völkerschaften. Ihr besseres Temperament, und ihre reineren Säfte lassen nicht nur nicht so viel Pockengift auskochen, sondern benehmen auch selben seine Tödtlichkeit. Von den Kinderpocken werde ich an einem anderen Orte mehr sprechen. Die, welchen man bleyerne Kugeln in den Leib hineingejagt hat, lassen selbe darinnen, und leben noch viele Jahre darnach in dem besten Wohlseyn. Viele wiesen uns das Bley, das ihnen ohne die geringste nachtheilige Folge für sie im Arme oder Fuße steckte, als ein Denkmal ihrer Leibesstärke, und ließen uns dasselbe öfters befühlen. Aerzten wird dieses freylich weder neu noch sonderbar vorkommen. Bartholomäus Magius bezeuget in seiner Abhandlung von den Wunden, daß er ein Bley gesehen habe, welches durch 30 Jahre in dem Körper eines andern gestecket ist, ohne ihm den geringsten Schmerzen zu verursachen. Der Arzneygelehrte Horst kannte gleichfalls einen vornehmen Mann sehr genau, welcher eine Bleykugel über 40 Jahre ohne sonderbare Beschwerniß im Knöchel herumtrug. Merkwürdig ist es, daß eine Flintenkugel selten einen Abiponer tödtet, es sey denn, daß der Schuß durch das Herz oder durch den Kopf geht. Der berühmte Cacique Kaapetraikin ward sogar von einer solchen Kugel, die ein Spanier nach ihm abgeschossen hatte, ohne Gefahr auf der Stirne getroffen. Dieser Cacique unternahm einst in seinem hohen Alter eine Reise, auf welcher ihn seine Feinde, die Mokobier, aus einem Hinterhalte überfielen, sammt noch sechs seiner Leute mit Lanzen erstachen und auffraßen, eben als ich mich in Conception aufhielt. Wenn ich dieses bei mir so überdachte, so begriff ich nie, warum die Wilden die Feuerrohre der Europäer so jämmerlich fürchten, indem sie ihnen nur

sehr selten den Tod bringen. Allein fürchten sich denn die Kinder nicht auch vor den Irrlichtern, die keinem Menschen Schaden thun? Eben so erzittern die Indianer mehr vor dem Knall des Schießpulvers, als vor den Kugeln, von denen sie aus Erfahrung wissen, daß sie meistens über die Köpfe hinaus in die Luft fahren. Die Musqueten der paraquayischen Truppen kamen mir immer wie Gewitterwolken vor, aus denen es häufig blitzt und donnert, aber nur sehr selten einschlägt. Was ich bisher angeführet habe, glaube ich, wird zureichen die Europäer von der Leibesstärke der Abiponer zu überzeugen; denn ich kann unmöglich denjenigen beistimmen, welche den Amerikanern unempfindliche Nerven und ein stumpfes Gefühl für die Leiden des Körpers zumuthen. Die Abiponer empfinden die Eindrücke der Elemente, die Verletzungen durch die Waffen, und die daraus entstandenen Schmerzen nur zu gut, aber sie erliegen nicht unter denselben, wie die meisten andern; entweder weil bei ihnen Temperament und Säfte besser, und Nerven und Glieder stärker sind; oder weil sie sich von Jugend auf an dergleichen Leiden gewöhnet, und dagegen abgehärtet haben, oder auch weil ihre kriegerische Ruhmsucht sie auch die empfindlichsten Schmerzen verbeißen heißt. Nun wollen wir noch einige andere Beweise für die unglaubliche Lebenskraft und Stärke der Abiponer auseinander setzen.

Ich habe oben gesagt, daß sie selten kahl und nur sehr spät grau werden. In ihrem hohen Alter haben sie noch immer die Kräften der Jugend, wie gewisse Pflanzen, die immer grün und frisch bleiben. Cicero erhebt und bewundert (im Buche vom hohen Alter) den Masinissa König von Mauritanien ungemein, daß er als ein neunzigjähriger Greis, wenn er seine Reise zu Fuß antratt, sich während derselben auf

kein

kein Pferd gesetzet hat, wenn er sich hingegen zu Pferde auf den Weg machte, niemals vom Pferde herabgekommen ist. Kälte und Regen können ihn nicht dahin bringen, daß er sein Haupt bedeckte. — — Er erfüllet alle Pflichten und Obliegenheiten eines Königs 2c. So viele abgelebte Abiponer der römische Redner zu Gesicht bekame, so viele Masinissa oder vielmehr so viele, welche lebhafter noch als Masinissa alle Beschwerden noch leichter als dieser ertragen, würde er vor sich sehen. Er würde kaum seinen Augen trauen, wenn er beinahe hundertjährige Greise sich mit der Leichtigkeit eines zwölfjährigen Knaben ohne Steigbügel auf den ersten Schwung auf ein rasches und feuriges Pferd schwingen, Stunden und Tage lang in der größten Sonnenhitze darauf sitzen, des Honigs wegen die höchsten Bäume hinanklettern, in der Kälte und im Regen fortreisen, auf dem harten Boden übernachten, mit den Feinden in ordentlichen Treffen fechten, und allen Ungemächlichkeiten der Jagd und des Krieges sich unterziehen sähe. Wenn er sähe, wie unglaublich weit ihre Augen reichen, wie scharf ihr Gehör, und wie voll ihre Kinnlade mit den schönsten Zähnen ist; und daß sie sich von jungen Männern durch nichts als durch die Zahl ihrer Jahre unterscheiden. Dieses alles mag den Europäern noch so neu und noch so unglaublich vorkommen, ich gewöhnte mich in den Kolonien der Abiponer daran als an etwas alltägliches. In diesen Pflanzörtern sind Greise mit ganz jugendlichen Kräften nichts seltenes. Stirbt einer in seinem achtzigsten Jahre, so bedauert man ihn, als wenn er in der Blüthe seines Alters gestorben wäre. Die Weiber überleben meist as ihre Männer, theils weil sie im Kriege nicht umkommen, und theils auch, weil sie von Natur aus mehr Feuchtigkeit haben, und daher nicht sobald abwelken. Hundertjährige Mütterchen und noch ältere sind bei ihnen in

 einer

einer bewundernswürdigen aber beinahe unzählbaren Menge. Von den unberittenen Völkerschaften in Paraquay möchte sich in Ansehung ihrer Leibesstärke und Lebenskraft das Nämliche nicht sagen lassen. Die Quaranier, die Lules, Ysistines, Vilelas, und andere unberittene Indianer sind wie die Europäer für Krankheiten und die Beschwerden des Alters weit empfindlicher und verrathen auch diese ihre Schwäche durch ihren Körperbau. Ihre Lebensdauer ist wie bei diesen bald lang, bald kurz. Auch Greise, die hundert Jahre zählen, oder nahe daran sind, findet man bei ihnen nur sehr selten. Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe die Quelle dieser außerordentlichen Lebenskraft der Abiponer zu untersuchen.

Siebentes Hauptstück.

Von den Ursachen der Muuterkeit, und des langen Lebens der Abiponer.

Die Abiponer sind ihren gesunden und festen Körper theils sich selbst und theils ihren Eltern schuldig. In der That erhält sich die Kraft der Jugend durch die Mäßigkeit das ganze übrige Leben und geht sogar auf die Nachkommen über. Kränklichte und sieche Eltern erzeugen auch, wie die Erfahrung lehret, ungesunde Kinder. Die abiponischen Jünglinge kennen den Genuß der Wollust nicht; auch schwächen sie sich, ihres feurigen Naturels ungeachtet, durch keine Ausschweifung. Sie schwä-

zen,

gen, spielen und scherzen miteinander aber immer inner den Gränzen der Schaamhaftigkeit. Ich betheure, durch die sieben Jahre, welche ich mich bei ihnen aufhielt, nicht das geringste gesehen oder gehört zu haben, was man muthwillig oder geil nennen könnte. Ein natürlicher dieser Nation eigener Antrieb flößt den Knaben und Mädchen einen unüberwindlichen Abscheu vor allem ein, was die Ehrbarkeit beleidiget. Diese wird man weder in Geheim noch an einem öffentlichen Orte mit jenen schwätzen noch jemals auf dem Platze müßig sehen. Sie suchen ihre Unterhaltung darinn, ihren Müttern, die sich mit den häuslichen Verrichtungen beschäftigen, mitarbeiten zu helfen. Die Jünglinge finden meistens ihr Vergnügen bei den Pferden und Waffenübungen. Auf sie passen Horazens Verse ganz vortrefflich.

Imberbis Juvenis, tandem custode relicto,
Gaudet equis, canibusque & aprici gramine campi.

(Endlich hat den unbärtigen Jüngling sein Hüter verlassen, und nun kennt er kein anders Vergnügen als Pferde und Hunde und das Freye der blumichten Wiesen.) Andere Indianer sind zuweilen kleiner, mägerer und schwächer vom Körperbau. Viele von ihnen verwelken noch als Jünglinge und werden frühzeitig alt; oder vor der Zeit in das Grab hingeraffet. Man wird die Ursache hievon wissen wollen. Ich will meinen Lesern meine Gedanken nicht vorenthalten. Viele sind so schwächlich, weil sie von schwächlichen Eltern herstammen; und andere werden es, weil sie unter der Last der ihnen auferlegten Arbeit erliegen, und außerdem schlecht gekleidet, beherbergt und genähret werden. Viele wälzen sich von ihrem ersten

Jüng-

Jünglingsalter an in den schändlichsten Wollüsten, und erschöpfen sich durch Unzucht. Eine in Geilheit und Unmäßigkeit verschwelgte Jugend läßt dem Alter einen ausgemergelten Körper zurück, sagt Cicero vom hohen Alter. Ach wie vielen, die durch einen frühen Tod das Opfer ihrer Ausschweifungen geworden sind, könnte man auf ihren Leichenstein statt einer Innschrift den Vers des Ovids setzen? Nequitia est, quae te non sinit esse senem. (Die Bosheit hat dich gehindert alt zu werden) Fast. t. Zu frühe Heurathen sind ebenfalls nicht selten Ursache, warum die übrigen Indianer an Kräften, Munterkeit und Lebensdauer den Abiponern so weit nachstehen. Vor etlich und zwanzig Jahren denkt fast kein Abiponer daran sich ein Weib zu nehmen, welches gemeiniglich auch über zwanzig Jahre hinaus seyn muß. Dieses trägt, wie alle Aerzte und Naturkündige versichern, zur Erhaltung der Kräfte, zur Verlängerung des Lebens und zur Erzeugung starker und gesunder Kinder nicht wenig bei. Man höre, was Tacitus von den alten Deutschen sagt, welche sich gleichfalls durch ihre Größe und Munterkeit und durch ihr langes Leben vor anderen Völkern auszeichneten: „Sie begatten sich „spät und erhalten sich dadurch ihre Jugendstärke. Ih„re Mädchen heurathen sie nicht unzeitig. Sie werden „daher so groß und so stark als die Männer. Nun ver„mischen sich gleich Kraftvolle: ihre Kinder zeugen daher „auch von der Stärke ihrer Eltern." Es ist nicht zu zweifeln, daß zarte Eltern auch zarte Kinder erzeugen; und da sich die Seelenfähigkeiten nach der Beschaffenheit des Körpers richten, wie Galenus weitläuftig beweiset, so ist es kein Wunder, daß solche Kinder blödsinnig und stumpf vom Geiste sind. In unseren kriegerischen Zeiten wünschet man sich nur recht viele und große Leute, um die Regimenter damit ergänzen zu können. Man suche also die allzufrühen Heurathen zu verhindern. Man höre

hierüber

hierüber den Aristoteles, welcher (L. 7. politic. C. 16. folgendermassen schreibt: „Die Begattung allzujunger „Leute taugt zur Erzeugung der Kinder nichts: denn bei „allen Thiergattungen sind die frühen Erzeugungen unvoll„kommen; auch werden immer mehrere weiblichen als „männlichen Geschlechts, und zwar überaus klein geboh„ren. Das nämliche muß sich auch bei den Menschen „ereignen. Hieraus kann man abnehmen, warum man „in den Städten, wo man Jünglinge und junge Mädchen „zusammen verheuratbet, elende und kleine Menschen sieht. „Solche Mädchen werden immer schwerer entbunden; und „vielen kostet ihre Entbindung das Leben. Die männliche „Leibesfrucht wird auch in seinem Wachsthume gehindert, „wenn sie noch rc. rc." Der Meinung dieses Weltweisen pflichten Aegydius von Rom und Albertus Magnus ganz bei, und beweisen selbe mit sehr tristigen Gründen. Leider! wie oft haben Eltern, vom ersten Range, wenn sie, um ihre Familie bald mit neuen Sprossen vermehret zu wissen, die Vermählungen ihrer Kinder zu sehr beschleunigen das Herzenleid, sich ohne Söhne und Enkel, und ihren Stamm aussterben zu sehen. Wenn die Eltern in einer Sache langsam zu Werke gehen und auf Kräften und Alter Rücksicht nehmen sollen, so ist es gewiß in der Verheurathung ihrer Kinder. Diesen Grundsatz haben die Abiponer mit den alten Deutschen gemein, als von welchen Cäsar in 6 B. vom gallischen Kriege schreibt: „Von Jugend auf suchen sie sich ab„zuhärten und an das Ungemäch zu gewöhnen. Die am „längsten unverehlicht geblieben sind, tragen bei ihnen „das größte Lob davon. Das, sagen sie, giebt Kräf„ten, stärket den Körper und die Nerven Vor dem „zwanzigsten Jahre aber sich mit einem Weibe abgeben, „halten sie für eines der schändlichsten Dinge." Welch ein Unterschied zwischen den alten Deutschen, von denen Cäsar redet, und unseren itzigen! Wir wollen nun aber

eine

eine andere Ursache der Größe und Stärke der Abiponer betrachten.

Die Mütter säugen bei ihnen ihre Kinder selbst an ihren eigenen Brüsten nicht an fremden; und fahren damit bis in das dritte Jahre fort, in welcher Zeit sie sich ihrer Männer enthalten sollen. Dieses trägt freylich nach dem Urtheile der Aerzte zu dem festen Körperbau der Kinder nicht wenig bei. So sagt Galenus L. 1. de sanitate tuenda: „Ich ermahne alle die, welche „Kinder stillen, daß sie sich aller Unreinigkeit enthalten; „denn diese macht, daß die Milch den Kindern schadet: „indem das beßte Blut (in den Schwangern) zur Nah„rung der Frucht dienet, und daher in den Brüsten „nur wenige und schädliche Milch zurück bleibt." Die von einer Schwangern gesäugten Kinder heißt Plinius Colostratos, weil sie nämlich mit einer dicken und schwammichten Milch gesäuget, und verderbt werden. Zu dessen Bestättigung dienet auch das, was Cinna, Catullus im Buche de 20 Consulibus meldet. Cajus Fabricius ein sonst ansehnlicher Mann sey Zeit seines Lebens mit besonderen Krankheitszufällen geplagt gewesen, weil ihn seine Mutter noch 4 Monate in ihrer Schwangerschaft gestillet hat. Um diese Ungemächlichkeit von seiner Tochter abzuwenden habe er ihre Amme drey Jahre lang zu den Vestalinen in Verwahrung gegeben. Dieses und noch weit mehr hieher gehöriges führet Petrus Justinelli in seiner Abhandlung von der Erziehung der Kinder an.

Auch die Erziehung der Abiponer hat sowohl auf die Abhärtung ihres Körpers, als auch auf die Sittenbildung einen grossen Einfluß; denn die weibische Erziehung, welche wir die Verzärtlung nennen, entnervet, wie Quintilian im 1. B. seiner Anleitungen sagt, den Geist und

und den Körper. Die Beweise dieser Wahrheit schweben uns täglich vor Augen. Sehen wir denn nicht diejenigen, welchen allzeit von ihren Wärterinnen gütlich gethan worden ist, und die, so zu sagen, von ihrer Kindheit an kein rauhes Lüftchen anwehen durfte, sich mit einem siechen und schlappen Körper herumschleppen, und unter den geringsten Beschwerden erliegen, während daß die in einem Dorfe aufgewachsenen voll Muth und Stärke alles Ungemach der Arbeit, des Krieges und der Witterung ohne Nachtheil ertragen können. Die Erziehung der Abiponer ist wahrhaftig nicht weichlich. Die neugebohrnen Kinder baden sie sogleich im kalten Flußwasser, wenn sie eines bei der Hand haben. Von Wiegen, Federbetten, Küßen, Binden, Klappern und Liebkosungen wissen sie nichts. Mit Lumpen von einem alten Otterpelz angethan schlaffen diese überall, wo sie hinkommen, und manchmal kriechen sie auch wie die Ferkeln auf dem Boden herum. So oft die Mutter zu Pferd eine Reise unternehmen muß, so oft legt sie ihr Kind in einen aus Wildschweinhäuten zusammgenähten Sack neben ihre jungen Hunde, Töpfe und Kürbisse hin, und läßt denselben vom Sattel herabhängen. Oft nimmt auch der Mann das noch säugende Kind aus den Armen seiner Mutter, setzt es auf sein Pferd, und weint vor Freuden, wenn er sein Söhnchen reiten sieht. Um sich zu baden schwimmt die Mutter durch einen Fluß, wobei sie mit der einen Hand ihr Kind an ihre Brust drückt, und mit der andern rudert. Sobald dasselbe eine gewisse Grösse erreichet hat, sobald wird es in den Fluß geworfen. damit es gehen und schwimmen zugleich lerne. Knäbchen, welche noch kaum der Brust entwöhnet sind, wird man ohne Bogen und Pfeile selten öffentlich herumgehen sehen. Die kleinen Vögeln, die Fliegen, überhaupt alle kleine Thiere sind vor ihnen nie sicher. Eine ihrer liebsten und ge=

wöhn=

gewöhnlichsten Unterhaltungen ist nach einem ausgesteckten Ziel zu schießen; ein Vorspiel des Krieges. Alle Tage reiten sie schaarenweise miteinander aus, wobei einer dem andern vorzureiten sucht. Dieses alles trägt unstreitig zum Wachsthume und zur Abhärtung des Körpers unglaublich viel bei. Wenn doch unsere europäischen Mütter einmal allen den Künsteleyen entsagten, womit sie der Natur bei der physischen Erziehung ihrer Kinder Gewalt anthun! Wenn sie sich doch in dem Gebrauch der Binden und Windeln mäßigten, womit sie die zarten Sprößlinge gleichsam bepanzern und in eine unbewegliche Holzpuppe umstalten! Wir würden ungleich weniger Doll= und Scheelsüchtige, mit aus= oder eingebogenen Knieen, Zwerge, Schwächlinge und sieche Menschen zählen.

Die Kleider der Abiponer sind nicht enge und knapp, sondern weit und gehen bis an die Knöchel hinab. Sie decken den Körper, ohne ihn zu drücken oder zu beschweren. Sie schützen denselben wider Regen und Kälte, aber sie hindern nicht die Ausdünstung und den Umlauf des Geblütes. Diese Vortheile haben die Europäer nicht. Sie ersticken fast in ihren Kleidern, und glauben sich zu zieren, wenn sie Hals, Hüften, Arm und Beine, theils in ihren bangen Anzug hineinzwingen, und theils mit einer Menge Schnallen, Binden und Schlingen zusammpressen. Sie bepacken ihren Kopf wie einen Lastwagen mit fremden Haaren, hunderterlei Tändeleyen und Anhängseln, nicht ohne Nachtheil für ihre Gesundheit. So viele weise morgenländische Völker, und sogar die alten Deutschen wollten meistens keine andere als weite und geräumige Kleider. Vielleicht waren diese auch an ihrer Leibesgröße und der Länge ihres Lebens eine Ursache mit? Wer für seine Gesundheit besorgt ist,

de:

der habe Acht, daß er in Kleidern so wenig als in anderen Dingen über das Mittel schreite. Auch die leichten Kleider schaden meines Erachtens dem Wohlseyn des Körpers. Die Klügeren richten ihren Kleiderwechsel nach der Witterung ein, so wie die Seefahrer ihre Segel nach dem Winde. Selbst die wilden Abiponer, welche sich sonst mit wollenen Kleidern begnügen, hüllen sich, sobald der kalte Sudwind bläst, noch in einen aus Otterfellen künstlich zusammgesetzten Mantel ohne Unterschied des Geschlechts oder des Alters. Dieser Pelzmantel sieht einigermassen unseren Bespermänteln ähnlich, und heißt in ihrer Sprache nichigerit von dem Wort Nichigehè, welches einen Fischotter bedeutet.

Galenus sagt im Buche von der Sorgfalt für die die Gesundheit eben so richtig als freymüthig: **Das Schlimmste für die Gesundheit ist die allzugrosse Unthätigkeit des Körpers, das Beßte aber eine gemäßigte und ordentliche Bewegung.** Mit diesem stimmt das überein, was Celsus im 1. B. 1. K. schreibt. **Die Trägheit macht den Körper stumpf und schlaf; die Arbeit stärkt ihn. Jene macht junge Greise, und diese alte Jünglinge.** Darum waren bei den alten Römern das Kämpfen, Ringen, Reiten, Fechten, der Tanz, die Wurfscheibe, der Ball und der Wettlauf, ferners das Schwimmen und Jagen ꝛc. ihre fast täglichen Unterhaltungen. Es ist demnach kein Wunder, daß die Abiponer so gesund wie die Fechter sind, und wie die Makrobier lange leben. Sie sind niemals unthätig. Kein Tag vergeht, ohne daß sie ritten, jagten, oder schwämmen. Gewild und Feinde aufzuspüren streifen sie immer herum. Uiber Flüße zu schwimmen, Bäume des Honigs wegen hinaufzuklettern, Lanzen, Bögen, Pfeile ꝛc. mit einem Messer auszuarbeiten, aus Leder Stricke zu flechten, Rie-

men und Sättel zu machen, und überhaupt alles, was Hand und Fuß ermüdet, ist stets ihre Sache. Wollen sie nicht mehr arbeiten, so reiten sie mit einander in die Wette und setzen einen Preis für denjenigen aus, der das ausgesteckte Ziel am ersten wird erreichet haben. Oft besteht der Preis in den Pferden, worauf sie reiten. Die Abiponer lieben noch ein anderes Spiel, das sie zu Fuß verrichten. Sie nehmen nämlich ein Stück Holz, welches drey Handbreiten lang, wie ein Stock zierlich zugerundet, und an den Enden dicker, in der Mitte aber etwas dünner ist. Die Abiponer heissen es Yücle oder Hopiginrancatè, die Spanier hingegen Macanà. Dasselbe gleicht gewissermassen dem Pusagan der Hungarn. Dieses Holz werfen sie nun mit aller Gewalt gegen das Ziel, wobei es öfters auf die Erde fällt, und wieder abspringt, fast auf eben die Art, wie unsere Knaben kleine flache Steine an der Oberfläche der Flüße hinzuschlendern pflegen. Fünfzig oder hundert stellen sich in einer Reihe her, und machen, einer nach dem andern, ihre Würfe. Wer weiter oder gerader wirft, der hat gewonnen. Dieses Spiel wird von ihnen von Jugend auf fast täglich einige Stunden getrieben, unterhält und ermüdet sie, und befestiget ihre Gesundheit unglaublich. Gedachtes Holz dienet ihnen nicht nur zum Spiel sondern auch im Kriege. Sie zerschmettern damit ihren Feinden und dem Gewilde die Knochen und machen davon überhaupt einen eben so fürchterlichen als mannichfaltigen Gebrauch. Die Abiponer wollen kein träges und schläfriges Schneckenleben führen. Sie verfaulen nicht so wie andere Nationen, welche auf ihre Better hingestrecket oder an ihre Spiel- und Speisetische angeklammert sich auf dem Felde oder an den öffentlichen Oertern nur sehr selten sehen lassen, in einem elenden Müßiggange. Die Weiber der Abiponer sind zwar von den Spielen ihrer Männer und den

Wett-

Wettkämpfen zu Pferde ausgeschlossen; allein ihre Haus-
wirthschaft, mit der sie sich Tag und Nacht beschäfti-
gen, läßt sie kaum zu Athem kommen, noch in Unthä-
tigkeit. Daher kömmt diese männliche Leibeskraft der
Mütter, womit sie fast riesenmäßige Kinder auf die
Welt bringen; daher kömmt ihre Stärke und ihr lan-
ges Leben. Denn nach dem Urtheile der Aerzte erhält
die Leibesübung und öftere Bewegung die natürliche Wär-
me; sie hindert auch die Vollblütigkeit, zerstreuet und
treibt die überflüßigen Säfte aus, macht die Glieder ge-
lenksamer, und Sinne lebhafter, befördert das Aus-
und Einathmen der Lunge, die Verdauung der Speisen
und die Absönderung des Verdauten, stärket die Nerven,
öffnet die Schweißlöcher, und macht Seel' und Leib
munterer und gesünder. Das Wasser faulet, wenn es
nicht beweget wird: die Luft wird dumpficht, wenn sie
keine Winde auffrischen. Läßt man das Schwerdt zu
lang in der Scheide, so rostet es. Die Kleider ver-
derben durch das zu lange Liegen. Trägheit und Müßig-
gang verstopfen die Schweißgänge, veranlassen böse Flüsse
und haben die Gicht, das Podagra, die Schlag-
flüsse und Magenbeschwerden, den Eckel vor Speisen und
des Lebens Uiberdruß zur Folge. Alle diese Mühselig-
keiten, welche die Aerzte den Unthätigen anzudrohen pfle-
gen, kennet der Abiponer nicht: weil er das müßige
und gemächliche Leben scheuet; es sey denn, daß er es
nach einer gänzlichen Entkräftung zu seiner Erholung
nöthig hat.

Daß auch der Abiponer Nahrung ihren Körper
unglaublich stärke, und ihre Tage über die gewöhnlichen
Gränzen des Lebens hinaus verlängere, war mir nie im
geringsten zweifelhaft. Die Stelle des Tacitus von den
alten Deutschen: „daß sie sich mit ganz einfachen
Speisen, wildem Obst, frischem Wildpret, und sauerer

„Milch ohne alle Zurichtung und Künsteley den Hunger „stillen“ paßt vollkommen auf die Abiponer: denn ihre Nahrung besteht meistens im gebrattenen, seltener im gesottenen Wildprät oder Rindfleisch, wie es hernach der Zufall fäget. Können sie sich auf den Feldern nichts erjagen, so gehen sie in das Wasser, und hollen sich Fische von verschiedenen Gattungen wie auch Fischotter, Aenten und Wasserschweine heraus. Die Luft versieht sie mit sehr schmackhaften Vögeln; die Wälder aber geben ihnen zur Stillung des Hungers Erd- und Baumfrüchte. In Ermanglung alles dessen nähren sie sich mit den theils im Wasser, theils unter der Erde verborgenen Wurzeln. Zu den besten Fischen nehmen sie erst im Fall der Noth ihre Zuflucht. Das Tiegerfleisch schätzen sie, wenn es auch noch so abscheulich stinkt, so hoch, daß, wer immer einen Tieger erlegt, denselben sogleich in die kleinsten Portionen zerstücket, und mit seinen Gefährten theilet, damit ja keiner dieses Leckerbißchens beraubt werde. Es ist eine alte Klage von Seite der Aerzte, daß man mit den neuen Gewürzen auch viele neue Krankheiten aus Indien nach Europa gebracht habe, und daß die Köche allein der Gesundheit der Menschen mehr schaden, als alle Apothecker jemals derselben nützen können. Dieser Vorwurf trifft die Abiponer nicht: denn sie essen alles ungeküņstelt und ungewürzt. Vor dem Essig tragen sie, so wie alle Spanier in Amerika, einen grossen Abschen. Das Salz schlecken sie gerne wie die Ziegen, aber sie bekommen nur selten eines, weil es in ihrem Striche weder Salz noch Salzgruben giebt. Um dessen Mangel zu ersetzen, pflegen sie eine Staude, welche die Spanier Vidriera heißen, zu verbrennen, und mit der Asche, weil selbe etwas Salzichtes an sich hat, ihr Fleisch und die Tobackblätter zu bestreuen, welche sie im Munde kauen, nachdem selbe mit dem Speichel alter Indianerinnen gehörig zugerichtet sind. Allein auch

diese

liche Staude, welche ihnen die Stelle des Salzes vertritt, wächst nicht überall. Viele abiponische Horden müßen daher alle ihre Speisen ungesalzen essen. Daß der gemäßigte Gebrauch des Salzes dem menschlichen Körper sehr zu statten komme, läugnet niemand; denn dasselbe vertreibet die bösen Feuchtigkeiten, und hindert die Fäulniß. Doch soll, nach der Versicherung der Aerzte, der Mißbrauch des Salzes die Augen schwächen, die guten Säfte herausziehen, und verschiedene scharfe Feuchtigkeiten, welche sowohl die Haut, als auch das Blut verderben, erzeugen; und selbst die Harngänge angreifen. In Paraquay erfuhren wir allgemein, daß die Pferde, Maulthiere, Ochsen und Schaafe blos auf den Weiden fett werden, wo das Gras etwas Salpetrichtes oder Salzichtes enthält. Außerdem werden sie struppicht, und fallen in kurzer Zeit vom Fleisch. Das eingesalzene Fleisch erhält sich, aber es wird um so viel eher faul und stinkend, jemehr Salz man darauf gestreuet hat, indem die Feuchtigkeit, in welche das Salz sich auflößt, verbunden mit der Wärme, die Fäulung beschleuniget. Dörret man das Rindfleisch blos in der Luft, und die Fische im Rauche weit vom Feuer weg, ohne daß ein Körnchen Salz dazu kömmt, so wird sich beides viele Monate unbeschädigt erhalten. Hievon hat mich und alle Wilde die Erfahrung überzeugt. Da wir aus Paraquay nach Europa zurückschifften, so bestand unser Mundvorrath meistens in gesalzenem und an der Luft gedörrtem Fleisch. Dieses blieb 4 ganzer Monate bis nach Kadix stets schmackhaft und unversehrt, weil es nämlich ungesalzen war. Jenes hingegen ward bald von der Faulniß angegriffen, und selbst von den ausgehungerten Matrosen über Bord geworfen. Ich ziehe daraus folgenden Schluß. Da die Abiponer, so selten und so sparsam sie auch ihre Speisen salzen, dessen ungeachtet einer dauerhaften Gesundheit genießen, und ihre Tage auf ein so hohes Alter

 brin-

bringen, so dürfte man wohl die Vermuthung wagen, daß die Enthaltung vom Salz dem Körper zuträglicher ist, als der Gebrauch desselben, besonders der übermäßige.

Daß man bei einer frugalen Lebensart, und der Mäßigkeit im Essen und Trinken von den Beschwerden des hohen Alters lange verschonet bleibe, einer ungestörten Gesundheit, und eines langwährigen Lebens sich zu erfreuen habe, predigen uns die berühmtesten Aerzte und Naturkenner aus allen Kräften. Mit diesen stimmt auch das überein, was der brittische Dichter sagt: Wer spät alt werden will, nehme wenig Speise und nur wie eine Medizin zu sich. Ich habe schon vielmal gesagt, daß die Abiponer eine grosse, nervichte, unverdrossene Nation sind, und ungemein lang leben; aber wer wird sie in Ansehung der Mäßigkeit rühmen können? Sie essen und trinken, wenn, wo und wie oft es ihnen beliebt. Sie binden sich an keine bestimmte Zeit weder zu Mittag noch zu Abends. Wenn sie aufstehen, und etwas zu essen finden, so machen sie sogleich Mittag. Sie essen zu allen Zeiten, so wie sie zu allen Zeiten hungert. Gebricht es ihnen an Proviant nicht, an Appetit wird es ihnen nie gebrechen. Je mehr sie verschlingen, desto eher, scheint es, werden sie hungerig. Gewiß halten sie dieses für das richtigste Kennzeichen der Gesundheit und für das sicherste Mittel dieselbe zu erlangen. Wenn jemand, es sey, weil er schon lange satt ist, oder aus einer andern Ursache eine angebottene Eßwaare nicht annimmt, sogleich wird er von den Umstehenden für krank erkläret. La nachin, chic ruquènne. Er ißt nicht mehr, er ist schon krank, jammern alle, und es fehlet sehr wenig, daß sie ihm nicht das Leben absprechen. Die Abiponer sind gefräßig, und pfropfen sich wie alle Amerikaner mit Fleisch an ohne allen Nachtheil für ihre Gesundheit. Hinge-

gen

zu verträgt ihr Magen nicht nur einen grossen Vorrath von Speisen sondern auch eine lange Fasten. Sie überessen und überfasten sich nicht leicht. Sie unternehmen Reisen von mehreren Monaten ohne eine Wegzehrung mit sich zu nehmen. Auf dem Wege finden sie oft keine Lebensmittel, entweder weil nichts zu jagen ist, oder weil sie, um den Feind heimlich zu überfallen, ihre Reise Tag und Nacht fortsetzen, oder weil sie, dem Feind, der ihnen nachsetzt, zu entgehen, ihre Flucht aus allen Kräften beschleunigen. Aber auch bei leerem Magen, und dem heissesten Hunger bleiben sie immer munter und fröhlich und vertreiben sich die Zeit mit Kurzweilen. Man wird an ihnen nicht die geringste Spur einer Unzufriedenheit mit ihrem Loos oder eines Uibelbefindens an ihrem ausgehungerten Körper gewahr nehmen; auch wird man sie niemals darüber klagen hören. Allein bald darauf halten sie sich durch ihre gewöhnliche Fraßgier für ihre langwährige Fasten schadlos, und erholen sich dadurch wieder. Ich läugne nicht, daß die Mäßigkeit im Essen und Trinken durch ein langes Leben belohnet werde, daß hingegen Krankheiten und ein früher Tod die Strafe des Schwelgens sind; denn ich weiß von mehreren heiligen Einsiedlern, daß sie unter täglichen Kasteyungen ihr Leben über ein Jahrhundert gebracht haben und vielleicht noch weiter gebracht haben würden, wenn sie ihren Körper besser gepflegt hätten. Es ist mir auch ganz begreiflich, wie diese Helden des Christenthums ihre Tage mit so weniger und so schlechter Nahrung auf ein so hohes Alter bringen konnten; weil sie Zeit ihres Lebens unverheurathet, ihre Jahre immer an dem nämlichen Orte, fern von ermüdenden Geschäften und erschöpfenden Arbeiten, in einer heiligen Ruhe verlebet haben. Aber eben so leicht begreife ich, warum die Abiponer bei aller ihrer Gefräßigkeit so lang leben: denn da sie alle verheurathet sind, und sich fast

täglich mit Laufen, Jagen, Schwimmen, Reiten und Kriegsübungen ermüden, so sehe ich wohl ein, daß sie, ihre Kräften wieder herzustellen, mehr Nahrung zu sich nehmen müßen, und selbe auch leichter verdauen. Ohne Zweifel würde ihr Feuer bald verlöschen, und ihr groser Körper abwelken, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit den Abgang der Säfte durch vieles Essen ersetzten, und auffrischten, so wie man die Blumen mit kaltem Wasser auffrischet. Ich habe mich nie bereden können, zu glauben, daß aus der Unmäßigkeit mehr Krankheiten als aus dem Mangel an Nahrung entstehen. So wie die Lampe öfters aus Mangel des Oels als aus Uiberfluß desselben verlischt, so bin ich auch fest der Meinung, daß sich weit weniger Menschen zu todt essen als zu todt hungern. Ich weiß wohl, daß mir alle Aerzte, welche die Diät auf das hartnäckigste vertheidigen, widersprechen werden: allein, ich weiß auch, daß alle Todtengräber und Abiponer mir beipflichten. Sucht doch auch Cornelius Bonlekoe, ein Holländer und einst Professor der Medizin zu Frankfurt an der Oder, in seinen Kommentarien mit allen möglichen Gründen zu erweisen, daß zu wenig Nahrung der Gesundheit weit nachtheiliger ist, als zu viele: und auch weit gewisser den Weg zum Grabe bahne.

Die Abiponer löschen sich ihren Durst niemals mit Brunnenwasser, sondern mit dem eben nicht sehr süßen Wasser aus Flüßen und Morästen, welches daher meistens warm und laulicht und nur sehr selten frisch ist. Vielleicht vermehren sie auch dadurch ihre Lebenskraft? Die Aerzte ziehen immer das Fluß- und Regenwasser, weil es leichter und mit schädlichen Zusätzen weniger beschwänget ist, dem Brunnenwasser vor. Die Chineser trinken in ihrem Leben kein kaltes Wasser. Das vom zerschmolzenen Schnee und Eis halten viele für eine Quelle nicht weniger Krankheiten. Allein das mögen

die

die Arzneygelehrten ausmachen. In den Gegenden der Abiponer findet man niemals, weder Schnee noch Eis, noch Brunnenquellen, noch andere unterirrdische Behältnisse, worinn das Wasser aufgefrischet würde: auch lernen sie Zeit ihres Lebens weder den Wein noch den Brandwein kennen. Allein ob sie gleich gewöhnlicher Weise nichts als Wasser trinken, so versammeln sie sich doch, um die Geburt eines vornehmen Kindes zu feyern, bei den Leichenbegängnißen ihrer Verwandten, nach einem Kriegsrath oder Sieg an einem Orte, um sich mit einem Getränke zu erquicken, welches aus Honig oder Johannsbrod und Wasser bereitet ist, und wenn es ausgegohren hat, zwar berauschet, aber auch mäßig zu sich genommen dem Körper unglaubliche Dienste leistet: denn die meisten halten das Johannsbrod und den wilden Honig für ein vortreffliches Mittel zur Verlängerung des Lebens und zur Erhaltung der Gesundheit. Plinius nennt den Honig, als wenn dieser Sterblichen die Unsterblichkeit zu geben vermögend wäre, einen Göttertrank. Durch das Essen und Trinken desselben sollen Pythagoras, Antiochus der Arzt, Demokrit, Telephus der Grammatiker und Pollio von Rom ein auserordentlich hohes Alter erreichet haben. Der letzte lebte über ein Jahrhundert. Als ihn einst der Kaiser August fragte, womit er sein Leben so hoch gebracht hätte, gab er zur Antwort: **Mit dem Honig von innen, und mit dem Oel von außen.** In der Wienerzeitung vom 14. Hornung 1770 las ich einst: Zu Smolenitz, einer dem Grafen Christoph Erdödi gehörigen Ortschaft starb Franz Wascho in einem Alter von 104 Jahren. Bis an das Ende seiner Tage blieb ihm sein Gedächtniß getreu, und eine solche Stärke, daß er ganz allein einen mit Holz beladenen Schlitten gezogen hat. Sein munteres Alter schreiben viele dem Honig zu, das er häufig gegessen, und weswegen er viele Bienenstöcke unterhalten haben soll.

Die Abiponer essen und trinken den Honig, wovon in den Wäldern alles voll ist, in grosser Menge. Wie! Wenn sie auch demselben ihre blühende Gesundheit und die lange Dauer ihres Lebens schuldig wären! Aber beides haben sie auch wenigstens zum Theil dem Johannsbrod zu danken, welches sie sowohl trocken speisen, als auch mit Wasser vermischt und durch seine innerliche Wärme in ein weinartiges Getränke abgegohren im reichen Maaße zu sich nehmen. Auf beide Arten ist es überaus süß, und von sichtbarer Kraft; denn es stellet die verfallenen Kräften wieder her, macht ungemein fett; reiniget und stärket die Brust, und leistet in Harnverstopfungen vermög seiner harntreibenden Kräft sichere und schleunige Hilfe. Es hebt auch verschiedene Anläße zu Krankheiten, widersteht dem Stein, und lindert die daraus entstandenen Schmerzen, wenn zuweilen Europäer damit geplaget sind. Dieses haben mir viele versichert, welche die wohlthätigen Wirkungen des Johannsbrods selbst erfahren haben. In ganz Paraquay giebt es nirgends stärkere und dauerhaftere Pferde, als zu S. Jakob de Storea, wo sie in den nahen Wäldern meistens mit dieser Frucht, weil sie daselbst sehr häufig wächst, gefüttert werden, und daher außerordentlich zunehmen. Allein man muß auch wißen, daß das paraquayische Johannsbrod von dem spanischen und afrikanischen, das man in Deutschland fast in allen Gewürzbuden antrifft, sowohl an Größe als auch an seinen übrigen Eigenschaften ganz verschieden ist, wiewohl die Aerzte auch von dem letzteren einen manchfaltigen Gebrauch machen.

Hierzu kömmt noch, daß sich die Abiponer fast alle Tage, wenn es nicht gar zu kalt ist, in dem nächsten besten See oder Fluß baden. Auch die Alten hielten sehr viel auf das Baden, wie es denn über-

haupt

haupt von sehr grossem Nutzen ist: denn das Waschen reiniget die Haut, öffnet die Schweißlöcher und erleichtert und befördert die Ausdünstung, wobei denn die Gesundheit ungemein gewinnt. Die paraquayischen Pferde und Maulthiere werden, ihres vielen Futters ungeachtet, bald mager und raudicht, wenn sie nicht Flüße und Seen, worinn sie sich abwaschen können, in der Nähe haben; indem der Staub, der sich an der Haut ansetzt, selbe nicht zu Fleisch kommen läßt. Aus diesem Grunde werden die Pferde in Europa gestriegelt. Einige ziehen ein kaltes Bad selbst der Aderläße vor, weil in jenem das Blut blos abgekühlet wird, bei dieser aber ein groser Theil desselben gänzlich verloren geht. Ich schreibe daher auch das beständige körperliche Wohlbefinden der Abiponer, und daß sie vor anderen Völkerschaften ihre Tage so hoch bringen, ihrem täglichen Baden zu. Dieses bestättiget auch Franziskus Bako von Verulamio in seiner Geschichte des Lebens und des Todes, da er (S. 131. nach meiner Auflage) schreibt: "Kalte Bäder nützen sehr viel zur „Verlängerung des Lebens, zu laulichte hingegen sind „schädlich„ Ferners: " Diejenigen leben länger, wel„che unter dem freyen Himmel, als die, welche unter „einem Obdach wohnen„. Die Abiponer bringen ihre meiste Zeit auf dem Felde zu: sie athmen daher stets eine reine, unverdorbene, und folglich sehr gesunde Luft ein. Und wohnen sie zuweilen in Laubhütten (sie spannen diese wie Gezelte aus) oder auch in ordentlichen Wohnhütten, so sind doch diese niemals so vermacht und verrammelt, daß nicht die Luft wenigstens irgendwo durchziehen könnte. Sie wollen übrigens unter dem freyen Himmel nicht nur leben sondern auch begraben seyn. Es ist unglaublich, welch einen Abschen sie vor den Begräbnissen in den Kirchen tragen.

Es

Es ist sonst das Geschäft der Aerzte und Apotheker uns zu sagen, was zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, zur Verlängerung des Lebens und zur Linderung der Schmerzen dienlich ist. Da aber die Abiponer auch ohne Arzneygelehrte und Arzneyenmischer ein so hohes und munteres Alter erreichen, so bin ich fast versucht ihre blühende jugendliche Stärke und ihre langwährige Lebensdauer dem Mangel an beiden zuzuschreiben. Sie haben hierinnfalls vor den Europäern vieles voraus, welche, jemehr ihnen Aerzte und Apotheker zu Gebote stehn, desto mehr Kranke, und desto weniger betagte Greise zählen. Nach dem Zeugniß des Laerz (im 4. B. 6. K.) sagte Arcesilaus schon lang: „Wo der Gesetze viele sind, da giebt auch der Verbrecher „viele. Eben so herrschen auch dort der Krankheiten viele, „wo der Aerzte so viele sind." Die Aerzte der Abiponer, von welchen ich an einem anderen Orte mehr sprechen werde, sind Charlatane, und dümmer noch als das Vieh: auch verdienen sie den prächtigen Namen eines Arztes nicht; weil ihr Handwerk nicht in Heilung der Kranken, sondern im Betruge und in allerlei Alfanzereyen besteht. Die Missionarien in den Kolonien der Chiquiten lebten unter allen Jesuiten in Paraquay am längsten, und erreichten ein äußerst hohes Alter, wiewohl man daselbst weit und breit keinen Arzneykündigen antrifft, und die dortigen Gegenden wegen der jährlichen Ueberschwemmungen und sonst noch so gesund eben nicht sind. Unser Provinzial wollte aus Sorgfalt für sie einen Laybruder, der ein Wundarzt war, in die gedachten Pflanzörter schicken, damit er ihnen mit seiner Wissenschaft im Fall einer Krankheit beistände. Allein die Missionarien lehnten alle einstimmig das wohlgemeinte Anerbieten ihres Obern von sich ab, weil sie nämlich befürchteten, mit dem Arzt möchten sich auch die Krankheiten in ihre Flecken einschleichen, und sie

den

den Gebrauch der Arzneyen mit dem Verlust ihrer unerschütterten Gesundheit bezahlen müßen. Sie lebten daher sich und der Natur überlassen auch ohne Arzt ein langes, durch keine Krankheitszufälle verbittertes Leben, wie die Abiponer. Allein was ich bisher gemeldet habe, gehört blos zu den äußeren Ursachen ihrer Munterkeit und ihres späten Todes.

Daß die Gemüthsruhe zu dem Wohlstand der Körpermaschine sehr viel beitrage, ist außer Zweifel. Daher setzen die Aerzte von Salerno unter den medizinischen Lebensregeln, die sie dem Robert, Herzogen von der Normandie und Erben von Engelland, vorschrieben, folgende als die erste an: Curas tolle graves, (Entlade dich der drückenden Sorgen.) Wenn die Seele von aufrührischen Leidenschaften, von Kümmernissen, Liebe, Furcht, Zorn, Unmuth rc. geängstiget wird, so gehen die thierischen Verrichtungen des Gehirnes nicht mehr ordentlich vor sich; der Magen wird geschwächet, und der Mangel an Nahrungssaft zieht auch nach und nach den Verlust der Kräften, und der besseren Säfte nach sich. Ein gesunder Körper muß auch nothwendig von einer gesunden Seele bewohnet werden. Nun wird die lange Lebensdauer und das körperliche Wohlseyn der Abiponer niemand befremden. Sie sind stets ruhig und frohen Muths. Das Vergangene vergessen sie bald; über das Gegenwärtige sehen sie leichtsinnig hinweg und um das Zukünftige bekümmern sie sich nur sehr selten. Sie fürchten wohl die Gefahr; aber weil sie die Größe derselben selten einsehen, so verachten sie diese, indem sie sich immer schmeicheln derselben entweder entgehen oder sie überwinden zu können. Wenn man ihnen die Nachricht bringt, daß ein zahlreicher Schwarm Feinde ihnen auf dem Halse sey, so nehmen sie wohl manchmal bei Zeiten die Flucht: zuweilen aber warten sie

den

den Angriff ab, und trinken sich unter fröhlichen Gesängen mit Meth in die Wette muthig und unerschrocken. Jene nagenden Sorgen, ihr Hauswesen auf einen bessern Fuß zu setzen, sich und den Ihrigen Unterhalt und Kleidung zu verschaffen, greifen bei ihnen fast niemals Platz. Kein Geschöpf in der Welt macht so vielen Eindruck auf sie, daß sie die Liebe oder die Sehnsucht darnach marterte, oder daß sie deßhalb wie viele Europäer ihren Verstand verlören. Keine Leidenschaft ist bei ihnen heftig oder langwährig. Mit dieser Gemüthsruhe pflegen und wiegen sie ihren Körper, und leben, so lang es Menschen möglich ist. Ich läugne nicht, daß auch der Himmelsstrich, worunter sie leben, weil man daselbst weder über Hitze noch Kälte sehr zu klagen hat, ein treffliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist, wiewohl nicht das einzige; denn die Spanier und übrigen Indianer werden, ungeachtet ihnen das nämliche gemäßigte Klima zu statten kömmt, weit früher alt und hinfällig als die Abiponer. Wenn die Abiponer den Europäern ihrer unversieglichen Lebensquelle wegen beneidenswerth scheinen, so mögen diese jenen in ihrer Lebensart nachahmen, wenigstens so weit es thunlich ist. Sie sollen alle stürmische Leidenschaften aus ihrer Seele verbannen, nicht blos sitzen und müßig seyn, sondern sich auch Bewegungen machen, bald Wein bald Wasser trinken, und sich die Ruhe durch die Arbeit zum Bedürfniß machen. Sie sollen in Kleidung und Nahrung weniger üppig seyn, mit ungekünstelten Speisen, so wie sie ihnen die Natur anbietet, ihren Hunger stillen, nicht ihren Gaumen reitzen, und der Aerzte und Arzneyen sich blos im Nothfalle bedienen. Endlich sollen sie auch die Wollüste, deren giftiger Hauch den Tod und die Verwesung in dem Körper beschleuniget, eben so sehr fliehen, als sie sich ein fröhliches Alter wünschen. So wichtig dieser Grundsatz in Absicht auf die Erhaltung der Gesundheit und der

Lei-

Leibeskräften ist, so schlecht wird selber von vielen Jünglingen befolget, so daß sie wie die Aepfel die Faulniß ergreift, ehe sie reif werden. Sie vergessen, daß sie mit dem Honig auch Gift hineinschlürfen.

Achtes Hauptstück.

Von der Religion der Abiponer.

Es giebt gar kein so ungezähmtes und wildes Volk, welches nicht wüßte, daß man einen Gott haben müße; wenn es gleich nicht weiß, was für einen Gott man haben müße, sagt Cicero im 1. B. von den Gesetzen. Und im 2. B. von der Natur der Götter., Die Ueberzeugung von dem Daseyn der Götter ist allen angebohren und gleichsam unsern Herzen eingepräget. Eben dieses wiederholet er wiewohl mit anderen Worten 1. Tusculan. quæst. und 1. de respons. arusp. Die höchste Stuffe der Gottlosigkeit ist keinen Gott erkennen wollen, den man doch nicht verkennen kann, schreibt Tertullian in seiner Schutzschrift wider die Heiden. Daß die Unwissenheit in Absicht auf das Daseyn Gottes bei einem vernünftigen Menschen auf eine längere Zeit nicht unsträflich seyn könne, behaupten alle Gottesgelehrte einstimmig. Ich habe selbst diese Meinung bei Endigung meines vierjährigen theologischen Schulkurses, den ich zu Grätz in Steuermarkt angefangen und in der Universität zu Korduba in Tukuman vollendet hatte, aus allen Kräften vertheidiget. Aber wie erstaunte ich, als ich nachmals in die Kolonien der Abiponer versetzet wurde, und in ihrer ziemlich reichhal-

haltigen Sprache kein Wort fand, welches Gott, oder ein höchstes Wesen auf was immer für eine Art bedeutete. Um sie in der Religion zu unterrichten, mußten wir aus dem Spanischen das Wort Diós (Gott) entlehnen. Wir setzten daher in ihren Katechismus: Diós, ecnam caogarie, Gott, der alle Dinge gemacht hat; denn das Stammwort ncaóe heißt machen.

Nach dem Zeugniß des Peñafiel, eines unserer Gottesgelehrten, sollen nicht wenige Indianer gewesen seyn, welche auf die Frage, ob sie in ihrem Leben jemals an Gott gedacht haben, Nicht ein einziges mal zur Antwort gaben. Die ersten Portugiesen und Spanier fanden, wie sie selbst versicherten, bei ihrer Ankunft in Amerika bei den Brasilianern und anderen Wilden kaum eine Spur einer Erkenntniß Gottes. Eben dasselbe wird auch von den älteren Grönländern erzählet. Derjenige scheint also so gar unrecht nicht gehabt zu haben, der beim Cicero (1. de natura Deorum) behauptete: Es gäbe so verwilderte und rohe Nationen, die das Daseyn eines Gottes nicht einmal vermutheten. Auch der h. Paulus schreibt in seinem ersten Sendschreiben an die Thessaloniker im 4. Kap. Sicut & gentes, quæ ignorant Deum, Wie die Völker, welche von keinem Gott wissen: wiewohl eben dieser Apostel (an die Römer 1. K.) betheuert, daß diese Unwissenheit weder unsträflich noch zu entschuldigen ist: Ita, ut sint inexcusabiles. Also, daß sie keine Entschuldigung für sich haben, indem sie durch die Betrachtung der Geschöpfe leicht zur Erkenntniß ihres Schöpfers gelangen können. Sollte sie aber dennoch jemand entschuldigen wollen, so würde er sich vielleicht auf die Verstandesschwäche und Stumpfheit des Geistes der amerikanischen Wilden beruffen, vermög welcher alles, was sie nicht mit Augen sehen, ihre Fas-

fungs-

sungskraft übersteigt. Räsonniren ist nicht ihre Sache: es ist ihnen auch zu schwer. Man darf sich also nicht wundern, daß sie die Betrachtung der Dinge unter und über dem Mond auf keine Vermuthung von irgend einer Gottheit oder etwas Ueberirrdischen führet. Zum Beweis mag folgends Erzählung dienen. Als ich einst an dem hohen Ufer des Silberflusses in Gesellschaft von 14 Abiponern reisete, setzten wir uns abends, wie es dort der Brauch ist, unter freyem Himmel um ein Feuer herum. Der Himmel war heiter und voller Sterne, an deren Anblick wir unsere Augen weideten. Ich wollte mich bei dieser Gelegenheit mit dem Caciquen Ychoálay, dem scharfsinnigsten und tapfersten aller Abiponer, die ich kannte, unterhalten. Siehst du, sprach ich zu ihm, diese Herrlichkeit des Himmels; dieses prächtig geordnete Sternenheer? Wer soll so etwas für das Werk des Ungefehrs halten können? Du weist sehr gut, daß der Lastwagen dem Umsturze nahe ist, wenn die Ochsen nicht von jemanden geleitet werden. Ohne Steuermann wird jedes Fahrzeug vom rechten Wege abkommen oder scheitern. Der müßte also wohl von Sinnen gekommen seyn, der sich einbildete, alle diese Schönheiten wären durch einen Zufall entstanden, und alle diese Himmelskörper wälzten sich in ihren Kreisen ohne Leitung und Zuthun eines höchst verständigen Wesens so regelmäßig herum. Was dünkt dir also von ihren Urheber und Regierer? Was haben eure Väter davon gedacht? Mein Vater, antwortete mir Ychoálay eben so behende als offenherzig, unsere Ahnen und Urahnen sahen sich immer auf der Erde um, und bekümmerten sich blos um Gras und Wasser für ihre Pferde. Was im Himmel vorgieng, wer die Gestirne gemacht habe, und regiere, darauf dachten sie nicht. So sprach der Alte. Ich zweifle gar nicht, daß er wahr geredet habe: denn ich habe vielmals beobachtet, daß die Abiponer, wenn sie

etwas

etwas vor Augen haben, und dasselbe nicht auf den ersten Anblick begreifen, des weiteren Forschens sogleich überdrüßig werden. Sie schließen ihre Untersuchung gemeiniglich mit diesen Worten: Orqueenam? Was wird es denn wohl seyn? Das bei den Quaraniern übliche Mbae nipo? bedeutet eben so viel. Bisweilen setzen diese noch, wenn ihnen die Sache unbegreiflich scheint, mit gerunzelter Stirne hinzu: Tupa oiquaà. Gott weiß, was es ist. Da es in den Köpfen der Indianer so gar finster aussieht, und sie das Räsonniren so äußerst schwer ankömmt, so ist es ganz begreiflich, warum sie zu Vernunftschlüßen weder Geschicklichkeit noch Lust haben.

Es ist unglaublich, mit welchen häßlichen Farben die Europäer, welche zuerst in Amerika gekommen sind, die Dummheit der Indianer geschildert haben. Ihrem Vorgeben nach hätte man sie mehr unter die Thiere als unter die Menschen rechnen sollen. Nach dem Zeugniß des Cyriakus Morelli in den Jahrbüchern von der neuen Welt erzählet Gomara in seiner Geschichte von Indien (217. Kap.), der Bruder Thomas Ortiz, nachmaliger Bischof von S. Martha, habe an den Hof von Madrit geschrieben: die Amerikaner seyn so roh wie das Vieh, stumpf vom Verstande, albern, blödsinnig, zur Erlernung der vornehmsten Hauptlehren des Christenthums ganz unfähig, und überhaupt ohne alle menschliche Vernunft und Beurtheilungskraft. Ich schäme mich alle die abscheulichen Laster, die er ihnen Schuld giebt, hier anzuführen. Um seinen Worten Glauben zu verschaffen, schließt er seinen Brief mit folgenden Worten: Alle von uns, die mit den Amerikanern umgegangen sind, haben sie so gefunden, wie ich sie itzt beschrieben habe. Einige andere Spanier gaben die Amerikaner für so dumm aus, daß sie glaubten, man müs-

sie ihnen auch in ihren reifen Jahren die Taufe wie den kleinen noch unmündigen Kindern ertheilen, sie von der Verbindlichkeit zu beichten loszählen, und zu den übrigen Sakramenten nicht zulassen. Der Pabst Paulus der III. mußte hierüber den Ausspruch thun und die Amerikaner für wahre Menschen, welche des katholischen Glaubens und der h. h. Sakramente fähig sind, (veros homines, fidei catholicæ & sacramentorum capaces.) erklären. Dieses geschah den 2ten Junius 1537. Am meisten hatte sich Bartholomäus Casaus oder de las Casas, nachmals Bischof zu Chiapa, der Indianer angenommen: allein bei den Spaniern steht er in keinem guten Ruf, weil er die Grausamkeiten der Europäer gegen die Indianer zu sehr übertrieben, und die Laster dieser letztern zu sehr entschuldiget haben soll. Gedachter Pabst verfügte auch, daß man die Indianer zum h. Abendmahl zulassen sollte. So schreibt Torquemada l. 16. Monarch. Indicæ c. 20. Die päbstliche Verordnung fängt mit den Worten: Veritas ipsa an und findet sich beim Harold. Nichtsdestoweniger wurde das h. Altarsakrament den erwachsenen Indianern in Peru, auch nachdem sie gehörig gebeichtet hatten, weder alle Jahre einmal, noch auch in der Todesgefahr ausgespendet, wie Akosta im 6. B. de procuranda Indorum salute c. 8. & seq. meldet. Selbst drey Kirchenversammlungen zu Lima konnten mit allen ihren Ermahnungen und Drohungen nicht zuwege bringen, daß man die Indianer zum Genuß des h. Abendmahls zugelassen hätte. Dieses erhellet aus den Klagen und Schlüßen der Kirchenräthe von Lima, Plata, Arequipa, de la Paz und Paraquay, welche das Jahrhundert darauf versammelt worden sind. Die Pfarrer, welche den Indianern dieses Sakrament verweigerten, schützten stets ihre Verstandesschwäche, Unwissenheit, und eingewurzelte Laster vor. Allein die Versammlung zu de la Paz vom J. 1638 schrieb diese Un-

wissenheit der Indianer der Trägheit der Pfarrer zu, als welche, wenn sie jene fleißig unterrichtet hätten, nach der Meinung des Kirchenrathes ohne Zweifel in ihre Köpfe Licht und in ihr Herz Ordnung gebracht haben würden. In den achtzehn Jahren, die ich mich bei den Quaraniern und Abiponern aufgehalten habe, hat mich die Erfahrung von der Wahrheit dieser Vermuthung überzeuget. Ich habe Wilde von einer unglaublichen Rohheit gekannt, welche in Wäldern gebohren und von ihren ersten Jahren an zum Aberglauben, zum Mord und Raube gewöhnt worden, übrigens aber dümmer noch als das Vieh waren. Und dennoch haben diese, nachdem sie in unsere Kolonien gekommen sind, unsern täglichen Unterricht also benützet, daß sie das göttliche Gesetz trotz den alten Christen nicht nur wohl begriffen, sondern auch auf das genaueste befolgten. Es ist auch hieran nichts unbegreiflich. Was für Künste lernen nicht die Elephanten, Hunde, Pferde und andere Thiere, wenn sie anders geschickt abgerichtet werden. Die Diamanten erhalten erst durch die Politur, die ihnen des unermüdeten Künstlers Hand giebt, ihren Glanz. Ein Praxiteles staltet auch einen Klotz in einen Merkur um. Die Amerikaner mögen noch so blöd und stumpf vom Geiste seyn, sie lassen sich, wenn anders des Lehrers Fleiß der Schwäche seiner Schüler zu Hilfe kömmt, zu gesitteten, frommen und in allen Künsten geschickten Leuten umbilden. Will jemand mit Augen sehen, welch eines hohen Grades der Kultur die Seelenkräfte der Indianer fähig sind, und wie weit sich ihre Fassungskraft erstrecket, so darf er nur den Quaraniern in ihren Flecken einen Besuch machen. In jedem derselben wird er nicht nur die geschicktesten Tonkünstler, und Meister in Verfertigung musikalischer Instrumente, sondern auch Mahler, Bildhauer, Schreiner, Metallarbeiter von aller Art, Weber, Baumeister, Schönschreiber, Uhrmacher, Glockengießer, Portenwürker

und

und was nicht alles, antreffen. Ja es waren ihrer nicht wenige, welche auch grosse Werke nicht nur in ihrer Muttersprache sondern auch im Latein druckten, und sich die Letteru dazu selbst gossen. Sie schreiben auch die Bücher mit so vieler Kunst ab, daß auch der scharfsichtigste Europäer selbe für gedruckt ansehen würde. Die Bischöfe, Statthalter und alle Fremde erstaunten noch immer über die Kunststücke der Indianer, welche sie in den quaranischen Flecken gesehen oder gehöret hatten. Wenn man in anderen Flecken und den übrigen amerikanischen Provinzen diese Kunstarbeiten vermißt, so ist nicht die Ungelehrigkeit der Indianer, sondern der Mangel an Lehrmeistern, die sie unterrichteten, daran Schuld. Die Quaranier hatten das Glück an unseren Missionarien deutsche, niederländische und italienische Musik- und anderer Künste kündige Lehrer zu bekommen, welche die Indianer nicht nur über alle Erwartung, sondern auch über allen Glauben und selbst bis zur Verwunderung gelehrig fanden. Doch hat uns eine langwährige Erfahrung überzeugt, daß die Indianer dasjenige, was sie sehen, weit leichter und schneller begreifen, als was sie hören, so wie allen Menschen der Unterricht durch die Augen weit faßlicher ist, als der durch die Ohren. Will man sich von einem Quaranier etwas mahlen oder ausschnitzen lassen, so muß man ihm das Original oder ein Muster vor Augen legen; dann wird er es vortrefflich nachmachen, und man ein schönes und künstliches Stück Arbeit von ihm erhalten. Giebt man ihm aber kein Model, und überläßt alles seiner eigenen Erfindung so wird er nichts als albernes Zeug, und Pfuschereyen zum Vorschein bringen, wenn man ihm auch die Idee dazu noch so deutlich und weitläuftig auseinandergesetzet hat. Auch mangelt es den Amerikanern nicht an einem guten und glücklichen Gedächtniße. Es ist eine Gewohnheit bei den Quaraniern, daß der indianische

Marktrichter oder ein anderer von den ersten Obrigkeiten der Kolonie die Predigt, die der Priester von der Kanzel herab vorgetragen hat, vor dem Volk entweder auf dem Platz oder in dem Hofe unseres Hauses wiederhole. Dieses thun die meisten mit einer solchen Genauigkeit, daß ihnen fast kein Satz entgeht. Wenn sie eine Symphonie zwey oder dreymal durchgesungen, oder auf der Geige oder der Orgel abgespielet haben, (sie wenden aber dabei von den Noten kein Auge ab) so haben sie selbe so gut im Kopf, daß sie der Musikalien, wenn sie vom Winde weggewähet würden, ferner nicht mehr nöthig hätten. Hieraus mag man auf die Stärke und Güte ihres Gedächtnißes schließen. Dieses wollte ich darum erinnern, damit ich meine Leser überführte, daß die Verstandeskräfte der Amerikaner so gar schwach und stumpf eben nicht sind, als es die meisten Schriftsteller von ihnen fälschlich vorgegeben haben. Indessen läugne ich nicht, daß zwischen den verschiedenen Nationen hierinnfalls ein Unterschied obwalte: denn nach den Beobachtungen, die ich in Paraquay gemacht habe, sind die berittenen Völkerschaften den unberittenen an Geist wie an Körper weit überlegen. Die Abiponer haben in dem letztverwichenen vieljährigen Krieg nicht wenige Beweise ihres Scharfsinnes abgeleget, da sie die Anschläge der gleichfalls scharfsinnigen Spanier bald durch eine Kriegslist vereitelt, und bald diese unversehens überfallen und mit blutigen Köpfen nach Hause geschicket haben. Hievon werde ich an einem anderen Orte mehr melden. Allein je mehr sie durch die Anordnung und Ausführung ihrer Unternehmungen im Kriege ihren feinen Verstand verrathen, desto weniger kann man ihnen ihre tiefe Unwissenheit in Ansehung des höchsten Wesens verzeihen, indem sie für dasselbe in ihrer ganzen Sprache nicht einmal ein Wort haben, da diese dennoch in Bezeichnung anderer Dinge nichts weniger als arm ist.

Hier-

Hieraus werden Theologen den Schluß ziehen, den Abiponern mangle es an nichts weniger als an Verstande um nicht aus dieser sichtbaren Körperwelt auf ihren unsichtbaren Schöpfer und Regierer schliessen, wenigstens denselben vermuthen zu können. "Wer ist so sinnlos, „sagt Cicero de resp. aruſp. der, wenn er seine Augen „aufwärts gegen den Himmel richtet, nicht empfindet, das „Götter sind?„ So roh einst die Quaranier waren, so erkannten sie doch einen Gott, und nannten ihn in ihrer Sprache Tu pa. Dieses Wort ist aus zweyen andern zusammengesetzt: denn Tû ist ein Zwischenwort der Verwunderung, und Pà ein Fragewort. Wenn es donnerte, pflegten sie immer in ihrem Schrecken auszuruffen: Tu pa, also zwar, daß ihnen das Brüllen des Donners und die furchtbaren Eigenschaften des Blitzstrahles Ehrfurcht gegen die Allmacht und die Majestät der Gottheit zuerst eingeflößet haben. Sie scheinen daher den anstößigen Satz des Papinius gewissermassen zu bestättigen: Primus in orbe Deos fecit timor: (Die ersten Götter hat die Furcht in der Welt gemacht.) Selbst die Römer hiessen ihren besten und größten Jupiter den Donnerer.

Ich habe gesagt, daß die Abiponer viel Witz und Scharfsinn zu verrathen scheinen. Aber nun schäme ich mich sie so voreilig gelobt zu haben: ich wiederruffe daher ohne Bedenken, und erkläre sie für tolle, unsinnige und hirnlose Menschen. Hier ist der Beweis ihres Unverstandes. Sie wissen weder von Gott noch von seinem Namen. Dem Teufel, welchen sie Aharaigichi oder Queevèt nennen, geben sie mit vieler Ergebenheit den Namen ihres Großvaters Groaperikie. Dieser, sagen sie, war ihr und der Spanier Großvater, doch mit diesem Unterschiede, daß er diesen prächtige Kleider nebst Gold und Silber, ihnen aber einen grosen Muth

zum Erbtheil hinterlassen habe; denn sie trauen sich ungleich mehr Unerschrockenheit und Muth als den Spaniern zu. Wenn man sie fragt, wer dann ihr Stammvater gewesen ist, oder was er gemacht hat, so geben sie ganz unverholen zur Antwort, daß sie dieses nicht wüßten. Setzt man mit Fragen noch weiter in sie, so sagen sie: er war ein Indianer wie wir. So ungereimt und arm ist ihre Theologie. Sie verehren ein Wesen, das sie nicht kennen, fast wie die Athenienser, welche dem unbekannten Gott einen Altar errichtet haben. So wie sich die Abiponer für Enkel des Teufels ausgeben, so gaben sich die alten Gallier für Söhne desselben aus. Man höre hierüber den Cäsar, welcher sich im 6. Buche von dem gallischen Kriege folgendermassen ausdrücket. „Alle Gallier rühmen sich von dem Vater Dis abzu„stammen, und beruffen sich diesfalls auf die Aussage der „Druiden.“ Bei den Lateinern aber hieß der Pluto, der Gott der Hölle, Dis. In diesem Verstande nehmen die angeführte Stelle alle Gelehrte, welche die Kommentarien des Cäsars mit den ihrigen erläutert haben, wie man bei dem Oudendorp nachsehen kann. Die Abiponer halten das Siebengestirn, die Plejades, oder die Gluckhenne für das Bild ihres Ahnen. Da nun dieses Gestirn in Sudamerika am Himmel einige Monate nicht sichtbar ist, so glauben sie, ihr Großvater sey krank, und sind daher alle Jahre seines Todes wegen sehr bekümmert. Sobald sich also diese Sterne im May wieder sehen lassen, so meinen sie, er sey von seiner Krankheit wieder genesen, wünschen ihm daher zu der wiedererlangten Gesundheit Glück und grüßen ihn mit lautem Freudengeschrey unter dem Jubel von Kriegspfeifen und Hörnern. Quemen ñaachic latene! layàm navichi enà? Ta yegàm! Layámini. Wie danken

* Galli se omnes ab Dite patre prognatos prædicant; idque ab Druidibus proditum dicunt.

wir dir! Endlich bist du wieder zu uns zurückgekehret. So bist du also wieder glücklich gesund geworden. Mit diesen Zuruffungen erfüllen sie die Luft, und beweisen dadurch ihre Freude über die Zurückkunft ihres Großvaters, aber auch zugleich ihre Thorheit. Den andern Tag geht alles auf die Honigsammlung aus, um sich einen Trank zuzubereiten. Sobald dieses zu Stande gebracht ist, veranstaltet man, um das allgemeine Frohlocken zu verherrlichen, große Zusammenkünfte. Die verheuratheten Abiponer setzen sich auf die Erde auf ihre Tiegerhäute nieder, und trinken; die herumstehenden Weiber heulen einen Gesang; die unverheuratheten aber lachen und kurzweilen mit einander. So bringen alle die Nacht zu, während welcher der Platz hie und da mit Fackeln beleuchtet ist. Eine Schwarzkünstlerinn, welche bei dem Feste die Ceremonienmeisterinn macht, belebet dasselbe von Zeit zu Zeit mit einigen Tänzen. Sie schüttelt hiebei eine mit harten Saamenkörnern angefüllte Kürbiß statt einer Klapper nach dem Takt, und wirft zugleich, ohne von der Stelle, worauf sie steht, im geringsten abzukommen, oder ihre Bewegungen zu verändern, immer den einen Fuß rechts und den andern links in die Höhe. Auf diese läppische Sprünge des unsinnigen Weibes folgt immer ein schreckliches Getöse von Kriegspfeiffen und Trompeten, wobei die herumstehenden Zuschauer, indem sie ihre Hand auf die Lippen halten, und schreyen, froh mitjauchzen. Doch wird man bei diesem Spektakel nicht das geringste wahrnehmen, was dem Wohlstand und der Ehrbarkeit zuwiderliefe. Die Männer sind allemal von den Weibern, und die Knaben von den Mädchen abgesöndert. Diese Albernheiten und das damit verbundene Frohlocken halten die Abiponer für eine Feyerlichkeit, die sie ihrem wiederzurückgekommenen Großvater schuldig zu seyn glauben.

Die Tänzerinn und Vorsteherinn dieses lächerlichen Festes reibt ihren Kürbis an die Waden derjenigen, denen sie einen Beweis eines besonderen Wohlwollens gegen sie geben will, und verspricht ihnen im Namen ihres Großvaters Geschwindigkeit in Verfolgung des Gewildes und ihrer Feinde. Zu dieser Zeit weihet sie auch alle, die sie für fähig hält Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen abzugeben, mit vielem Gepränge zu ihrer neuen Würde ein. Von dieser Höllenbrut wollen wir nun weitläuftiger handeln.

Neuntes Hauptstück.

Von den Zauberern der Abiponer, oder, besser zu sagen, von ihren Betrügern.

Die Schwarzkünstler, diese lächerliche Zunft Leute, deren ganzes Handwerk in nichts als Betrügereyen und Blendwerken besteht, stehen bei den Abiponern in dem nämlichen Ansehen, und in eben derselben Achtung, als einst die Magi bei den Persern, die Chaldäer bei den Assyriern, die Philosophen bei den Griechen, die Propheten bei den Juden, bei den morgenländischen Indianern die Brachmannen, bei Italiens Bewohnern die Vogel- und Eingeweidedeuter aus Hetrurien und die Druyden bei den alten Galliern gestanden sind. Wenn ich mich nicht irre, so ist in ganz Paraquay keine einzige Nation entdecket worden, welche nicht ihre Schwarzkünstler

künstler hätte. Die Lateiner nennen diese Art Leute Magos oder Maleficos, die Spanier Hechizeros, die Deutschen Zauberer oder Hexenmeister, die Quaranier Abapayè, die Payaquas Pay, die Abiponer aber so wie den Teufel, nämlich Keebèt, das ist, Teufelskünstler: weil sie der Meinung sind, daß sie von dem Teufel, ihrem Großvater, die Macht überkommen hätten, Wunderwerke, die alle menschliche Kräften übersteigen, zu bewirken. Diese Schälke geben, sie mögen nun Männer oder Weiber seyn, bei jeder Gelegenheit vor, daß sie vermög ihrer Kunst alles wüßten, und vermöchten. Es zweifelt daher auch kein Wilder daran, daß es lediglich von der Willkühr der Schwarzkünstler abhänge, ob sie einigen Krankheiten oder den Tod anzaubern, oder anderen selbe wegzaubern wollen; daß sie alles, was in der Entfernung geschieht oder in Zukunft geschehen wird, wissen; daß ihnen Ungewitter, Regengüße und Hagel zu Gebote stehen; daß sie die Seelen der Verstorbenen bannen, und sich über geheime Dinge mit ihnen besprechen; sich in Tieger verwandeln, alle Gattungen Schlangen unbeschädigt in die Hand nehmen können. Alle diese Wissenschaft, träumen sie, hätten jene freylich nicht auf eine natürliche Weise erworben, sondern der Teufel, ihr Anherr, hätte selbe einigen zum Geschenke gegeben. Die zu dieser Zauberwürde gelangen wollen, sollen sich auf eine bejahrte Weide, welche in einen See hinausraget, setzen, und sich einige Tage aller Speisen enthalten, bis sie endlich die künftigen Dinge vorhersehen. Ich habe dieses von glaubwürdigen Männern gehöret; allein mir scheint das wahrscheinlichste dieses, daß sich diese Schurken durch ihre lange Fasten eine Kopfschwäche, und eine Art von Wahnwitz zuziehen, also zwar, daß sie sich weiser dünken als die übrigen, und für Zauberer ausgeben. So betrügen diese erst sich selbst und dann andere. Denn im Grunde sind sie von den übrigen in nichts unterschieden,

schieden, außer in der größeren Geschicklichkeit andere zu hintergehen. Es ist aber auch nichts leichteres als rohen und leichtgläubigen Wilden etwas weiß zu machen, welche alles neue, oder was sie noch nie gesehen haben, als ein Naturwunder anstarren, und überhaupt alles für Zauberkünste erklären. Ich habe einst aus rother Leinwand Rosen gemacht die Kirche damit zu zieren. Die Indianer sahen mir mit Vergnügen zu, und indem sie die Nachahmung der Natur bewunderten, ruften sie aus: entweder ist dieser Pater ein Zauberer oder seine Mutter ist eine Hexe. Ein unsriger Laybruder, ein Europäer, hatte etwas schnell und künstlich zum Erstaunen aller Indianer aus Holz gedrähet. Auf der Stelle hielten ihn alle einstimmig für einen Erzzauberer, weil sie bis auf denselbigen Tag weder eine Drähbank noch etwas gedrähtes gesehen hatten. Sollten sie jemals ein Feuerwerk abbrennen, oder physikalische Versuche mit der Luftpumpe oder aus der Optik sehen, oder andere Dinge, welche für einen Europäer etwas gewöhnliches und alltägliches sind, so würde sie das Neue derselben also in Erstaunen setzen, daß sie selbe für unübertreffliche Meisterstücke der Zauberey halten würden. Dieses noch mehr zu bestättigen bemerke ich, daß die Brasilianer ihre Zauberer Payè, die Kraft aber Wunder zu wirken, Caraybà nennen, welchen Namen sie nachmals den europäischen Ankömmlingen beilegten, weil sie bei ihnen Kunstwerke gewahrnahmen, von denen sie vorher geglaubt hatten, daß sie die Kräften der Natur überstiegen. Daher heißen die Quaranier, deren Sprache mit der brasilianischen sehr verwandt ist, nicht nur die Spanier sondern auch alle Europäer überhaupt, auch itzt noch Caraỳ.

Dieser Einfalt des unwissenden Pöbels wissen sich die Schälke trefflich zu ihrem Vortheile zu bedienen,

indem

indem sie sich für Statthalter und Dollmetscher ihres Großvaters des Teufels, für Seher der Zukunft und der Geheimnisse, für Krankheitenbanner und Verbanner, für Schwarzkünstler und Herren aller Elemente öffentlich ausgeben, und was ihnen immer einfält, ohne Mühe die Leichtgläubigen glauben machen. Sie haben in dieser Absicht immer hunderterlei Künste und Betrügereyen in Bereitschaft. Wenn ihnen ein unvermuthet angelangter Wilder heimlich die Nachricht bringt, daß sich der Feind ihren Hütten nahe, um ihre Landesleute zu überfallen, so thun sie vor dem Volke, als wenn ihnen ihr Großvater dieses Geheimniß kund gemacht hätte, und man hält sie nun durchgängig für Männer der ersten Größe. Muthmassen sie etwas, oder hat ihnen jemand anderer etwas heimlich anvertrauet, oder haben sie etwas durch eigenes Nachdenken herausgebracht, so weissagen sie künftige Dinge, geben sich dabei eine wichtige Miene, und alle hören ihnen als Inspirirten mit der möglich größten Aufmerksamkeit zu. Straft der Erfolg ihre Weissagungen Lügen, so mangelts ihnen nie an Entschuldigungen um ihr Ansehen aus der Schlinge zu ziehen. Oft machen sie bei eitler Nacht mit einer Pfeife oder einer Flöte auf einmal Lärm als wenn sich der Feind näherte. Nun wird alles aufgewecket, kein Mensch zweifelt an der Ehrlichkeit des Schwarzkünstlers oder an der Richtigkeit seiner Weissagung. Die Männer greifen sogleich zu den Waffen. Die Weiber flüchten sich mit ihren Kindern an einen sichern Ort. Stunden und sogar ganze Nächte vergehen oft, daß diese für ihr Leben zittern, und jene ihren Angreifern ängstiglich den Tod drohen; aber vom Feinde erscheint keine Seele. Um nun ihrem Ansehen und der Weissagung nichts zu vergeben, versichern sie lächelnd ihren betrogenen Stammgenossen, daß der Teufel, ihr Großvater, die Anschläge der Feinde zu Wasser gemacht hätte. Aber oft fällt ein

Schwarm

Schwarm Feinde in ihre Wohnplätze ganz unversehens ein, ohne daß unter so vielen Schwarzkünstlern auch nur ein einziger die nahe Gefahr geahndet oder vorhergesagt hätte. Ich erinnere mich eben einer ganz lächerlichen Geschichte von dieser Art. Auf die Nacht lief einst ein abiponischer Knabe zu mir, und brachte einen eisernen Pferdzaum, eine Axt; und ich weiß nicht was noch für Gezeug, kurz die Schätze seines Hauses mit, damit ich ihm dieses alles in meinem Hause aufbewahrte. Als ich ihn um die Ursache hievon fragte, antwortete er mir: bei der Nacht würden die Feinde kommen. Seine Mutter, eine der ersten Schwarzkünstlerinnen, wisse dieses zum voraus, weil es ihr, so oft der Feind in der Nähe wäre, im linken Arme beständig juckte, und stäche. O mein Knab! versetzte ich, an diesem Jucken sind die Flöhe Schuld. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Tag und Nacht stechen mich die Flöhe auf beiden Armen und sonst noch ganz unleidentlich. Wenn dieß ein Zeichen eines bevorstehenden feindlichen Uiberfalls wäre, so gieng kein Tag und keine Nacht ohne Scharmützel vorbei. Allein dieses mein Zureden fruchtete nichts; denn wie sich das Gerücht von der Weissagung der alten Vetel im Flecken verbreitet hatte, so war alles die ganze Nacht durch in Aengsten. Allein vom Feinde war, wie in mehreren dergleichen Fällen, weder was zu sehen noch zu hören.

So wie die Abiponer theils aus Ruhm- und theils aus Raubsucht stets mit feindlichen Anschlägen wider andere Völker schwanger gehen, so besorgen sie auch immerwährend von andern das Nämliche. Je mehr ihnen ihre Sicherheit am Herzen liegt, desto unabläßiger erträumen sie sich Gefahren. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten geben ihnen dazu Anlaß. Ein fliegendes Gerücht,

ein

ein von weitem gesehener Rauch, unbekannte Fußtapfen auf dem Wege, das Bellen der Hunde zu ungewöhnlichen Stunden, ꝛc. erregen in ihnen schon Besorgnisse vor einem nahen Uiberfall, besonders, wenn sie kurz vorher irgendwo ein Blutbad oder Verwüstungen angerichtet haben, und daher die Rache der Beleidigten befürchten. Um sich zu beruhigen, und zugleich zu unterrichten tragen sie ihren Schwarzkünstlerinnen auf, sich bei ihrem Großvater, dem Teufel, zu erkundigen, was ihnen für Gefahren drohen, und wie sie sich dabei zu verhalten haben. Auf die Nacht versammelt sich in einem grossen Gezelte eine ganze Schaare solcher Weiber. Ihre Vorsteherinn, welche wegen ihrer Runzeln und grauen Haare unter allen die ansehnlichste ist, trommelt immer auf zwoen Trommeln, welche vier Töne oder eine Quart von einander abstehen. Während daß diese mit einem schreckbaren Getöse die Luft erfüllen, so heulet jene mit rauher Stimme, ich weis nicht, was für Verse daher. Die herumstehenden Weiber schütteln mit fliegenden Haaren und mit entblößter Brust ihre Kürbisklappern, und singen mit kläglicher Stimme ihre gewöhnlichen Possen, wobei sie stets hüpfen, und die Arme hin und her werfen. Diese höllische Musik machen aber einige andere Trommlerinnen noch unerträglicher, als welche auf gewisse mit Rehhäutchen überzogene Töpfe von einem äußerst scharfen Klange mit einem Stäbchen ohne Unterlaß fortklopfen. Dieses abscheuliche und regellose Geschrey möchte weit geschickter scheinen den Teufel zu verscheuchen, als ihn herbeizuruffen. So vergeht die Nacht. Gegen den Anbruch des Tages läuft alles zu diesem Gezelt der Schwarzkünstlerinnen als zu einem delphischen Orakel. Jeder bringt jedweder Sängerinn ein kleines Geschenk, und frägt sie mit der äußersten Neugierde, was doch ihr Großvater gesagt habe. Die

Ant-

Antworten der Alten sind meistens so zweydeutig und auf Schrauben gesetzt, daß sie immer Recht behalten, es mag erfolgen, was nur will. Bisweilen wird der Teufel in der nämlichen Nacht in mehreren Hütten zugleich befraget. Wenn nun die einen versichern, daß die Feinde gewiß kommen würden, und die andern hartnäckig auf dem Gegentheile bestehen, so geschieht es gemeiniglich, daß sich diese Verschiedenheit der Meinungen unter den Auslegerinen des Orakels in einen blutigen Zank endiget. Von den Worten kömmt es zu den Schlägen, und der Streit wird nicht selten mit Fäusten und Zähnen ausgemacht. Wandelt sie eine heftigere Begierde an, das Zukünftige zu wissen, oder sind sie von der Gefahr augenscheinlich bedrohet so wird einem Schwarzkünstler der Auftrag gemacht, den Schatten eines Verstorbenen ins Leben herauf zu bannen, um von ihm ihre bevorstehenden Schicksale zu erfahren. Hierauf läuft alles, Junge und Alte, Männer und Weiber zu der Hütte des Zauberers hin, welcher hinter einer Ochsenhaut wie hinter einer Courtine stecket. Nachdem er verschiedene Verse theils mit einer weinerlichen und theils mit einem gebieterischen Tone herabgebrummet hat, versichert er, daß die Seele des Verstorbenen, welche das Volk gern hergebannet wissen wollte, wirklich zugegen sey. Diese frägt er nun über die künftigen Ereignisse zu verschiedenenmalen, und antwortet sich selbst mit veränderter Stimme, was ihm zur Sache zu taugen scheint. Keiner von allen Anwesenden zweifelt an der Gegenwart des Schattens, oder der Wahrheit dessen, was sie hören. Ein sonst eben nicht blödsinniger Abiponer, der bei den seinigen in grossem Ansehen stand, versicherte mir mit Verschwendung vieler Worte, daß er mit seinen Augen die Seele einer Indianerinn gesehen habe, deren Mann Akalokaiki sich dazumal in unserem Flecken aufhielt. Um mich da

von

von zu überzeugen, beschrieb er mir die Gestalt dieser Seele mit zwar lebhaften aber lächerlichen Farben. Selbst verschiedene Spanier, welche als Gefangene von Jugend auf ihr Leben bei den Abiponern zugebracht haben, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß die abgeschiedenen Seelen auf die Beschwörung der Zauberer erscheinen, auf ihre Fragen antworten, und daß hiebei nichts weniger als ein Betrug vorgehe. Allein welcher Vernünftige wird diesen dummen Zeugen Glauben beimessen, welche andere eben so oft hintergehen, als sie sich von anderen hintergehen lassen?

Aus diesem Gebrauch der Wilden, die Seelen der Verstorbenen herzubannen, ergiebt sich wenigstens dieses, daß sie die Unsterblichkeit der Seele glauben; welches wir auch aus anderen Gebräuchen der Wilden geschlossen haben. Auf die Grabstätte der Verstorbenen pflegten sie vorsichtig einen Topf, Kleider, Waffen und auf Pfähle gesteckte Pferde hinzupflanzen, damit ihnen ja nichts abgienge, was zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens gehöret. Die kleinen Aenten, welche von den Abiponern Ruililí genennt werden und bei der Nacht mit einem traurig tönenden Gezische schaarenweise herumflattern, halten sie für die Seelen der Verstorbenen, und heissen sie mehe lenkachiè, Geister, Schatten, Gespenster. Zu S. Hieronymus wurde, als ich mich noch daselbst aufhielt, der spanische Aufseher über die Meyerey, Raphael de los Rios, von den Wilden bei einem gähling Ueberfall in seiner Hütte auf das grausamste ermordet. Nach einigen Monaten kam ein neugläubiger Abiponer, und fragte mit vieler Ungeduld, ob alle Spanier, wenn sie aus diesem Leben scheiden, sogleich in den Himmel kommen? Mein Amtsgefährte antwortete, daß nur diejenigen einen Anspruch auf diese Glückseligkeit machen könnten, welche ihr Leben mit einem christlichen Tode beschlossen

hätten. Ich bin vollkommen deiner Meinung, erwiederte der Abiponer; denn der Spanier Raphael, welcher letzthin umgebracht worden ist, scheint noch nicht in dem Himmel zu seyn, weil er noch, wie unsere Leute erzählen, fast alle Nächte auf dem Felde herumreitet, und ein kläglich trauriges Gezisch von sich hören läßt. Wiewohl dieses meines Erachtens weiter nichts als eine leere Einbildung oder Erdichtung ist, so kann man dennoch daraus abnehmen, daß die Abiponer an die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele glauben, wiewohl sie nicht wissen, weder wo sie hinkömmt, noch was für ein Schicksal ihrer wartet. Diese Meinung von der Unsterblichkeit der Seele ist auch andern paraquayischen Nationen tief eingepflanzet. Die Patagonier und die übrigen Völkerschaften, welche das magellanische Land bewohnen, sind fest der Meinung, daß die Seelen der verstorbenen Menschen und die Seelen umgekommener Straußen unter der Erde in einerlei Gezelten sich aufhalten. Ich hoffe, man wird mir diese Ausschweifung von den Schwarzkünstlern zu der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes zu gute halten, weil diese auch mit zur Religion der Abiponer, wovon hier die Rede ist, gehöret.

Aus dem, was ich bisher von den Schwarzkünstlern gesagt habe, wird jedermann den Schluß ziehen, daß alle ihre Wissenschaften und Künste auf Arglist, Betrug und Mummerey hinauslaufen. Und dennoch genießen sie nicht nur in ihrem Leben des uneingeschränktesten Ansehens und Vertrauens bei ihrem Volke, sondern auch nach ihrem Tode als Menschen eines höheren Ranges einer fast gottesdienstlichen Verehrung. Ihre Gebeine, und was sie sonst zurücklassen, tragen die Abiponer in ihren Streifzügen als Reliquien bei sich. So oft sie ein Luftfeuer, dergleichen man in Amerika, wenn es heiter ist, sowohl bei Tag als bei Nacht sehr viele sieht, am

Him-

Himmel sehen, und drey oder viermal, wie eine abgefeuerte Kanone, knallen hören, so glauben sie, daß einer ihrer Schwarzkünstler irgendwo müße gestorben seyn, und daß der Himmel durch diesen Glanz und wiederholten Knall bei ihrem Leichenbegängniß traure. Wenn sie in den Krieg oder auf die Jagd reisen, so nehmen sie allemal einen dieser Betrüger mit sich, dessen Worte und Rathschläge sie als heilig zu befolgen pflegen, weil er ihrer Meinung nach alles, was zum glücklichen Ausschlag ihrer Unternehmung gehört, am beßten weiß, und vorausieht. Dieser zeigt ihnen die Zeit, den Ort und die Art an, wann, wo und wie sie auf das Gewild und die Feinde loszugehen haben. Wollen sie ein Treffen wagen, so reitet der Schwarzkünstler um die ganze Schlachtordnung seiner Landesleute, fuchtelt mit einem Palmzweig in der Luft herum und verwünschet die Feinde mit drohenden Augen, wilden Mienen und allerlei pantomimischen Geberden. Diese Cäremonie trägt in ihren Augen zur Gewißheit des Sieges unendlich viel bei. Zur Erkenntlichkeit für seine Bemühung geben sie ihm einen grossen Antheil von der Beute. Ich habe beobachtet, daß diese Schälke die beßten Pferde und das beßte Hausgeräth haben. Es ist auch ganz begreiflich. Sie pressen dem leichtgläubigen Volke alles heraus, was sie wollen. Keiner getrauet sich ihnen das Geringste zu verweigern. Sie werden von allen sehr geehret, aber noch mehr gefürchtet. Man hält es durchgängig für groß unrecht ihren Worten zu widersprechen, oder ihren Befehlen oder Wünschen kein Genüge zu thun, weil man ihre Rache besorgen muß. Wenn ein Schwarzkünstler wider einen anderen Abipóner aufgebracht ist, so läßt er ihn in seine Wohnung ruffen, und er hat das Vergnügen seinen Willen sogleich befolgt zu sehen. Nun verweiset er dem armen Indianer seinen begangenen oder eingebildeten Fehler, oder die von ihm empfangene Unbild mit vielem

Ernste, und verurtheilet ihn im Namen seines Großvaters zur Strafe. Er läßt ihn seine Schultern und die Brust entblößen, und zerkratzet ihn mit dem äußerst scharfen Gebiß des Fisches Palometa, wie ihn die Spanier nennen, ganz erbärmlich auf allen Seiten, ohne daß der Mißhandelte, wenn auch das Blut strommweise von ihm rinnt, das geringste Zeichen einer Unzufriedenheit an sich bemerken ließe. Ja er hält es noch für eine Wohlthat, daß ihn sein Peiniger mit dem Leben entkommen läßt.

Oft drohen diese Geiseln der Abergläubischen, wenn sie sich von jemand beleidiget glauben, oder ihn für ihren Feind halten, daß sie sich auf der Stelle in Tieger verwandeln und alles auf einmal in Stücke zerreißen wollen. Kaum fangen sie an das Gebrüll des Tiegers nachzuahmen, so nehmen alle, die um sie sind, mit Angst und Zittern den Reißaus nach allen Seiten hin. Doch horchen sie von weitem auf das nachgeahmte Gebrüll. Sogleich jammern sie vor Schrecken ganz außer sich: sieh! wie er schon Tiegerflecken bekömmt, wie ihm schon die Klauen hervorwachsen, wiewohl sie den verschmitzten Betrüger, welcher sich in seiner Hütte verborgen hält, nicht sehen können. Allein ihre Angst macht, daß sie Dinge sehen, die nirgends sind. Sie fürchten sich für Possen, sie, die oft wirklich furchtbare Dinge als Possen verlachet haben. Wir haben sie nie dahin bringen können, daß sie diese Schreckenbilder verlachet hätten. Ihr erlegt, sagte ich zu ihnen, täglich auf dem Felde wahre Tieger, ohne euch darüber zu entsetzen, warum erblasset ihr so feige über einen eingebildeten in dem Flecken? Sie antworteten mir mit Lächeln: Ihr Väter habet von unseren Sachen noch keine ächten Begriffe. Wir fürchten die Tieger auf dem Felde nicht, weil wir sie sehen; wir erlegen

sie

sie daher ohne Mühe. Die künstlichen Tieger aber setzen uns in Angst, weil wir sie nicht sehen, und folglich auch nicht tödten können. Wenn ihr diese nicht sehen könnet, erwiederte ich auf ihre läppische Rechtfertigung, wie wisset ihr denn, daß ihnen Tiegerflecken und Tiegerklauen hervorschiessen? Allein man verliert seine Zeit, wenn man mit ihnen räsonnirt, indem kein Vernunftschluß, wäre er auch noch so einleuchtend, ihre hartnäckige Anhänglichkeit an die Meinungen ihrer Väter etwas vermag. Wenn ein heftigeres Ungewitter mit einem fürchterlichen Hagel, mit Wolkenbrüchen und Stürmen unter Donner und Blitzen losbricht, so zweifelt kein Mensch, daß dieses Ungewitter von einem Hexenmeister erreget worden ist, und daß der Hagel, der Sturm und die aus dem jähgefallenen Regen entstandene Ueberschwemmung ein Werk dieser bösen Menschen sind. Nur dann entsteht unter ihnen oft der heftigste Zank noch heftiger als das Ungewitter selbst, wenn der eine diesen, und der andere jenen zum Urheber des Sturms und der Ueberschwemmung macht. An folgendes Ereigniß kann ich mich ohne Lachen nie erinnern. Im Jenner gieng einst in der Nacht einer der fürchterlichsten Wolkenbrüche nieder, und stürzte von den nahen Anhöhe mit solcher Gewalt auf den Flecken S. Hieronymus, daß selber die Kolonie fast austränkte. Das Wasser drang bei meiner ledernen Thüre, die es zerriß und fortschwemmte, in meine Hütte, während als ich schlief, und weil es keinen Ausgang fand, häufete es sich darinn bis auf die Höhe von fünf Handbreiten an. Das Getöse weckte mich auf. Ich streckte immer meine Hände aus dem Bette, und erforschte damit wie mit einem Senkbley die Tiefe des Wassers, welches, wenn nicht die Wand durch den Anfall desselben durchlöchert worden wäre, mich entweder ersäufet oder wenigstens in die Nothwendigkeit hinauszuschwimmen versetzet hätte. Dieses Schicksal traf alle

Hütten der Abiponer, welche in dem Thale wohnten. Den anderen Tag verbreitete sich das Gerücht, daß eine Zauberinn, weil sie von jemand aufgebracht worden ist, dieses Ungewitter in der Absicht den ganzen Stamm auszutränken erreget; daß aber ein anderer Schwarzkünstler der Gewalt der Wolken mittelst seiner Künste Einhalt gethan, die Regengüße zurückgehalten, und also den Flecken gerettet habe. Allein auch in Amerika sind wie in Europa der Meinungen so viele als der Köpfe. Der gewaltige Regen hatte sich auf die nahen Felder nicht erstrecket, wo der vornehmste abiponische Schwarzkünstler Pariekaikin sammt anderen sich aufhielt, welche nach einer langwährigen Trockenheit sich nicht wenig nach einem Regen gesehnet hatten. Dieser that sogleich den Ausspruch, daß der P. Joseph Brigniel, mein Amtsgefährte, zum Nutzen seines Fleckens habe regnen, aber auch die Wolken, weil er (der Pariekaikin) darinn nicht wohnen wollte, aus Rache so habe ziehen lassen, daß kein Tropfen davon seinen Wohnplatz erreichet hätte: denn diesen Pater zählten sie ohne Anstand unter die Hexenmeister, weil er viele Krankheiten glücklich und in kurzer Zeit kurirte. Ich werde, wenn von den Krankheiten, Aerzten und Medizinen der Abiponer die Rede seyn wird, alle die Künste anführen, deren sich diese Charlatane bedienen ihre Patienten zu betrügen, die sie überhaupt weit leichter hintergehen als heilen.

Daß die amerikanischen Zauberer mit dem Teufel einen sehr vertrauten Umgang pflegen, und sich sehr oft mit demselben besprechen, sind nicht nur alle amerikanischen Wilden von ganzem Herzen überzeugt, sondern suchen auch einige Schriftsteller den Europäern weiß zu machen. So lang ich auch mit diesen Völkerschaften umgegangen bin, so konnte ich doch nie dahin gebracht werden, daß ich diese Albernheit geglaubt hätte. Ich halte es für

eine

eine gewisse Wahrheit, daß sie nichts wissen und nichts vermögen, was die natürlichen und menschlichen Kräften übersteigt. In dieser Ueberzeugung habe ich sie oft freundschaftlich aufgefodert, daß sie mich verhexen sollten, wenn sie könnten. Oft haben wir sie mit Freundschaftsbezeugungen, mit Liebkosungen und allen möglichen Gefälligkeiten und Wohlthaten zu gewinnen gesucht, um sie zur Ergreifung unserer Religion und eines besseren Lebenwandels zu bewegen; weil sich die meisten nach ihrem Beispiel gerichtet haben würden. Allein wir wuschen an einem Mohren: denn dieser Auswurf unter den Menschen ließ, um nicht seines Ansehens bei dem Volke und seines einträglichen Gewerbes verlustiget zu werden, keine Arglist und keine Bemühung unversucht, seine Landesleute von dem Eintritt in unsere Kirche, von dem Unterricht der Priester und der Taufe abzuhalten und abzuschrecken: und ihnen im Weigerungsfalle das äußerste Uebel, den gewissen Tod und den Untergang der der ganzen Nation anzudrohen. Dieß ist weder neu noch sonderbar. In Amerika haben die Missionarien noch überall an den Zauberern, als den Vorstehern des alten Aberglaubens, geschworne Feinde des Christenthums, welche sich der Verbreitung der wahren Religion am meisten in dem Wege stellten, erfahren. Was hatte nicht der P. Anton Ruiz de Montoya, der Quaranier Apostel, von diesen Leuten auszustehen? welche Schwierigkeiten hatte er nicht in Ansehung ihrer zu überwinden? Erst dann gelang es ihm diese zahllose Nation zum katholischen Glauben und in die Kolonien zu bringen, nachdem er die noch übrigen Hexenmeister gedemüthiget, und die Gebeine der Verstorbenen, welche in höchsten Ehren gehalten wurden, im Beiseyn des Volkes öffentlich zu verbrennen befohlen hatte. Solang diese Schurken bei einer wilden Nation nicht in Mißkredit kommen, und ausgerottet werden, solang ist bei derselben alle Mühe

und Arbeit verloren. Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. Der Flecken S. Joachim, welcher aus 2000 neugläubigen Quaraniern aus dem Volksstamme der Ytatingues bestand, zeichnete sich nicht nur durch den Andachtseifer seiner Bewohner aus, sondern trug auch die herrlichsten Früchte ungeschminkter Frömmigkeit. Allein, wie oft eine Schlange unter Blumen und Unkraut unter dem besten Waitzen verborgen ist, so machte auch hier ein alter Indianer im Geheim den Schwarzkünstler und ließ sich von gewissen Weibspersonen eine Art gottesdienstlicher Ehre erweisen. Bald war er ihr Arzt, und bald ihr Wahrsager; auch lief manches Ungebührliche mit unter. Sobald mir der erste Cacique des Fleckens, Ignaz Paranderi, ein sehr rechtschaffener Mann, dieses Unwesen entdecket hatte, ermahnte ich den alten Betrüger anfangs in Geheim: da ich aber damit nichts ausrichtete, so beschloß ich ihm seinen Unfug öffentlich zu verweisen und dem alten Uebel ein schärferes Gegenmittel entgegen zu setzen. Ich gieng daher mit den Vornehmsten des Volkes in sein Haus. " Wie lange noch, fieng ich an, indem ich bei dieser Gelegenheit die donnernde Beredsamkeit des Cicero wider den Catilina nachahmte, Wie lange noch „wirst du dich, elender Alter! zum Christen lügen, „und durch deine unseligen Künste und verruchten Sitten „der Unschuld deiner Mitgenossen Fallstricke zu legen dich „erkühnen? Nachdem du dich bereits fast zwanzig Jah„re zu der Lehre Christi bekennest, scheuest du dich nicht „nach der Gewohnheit der Wilden Dinge auszuüben, „die dieser Lehre geradezu widerstreben. Du suchst „noch itzt deinen Namen (denn er hieß Yaguaoté, das „ist Tieger) durch deine schändlichen Thaten zu bewei„sen, da du die Schaafe Jesu Christi durch deine Be„trügerey und Geilheit so zu sagen zerreißest. Dein „hohes Alter hat dich an den Rand des Grabes gefüh-

ret,

„mit welch einem schrecklichen Tod wirst du, wenn du
„nicht in dich gehst, deine Tage beschliessen; und dann
„welch ein fürchterliches Loos wartet deiner! Ich erröthe
„über dich, guter Alter, aber ich bemitleide dich nicht
„weniger. Dieser, den du hier am Kreuze aus Liebe
„für dich erblasset siehst (ich wies ihm ein Kruzifix)
„wird dich, Heuchler! in den Abgrund der Hölle ver-
„dammen. Sey, was du scheinest, oder scheine, was
„du bist. Das göttliche Gesetz sey deine Richtschnur:
„oder hat der Aberglaube der Wilden in deiner Seele
„unausrottbare Wurzeln geschlagen, so geh, so bald es
„möglich ist, wieder dahin, woher du kamst, in die
„Wälder der Wilden, in den Aufenthalt der Thiere,
„wo du das erste Tagelicht erblicket hast, damit du nicht
„die anderen, die Gott und seinem Gesetze huldigen,
„mit deinem Beispiel ansteckest. Wenn du aber klug
„bist, so beweine deine Missethaten, und suche sie durch
„eine wahre Busse und durch die Besserung deines Le-
„bens wieder gut zu machen. Wirst du auf diese mei-
„ne freundliche Ermahnung nicht achten, so wird dir die-
„ses wahrhaftig! theuer zu stehen kommen. In Zu-
„kunft sollst du der Strafe nicht entgehn. Das erste-
„mal daß ich noch etwas Unzüchtiges oder Abergläubi-
„sches von dir vernehmen werde, wirst du auf mein
„Geheiß im Beiseyn des ganzen Volkes durch den Platz
„und alle Gäßen geführet und von den Knaben mit Küh-
„emist angeworfen werden. Dazu bin ich fest entschlos-
„sen: Für deine schmutzige Göttlichkeit, derer du dich,
„Unbesonnener! anmassest, schickt sich kein ander Rauch-
„werk„. Diese Drohung wirkte so sehr auf den alten
Bauer, daß ich ihn nicht nur ganz erschüttert, sondern
auch, wenn ich mich nicht irre, gebessert verließ. Alle
Rechtschaffenen billigten die Strenge, mit der ich zu
ihm geredet hatte, ungemein. Ich wüßte auch nicht,
daß man noch ferner über ihn geklaget oder ihn im Ver-

 dacht

Nacht gehalten hätte, wiewohl ich ihn stets aufmerksam und scharf theils selbst beobachtet hatte, und theils beobachten ließ. Ich wollte dieses aus einer doppelten Ursache hier anführen, erstens, damit man das Hexenmeistergeschmeiß als die Pest der Gutgearteten und als die vornehmsten Feinde unserer Religion in Amerika kennen lernte: zweytens aber um meinen Lesern zu zeigen, daß die Missionarien den Weisen der Wilden keineswegs durch die Finger sehen, sobald sie etwas an ihnen gewahrnehmen, was sich mit der reinen Lehre unseres Glaubens nicht verträgt; wenn man es anders, ohne grösseren Nachtheil für das Christenthum, und für das Heil ihrer Seelen ausreuten und vertilgen kann. Was man aber ohne Gefahr nicht ändern kann, muß man gutwillig ertragen. Wer ungezähmte Wilde von ihren Irrthümern und Lastern auf den Weg der Wahrheit und Tugend führen will, muß sachte darein gehen, gleich dem Hausvater im Evangelium, welcher das Unkraut aus seinem Acker nicht ausreuten wollte, damit nicht das zarte Getreid auch mitausgereutet würde. Das Glas würde zerbrechen, das man mit Gewalt biegen wollte. So würde auch der Keim und Wurzel zugleich zerstören, der, aus Uebereilung oder von einem unzeitigen Glaubenseifer entbrannt, gegen Wilde, die erst zu unserer Religion herübergetretten sind, strenge verfahren sollte.

Da die Schwarzkünstler bei ihrem Volke nicht nur die Rolle der Propheten und Aerzte spielen, sondern auch dasselbe im Aberglauben unterrichten, so ist es ganz unglaublich, welch ungereimtes Gezeug sie in die ungebildete Seele des Abiponers hineinpfropfen. Ich will hier nur einige wenige Punkte davon berühren. Die Abiponer glauben, sie würden alle unsterblich seyn, und keiner von ihnen könnte auf irgend eine Art umkommen,

wenn

wenn es in Amerika weder Spanier noch Schwarzkünstler gäbe: indem sie, wenn einer stirbt, seinen Tod, er mag von was immer herrühren, entweder den Mitteln der ersteren oder den Zauberkünsten der letzteren zuschreiben. Es sterbe jemand mit Wunden überhäufet, mit zerquetschten Knochen oder von dem Alter abgezehret; daß die Wunden oder die Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tod Schuld waren, wird kein Abiponer eingestehen. Sie werden sich vielmehr Mühe geben den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weswegen ihm dieser vom Leben geholfen hat. Da sie wissen, daß die meisten von ihnen ihre Tage über ein Jahrhundert hinausbringen, so stehen sie in dem Wahn, daß sie ewig leben würden, wenn kein Spanier und kein Zauberer, diese allgemeinen und einzigen Werkzeuge des Todes, in der Welt wären. Was träumen nicht die Amerikaner alles von den Sonn- und Mondsfinsternissen? So lang sie währen, so lang erfüllen die Abiponer überall die Luft mit ihrem Geheul: Tayretà! O du Armer! rufen sie der Sonne und dem Mond mitleidig zu: denn sie fürchten immer, daß der verfinsterte Planet endlich gar verlöschen möchte. Zu uns aber sagten sie: Geh Pater! bitte den Schöpfer, daß er uns dieses so unentbehrliche Himmelslicht nicht zu Grunde gehen lasse. Noch lächerlicher aber sind die Chiquiten, nach deren Meinung die Hunde, wovon in der Luft alles voll seyn soll, die Sonne und den Mond jämmerlich zerreissen, so oft beide verfinstert werden. Die Röthe beider Gestirne legen sie dahin aus, als wenn selbe von den Hundebissen bluteten. Sie schiessen daher zur Zeit einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß, um ihre theuern Planeten wider die Lufthunde zu schützen, einen ganzen Hagel von Pfeilen mit vielem Geschrey gegen den Himmel ab. Allein unglaublich ist die Thorheit der sonst gesitteten Indianer in Peru, die da glaubten, die Sonne

sey

sey während ihrer Verfinsterungen auf sie zornig, und wende das Gesicht von ihnen weg; weil sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht hätten. Sie hielten daher die Sonnenfinsternissen für Vorbedeutungen schwerer Drangsalen, welche auf sie alle warteten. Wurde der Mond seines Lichtes beraubt, so meinten sie, er wäre krank, und stunden immer in Furcht, daß er, wenn er stürbe, auf die Erde herabfallen und mit seinem schweren Körper alle Bewohner derselben erschlagen möchte. Erhielt er sein Licht wieder, so glaubten sie, er sey wieder genesen, und von dem Pachacámac dem Erhalter der Welt geheilet worden: dieser hätte ihn nicht sterben lassen, damit nicht die Welt, durch seinen Herabsturz zertrümmert, zu Grunde gienge. Andere Amerikaner glaubten noch andere Albernheiten in Ansehung der Finsternisse. Ein Komet heißt bei den Abiponern Neyàc, bei den Guaraniern aber Yacitâ ta tatatì bae, ein rauchender Stern: weil sie dasjenige, was wir die Haare, den Bart, oder den Schwanz des Kometen nennen, für Rauch halten. Vor dieser Art Sterne entsetzen sich alle Wilden, weil sie selbe durchgängig für Vorläufer, oder für Merkzeichen allgemeiner Bedrängnisse ansehen. Die Peruaner waren immer der Meinung, die Kometen bedeuteten entweder den Tod ihrer Könige oder den Untergang der Königreiche und Provinzen. Montezuma, der Kaiser in Mexiko, zitterte für sich und die seinigen, als er einen Kometen, der wie eine feurige Pyramide sich von Mitternacht bis gegen Aufgang der Sonne sehen ließ, zu verschiedenen malen ansah. Wirklich wurde er bald darauf von Cortes, dem Anführer der Spanier, überwunden, und seines Lebens beraubt. Diese Unwissenheit in Ansehung der Kometen kann man den Amerikanern leicht verzeihen; nachdem fast alle Weisen des Alterthums von denselben eine üble Meinung gehe-

get

get hatten. Wem sind die Verse des Luka im 1. B. unbekannt?

Ignota obscurae viderunt sidera noctes,
Ardentemque polum flammis, cœloque volantes,
Obliquas per inane faces, crinemque timendi
Sideris, & terris minitantem regna cometen.

(In den dunklen Nächten zeigten sich unbekannte Gestirne. Der Himmel brannte vom Feuer. Am Firmamente sah man geschweifte Fackeln und die Haare des furchtbaren Sternes, kurz der Provinzen Unglücksbothen, den Kometen.) Mit dem Lukan stimmt auch Virgil überein da er (1. Georg.) dichtet: „Nec diri toties arsere „cometae" (Auch brannten nicht so viele schreckbare Kometen.) So schreibt auch Cicero im 2. Buche von der Natur der Götter: „Man hatte nicht nur „am Himmel brennende Fackeln, sondern auch Sterne „von der Gattung gesehen, welche bei den Griechen „Kometen, bei uns aber Haarsterne heißen, und letzthin im oktavianischen Kriege die Vorbothen großer Unglücksfälle waren." Eben derselbe sagt auch an einem andern Orte, daß die Erscheinung der Kometen immer eine unglückliche Vorbedeutung für Rom gewesen ist. Stellen, welche von den bisherangeführten fast in nichts unterschieden sind, wird man bei geistlichen und weltlichen Schriftstellern häufig genug antreffen. Aber unstreitig würde derjenige von allen Philosophen sammt und sonders tüchtig ausgelachet werden, welcher noch zu unseren Zeiten die Kometen fürchtete. Im Jahre 1618 suchte unser Vinzenz Quinsi, ein sehr berühmter Lehrer der Redekunst in unserem Kollegium zu Rom, als sich

in

in dieser Stadt den 28. November gedachten Jahres ein Komet zeigte, mit Authoritäten, Erfahrungen und verschiedenen Vernunftgründen öffentlich zu beweisen, daß die Kometen etwas Gutes, und nicht wie die meisten glauben, etwas Böses bedeuteten. Die Rede ist den Schulreden dieses Schriftstellers, welche 1633 zu Antverpen abermal aufgelegt worden sind, eingeschaltet. Ich meines Theils gestehe aufrichtig, daß ich weder mit dem fürchtenden Pöbel noch mit dem hoffenden Quinisi einverstanden bin, sondern noch immer der Meinung anhange, welche man mich auf der hohen Schule zu Wien im Jahre 1742 gelehret hat, und die ich auch öffentlich vertheidigte, nämlich, daß die Schwanzsterne weder etwas Gutes noch etwas Böses anzeigen. Aber wohin lasse ich mich von den Kometen verleiten? Wir wollen wieder zu dem Aberglauben unserer Abiponer zurückkehren. Diese zagen noch vor einem anderen Stern, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Sie erzählen von demselben daß ihre Nation in den Jahren, in welchen er erschienen ist, viele Niederlagen erlitten, und die schweresten Drangsalen ausgestanden habe. Wenn ein Wirbelwind den Staub im Kreisel herumtreibt, so werfen die Weiber eilends eine Menge Asche demselben entgegen, damit er sich daran sättige und anderswohin wende: denn wenn der Wirbelwind in seinem gewaltsamen Herumdrähen in das Haus sich hineinschleichen sollte, so glauben sie, müßte jemand alsogleich aus dem Hause sterben. Finden sie in einem Honigkuchen, den sie vom Walde nach Haus gebracht haben, noch lebendige Bienen, so lassen sie selbe außer der Thürschwelle des Hauses tödten: denn wenn man sie im Hause um das Leben brächte, so befürchteten die Abiponer, daß sie keine Honigkuchen mehr entdecken würden. Aber genug von dem Aberglauben und den altweibischen Possen der Amerikaner. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles einzelnweise durchgehen

wollte.

wollte. Wer mag aber dieses rohen Wilden verargen, nachdem das gemeine Volk überall, nicht nur auf dem Lande sondern auch in den Städten dergleichen lächerliche Meinungen heget, und, als wären es Aussprüche der grösten Gelehrten, gewissenhaft darüber hält? Christoph Männlingen hat ein ganzes Buch mit den bei den verschiedenen Völkern herrschenden verschiedenen Gattungen des Aberglaubens angefüllet. Die Ammen und alten Kinderwärterinnen pflanzen den Irrwahn in das zarte Gemüth ihrer Pflegbefohlenen. Dieser wächst nun mit den Knaben auf, wird alt mit den Greisen, und stirbt meistens erst mit den Sterbenden ab. Der Topf behält den Geruch lange, womit derselbe, als er neu war, angestecket worden ist. Bei den Abiponern aber geht darum so vielerlei Aberglauben im Schwange, weil es bei ihnen überall von den Lehrmeistern desselben, den Schwarzkünstlern, wimmelt. Zu der Zeit, als ich mich bei ihnen aufhielt, waren die berühmtesten: Hanetkaiǹ, Nahagalhiǹ, Nilícheranì, Oaikiǹ, Kaëperlakachiǹ, Pazanoirin, Kaachì, Kepakainkin, Laamamiǹ. Der vornehmste aber, und der sich unter ihnen sowohl durch seine Weissagungen als auch durch seine Kuren am meisten auszeichnete, hieß Parickaikin. Er war sehr weiß von Gesichtsfarbe, und außerordentlich sittsam und höflich. Er trug meistens etliche Schnüre schwarzer Kügelchen, welche an Bäumen wachsen, so wie die christlichen Indianer den Rosenkranz, um den Hals. Allen anderen Schmuck, womit sich die übrigen Schwarzkünstler zu zieren pflegen, verachtete er zu allen Zeiten; aber in der Kunst Blendwerke zu machen und dem Volk Nebel in die Augen zu streuen, war er eben so geschickt als unermüdet. Von Schwarzkünstlerinnen giebt es ganze Schwärme. Sie sind eben so unzählbar als die Schnacken in Aegypten: ich bin daher nicht im Stande ihre Zahl anzugeben, so wenig als ihre Namen. Ihr vornehmstes Geschäft ist allen

ihren

ihren Stammgenossen stets von der Verehrung des Teufels, ihres Großvaters, vorzuschwätzen, und selbe tief ihren Gemüthern einzuprägen. Von dieser Verehrung wollen wir nun reden.

Zehntes Hauptstück.

Muthmassungen, warum die Abiponer den Teufel für ihren Großvater und das Siebengestirn, die Gluckhenne, für sein Bild halten.

Wenn man liest, daß die Abiponer den Teufel für ihren Großvater halten, so mag man allerdings über ihre Albernheit lachen, ihre Thorheit bemitleiden, und wenn man will, darüber staunen: aber der Bescheidene wird dabei Ziel und Maaß nicht verfehlen. Es gab eine Menge Völkerschaften, welche bei aller ihrer Aufklärung, bei allen ihren Künsten und Gesetzen und dem hohen Grade der Kultur, den sie erreichet hatten, dennoch weit unsinnigeres Gezeug als die Abiponer ausheckten. Wer sich in der weltlichen Geschichte nur ein wenig umgesehen hat, der wird eingestehen, daß kaum etwas existirt, das nicht einmal göttliche Ehren empfangen hätte. Baal, Beelphegor, Beelzebub, Moloch, Dagon, Chamos, Astaroth, 2c. welch ebentheuerliche Namen! Und dennoch waren sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten die Götter der Hebräer. Den Aegyptiern, welche den Hund, die Katze, den Habicht und

den

den Krokodil, der im Nil sich aufhält, anbeteten, wuchsen auch ihre Gottheiten in den Gärten, als Knoblauch, Zwiebel, ꝛc. Die Afrikaner hielten den Himmel, die Perser das Wasser, Feuer und die Winde; die Lybyer die Sonne, und den Mond, die Thebaner die Schaafe, und Wieseln, die Babylonier die Stadt Memphis und den Wallfisch, die Mendeser die Kühe, die Thessalier die Storchen, die Phönicier endlich in Syrien die Tauben für Götter. Eher würde der König Xerxes mit der Abzählung seines Kriegsheeres, als das alte Rom mit der Abzählung seiner Götter und Göttinnen fertig geworden seyn. Man durchblättere nur, wenn man es anders ohne Lachen kann, die Göttergeschichte der Griechen und Römer, und man wird überzeugt werden, daß sie nur Träumende, oder Fieberhafte in einem Anfall von Wahnwitz zusammgeschmiedet haben können. Jeder Vernünftige wird den Jupiter, Saturn, Mars ꝛc. diese durch ihre vielen Schandthaten gebrandmarkten Götzen des Alterthums nicht blos gottlose und gottheitslose Götter sondern auch mit dem königlichen Psalmsänger Teufel nennen: **Alle Götter der Heiden sind Teufel.** Die Ehre, welche die höllische Schlange unseren Stammältern im Paradeise versprochen hat: **Ihr werdet wie Götter seyn,** ist wahrhaftig nicht wenigen alten Helden von Griechenland und Rom zu Theil geworden: indem man ihnen, ungeachtet sie nichts als ihre Laster berühmt gemacht haben, nach ihrem Tode die Vergötterung, Opfertische, Säulen und die gottesdienstliche Verehrung zuerkannt hat. Wer mag endlich alle die Götzenbilder beschreiben oder abzählen, denen Afrika, Asien und Amerika geräuchert und Tempel erbauet haben? In der Insel Ceilan erweisen die Einwohner einem Affenzahn, als wäre selber etwas göttliches, mit gewissenhafter Pünktlichkeit gottesdienstliche Ehre. In dieser Absicht wallfahrtet alles jährlich, auch bei fünfhundert Meilen weit, schaarenweise an

den Ort, wo dieser Zahn aufgestellet ist. Vor Drachen, Flüssen, Felsen, Bäumen, und wer weiß, vor was noch allem beugen die Wilden noch itzt ihre Kniee. Doch wer wird sich darüber verwundern, daß Thiere von Dummköpfen, und physikalische Klötze von moralischen angebetet werden? Aber das setzet mich in Erstaunen, daß es unter dem Kaiser Antonin dem Frommen und Pabst Pius dem I. ungefehr um das Jahr 150 nach Christi Geburt Ketzer gegeben hat, welche neben anderen Irrthümern den Brudermörder Kain, den gottesvergessenen Verräther Judas von Iscarioth, die wegen der Meutherey von der Erde verschlungenen Israeliten Chore, Dathan und Abiron, und sogar auch die ehrlosen Einwohner von Sodoma zu Gegenständen ihrer Verehrung gemacht haben, und darüber von dem Tertullian auf das schärfeste hergenommen worden sind, wie Petrus Annatus (l. 7. Appar. ad Theolog.) erzählet. So vieles unsinnige und alberne Gezeng polizirter Nationen muß nothwendig unsern ganzen Unwillen und all unser Erstaunen auf sich ziehen, dergestalt, daß wir die rohen, ganz ungebildeten, und unter den wilden Thieren aufgewachsenen Abiponer mit ungleich mehr Nachsicht zu beurtheilen haben, wenn sie den Teufel ihren Großvater heißen, weil sie ihm weder den Namen eines Gottes beilegen, noch denselben gottesdienstlich ehren. In den sieben Jahren, die ich mit diesen Wilden umgegangen bin, habe ich nie etwas von dieser Art bei ihnen entdecket. Haben sie etwas solches mir unwissend und in meiner Abwesenheit vorgenommen, so bin ich fest der Meinung, daß sie dieses nicht aus einer abgöttischen Anhänglichkeit an den Teufel, sondern aus Furcht vor demselben, und auf Antrieb der Schwarzkünstler, welchen die Beibehaltung alter Ceremonien sehr am Herzen liegt, folglich mehr aus Dummheit als verruchter Gottlosigkeit gethan haben.

Damit

Damit man nicht glaube, als hätten wir ihnen in dem, was die Verehrung des Teufels betrifft, nachgegeben, so werde ich hier einen Vorfall erzählen, der sich zu S. Hieronymus, der ersten abiponischen Kolonie, kurz nach ihrer Erbauung zugetragen hat. Fast alle Indianer ritten einst ganz unvermuthet in das nahe Feld hinaus. Der P. Joseph Brigniel, ihr Missionär, gab sich alle Mühe die Ursache dieses allgemeinen Hinausreitens zu erfahren, und brachte endlich von denen, welche zu Hause geblieben waren, heraus, daß ihre Landesleute heute im Sinn hätten, dem Teufel, ihrem Großvater, aus Palmzweigen und Reisern auf dem Felde ein Haus zu bauen (Groaperikie Leëriki); und daß dieses der Zweck ihrer Reise wäre. Unwillig über das abergläubische Vorhaben seiner Abiponer stieg er eilends auf sein Pferd, in der Absicht, dasselbe so viel möglich zu hintertreiben. Ein besser denkender Indianer führte ihn an den Ort, wo er die in der Eile aufgeschlagene Hütte, und das um dieselbe geschäftige Volk von weitem sehen konnte. Die Wilden, erschrocken über die unvermuthete Ankunft des Paters, baten ihn inständig, sich ja dem Häuschen nicht zu nähern, wenn er anders nicht von den Klauen ihres Großvaters, der unter demselben verborgen wäre, elendiglich zerrissen werden wollte. Der Schwarzkünstler Haanetkain steckte in der Hütte und brüllte bald wie ein Tieger, bald aber suchte er seine Stimme zu verändern, und ertheilte im Namen seines Großvaters, als welchen er vorstellte, verschiedene Antworten. Der Pater erkannte ihn an seiner Sprache, und verwies den Herumstehenden ihren gottlosen Aberglauben und ihre dumme Leichtgläubigkeit mit eben so viel Kühnheit als Nutzen: denn ich wüßte nicht, daß man noch in der Folge etwas von der Teufelshütte gehöret hätte.

Nicht blos die Abiponer, sondern auch die benachbarten Mocobis, Tobas, Yapitalakas, Quaikurùs und andere berittene Nationen in Chaco rühmen sich Enkel des Teufels zu seyn. Sie sind so abergläubisch als die ersteren, aber auch so dumm. Allein wie weit gehen von ihnen die südländischen Nationen ab, welche in dem magallanischen Lande herumstreifen! Alle glauben einen Teufel und nennen ihn Balichù. Ihrer Meinung nach giebt es der bösen Geister unzählige. Ihren Vorsteher nennen sie *El El*; die gemeinen Teufel hingegen *Quezubu*. Allen aber trauen sie feindselige Gesinnungen wider das menschliche Geschlecht zu; halten selbe für den Ursprung alles Uibels, und fürchten und verfluchen sie. Die Puelches, Picunches, und Moluches kennen Gott auch dem Namen nach nicht. Diese letzteren schreiben alles Gute, das sie geniessen, oder das sie sich wünschen, der Sonne zu, und wenden sich deßhalb stets an dieselbe. Als sie ein unsriger Missionär erinnerte, daß man Gott, weil er die Sonne so wie alles übrige erschaffen hat, ohne Zweifel auch mehr als die Sonne verehren müße, versetzten sie: wir haben bis auf diesen Tag weder was herrlicheres noch was wohlthätigeres als die Sonne gesehen. Die Patagonier nennen Gott *Soychù*, das ist ein Wesen, welches unsichtbar und aller Verehrung werth ist, und außer der Welt sich aufhält. Darum heissen sie die Verstorbenen *Soychubèt*, das ist, Menschen, welche bei Gott sind, und außerhalb der Welt leben. Sie scheinen mit den Gnostikern und Manichäern zweyerlei Principien zuzulassen, da sie Gott zum Urheber alles Guten, und den Teufel zum Urheber alles Uibels machen. Diesen letzteren verehren sie zwar nicht, aber sie fürchten ihn ungemein. Wenn jemand unter ihnen erkranket, so glauben sie, er sey vom Teufel besessen. Deßwegen tragen ihre Aerzte beständig eine mit Teufelsgestalten schrecklich bemahlte Trommel mit sich herum, und trommeln damit

bei

bei der Liegerstätte der Kranken aus allen Kräften, um aus dem Körper des Patienten den Urheber der Krankheit, den Teufel, hinauszutreiben. Die Wilden in Chili wissen weder von dem Namen noch von dem Dienste Gottes etwas. Sie glauben an einen gewissen Luftgeist, den sie *Pillan* nennen, und im Kriege anruffen, auf daß er ihre Waffen segne. Nach dem Siege pflegen sie ihm mit einem festlichen Trinkgelage ihren Dank abzustatten. *Pillan* bedeutet bei ihnen auch den Donner; während dessen sie gedachten Luftgeist am meisten verehren. Den Teufel, den sie *Alvée* nennen, verabscheuen und verwünschen sie als den Zerstörer und Hintertreiber alles Guten von ganzem Herzen. Da sie nun das Leben für das größte aller Güter ansehen, so sagen sie, wenn unter ihnen jemand stirbt, der Teufel habe ihn geholet. Die Brasilianer und Quaranier nennen, den Teufel *Añá* oder *Añánga*, und fürchten sich vor ihm unglaublich, weil er den Menschen auf so vielerlei Weise Schaden zufügen kann. Die alten Peruaner hießen ihn *Cupay*, und haßten ihn als den Urheber alles Unglücks dergestalt, daß sie allzeit, ehe sie seinen Namen aussprachen, ausspieen, um ihre Verachtung gegen ihn anzuzeigen. In Virginien nennen die Wilden den Teufel Oke, und beten ihn an. Da andere benachbarte und zahlreiche Nationen der Wilden den Teufel eben so sehr fürchteten als verabscheueten, so begreife ich nicht, was denn die Abiponer bewogen haben mag, demselben den süßen und ehrwürdigen Namen ihres Großvaters beizulegen. Man muß aber auch wissen, daß es bei den Wilden eben nicht vieler Gründe und Beweisthümer braucht, um ihnen die größten Ungereimtheiten aufzubinden, und sie das Zweifelhafte als gewiß, und das Falsche als wahr glauben zu machen. Ein schlauer Schwarzkünstler darf ihnen nur etwas vorspiegeln, ein altes Weib einen Traum erzählen, dieses ist ihnen Grundes genug zu glauben, daß der Teufel

ihr Großvater ist, oder was sonst noch Widersinnisches erdacht werden kann, und, wenn man will, darauf zu schwören. Hunderterlei Meinungen haben sie von ihren Vätern geerbet; und dieses unwissende Volk hält darüber eben so fest, als wir auf die apostolischen Satzungen unsers Glaubens halten.

Noch ist uns übrig zu untersuchen, warum die Abiponer die Plejades das Siebengestirn, oder die Gluckhenne, für das Bild ihres Großvaters ansehen. Ich kann hierüber nichts als Vermuthungen anführen, weil es mir schlechterdings unmöglich war, von den Abiponern oder den amerikanischen Geschichtschreibern etwas Gewisses herauszubringen. Diese sieben in dem Stierkopf befindlichen Sterne heißen bei den Lateinern Vergiliae (Frühlingssterne) Vorbothen des Frühlings und des Regens. Navita quas Hjades grajus ab imbre vocat sagt Ovid (5. fast.) (Die Sterne, welchen die griechischen Schiffer vom Regen den Namen Hjades beigeleget haben.) Nach der Lehre der Dichter sind die sieben Töchter des Lykurg die Elektra, Halcione, Celäno, Merope, Asterope, Taygete und Maja, weil sie den Bacchus auf der Insel Naxos erzogen hatten, vom Jupiter unter die Sterne versetzet und Plejades genennet worden Wie, wenn jemand auf den Gedanken verfiele, daß die Abiponer als außerordentliche Liebhaber vom Zusammentrinken diese sieben Sterne zu Gegenständen ihrer besonderen Verehrung von darum gemacht haben; weil von diesen einst Bacchus erzogen worden ist! Allein dieser drollichte Einfall schickt sich eher zu einer gesellschaftlichen Unterhaltung als in eine Geschichte. Von gleichem Schrot und Korn ist auch folgende Muthmassung eines Spaniers Die Plejades, sagte er zu mir, nennen wir Spanier las cabrillas, die Ziegen. Da nun die Mahler den Teufel auch mit Hörnern in einer Bocksgestalt darzustellen pflegen, so mögen

wohl

wohl die Abiponer diese Ziege oder die Plejadas für das Bild ihres Großvaters, des Satans, gehalten und folglich ihrer Verehrung werth geachtet haben. Mir gefiel dieser Schwank, weil er wirklich lustig, wenn gleich nicht im geringsten wahrscheinlich ist. Dies aber finde ich bemerkungswürdig. Von so verschiedenen Völkern wir auch wissen, daß sie bald die Sonne, bald den Mond, bald allerlei Sterne angebetet haben, so finden wir dennoch in der h. Schrift nicht einen Buchstaben von irgend einer gottesdienstlichen Verehrung der Gluckhenne; es wäre denn, daß jemand behauptete, diejenigen Völker hätten sich dem Dienste der Gluckhenne ergeben, von welchen es Deuteron. 17. K. 3. V. heißt: — — Damit sie hingiengen und fremden Göttern dienten, und sie anbeteten, die Sonne, den Mond und das übrige himmlische Heer. (Omnem militiam cœli;) — — denn der h. Hieronymus glaubt, daß unter dem himmlischen Heere alle Gestirne, und folglich auch die Sterne der Gluckhenne verstanden werden. Daß Salomon dem Planeten Astarte, das ist der Venus, der Göttinn der Sidonier, nachdem er bereits von der Liebe zu seinen Weibern bethöret war, einen Tempel erbauet habe, wird gleichfalls in der göttlichen Schrift gemeldet.

Wenn ich alles genau abwiege, so halte ich für das Wahrscheinlichste, daß die Erkenntniß und die Verehrung der Gluckhenne von den ältesten Peruanern, von denen Südamerika größtentheils beherrschet und unterrichtet wurde, auf die Wilden in Paraquay gekommen ist. Denn ob sie gleich einen Erschaffer und Erhalter aller Dinge Pachacamac genannt, welcher nach der Bedeutung dieses Wortes der Welt das Leben gegeben hat, verehrten, so sollen sie dennoch auch das Meer, die Felsen, die Bäume, und, was hier das vorzüglichste ist, die

Gluckhenne angebetet haben, welche sie dazumal in ihrer Sprache Colca nannten. Ihr nachmaliger Beherrscher und vorzüglicher Gesetzgeber Ynca Mancocapac (er war bei ihnen das, was Pompilius Numa bei den alten ungebildeten Römern war) setzte zu den alten Gebräuchen des Aberglaubens neue hinzu, und befahl der Sonne als dem herrlichsten und wohlthätigsten Gestirne göttliche Ehre zu erweisen. Zu Cusco, der damaligen Hauptstadt zu Peru, ließ er der Sonne einen der prächtigsten Tempel erbauen, dessen Wände mit Goldplatten überziehen, und selben von oben bis unten mit goldenen Säulen ausschmücken. In der Mitte des Tempels stellte er das Bild der Sonne mit ihren Strahlen von purem Gold gegossen auf, so daß ihr majestätischer Glanz aller Augen blendete, und aller Herzen mit ehrerbietigen Empfindungen erfüllte. Dieser Sonne allein opferten und leisteten sie einen eigentlichen Gottesdienst, wiewohl sie auch dem Mond, den sie für die Gemahlinn der Sonne, und gewissen Sternen, die sie für Aufwärterinnen des Mondes ausgaben, silberne Altäre errichteten, und eine Art minderer Verehrung zuerkannten. Unter diesen Gestirnen aber schätzten, und verehrten sie besonders die Gluckhenne, ob wegen ihrer wunderbaren Lage oder ihres herrlichen Glanzes weiß ich nicht: denn auch (Job. 38 K.) wird die Gluckhenne von Gott selbst vor den übrigen Sternen ihres Glanzes wegen gerühmet. Micantes stellas Plejades. Nachdem sich die Spanier Peru mit Gewalt unterjochet, und den Incas die Regierung aus den Händen gewunden hatten, flüchteten sich die Peruaner, um sich jener ihrer furchtbaren Dienstbarkeit zu entziehen, nach allen Seiten hin. In diesem Zeitpunkte ist es glaublich, daß ihrer nicht wenige in das benachbarte Tukuman und von dort in die angränzenden Wüsteneyen in Chaco gezogen sind, und den wilden Bewohnern derselben nebst anderem Aberglauben auch eine religiöse Verehrung

ehrung der Gluckhenne eingeflößet haben. Setzen wir nun, daß die Abiponer durch die Anleitung dieser Fremden zur Erkenntniß dieses Gestirnes gekommen sind: so wird man uns den Einwurf machen. Da die Abiponer in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für die Gottheit haben; und den Teufel als ihren Großvater erkennen, warum haben sie von den Peruanern nicht Gott zu nennen und zu verehren, den Teufel hingegen zu hassen und zu verachten gelernet? Gewiß haben jene gegen den Gott Pachacamac, welcher der Welt das Leben giebt, eine so tiefe Ehrfurcht geäußert, daß sie es für eine Sünde hielten, seinen Namen ohne eine sehr wichtige Ursache auszusprechen. So oft sie aber denselben aussprachen, so geschah dieses allemal mit einer ungemeinen Ehrerbietung: denn sie hoben die Schultern in die Höhe, neigten das Gesicht abwärts gegen die Erde, verschlossen ihre Augen, legten ihre rechte Hand flach auf die rechte Schulter mit einer gewissen Andacht, und warfen der Luft ihre Küße zu, um dadurch den höchsten Grad ihrer gränzenlosen Ergebenheit gegen Gott auszudrücken. Den Teufel hingegen das ist den Cupay verachteten sie, wie ich kurz vorher gemeldet habe. Warum, wird man also einwenden, haben die Ankömmlinge aus Peru den Abiponern nicht auch die Verachtung des Teufels beigebracht, wenn sie diese in dem Dienste der Plejaden unterrichtet haben? Allein man saugt von andern immer eher das Böse ein, als das Gute, so wie die Gesunden von den Kranken weit leichter angestecket, als diese von jenen geheilet werden. Besteht man aber hartnäckig darauf, daß die Erkenntniß der Abiponer von der Gluckhenne in Peru nicht ihren Ursprung habe, so will ichs auch dabei bewenden lassen. Was hindert uns aber anzunehmen, daß selbe einst aus dem benachbarten Brasilien in Paraquay gekommen ist? Denn wie Jakob Rabbi, der sich einige Jahre bei den Tapuiyas, einer

 wilden

wilden und einst zahlreichen Nation in Brasilien, aufgehalten hat, bezeuget, so haben diese Wilden den Aufgang der Gluckhenne ganz besonders gefeyert, und den Sternen derselben wie einer Gottheit mit Singen und Tanzen eine Art Gottesdienst erwiesen. Da es dem Forscher hierinnfalls an Urkunden mangelt, woraus sich etwas Zuverläßiges herausbringen ließe, so mußte ich mich mit Vermuthungen, Meinungen und Wahrscheinlichkeiten begnügen, um von dem Teufel, dem ehrlosen Großvater der Abiponer, und der Gluckhenne als dessen Bild doch etwas gesagt zu haben.

Eilftes Hauptstück.

Von der Eintheilung der abiponischen Nation, ihrer Entvölkerung, und der vornehmsten Ursache derselben.

Bei den Wilden eine bürgerliche Verfassung aufsuchen heißt des Zirkels Viereck, oder im Binsenstein Wasser finden wollen. Erpicht auf ihre alte Freyheit lebten die Abiponer allzeit ununterjocht und gänzlich unabhängig. Sie ließen sich von niemanden etwas vorschreiben; und kannten überhaupt kein anderes Gesetz als ihren Willen. Dieß ist ganz unwidersprechlich. Nichtsdestoweniger behalten auch die wildesten Indianer, nach Art der Bienen, Ameisen und der Thiere überhaupt, welche von gewissen jeder Thierart eigenen Naturtrieben geleitet werden, gewisse Uiberlieferungen ihrer Nation, die von ihren

ren Vätern auf sie gekommen sind, auch itzt noch unveränderlich bei, und beobachten sie wie Gesetze. Nun habe ich von ihren politischen, ökonomischen und militärischen Einrichtungen, von ihren Sitten und Obrigkeiten zu sprechen. Diese Materie hat für mich ungleich weniger Schwierigkeiten, weil ich hiebei blos von Gegenständen schreibe, die ich gesehen habe, und nicht erst wie bei dem Aberglauben der Wilden mühsame Betrachtungen anstellen muß um einige Vermuthungen darüber zu erkünsteln. Die Quellen und Ursachen dieses letzteren liegen in ihrem Herzen verborgen, ohne daß man auch nur etwas Wahrscheinliches davon herausbringen könnte, weil sie der Stumpfheit ihres Verstandes wegen sich nicht im geringsten darüber auszudrücken im Stande sind.

Die ganze Nation der Abiponer ist in dreyerlei Stämme eingetheilet: in die Riikahè, welche sich auf freyen offenen Feldern aufhalten; in die Nakaigetergehè, welche die Schlupfwinkel der Wälder zu ihrem Aufenthalt machen; und die Jaaukanigà, welche einst eine besondere Nation ausmachten, und eine besondere Sprache redeten: aber im vorigen Jahrhundert von den Spaniern, auf einem Streifzug wider diese, aus einem Hinterhalte überfallen, und beinahe gänzlich aufgerieben worden sind. Die wenigen Uibriggebliebenen, das ist, die Kinder und Wittwen der Erschlagenen gesellten sich zu den Abiponern dergestalt, daß durch die wechselweisen Verheurathungen aus beiden Nationen eine wurde, und die alte Sprache der Jaaukanigà gänzlich aufhörte. Alle diese Stämme haben einerlei Lebensart und Sitten, und auch, wenige Wörter ausgenommen, durchaus einerlei Sprache. Zum Erstaunen ist es, mit welcher Eintracht und mit welcher unwandelbaren Treue sie zu Werke gehen, so oft sie es wider die Spanier aufzunehmen haben. Gegen diese

tran-

tragen sie als gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde einen unversöhnlichen Haß; und suchen sich mit vereinigten Kräften ihres Joches zu erwähren. Uibrigens hindert sie weder das Band der Freundschaft noch die Verwandschaft des Bluts jeden Anlaß zum Krieg begierig zu ergreifen und weil sie schlechterdings keine Unbild ertragen können, vielmal untereinander blutige Niederlagen anzurichten. Diese Brüdergefechte und oft mehrere Jahre hindurch mit verschiedenem Erfolge fortgeführten Kriege werde ich an seinem Orte erzählen.

Bei einigen Abiponern ist die Vielweiberey, bei mehreren die Ehescheidung im Gebrauche, so wie bei den übrigen Wilden in Amerika. Bei allem dem sind sie nichts weniger als zahlreich; denn die ganze Nation besteht aus nicht mehr als ungefehr 5000 Köpfen. An dieser Abnahme und geringen Zahl sind theils die inneren Balgereyen, theils die Streifzüge wider auswärtige Feinde theils die Pocken und Kinderflecken und nicht selten, wer soll das glauben? die Grausamkeiten der Mütter gegen ihre eigene Kinder Schuld. Die Ursache dieser Unmenschlichkeit ist diese. Die Mütter pflegen ihre Kinder bis in das dritte Jahr zu säugen. Während dieser Zeit haben sie mit ihren Männern nichts zu thun. Die letzteren aber werden zuweilen des langen Säugens überdrüßig und sehen sich um ein anderes Weib um. Um also nicht ihre Männer zu verlieren tödten die Mütter ihre Kinder gleich nach der Geburt. Zuweilen erwarten sie auch diese nicht, sondern treiben sich die Frucht noch im Mutterleib durch gewaltsame Mittel ab. Sie wüten wider dieselbe, um sich nicht den Beschwerlichkeiten des Säugens unterziehen zu müßen, und dadurch ihren Männern unnüz oder verhaßt zu werden. Sie fürchten sich, so lange ihr Mann noch bei Leben ist, Wittwen zu werden; aber

sie

sie erröthen nicht selbst die Tieger an Grausamkeit zu übertreffen. Ich habe eine starke breitschulterichte Mohrinn, die Gefangene eines Abiponers, gekannt, von welcher die Rede gieng, daß sie sich bei dem unrühmlichen Geschäfte, den wilden Müttern die noch unzeitige Frucht aus dem Leibe herauszureißen, sehr oft habe gebrauchen lassen. Wir erinnerten deßwegen ihren Herrn, der bereits getaufet, und überhaupt ein Mann von den besten Gesinnungen war. Er gestand die That seiner Gefangenen sogleich ein, aber er versicherte uns, daß er selbe nie für unrecht gehalten habe, weil sie bei ihnen von jeher üblich war. Seit der Zeit, daß er mittelst unseres Unterrichts wußte, wie sehr diese Handlung den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderliefe, hätte er selbe nicht mehr geduldet; und versprach uns, daß er sie auch in Zukunft nie dulden wolle. Die Mütter schonen lieber und öfter der weiblichen Frucht als der männlichen, und dieß zwar aus einem schmutzigen Eigennutz, indem sie ihren erwachsenen Söhnen ein Weib kaufen müßten, ihre Töchter aber, sobald sie heurathsmäßig sind, an einen Mann um was immer für einen Preis verkaufen können.

Hieraus ergiebt sich der Schluß, daß bei der abiponischen Nation das weibliche Geschlecht zahlreicher als das männliche seyn müße, theils weil die Mütter die weibliche Frucht seltner tödten, theils, weil die Weiber bei den Scharmützeln, welche so vielen Männern das Leben kosten, nicht mitfechten, und theils auch weil sie von Natur die Anlage haben länger zu leben als die Männer. Bei hundert Männern sieht man ein ganzes Gefolg von Weibern. Eine Horde von Männern mag noch so klein seyn, man wird immer darinn eine unendliche Menge Weiber von verschiedenem Alter, auch hundertjährigen, antreffen. Es irren daher nicht

wenige

wenige Schriftsteller, welche die geringe Anzahl der itzigen Amerikaner ohne Bedenken der Tyranney der Spanier zuschreiben, da doch die Ursache davon größtentheils in der Grausamkeit der kindermörderischen Amerikanerinnen liegt. Wir wenigstens, die wir unsere Tage unter den Abiponern verlebt haben, rechneten das Weib immer zu den gutartigen, welches zween oder drey Söhne erzogen hatte. Allein solcher Weiber zählet die ganze abiponische Nation so wenige, daß man alle ihre Namen auf einen Ring schreiben könnte. Ihr vornehmster Cacique Debayàkaikin hatte vier Söhne; der Kaiǹ Jaaukanigà hatte eben so viele, allein jeden von einem anderen Weibe. Ich kannte andere Weiber, welche, wie die allgemeine Sage gieng, alle ihre Kinder bei der Geburt getödtet haben, ohne daß jemand diesen Kindermord gehindert oder bestrafet hätte. So ungeahndet werden die Verbrechen verübet, sobald sie allgemein verübet werden; als wenn sie darum aufhörten Verbrechen zu seyn oder weniger strafbar wären, weil sie durch die herrschende Gewohnheit öffentlich im Schwange gehen. Wenn ein Kind an einer Krankheit stirbt, so weinet und klaget die Mutter ganz erbärmlich; ihre neugebohrne Frucht hingegen schmettert sie mit heiterer Stirne wider die Erde, oder nimmt ihr auf eine andere Art das Leben, das sie vielleicht hoch gebracht hätte. Daß eine so mütterliche Zärtlichkeit gegen die verstorbenen Kinder neben einer so barbarischen Unmenschlichkeit gegen die lebenden bestehen könne, dürfte Europäern eben so unglaublich scheinen, als es uns gewiß und ungezweifelt ist. Nachdem wir aber durch unseren Unterricht den Abiponern Achtung und Folgsamkeit gegen das göttliche Gesetz eingeflößet hatten, so verlor sich allgemach diese grausame Gewohnheit. Nun triefeten die Hände der Mütter nicht mehr von dem Blute ihrer Söhne; sondern sie trugen ihre theuren Pfänder auf ihren Armen ihren freudigen Männern entgegen

gegen, ein angenehmes Schauspiel für die abiponischen Väter! Dieß ist die Frucht, und der Triumpf der Religion, welche der Erde wie dem Himmel Einwohner giebt: denn nachdem wir die Vielweiberey und die Ehescheidungen abgeschaffet, dem gräulichen Kindermord Einhalt gethan, und dem willkührlichen Fruchtabtreiben durch die Lehre des Christenthums einen Damm gesetzet hatten, so sahen die Abiponer mit Frohlocken, daß sich ihre Nation durch den Zuwachs sowohl an männlichen als weiblichen Sprößlingen ins Unglaubliche vermehre. Je pünktlicher die Europäer die göttlichen Gesetze beobachten werden, desto mehr werden sie die Bevölkerung in ihren Provinzen zunehmen sehen, zum Vortheile des Ackerbaues und der Künste, und zur Vertheidigung des Vaterlandes; denn daß die Wollüste, die wütenden Erbitterungen, die Trunkenheit und die übrigen Laster, welche die Religion verbietet, den Keim einer zahlreichen Nachkommenschaft theils ersticken und theils zerstören, hat noch kein Vernünftiger geläugnet.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Obrigkeiten der Abiponer, Kapitänen, Caciquen, &c. und ihrer Regierungsform.

Einen Regenten, welcher über die ganze Nation eine oberste Gewalt auszuüben hätte, erkennen die Abiponer nicht. Sie theilen sich in verschiedene Haufen ein. Jedem derselben steht einer vor, welchen die Spanier den Kapitän oder Caciquen, die Peruaner Curàca, die Quaranier

ranier Abarubichà, die Abiponer aber Nelakoykàt oder Capità nennen. Dieses Wort *Capitan* klingt in den Ohren der Amerikaner besonders herrlich. Sie glauben sich des vornehmsten Ehrenworts zu bedienen, wenn sie Gott oder den spanischen König Capitan latènc, oder Capitan quazù, das ist, den grossen Kapitän nennen. Dieses Wort bedeutet aber bei ihnen nicht blos die oberste Gewalt oder die obrigkeitliche Würde, sondern auch den Adel überhaupt. Alte Weiber in Lumpen, deren ganzer Reichthum in ihren Runzeln bestand, pflegten oft, um uns zu zeigen, daß sie nicht von gemeinen Eltern abstammten, mit vielem Stolz zu sagen: Aym Capità, ich bin eine Kapitäninn, das ist, ich bin vom Adel. Ich erstaunte, als ich die Wilden mitten in den dickesten Wäldern von Mbaevera und entfernt von allem Umgange mit den Spaniern ihre Caciquen den Capità Roy, den Capità Tupanchichù, den Capità Veraripochiritù nennen hörte, ohne daß sie sich des Wortes Abarubicha aus ihrer Muttersprache bedienten. So allgemein ist dieses Wort Capitan bei allen Wilden geworden, so ehrenvoll dessen Bedeutung. Wenn einem Abiponer ein gut gekleideter Spanier begegnet, dieser mag ohne Adel und von der gemeinsten Herkunft seyn, so wird ihn jener sogleich ohne Bedenken einen Kapitän nennen. In Europa macht die Mönchskutte noch keinen Mönchen, in Amerika aber wird wenigstens nach dem Urtheile der Abiponer zum Adel weiter nichts als ein prächtiges Kleid erfordert. Wollen doch auch die gemeinsten Spanier auf dem Lande in Paraquay Kapitäne heißen. Sie setzen auch wirklich ihre ganze Glückseligkeit darein. Wer sie nicht mit diesem Worte anredet, der wird von ihnen sauer angesehen, und nicht die geringste Gefälligkeit, oder einen Tropfen Wasser, verschmachtete er auch vor Durst, erhalten. Von eben dieser rasenden Titelsucht

sind

sind auch die christlichen Quaranier, wie von einer Pest, angestecket. Sie thaten durch zwey oder drey Jahre in dem königlichen Heere unverdrossen Dienste, und glaubten sich für die Beschwerlichkeiten und das Ungemach, das sie im Kriege erduldet, und für die Wunden, die sie empfangen hatten, hinlänglich belohnet, wenn sie nach Endigung des Feldzuges, von dem königlichen Statthalter mit dem Kapitänsstab und Range belohnet, in ihre Kolonie zurückkehrten. Sie mögen auf dem Felde oder in der Werkstätte arbeiten, und mit blossen Füßen herumgehen, so tragen sie dennoch immer den Kapitänsstab mit einer gewissen Prahlerey an der Hand mit sich, und sehen sich dabei stolz herum. Bei ihrem Leichenbegängnisse wird dieses hölzerne Ehrenzeichen der Kapitäne auf ihre Bahre geleget. Einer von ihnen, der bereits dem Tode nahe war, und die letzte Oelung empfangen sollte, zog seine Feldstiefeln mit den großen Spornen an, nahm seinen Kapitänsstab in die Hand und erwartete so die Ankunft des Priesters, und selbst den nahen Tod, gleichsam als wenn er diesen hätte schrecken wollen. Als sich die Herumstehenden über den sonderbaren Anzug des Sterbenden verwunderten, antwortete er mit allem Anstand und Ernst: ein Kapitän müsse so sterben. So einen hohen Begriff verbinden die Amerikaner mit dem Worte Kapitän. Die Benennung Cacique zeiget das Nämliche an, und ist ursprünglich in Ostindien zu Hause, wo er einen Vorsteher der Mahumedaner bedeuet, wie unser P. Maffei in seiner Geschichte von Indien an verschiedenen Orten meldet.

Bei den christlichen Quaraniern in den Kolonien ist der Name und der Rang des Caciquen auch itzt noch erblich. Sie sind hierinfalls dem Gebrauch getreu geblieben, den sie einst in den Wäldern beobachtet haben. Wenn der Cacique stirbt, so folgt ihm ohne Widerspruch

der älteste Sohn in seiner Würde nach; ohne daß dabei auf seinen Verstand oder Charakter geachtet würde. Bei den Abiponern erbt gleichfalls der älteste Sohn die Stelle seines Vaters doch mit diesem Bedingniße, daß er ein rechtschaffener, kriegerischer, edelgesinnter und seines Vorsteheramtes würdiger Mann seyn muß. Ist er rauh, feige, von schlechten Sitten, so wird er abgewiesen und ohne Weiters ein anderer, den sie dieser Stelle werth halten, zum Caciquen erwählet, wiewohl dieser mit seinem Vorgänger nichts weniger als verwandt war. Dieses habe ich öfters gesehen. Einst blieb Ychamenraikin, der vornehmste Cacique von S. Hieronymus, in einem Treffen. An seine Stelle setzten die Abiponer seinen Enkel Raachik, und nicht seinen Sohn Kieemkè; weil sie ihn, ungeachtet er bereits ein gesetzter Mann, tapfer, behende vom Körper, und scharfsinnig vom Verstande war, für einen Lügner hielten, und darum verabscheuten, als wenn sie sich nicht alle auf das Lügen besser noch als alle Kretenser verstünden. Der Cacique Debayakaikin, welcher theils wegen der Menge seiner Leute, und theils wegen seiner berühmten Thaten den Vorrang vor allen Caciquen behauptete, kam einst in einem Scharmützel um das Leben, und hinterließ vier Söhne, deren er einen jeden, wie ich schon gesagt habe, mit einem andern Weibe erzeugt hatte. Keiner von ihnen wußte sich das Zutrauen des Volkes zu erwerben. Eine Parthey wählte sich den Revachigi, die andere aber den Oaherkaikin (beide waren von niedriger Herkunft, aber durch ihre Thaten berühmt) zu ihrem Anführer. Hieraus erhellet, daß die Würde eines Caciquen bei den Abiponern zwar erblich ist, aber daß dabei doch immer auf die persönlichen Verdienste des Nachfolgers und die Stimme des Volkes viel ankömmt. Diesen Gebrauch der wilden Abiponer wird hoffentlich kein Europäer für eine Wirkung ihrer Wildheit ansehen, indem derselbe

einst

einst bei vielen gesitteten Nationen eingeführet war; denn der Würdigste wird, wie Tacitus schreibt, nur durch die Wahl entdecket, *)

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, ein von den Abiponern erwählter Cacique so wenig Ursache hat sich zu freuen, als der Uibergangene sich zu beklagen oder den andern um seine Würde zu beneiden, indem jener dadurch nichts gewinnt, und dieser nichts verlieret. Der Name eines Caciquen klinget bei den Abiponern zwar prächtig, aber er ist mehr zur Last als zur Ehre, oft mit vieler Gefahr verbunden und niemals einträglich. Nach einem alten Sprichwort ist es besser des Haasen Kopf als des Löwen Schwanz zu seyn: aber wie auch nur ein einziger nach der Ehre, der Abiponer Haupt zu seyn, sich bestreben kann, begreife ich noch nicht. Sie verehren ihren Caciquen weder als ihren Herrn, noch beweisen sie ihm durch Abgaben oder sonstige Dienstleistungen ihre Unterthänigkeit. Sie erkennen ihn weder als ihren Richter noch als Schiedsmann, noch räumen sie ihm das Recht, die Schuldigen zu bestrafen, ein. Betrunkene werden oft von Betrunkenen erschlagen. Aufgebrachte Weiber verwunden einander nicht selten bei ihren Zänkereyen. Ruhm- und raubbegierige Jünglinge treiben oft den Spaniern, ungeachtet die Nation mit ihnen ein Friedensbündniß eingegangen hat, ganze Schaaren Pferde weg; und erschlagen heimlich nicht wenige Leute dieser Nation. Der Cacique weiß alles das, aber er darf kein Wort dazu sagen. Würde er ihnen wegen ihrer Frevel, die sich aber die Wilden zur Ehre und zum Verdienst anrechnen, nur die geringsten Vorwürfe machen, so würde er in dem nächsten öffentlichen

 Trink-

*) Optimum quemque electio invenit.

Trinkgelage seine Unvorsichtigkeit theuer bezahlen müßen. Man würde ihn mit Fäusten züchtigen, und öffentlich für einen Freund der Spanier, und für einen trägen und um seine Leute wenig bekümmerten Müßiggänger ausschreyen. Der Ychamenraikin bei den Riickahe und der Narè bei den Jaaùcanigas haben dieses, ungeachtet sie die vornehmsten Caciquen waren, leider! oft genug erfahren. Wie oft haben sie nicht aus der Säuferversammlung aufgeschwollene Augen, einen Kopf voller Beulen, blaue Backen, und ein Gesicht mit allen Farben wie einen Regenbogen nach Haus gebracht!

Allein obgleich die Abiponer in ihrem Caciquen weder ihren Richter fürchten, noch ihren Herrn verehten, so folgen sie ihm dennoch wie Kriegskameraden als ihrem Führer und Kriegsbefehlshaber, so oft der Feind angegriffen oder zurückgeschlagen werden soll: ungeachtet sich viele auch hierinnfalls nicht nach ihm richten wollen, weil man dem Caciquen mehr wegen seines Ansehens im Rathgeben als wegen seiner Macht zu befehlen Gehör giebt; wie sich Cäsar von den alten deutschen Fürsten ausdrückt. Sobald sich das Gerücht, daß der Feind im Anzuge ist, verbreitet, sobald ist es die Pflicht des Caciquen für die Sicherheit seiner Krieger zu wachen; den Waffenvorrath zu vermehren, die Pferde von den entferneteren Weiden in ein sicheres Ort bringen zu lassen, Wächter und Kundschafter nach allen Seiten hin auszuschicken, und sich bei seinen Nachbarn um Bundesgenossen, und Unterstützung zu bewerben. Soll das Treffen mit dem Feinde angefangen werden, so reitet er den Seinigen vor, und stellet sich vor die Fronte der Schlachtordnung, die er formiret, weit weniger um die Zahl der Feinde als um die Standhaftigkeit seiner Leute bekümmert. So wie bei einer Schaare Vögel, wenn einer davon niedergeschossen wird, alles davonfliegt,

so

so lassen auch die Abiponer, sobald einige unter ihnen getödtet oder verwundet sind, ihren Ausführer im Stich, und flüchten sich mit ihren pfeilschnellen Pferden spornstreichs, wohin sie nur immer können. Ihre Rettung liegt ihnen weit mehr am Herzen als der Sieg. Allein, der lieben Wahrheit zur Steuer, muß ich auch bekennen, daß es dieser Nation keineswegs an Helden mangelt. Viele fechten noch mitten unter den Leichen ihrer Brüder unerschrocken bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes, so, daß sie, in demselben schwimmend, von den häufigen Wunden auf eben dem Fleckchen todt niedersinken, auf welchem sie im Anfange des Gefechtes gestanden hatten. Ruhmbegierde, wütende Rachsucht, und die Verzweiflung entkommen zu können, flößen auch den von Natur Zaghaften einen Muth ein, den Lacedämon bewundern würde, und den Europa allen seinen Kriegern wünschet.

Uibrigens wollen sie wegen ihrer außerordentlichen Liebe zur Freyheit und zum Herumschweifen Herren für sich und durch nichts an ihren Caciquen gebunden seyn. Ohne seine Erlaubniß einzuholen, oder seinen Unwillen befürchten zu müßen zieht ein jeder mit seiner Familie überall hin, wo er immer will, und gesellet sich zu einem anderen Caciquen. Wird er des zweyten überdrüßig, so kehret er ungeahndet wieder zu dem ersten zurück. Dieß geschieht alle Tage, und wird nur dem sonderbar vorkommen, der den flüchtigen Geist und die Wankelmüthigkeit der Indianer nicht kennt. Unzuverläßige und unbekannte Leute dürfen nur ein Gerücht ausstreuen, daß der Feind nur noch wenige Tagreisen von ihrem Aufenthalt entfernet sey. Mehr brauchen sie nicht. Mehr um ihr Leben als als um ihre Ehre besorgt werden sie sogleich ihrem Ca iquen den Rücken zukehren und sich in ihre bekannten Schlupfwinkel verbergen. Um aber nicht das Ansehen zu haben, als entliefen oder

 fürch-

fürchteten sie sich, so sagen sie, sie gehen auf die Jagd. Wir Priester mußten daher die neuen, fast immer von ihren wehrhaften Einwohnern verlassenen Kolonien wider die häufigen Angriffe der Wilden allein vertheidigen; freylich nicht durch die Gewalt unserer Waffen sondern durch List und Drohungen. Wenn die Gefahr oder der Schrecken vorbei ist, so kehren diese flüchtigen Helden zu ihren Miteinwohnern zurück, ohne daß man ihnen den Vorwurf einer Zaghaftigkeit machen dürfte, obgleich jedermann weiß, daß sie die Furcht wegzugehen und die Sicherheit wiederzukommen vermocht hat.

Fällt es einem Caciquen ein, einen Streifzug wider Feinde zu thun, so wird ein öffentliches Trinkgelage angestellt. Sobald die dabei anwesenden von dem Honiggetränke erhitzet sind, so versprechen sie dem Caciquen, der sie zum Krieg einladt, auf das bereitwilligste ihm in seinem Vorhaben beizustehen; und jauchzen unter lautem Freudengeschrey über den Sieg, ehe sie ihn noch erfochten haben. Aber was zum Erstaunen ist, sie halten alles, wenn sie wieder nüchtern sind, mit gewissenhafter Pünktlichkeit, was sie im Rausche verheißen haben. So viel Gewalt hat man über ihren Willen, wenn man ihre Kehle netzet. Daß Liebe Gegenliebe, und die Freygebigkeit Freunde erzeuge, sind in Europa bekannte Sprichwörter, deren Wahrheit wir bei den Abiponern durch eine vieljährige Erfahrung bestättiget fanden. Derjenige Cacique wird die meisten, folgsamsten und ihm ergebensten Leute unter sich haben, von dem keiner eine abschlägige Antwort erhält. Sanfte Worte, freundliche Mienen, und Versicherungen des Wohlwollens machen bei einem Wilden keine Wirkung, wenn selbe nicht mit wirklichem Wohlthun verbunden werden. Sie pflegen von dem Caciquen alles zu begehren,

was ihnen in den Sinn oder in den Mund kömmt; weil sie fest der Meinung sind, daß er ihnen alle ihre Forderungen zu gewähren vermög seines Amtes verbunden ist. Thut er ihnen nicht nach ihrem Willen, so läugnen sie ihm rund weg, daß er ein Kapitän oder vom Adel ist, und geben ihm den schimpflichen Namen eines Waldindianers: Acami Lanatаik. Der Cacique unterscheidet sich durch kein äußeres Ehrenzeichen von seinen Untergebenen, weder in den Waffen noch in der Kleidung, außer daß er meistens alte und abgenützte Kleider trägt: denn wenn er sich mit einem neuen und schönen Kleide, das erst von dem Weberstuhl seiner Gattin gekommen wäre, öffentlich sehen ließe, so würde ihn der erste, der ihm begegnete, mit aller möglichen Unverschämtheit zuruffen: Tach cavè grihilalgi, gieb mir dieses Kleid. Schenkt ihm nun der Cacique dasselbe nicht auf der Stelle, so wird dieser von allen verachtet, verlachet, und als ein schmutziger Geitzhals verspottet. Apalaik retà. Wenn sie zuweilen zu mir kamen in der Absicht, eine Sache von Belange von mir zu fordern, so strichen sie mit der Hand meine Schulter, und sagten mit einer sanften Stimme zu mir: Mein Pater, du bist ein großer Kapitän! Pay! Acami capità latene. Durch diese ehrenvolle Benennung wollten sie mir auf eine höfliche Art zu verstehen geben, daß ein Kapitän keinem Menschen etwas abschlagen darf. Da ich also die Sachen, die sie verlangten, nicht bei der Hand hatte, und vielleicht selbst zu Amsterdam in allen Trödelbuden nicht gefunden haben würde, so versicherte ich ihnen gleich anfangs, daß ich kein Kapitän wäre, damit sie meine abschlägige Antwort nicht beleidigte, und sie selbe mehr meinem Unvermögen als meiner Kargheit zuschrieben. Allein ich predigte Tauben vor. Sie hielten unsere Entschuldigung für Ausflüchte, und schrieen uns aus vollem Halse mit vielem Hohngelächter zu: Quemen oahargèk!

 que-

quemeu apalaik! O was bist du für ein Lügner! was bist du für ein Geitzhals! Ich habe gesehen, daß diejenigen Caciquen immer die meisten Leute hatten, welche im Rauben glücklich und unermüdet, und frey von aller Kargheit, alles ihr Haab mit einer verschwenderischen Freygebigkeit, unter ihre Untergebenen vertheilten. Den berühmten Caciquen Kaapetraikin und Kebachin lief einst alles zu, weil sie sich durch ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit im Rauben vor allen andern hervorgethan hatten. Als sie aber vermög ihres hohen Alters keinen Streifzug mehr mitmachen konnten, und folglich nichts mehr zu vertheilen hatten, so blieb in ihrer Genossenschaft außer ihren Blutsfreunden fast niemand.

Auch das dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß sich die Abiponer keineswegs weigern, sich auch von edlen Weibern regieren zu lassen, nach dem Beispiel der alten Britten, von welchen Tacitus in dem Leben des Agrikola sagt: bei den Britten sey es gewöhnlich, unter der Anführung der Weiber zu fechten. Wirklich war bei ihnen zu meiner Zeit eine Frau, welche aus einem vornehmen Geschlechte abstammte, und von den Abiponern Nelareycatè die edle Regiererinn oder Kapitäninn genennet wurde. Sie hatte einige Familien unter sich, und stand wegen ihrer hohen Geburt und der Verdienste ihrer Ahnen bei allen in Achtung. Die Könige von Spanien und ihre Statthalter erkennen den Adel der amerikanischen Caciquen, von was immer für einer Nation diese seyn mögen; und heißen sie in ihrer Sprache Herren, indem sie nach spanischem Gebrauch ihren Namen das Ehrenwort Don vorsetzen, wie aus den königlichen Befehlen und Briefen erhellet. Es ist gleichfalls ein alter Brauch in ganz Amerika, soweit es unter Spanien steht, daß die Caciquen der Indianer, auch nachdem sie getaufet sind, und dem Könige von

Spa-

Spanien die Treue geschworen haben, ihre Vorrechte, die sie noch als Wilde über ihre Untergebenen ausgeübet hatten, beibehalten, und nach ihrem Tod ihren Nachkommen erblich hinterlassen. Dieses wird hauptsächlich bei den Quaraniern beobachtet: doch stehen diese Caciquen und ihre indianische Unterthanen unter dem Kapitán und übrigen Obrigkeiten des Fleckens, welche jährlich nach spanischem Gebrauche am neuen Jahrstage erwählet, und von dem königlichen Statthalter bestättiget werden. In jedem dieser Flecken befinden sich mehrere Caciquen. Den fähigeren werden auch obrigkeitliche Aemter anvertrauet, damit man ihnen keinen Anlaß zu argwöhnen gebe, als verachtete man den indianischen Adel. In dem Flecken S. Joachim, worüber ich die Aufsicht hatte, zählten wir fünf Caciquen, nämlich den Don Ignaz Paranderi, den Don Michael Yeyù, den Don Markus Guirakerà, den Don Joseph Xavier und den Don Michael Yazuká, welcher mehrere Jahre das Amt eines Markthauptmanns (Corregidor, wie ihn die Spanier nennen) bekleidete. Ungeachtet er im Walde das Tageslicht erblicket hatte, so war er dennoch nicht nur ein eifriger Beobachter des Christenthums, sondern auch ein unerschrockener Vertheidiger desselben, und überhaupt über alles Lob erhaben. Dieß ist etwas äußerst seltnes und verdienet daher unsere Bewunderung. Denn wir haben durchgängig die Caciquen dümmer und ungeschickter zu öffentlichen Amtsverrichtungen als die gemeinen Indianer befunden. So wahr das Sprichwort ist, daß die Adler wieder Adler erzeugen, so gewiß ist auch das andere: daß grosse Männer oft kleinfügige Kinder nach sich lassen. Wer soll es also den Abiponern zu einem Fehler anrechnen, daß sie oft mit Hindansetzung des Rechtes der Geburt sich ihren Kapitán selbst wählen, welcher seine niedrige Herkunft durch den Glanz seiner persönlichen Verdienste im Kriege bedecket. Eben diesen Grundsatz sollen

auch die alten Deutschen angenommen haben; denn wie Tacitus von den Sitten der Deutschen schreibt, so sahen sie bei ihren Königen auf den Adel, bei der Wahl ihrer Feldherrn aber auf das Verdienst. *)

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Nahrung, den Reisen, und anderen häuslichen Einrichtungen der Abiponer.

Die wilden Abiponer leben wie die wilden Thiere. Sie säen und erndten nicht. Der Feldbau ist ihre geringste Sorge. Von Naturtrieben, den Uiberlieferungen und ihrer eigenen Erfahrung geleitet, wissen sie genau, was für Erd- und Baumfrüchte und in welcher Jahrszeit sie von selbst wachsen; was es für Gattungen des Gewildes giebt, wo sie sich aufhalten, und wie sie gefangen werden müßen. Alle haben daselbst alles miteinander gemein. Bei ihnen gehören die Grundstücke, Flüße und Wälder nicht, wie bei uns, jemanden ausschließungsweise zu, welcher sich das Recht zu jagen, zu fischen, Holz zu fällen, ꝛc. allein zueignete. Was in der Luft fliegt, im Wasser schwimmt, in Wäldern und Feldern wächst und lebt, gehöret dem, der es am ersten nimmt, oder fängt. Von der Haue, dem Pfluge und der Axt wußten die Abipo-

*) Reges ex Nobilitate, Duces ex virtute sumunt. *De moribus Germ.* §. 7.

Abiponer nichts; Pfeile, Lanzen und Kolben sind nebst ihren Pferden die einzigen Werkzeuchen, womit sie sich alles zu ihrer Nahrung, Kleidung und Wohnung Nöthige zusammensuchen. Da auf jedwedem Boden nicht alles gedeihet, und jede Jahrszeit ihre eigenen Früchte hervorbringt, so können sie an einem Orte nicht lange bleiben. Sie ziehen daher aus einer Gegend in die andere, wo sie zu essen und zu trinken finden. In den Feldern wimmelt alles von Straußen und ihren Eyern, von Rehen, Tiegern, Löwen, allerlei Gattungen von Kaninchen, Rebhünern und andern Amerika eigenthümlichen Thieren. An den Ufern der größeren Flüße hingegen streifen eine Menge Hirschen, welche von den unsrigen in nichts unterschieden sind, herum. Eben so halten sich in den morastigen Oertern nahe bei den Wäldern, dem Paradiese der Wildschweine, diese Thiere in unendlicher Menge auf. Die Wälder nähren ganze Schaaren von Elendthieren, Ameisenbären, Affen und Papageyen vorzüglich aber von Rebhünern. In den überaus fischreichen Flüßen und Seen trifft man unzählige Wölfe, Hunde, Wasserschweine, Fischotter, Aenten und Gänse an. Ich übergehe die ungeheuern Haufen Schildkröten, weil selbe weder von den Abiponern noch von den eingebohrnen Spaniern in Paraquay gegessen werden. Zu gewissen Zeiten suchen sie sich auch an den Ufern der Flüße unzählig viele junge Wasserraben zusammen, und halten sie für ein besonderes Leckerbischen. Aber hätten sie auch alles dieses nicht, so wird es ihnen doch nie an so vielen eßbaren Baumfrüchten und vortrefflichen Honigkuchen mangeln. Blos die verschiedenen Gattungen Palmbäume können ihnen Speise und Trank, Arzney, Wohnung, Kleidung, Waffen und, was sie sonst noch brauchen, geben. Unter der Erde und auch im Wasser wachsen Wurzeln, welche wenigstens den Hunger stillen. Das Johannesbrod, welches man in zweyerlei Gattungen den größten Theil des Jahres haben kann, läßt sich nicht

nur

nur trocken essen, sondern auch zu einem sehr angenehmen Trank zubereiten. So wohlthätig hat die von ihnen verkannte Vorsicht für sie gesorget. So mag es auch ungefehr im goldenen Zeitalter ausgesehen haben! Alles, was die Abiponer zum täglichen Unterhalt ihres Lebens brauchen, finden sie allenthalben mit geringer Mühe, kennen keine Münze und haben doch alles, was sie bedürfen. Trocknen bei einer langwährigen Dürre die Flüße aus, so werden sie dennoch auch in den wüstesten Gegenden unter den Blättern der Caraquata, wovon ich an einem andern Orte mehr gesagt habe, ihren Durst zu löschen, Wasser antreffen, oder kleine von einem wäßerichten Saft strotzende Aepfel, welche mit den Melonen sehr übereinkommen und unter der Erde wachsen, aussaugen. Manchmal graben sie sich auch mit ihrer Lanze mitten in dem ausgetrockneten Flußbeete einen Brunnen, woraus für sie und ihre Pferde hinlänglich Wasser hervorquillt. Der Spanier, der in diesen Wüsteneyen reiset, verschmachtet vor Durst, weil er entweder diese Hilfsmittel nicht kennet, oder weil es ihm an Geduld gebricht, sich ihrer zu bedienen.

Da die Abiponer die nöthigen Lebensmittel nicht immer an einem Orte beisammen finden, oder selbe auf eine längere Zeit oder für eine grose Horde nicht zureichen, so befinden sie sich oft in dem Falle, ihre Wohnsitze ändern, und anderswohin ziehen zu müßen. Rauhe Wege oder die grose Entlegenheit der Gegenden schrecken sie von der Reise niemals ab; denn Männer und Weiber bedienen sich dazu ihrer flüchtigen Pferde, die es daselbst in unzählbarer Menge giebt: sie machen auch täglich damit ungeheure Strecken, wenn sie ihre Reise beschleunigen wollen. Ich werde hier die Rüstung ihres Pferdes und ihre Art zu reiten kurz beschreiben. Ihr Zaum ist aus Ochsenhorn mit vier wie ein Rost neben ein-

einandergelegten Querhölzchen, und auf beiden Seiten mit einem doppelten Riemen, dessen sie sich statt des Zügels bedienen, versehen. Itzt haben aber die meisten schon eiserne, und thun ausserordentlich stolz darauf. Ihre Sättel, welche wie die englischen oder noch besser, wie die Saumsättel aussehen, machen sie sich aus einer rohen Ochsenhaut, die sie mit Binsen füttern. Steigbügel sieht man bei ihnen fast gar keine. Die Männer springen auf das Pferd von dessen rechter Seite. Mit der rechten Hand halten sie den Zügel, mit der linken ihre ungeheure Lanze, und schwingen sich so mit beiden Füßen auf einmal in die Höhe, worauf sie auf den Rücken des Pferdes herabfallen. Eben so schnell springen sie auch vom Pferde herunter. Bei uns Europäern erreget diese Geschwindigkeit blos Bewunderung; bei ihnen aber hat selbe in ihren Scharmützeln vielen Nutzen. Sporne brauchen sie auch itzt noch keine. Statt der Peitsche bedienen sie sich vier übereinandergelegter Flecken von Ochsenhaut, und bringen damit die Wildfänge oder widerspenstigen Pferde zum Laufen, weniger durch den Schmerzen als durch den Schrecken, den sie diesen mit ihrem Geklapper verursachen. Die Sättel der Weiber sind von den Sätteln der Männer in nichts unterschieden, außer daß jene, weil sie für das Zierliche mehr eingenommen sind, die ihrigen aus weißem Kuhleder machen lassen. Sie sitzen auf dem Pferde mit auseinander geschränkten Schenkeln wie die Männer, und machen in dieser Stellung, ohne sich einen Schaden zu thun, oft Reisen von mehreren Tagen. Indessen schreiben auch viele die unleidentlichen Schmerzen und die Schwierigkeit, mit der die meisten Weiber der berittenen Wilden gebähren, dieser nämlichen Art zu reiten zu: denn durch das lange Sitzen auf dergleichen harten Sätteln wird das bei jungen Mädchen noch weiche Steißbein nebst den daran liegenden so zusammengedrückt und hart, daß es gar kein

Wunder

Wunder ist, wenn sie hernach als Mütter so schwer und nie ohne Lebensgefahr entbunden werden. Dieses wollte ich auf Anrathen eines in ganz Europa berühmten Arztes, meines Freundes, hier anmerken, um die europäischen Frauen, welche nach Art der Männer reiten, vor dieser gefährlichen Leibesübung zu warnen, und zu vermögen, daß sie in Ansehung ihrer Töchter ein gleiches thun, und diese aus eben dem Grunde weder zu lang noch zu hart sitzen lassen.

Wenn die abiponischen Weiber sich auf das Pferd setzen wollen, so schwingen sie sich von dessen linker Seite auf den Hals desselben bis fast an des Leibes Mitte, dann schränken sie ihre Beine voneinander und lassen sich an den Sattel hinab, um sich darauf ohne alle Küssen zu setzen. Sie reiten sich auch, wenn gleich die Reise mehrere Tage dauert, niemals wund. Hieraus mag man schliessen, daß die Haut der Abiponer so hart wie eine Ochsenhaut seyn, und durch das tägliche Reiten ohne Küssen längst alle Empfindlichkeit verloren haben müße. Wenn die Indianer lange ohne Sattel reisen, so reiten sie des Pferdes Rücken nicht selten wund, ohne daß sie sich selbst jemals wund ritten. Nun will ich meinen Lesern auch etwas von ihrer Art zu reisen, wenn sie mit ihren Familien anderswohin ziehen wollen, erzählen.

Das Weib nimmt, außer dem Bogen und dem Köcher ihres Mannes, sonst allen ihren Hausrath, als Töpfe, Kürbisse, Kannen, Muscheln, ihr Schaaf- und Baumwollgespinst, ihren Weberstuhl ꝛc. mit auf das Pferd. Alle diese Fahrnisse werden in grosse aus Wildschweinhäuten zusammgenähte Felleisen, welche auf beiden Seiten von dem Sattel herabhängen, gepacket. Eben darinnen kommen auch ihre kleinen Hunde und Kinder, wenn sie welche hat, zu liegen. Außerdem hängt sie noch

eine

eine wohl zusammengewickelte Binsendecke sammt zween Stangen, um überall ein Gezelt aufschlagen zu können, und eine Ochsenhaut, um damit die Flüße übersetzen zu können, statt eines Kahnes an den Sattel zu beiden Seiten auf. Auch tritt kein Weib die Reise an, ehe sie ihr ungefehr zwo Ellen langes, aus dem härtesten Holze künstlich geschnitztes Holz, das wie eine Spachtel der Wundärzte in der Mitte rund, an den Enden aber breit ist, bei sich hat. Dieses Werkzeuchen dienet ihr die genußbaren Wurzeln aus der Erde herauszuscharren, die Früchte und dürren Aeste zur Feuerung von den Bäumen herabzuschlagen, und den Feinden, wenn sie auf dem Wege angegriffen werden sollten, ihre Waffen und Hirnschädeln zu zerschmettern. Eine solche Last, die fast für ein Kameel zu schwer seyn dürfte, muß jedes Pferd, worauf eine Abiponerinn sitzt, tragen. Aber das ist noch nicht alles. Auf einem und ebendemselben Pferd sieht man oft zwey oder drey Weiber oder Mädchen reiten, nicht als wenn sie nicht genug Pferde hätten; denn diese haben sie im Uiberflusse, sondern weil sie wie die Europäerinnen geschworne Feindinnen der Einsamkeit und des Stillschweigens sind, und überaus gern miteinander kurzweilen. Da die meisten Pferde, wenn sie nicht dazu abgerichtet sind, mehrere Reiter auf ihrem Rücken nicht leiden wollen, so werfen sie oft ein Paar solcher hintereinander reitender Weiber ab, doch meistens ohne ihnen Schaden zu thun; außer daß diese auf der Erde wie die Schnecken herumkriechenden Amazonen von den Zuschauern tüchtig ausgelachet werden, und unter wechselweisem Gelächter eben so oft wieder auf den groben Zelter zu kommen trachten, als er sie hinabschleudert.

Der lange Zug der reitenden Weiber ist von Vorne, von Hinten und auf den Seiten von einer unendlichen Menge Hunde wie von Trabanten umgeben. Sobald

bald sie auf dem Pferde sitzen, mustern sie dieselben. Mangelt aus der ungeheuern Schaare auch nur ein einziger, so hören sie nicht auf ihr *Nè Nè Nè*, womit sie ihren Hunden zu ruffen pflegen, aus vollem Halse in einem fortzuschreyen, bis endlich alle beisammen sind. Oft verwunderte ich mich darüber, daß sie es gleich bemerken, wenn unter so vielen Hunden auch nur ein einziger abgeht, wiewohl sie nicht einmal zählen können. Man darf ihnen aber ihre ängstliche Sorgfalt in Ansehung ihrer Hunde nicht verargen: denn diese sind auf der Reise ihre Ernährer und so zu sagen ihre Speismeister; indem sie ihnen in der Reh- Otter- und Straußenjagd den Dienst der Windspiele leisten, und folglich außerordentlich zu statten kommen. In dieser Absicht unterhält jede Familie eine Menge Hunde und zwar mit wenigen Kosten; denn Fleisch haben sie genug, indem sie Kopf, Herz, Lunge und Eingeweide des geschlachteten Viehes, von welchem allen die Europäer vielfältigen Gebrauch machen, wegwerfen, und den Hunden Preis geben: also zwar, daß es allerdings unentschieden ist, ob diese Jagdhunde ihre Nahrung den Herren, oder die Herren die ihrige den Hunden schuldig sind. So gut die Hunde in Paraquay gefüttert werden, so fruchtbar sind sie auch. Sie werfen selten weniger als zwölf auf einmal, oft aber mehr. Sobald die Stunde dazu herannahet, so graben sie sich mit den Füßen eine sehr tiefe Grube aus, wo sie ihre Jungen sicher hinlegen können. Bei dieser Grube lassen sie einen sehr engen Eingang, welchen sie mit so vielen Krümmungen und Schlangengängen so künstlich anlegen, daß bei dem größten Platzregen auch nicht ein Tropfen Wasser in ihre Höhle eindringt. Die Hündinn geht täglich heraus um sich Speis- und Trank zu holen, und winselt und schmeichelt um ihren Herrn herum, indem sie mit ihrem Schwanze wedelt, als wenn sie sich ihres

Ausbleibens wegen entschuldigen wollte. Lange Zeit darnach führet sie endlich die Jungen ihrem Herren vor, ohne daß sie sich aber mit dieser ihrer Schönheit brüsten könnte, es wäre denn, daß wir alles Kleine, und folglich auch die Ferkeln schön finden wollten. Uiberhaupt sind die indianischen Hunde nichts weniger als niedlich: meistens von mittlerer Größe, und von eben so vielerlei Farben wie bei uns. Schooßhündchen wie die Mopsen und Bologneser, oder Fanghunde, wie die unserer Fleischer, wird man nur sehr selten, Pudeln aber, die da jedem vorgeworfenen Stücke Holz nachschwimmen, und sonst noch allerlei Künste lernen, wird man nirgends, außer bei den Spaniern antreffen, als welche sich selbe zuweilen aus Europa zu Schiffe bringen lassen. Allein wenn sich gleich die indianischen Hunde durch ihre Schönheit nicht auszeichnen, so geben sie doch an der Schärfe ihrer Spurkraft im Auswittern des Gewildes, an ihrer Hurtigkeit dasselbe einzuholen, und an Wachsamkeit und Treue gegen ihre Herren den europäischen Hunden nichts nach. Da in jeder abiponischen Kolonie immer etliche hundert Hunde wachen, so weckten sie uns bei der Nacht durch ihr schreckliches Geheul und Gebell, das sie wegen der geringsten Veranlaßung aus vollem Rachen miteinander anfiengen, oft vom Schlafe auf, und dennoch stellten sie uns vor den jählingen Uiberfällen feindlicher Wilden niemals sicher. Oft schlich sich ein Schwarm von jenen in die Kolonie hinein, während daß alle Hunde schwiegen. Und dennoch wird kein Abiponer den Hunden etwas zur Last legen, weil sie in dem Wahne stehen, daß jene durch die zauberischen Künste der feindlichen Schwarzkünstler haben verstummen müßen. Lieber wollte ich glauben, daß die indianischen Hunde von jenen römischen abstammen, welche zur Zeit, da die Gallier den tarpejischen Felsen im Kapitolium hinaufkletterten, aber von den Gänsen verrathen wurden, ein ungemeines Stillschwei-

gen beobachteten. Allein man muß es diesen sonst so wachsamen Thieren zu Gute halten, wenn sie, durch das beständige Herumlaufen beim Tage ermüdet, mit dem guten Homer zuweilen des Nachts schlummern. Ich meines Theils muß aufrichtig gestehen, daß ich die Erhaltung meines Lebens auf den vielen Reisen, die ich durch die der Wilden und Tieger wegen so unsicheren Wüsteneyen gemacht habe, der Wachsamkeit und dem Eifer meines Hundes schuldig bin, und mich auch darauf mehr verlassen konnte als auf hundert Indianer oder Spanier, die mich begleiteten: denn während als diese vom Innersten heraufschnarchten, zeigte mir mein treuer Gefährte durch sein Bellen alle Gefahren an, mit denen ich von den wilden Thieren bedrohet war. Man muß es unter die Glückseligkeiten von Paraquay rechnen, daß man in diesem Lande von der Wuth der Hunde und der andern Thiere, und folglich von der in Europa so fürchterlichen Hydrophobie nichts weiß. Dieß ist eine besondere Wohlthat der Vorsicht und ein Wunder der Natur, indem in Paraquay die Thiere nicht nur allein von einer schrecklichen Hitze, sondern auch vielmal bei einem sich oft auf viele Meilen weit erstreckenden Wassermangel von einem langwährigen Durst gequälet werden; zwo Ursachen, von welchen nach der allgemeinen Meinung die Wuth ihren Ursprung haben soll. Allein lassen wir nun die reitenden Weiber sammt ihren Hunden im Frieden fortziehen; und betrachten wir vielmehr ihre Männer, die Abiponer.

Nachdem die Abiponer alle ihre Bagage ihren Weibern übergeben haben, tretten sie blos mit einer Lanze die Reise an, um sowohl zum Gefecht, wenn sie dazu genöthiget werden sollten, als auch zur Jagd desto leichter zu seyn. Sehen sie Straußen, Rehe, Hirschen, Wildschweine oder ein anderes Gewild, so reiten sie denselben

selben nach, und erlegen es mit der Lanze. Entdecken sie kein Wildprät, so zünden sie, wenn sie hungert, ein mit hohem und dürrem Grase stark bewachsenes Feld an. Sogleich springen die darunter verborgenen Thiere haufenweise hervor, und fallen, da sie sich aus dem brennenden Felde retten wollen, in die grausamen Hände der Indianer, welche sie erschlagen, erstechen, oder erwürgen und bei dem Feuer braten. In Ermanglung alles anderen werden die unzähligen Kaninchen, wovon in den Feldern alles wimmelt, den Hungrigen ein Frühstück, Mittag- oder Abendmahl abgeben. Um Feuer zu machen brauchen sie nirgends weder Stahl noch Feuerstein. Statt beider nehmen sie zwey ungefehr eine Spanne lange Hölzchen, deren das eine weich und das andere härter ist. Das erste wird in der Mitte etwas eingebohret, und unter das andere geleget. Das harte ist wie eine Eichel zugespitzt, und wird in dem Loche des weicheren mit beiden Händen auf das schnelleste herumgetrieben, ungefehr wie man die Chokolade zu einem Schaum absprühet. Durch dieses schnelle und wechselweise Herumtreiben und Reiben beider Hölzer gegen einander, werden an dem weicheren Holze einige Sägspänne oder Stäubchen abgerieben und gleich darauf entzündet. Diese Funken fangen nun die Indianer mit Spreu, Ochsenmist, dürren Blättern, oder was sie sonst mit ihren Händen zerreiben können, auf, und unterhalten damit die Flamme. Das weiche Holz nehmen die Indianer bald von dem Baume Ambaў, bald von dem Strauche Caraquata quazu, bald von den Cedern, und manchmal auch von andern Bäumen; das harte aber, welches sie mit den Händen herumtreiben, von dem Baume Tatayi, welcher ein safrangelbes, wie Bux so hartes und die Zeuge gelb zu färben sehr dienliches Holz hat, und sonst mit unseren Maulbeerbäumen sehr übereinkömmt. In Süd- und Nordamerika bedienen sich

andere Völkerschaften noch anderer Hölzer zu diesem Gebrauch, wie man von den Huronen und Iroquoisen weiß. Auch in Europa hatte man einst, wenn wir dem Plinius glauben wollen, durch diese wechselweise Reibung zweyer Hölzer aneinander Feuer gemacht; denn der angeführte Schriftsteller schreibt im 16. B. 40. K.: **Die wärmeren Bäume als der Maulbeerbaum, der Lorberbaum, der Epheu, und alle, aus denen man Feuerzeuge macht** ꝛc. Ich vermuthe, daß jedwedes andere Holz die nämliche Wirkung macht; denn ich habe Fuhrwägen, wenn die Achse von dem Rade zu lang gefeget und gerieben wurde, Feuer fassen und verbrennen gesehen. Die Mühlräder haben zuweilen das nämliche Schicksal. Die Vestalinen sollen sich aus dem Holze ein neues Feuer, wenn das alte durch ihre Nachlässigkeit verloschen war, herausgerieben haben. So sagt Festus bei dem Worte: **Das Feuer der Vestalinen. Es war der Brauch, eine Tafel von einer dazu tüchtigen Materie so lang zu reiben, bis das Feuer hervorgelocket war, und die Jungfrau dasselbe in einem Siebe von Erzt in den Tempel hineintragen konnte.** Um des Feuers wegen nie in Verlegenheit zu seyn, führen die Abiponer die zwey dazu nöthigen Hölzchen in ihrem Sattel überall mit sich, und nennen selbe mit einem Worte Neenatà.

Wollen sie unterwegs Mittag machen, oder ihr Nachtlager aufschlagen, so sehen sie sich sorgfältig um einen Ort um, wo sie Holz, Wasser und Weide finden. Fürchten sie einen feindlichen Uiberfall, so verbergen sie sich in von Natur unwegsame und unzugängliche Oerter. So wie sie überall Gefahren argwöhnen, so verstehen sie sich auch vortrefflich auf die Wahl vortheilhafter Posten. Man sollte meinen, daß sie mit ihren Familien überall, wo sie immer hinziehen, zu Hause sind; denn wie

der

der Schneck sein Haus überall mit sich trägt, so schleppen sie auch überall ihre Binsendecken, welche ihnen die Stelle ihres Hauses vertretten, mit sich. Sie stecken zwo Stangen in die Erde, und befestigen daran die Binsendecke, welche sie, um sich wider Wind und Regen zu verwahren, doppelt und auch manchmal dreyfach übereinander legen. Damit nicht der Boden, worauf sie liegen, bei einem jählings entstandenen Regen naß werde, so graben sie sehr vorsichtig um ihr Gezelt einen kleinen Graben herum, damit das sich anschwellende Wasser darinn abfliessen könne. Wenn sie ihre Pferde auf die Weide lassen, so gesellen sie ihnen meistens eine zahme Stutte bei, der sie eine Schälle an den Hals hängen. Von dieser gehen die übrigen Pferde nicht weg: geschieht es, daß sie von einem herannahenden Tieger erschrecket werden, und sich auf dem Felde zerstreuen, so kommen sie wieder bei ihr zusammen, wie bei ihrer Mutter. Die Spanier heissen sie darum la madrina, und die Abiponer latè, welches gleichfalls eine Mutter bedeutet. Einigen wenigen Pferden aber pflegen sie Fußriemen von einem sehr weichen Leder umzuwerfen, damit sie zwar weiden, aber von den Gezelten sich nicht weit entfernen können, um sie bei der Hand zu haben, wenn man bei der Nacht etwa plötzlich davon reiten müßte. Uiber tiefe, brücken- und kähnelose Flüße setzen Männer und Weiber, junge und alte, mit Schwimmen. Dazu gewöhnen sich die Abiponer, diese Rivalen oder vielmehr Nacheiferer der Vögel und Fische, jener im Reiten, dieser im Schwimmen, schon von ihrer ersten Jugend an. Kinder, Sättel und ihren übrigen Hausrath führen sie auf einer Ochsenhaut, die ihnen die Dienste der Kähne versieht, hinüber. Die Abiponer nennen selbe Ñatàc, die Spanier aber la pelota, und machen davon in Uibersetzen kleinerer Flüße vielfältig Gebrauch. Hier ist eine kurze Beschreibung von dem ledernen Fahrzeuge.

Man nimmt eine rohe, haarichte, ungezurichtete und ungegerbte Ochsenhaut, und schneidet davon die Füße und den Hals weg, so daß sie fast viereckicht wird. Ihre vier Seiten werden ungefehr vier Spannen hoch aufgebogen (so wie man die Hüte aufstülpt,) und mit Riemen festgebunden, damit sie aufrecht bleiben, und ihre viereckichte Figur nicht verlieren. Auf den Boden dieser Pelotas wirft man die Sättel und anderes Gepäcke statt des Ballastes. Derjenige, der über den Fluß fahren will, setzt sich darauf in die Mitte, und giebt auf die Beibehaltung des Gleichgewichtes Acht. An einer Seite dieser Ochsenhaut wird ein Riemen statt eines Schiffseiles fest gemacht. Diesen nimmt nun der Schwimmer zwischen die Zähne oder in die eine Hand, während daß er mit der andern rudert, und zieht so das Fahrzeug nach sich, ohne daß der Darinnsitzende im Geringsten herumgeworfen würde, oder eine Gefahr befürchten müßte, wenn auch Wellen und Winde um ihn herumtoben. Sollte auch die dem Wasser immer eigene Kälte dem Schwimmenden einen Krampf in die Füße ziehen, und ihn im Schwimmen hindern, so daß er im Wasser sein Grab fände, so wird dennoch die Ochsenhaut mit ihrer Fracht unbeschädigt vom Fluße auf das entgegengesetzte Ufer getragen werden. Ist ein breiterer und reißender Fluß zu übersetzen, und der Schwimmende setzt in seine Kräften Mißtrauen, so hält er sich mit der einen Hand an den Schwanz seines vor ihm schwimmenden Pferdes an, und zieht mit der andern seine Fähre nach sich. Wenn man mich fragen sollte, wie viele Flüße, und wie oft ich sie in diesen ledernen Schiffen übersetzt habe, so müßte ich aufrichtig bekennen, daß ichs nicht wüßte: indem ich mich desselben auf meinen so vielen und so grossen Reisen fast alle Tage und auch oft in einem Tage vielmals bediente. Im Anfange schien mir eine

solche

solche Uiberfahrt wie allen übrigen Europäern fürchterlich und gefahrvoll: allein nachdem ich selbe einigemale versucht hatte, wurde ich damit so vertraut, daß ich nachmals über mich und die eingebildete Gefahr lachte, und immer zum Uibersetzen was immer für eines Flußes die Ochsenhaut einem schwankenden Kahne oder Boot vorzog. Wenn selbe bei einem mehrere Tage lang anhaltenden Regen durch und durch naß und so schlappicht wie Leinwand wird, welches mir auf der Reise öfters wiederfuhr, so werden die vier Wände und der Boden des Fahrzeugs mit Baumästen auseinander gespannet, und dadurch, um über den Fluß desto sicherer setzen zu können, fest gemacht. Die Offiziere der spanischen Soldaten in Amerika können zwar alle schwimmen; aber sie wollen es nicht, um sich nicht vor ihren Leuten entblößen zu müßen. Um also von einem Ufer zu dem entgegengesetzten zu kommen, besteigen sie eine solche Pelota, welche sie aber nicht von einem anderen Schwimmer ziehen lassen, sondern mit zweyen Baumästen, die wie eine Gabel aussehen, statt der Ruder forttreiben.

Ich zweifle nicht, daß auch den europäischen Kriegsheeren die Pelotas manchmal wohl zu statten kämen, besonders wenn man die Feinde jenseits eines Flußes jählings überfallen wollte. Ganz gewiß würde man eine Ochsenhaut überallhin weit schneller und mit weniger Kosten bringen können, als Kähne oder kupferne Pontons. Zu diesen braucht man Lastwägen und Lastthiere: jene könnte auf den Schultern der Soldaten eine Zeitlang getragen werden. In der Nacht würde man in der größten Stille über die Flüße setzen können, welches die Ausführung selbst entscheidender Unternehmungen ungemein erleichterte; indem sich die Kähne wegen des Geräusches, das die Ruder machen, den Feinden schon

von weitem verrathen. Ein berühmter Oberster hielt diesen meinen Vorschlag von der Einführung der Pelotas bei den Armeen aller Aufmerksamkeit werth. Außer anderen hydraulischen Künsten, von denen man im Kriege Gebrauch macht, zeigte er auch einen, der in einer nach der obigen Beschreibung zugerichteten Ochsenhaut über die Donau setzte. Die zahlreichen Zuschauer, worunter einige vom ersten Range waren, bewunderten nicht nur die neue Erfindung, sondern gaben ihr auch ihren ganzen Beifall. In der Besorgniß, daß das Leder nach einer Zeitlang im Wasser weich werden möchte, ließ er in den vier Wänden des Fahrzeuges, um demselben mehr Festigkeit zu geben, vier eiserne Stangen oder Leisten anbringen. Allein der scharfsinnige Mann halte mir es zu gute, wenn ich seine Vorsicht nicht nur für überflüßig sondern auch für schädlich erkläre; denn außerdem daß die Pelota durch die Eisenstangen beschweret wurde, verliert das Rindleder, wenn es auch mehrere Stunden unter Wasser ist, sehr wenig von seiner Härte. An den Ufern der paraquayischen Flüße sahen wir täglich, daß man sich, die Waaren, die auf Lastwägen ankamen, von einem Gestade zum andern herüberzuschaffen, oft den ganzen Tag der nämlichen Ochsenhaut ohne alle Gefahr bediente, indem das Rindleder, wenn es gleich an der Außenseite im Wasser liegt, dennoch erst nach vielen Stunden von demselben durchdrungen wird. Wir wußten von verschiedenen Schleichhändlern, welche sich aus mehreren Ochsenhäuten Schiffe zusammenfügten, und die Nähten mit Schiffbech und Theer sorgfältig verschmierten, um sich vor dem Hineindringen des Wassers und überhaupt vor aller Gefahr in Sicherheit zu setzen. Diese ledernen Fahrzeuge hatten vor den hölzernen den Vorzug, daß man sie wegen ihrer außerordentlichen Leichtigkeit, sobald sie ausgeladen sind, mit den Händen auf

das

das Land hinausziehen und in den nahen Wäldern oder Inseln trocknen und verbergen kann, so oft Gefahr vorhanden ist, daß selbe von den königlichen Wachtschiffen aufgespüret und weggenommen werden möchten. Ein Spanier, der sein Gold höher als sein Leben schätzte, ruderte auf einer einzigen Ochsenhaut von Buenos Ayres nach der Kolonie S. Sakrament über den Silberfluß, der dort bei 15 Meilen breit ist, um dem portugiesischen Statthalter eine für ihn erfreuliche Nachricht, welche ein spanisches Schiff mitgebracht hatte, am ersten und allein zu überbringen, ohne Zweifel, weil er von ihm eine ansehnliche Belohnung erwartet hatte. Der Durst nach Gold hatte ihn also verblendet, daß er die Gefahr, die ihm drohete, entweder nicht sah, oder verachtete. Es ist wahr; als er sein Schiff bestieg, war der Himmel heiter, der Fluß ruhig und kein Lüftchen regte sich; also zwar, daß er das entgegengesetzte Ufer glücklich erreichte; nichtsdestoweniger sprach ihn kein vernünftiger Spanier von dem Vorwurfe der Verwegenheit frey, weil er sich in einer elenden Ochsenhaut einem so ungeheuerem Schwall Wasser, auf dem man keinen Augenblick vor Stürmen sicher ist, so tollkühn anvertrauet hatte. Allen schien er bewunderungs- aber keinem nachahmungswerth. Dieses habe ich in der Absicht erzählet, meine Leser zu überzeugen, daß man viele Stunden lang und viele Meilen weit im Wasser in einer Ochsenhaut fahren könne, ohne daß diese von ihrer Festigkeit verliere. Die sich noch mehr in Sicherheit setzen wollen, hängen zwo Pelotas mit einem Riemen zusammen, so wie man auf dem Uruquay die Kähne Paar und Paar mittelst etlicher Querbalken aneinander befestiget: weil sie sich in diesem Falle wechselweise unterstützen. Ob übrigens die Ochsenhäute also zugerichtet werden könnten, daß sie einer Armee wenigstens in kleineren Flüßen die Dienste der Häcken und Kähne leisteten, lasse ich denjenigen zu er-

forschen über, welche sich eigends mit neuen Erfindungen abgeben. Vielleicht hielte es für sie eben nicht schwer, zu dem Alten noch etwas hinzuzusetzen, oder davon hinwegzunehmen?

Die Abiponer reiten auch in grössere Flüße hinein: springen aber von den Pferden herab, sobald sie, bemerken, daß der Boden unter ihren Füßen zu verschwinden anfängt. Den Zügel der schwimmenden Pferde hängen sie an ihre rechte Hand und rudern auch damit. In der linken halten sie ihre lange Lanze, und ihr Kleid, welches sie aber, damit es nicht naß wird, gleichsam in der Luft tragen. Den Pferden geben sie, wenn sich selbe von der Gewalt des Strommes hinreissen lassen, von Zeit zu Zeit tüchtige Maulschellen, damit sie, durch diese freundschaftlichen Erinnerungen belehret, wieder auf den rechten Weg einlenken, und das entgegengesetzte Ufer an dem ausgesteckten Orte erreichen, wo es nämlich weder morästig, noch walddicht, noch zu jäh abhängig ist, wo man folglich sicher und geschwind an das Land steigen kann. Oft würden meine Leser gelacht haben, wenn sie, wie ich, ganze Schaaren Wilde schwimmen, blos mit dem Kopfe aus dem Wasser hervorragen und dabei so vertraulich, als lägen sie auf einem Wasen, miteinander schwätzen gesehen hätten. Wie oft habe ich mitten unter ihnen die fürchterlichsten Flüße auf einem Leder überschiffet! Vielmal vergaß ich die Gefahr, in der ich schwebte, den Schrecken und mich selbst, und betrachtete und bewunderte die Leichtigkeit und die Furchtlosigkeit der Abiponer, welche mit den Fluthen kurzweilten, so daß ich manchmal Mühe hatte meinen Augen zu glauben. Jeder von ihnen ist mit dem Wasser so vertraut, daß man sie für Abkömmlinge des Neptun halten sollte. Ihre Kühnheit übersteigt allen Glauben. Wenn sie von S. Ferdinand, der Kolonie der Yaaucanigas, in die Stadt

Cor-

Corrientes reiseten, so schwammen sie allemal sammt ihren Pferden in Angesicht der erstaunten Spanier über das ungeheure Gewäßer, das dort der grosse Paraquay, vereinigt mit der noch größeren Parana, vor sich herwälzet, da doch der Fluß daselbst wegen seiner unglaublichen Tiefe, Breite und hinreißenden Gewalt selbst für Schiffe gefährlich ist, wie er mich denn auch sammt meinen Mitgefährten auf dem Schiffe oft genug zittern machte, als ich mich noch in gedachter Kolonie aufhielt. Vor Zeiten nahmen diese Wilden den Spaniern zuweilen ganze Heerden Vieh weg und eilten damit nach Hause. Um nun damit über den grossen Stromm zu setzen, zogen sie weiter südwärts, wo sie von Insel zu Insel schwammen, weil sie und das Vieh auf diese Weise in jeder Insel vom Schwimmen ausruhen, und sich neue Kräften sammeln konnten. Es verlohnet sich der Mühe, die Art und Weise zu beschreiben, auf welche man einen Zug von mehreren tausend Ochsen, Pferden oder Maulthieren über größere Flüße bringt. Niemals wird der ganze Haufe auf einmal, sondern eine Abtheilung nach der anderen hineingetrieben. Reitende umgeben selbe von Hinten und auf den Seiten. Diese Absicht zu bewerkstelligen macht man zween Zäune an dem Ufer, welche im Anfange weiter, nachmals aber immer enger werden müßen, also zwar, daß die Thiere, welche durch selbe durchziehen, nur zwey und zwey, oder drey und drey in dem Fluße waden können. Man pflegt immer zahme Ochsen in demselben vorauszutreiben, weil die wilden alsdann weniger Schwierigkeit machen, den andern zu folgen. Besonders aber ist darauf zu sehen, daß sie einander nicht zu sehr drängen, weil sie hernach nicht mehr mit den Füßen so bequem rudern, und folglich auch nicht mehr so behende schwimmen können. Auf den Seiten und von Hinten tragen schwimmende oder auch in Kähnen schiffende Indianer Sorge, daß jene nach der be-

stimm-

stimmten Richtung das entgegengesetzte Ufer erreichen; indem sie, wenn sie sich selbst überlassen werden, sich von dem Fluße abwärts fortreißen lassen, und folglich an Oerter gelangen, wo das Ufer entweder steil oder morastig oder mit Bäumen besetzet ist, und wo man daher nicht an das Land kommen kann. Wenn Ochsen oder Pferde einigemale im Kreise herumschwimmen so werden selbe von dem Wasserschlunde verschlungen, weil sie Sinn und Kraft verläßt. Dieses zu verhindern steigen die Abiponer im Fluße auf die trägen und widerspenstigen Ochsen, nehmen sie mit beiden Händen bei den Hörnern, setzen sich auf ihren Rücken, und stossen sie mit ihren Füßen in die Seiten, bis diese endlich auch wider ihren Willen das andere Ufer erreichen. Sobald sie am Lande sind, verwandelt sich ihr Schrecken in eine Wuth, und sie gehen mit gesenkten Hörnern auf alles los, dessen sie ansichtig werden. Aus Furcht vor ihnen stieg ich am Gestade selbst auf einen sehr hohen Baum, und zählte die aus dem Fluße hervorkommenden Ochsen, weil sie für unsere Kolonie bestimmt waren. Die trotzigen Stiere fand ich allemal, wer sollte das glauben? im Schwimmen weit träger als die Kühe, weil diese wegen ihrer natürlichen Furchtsamkeit sich gegen ihre Führer weit folgsamer weisen, und mit grösserer Anstrengung ihrer Kräfte dem Ufer entgegenarbeiteten. Mittelst vorbesagter Anstalten sah und ließ ich viele tausend zum Unterhalt der Indianer bestimmte Ochsen meistens glücklich auch über grössere Flüße bringen. Zuweilen bindet man auch die Ochsen bei ihren Hörnern an einen grossen Kahn an, und schleppet sie so selbst über grosse Flüße mit der größten Sicherheit; denn da ihre Köpfe an den beiden Seitenwänden des Kahnes hängen, so kostet es ihnen fast gar keine Mühe mit dem übrigen Körper nachzuschwimmen. Auf diese Weise ließ ich durch zwey Jahre, auf jeder Uiberfahrt

20 Ochsen von unserem Meyerhof nach der Kolonie von h. Rosenkranz, welche ich für die Abiponer erbauet hatte, über den Fluß Paraquay bringen. Je nachdem der Kahn groß oder klein ist, je nachdem kann man mehr oder weniger Ochsen daran binden. Zuweilen wird auch der Haufe des ganzen schwimmenden Viehes von Kähnen oder anderen Fahrzeugen umgeben, daß sich die vom Schwimmen ermüdeten Ochsen nicht vom Fluße wegreissen lassen und also das ihnen vorgesteckte Ziel am Ufer verfehlen. Allein die Abiponer wissen mit ganzen Schaaren Pferden auch ohne diese Anstalten der Spanier über die größten Flüße zu schwimmen. Diese Behendigkeit der Abiponer im Uibersetzen der Flüße hatte ich oft unseren europäischen Kriegsheeren gewünschet, als welche sich oft den Feind von darum nicht anzugreiffen getrauen, weil dieser durch einen eben nicht sehr grossen Fluß von ihnen geschieden ist: ungeachtet der Sieg offenbar auf ihrer Seite wäre, wenn sie ohne Brücken zu schlagen oder mit den Pontons ein Geräusch zu machen, über den Fluß setzen könnten. Allein wie wenig gute Schwimmer giebt es auch in dem zahlreichesten Heere? In der That haben oft die Kroaten den österreichischen Armeen die wichtigsten Dienste geleistet, da sie ohne Brücken und Fahrzeuge abzuwarten, über die Flüße schwammen und dem Feind, der sich keines Angriffes versah, auf dem andern Ufer die derbsten Schläge versetzten. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verschiedenen Methoden und Hilfsmittel, mittelst welcher die Alten im Kriege über die Flüße setzten, beschreiben wollte. Wer sich hievon näher unterrichten will, darf nur den Vegetius und andere nachschlagen.

Vier-

Vierzehntes Hauptstück.

Von dem Stoff und der Gestalt ihrer Kleider, und der Verfertigung ihres übrigen Geräthes.

Diejenigen irren ganz erbärmlich, welche sich einbilden, als giengen alle Amerikaner ohne Unterschied so nackt, wie sie von Mutterleibe kamen, einher. Dieser bei so vielen eingewurzelte Irrthum scheint seinen Ursprung von gewissen Bildern und Kupferstichen zu haben, indem die Mahler und Kupferstecher alle Amerikaner durch die Bank bald rauh, wie die Satyren, und bald nackt wie die Cyklopen darzustellen pflegen. Ich läugne nicht, daß in Amerika Völker existiren, welche ganz unbedeckt und ungekleidet herumgehen; aber daß diese Blöße alle miteinander gemein haben sollen, ist eine Behauptung, die der Wahrheit schnurstracks zuwider läuft. Von den in verschiedenen amerikanischen Provinzen üblichen Kleidertrachten ist von vielen vieles geschrieben, und von anderen noch mehr den ersteren nachgeschrieben worden. Meine Absicht ist blos von den Paraquayern, und zwar von den Abiponern das Vorzüglichste zu melden. Die Payaquas, die wildesten unter den Anwohnern der Flüße, welche ohne alle Kleider, so wie ohne alle Schamhaftigkeit, herumziehen, werden selbst von allen übrigen Indianern verabscheuet. Sie dünken sich dazumal am prächtigsten gekleidet, wenn sie am ganzen Leibe mit verschiedenen Farben bemahlet, und mit Glaskugeln gezieret,

oder

oder besser zusagen-belastet öffentlich erscheinen. Die Mbayas, ein berittenes und eben so schaamloses Volk, haben zwar einen Uiberfluß an Kleidern, aber sie machen davon einen seltsamen Gebrauch; denn sie bedecken damit Theile des Körpers, die sie ohne Bedenken dürften sehen lassen, und lassen hingegen andere Theile unbedecket, welche die Ehrbarkeit zu bedecken befiehlt. Als ich einst meine Abiponer befragte, was sie von den Mbayas hielten, antworteten sie mir, daß diese Nation so unverschämt wie die Hunde wäre. Uiber ihre Unverschämtheit und die unehrbaren Dinge, die sie öffentlich treiben, haben mir meine Gesellschaftsgenossen, die mit ihnen umgegangen sind, vielmal geklaget. Doch kleiden sich die Weiber beider Völkerschaften ziemlich ehrbar. Von diesen Wilden habe ich ganze Schaaren in der Stadt Assumtion vielmal gesehen. In den Wäldern Mbaeverà oder Mborebiretà, das ist dem Vaterlande der Elendthiere, habe ich Indianer angetroffen, welche nur bis an des Leibes Mitte mit einem dünnen Zeuge bedecket, im übrigen aber bloß waren, wiewohl allen Indianerinnen, selbst die Kinder nicht ausgenommen, eine Art weißer Leinwand, die sie sich selbst weben, von den Schultern bis an die Fußsohle hinabhieng. Eben dieses habe ich auch bei den Waldindianern, die an den Ufern des Tapiraquaỹ und Ycquỹ herumziehen, beobachtet, als sie die Patres aus meiner Gesellschaft haufenweise nach den neuen Kolonien S. Stanislaus brachten. Die alte Indianerinn, und ihre fünfzehnjährige Tochter, die ich in den Wäldern zwischen den Flüßen Mondaỹ und Empalado entdecket habe, hüllten sich des Tages blos in eine Hangmatte, in welcher sie des Nachts schliefen, also zwar, daß ihnen das nämliche nur gar zu durchsichtige Geräth zugleich statt eines Bettes und eines Kleides diente.

Von

Von den wilden, und wie das Vieh noch überall herumziehenden Abiponern versichere ich hoch und theuer, daß sie alle ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes oder des Ranges jederzeit sehr ehrbar, und nach ihrer Tracht meistens zierlich gekleidet herumgehen. Selbst ein Kind von etlichen Monaten lassen sie nicht unbedeckt. Wir haben oft wiewohl vergebens gewünschet, daß die Spanier in Paraquay besonders in den Städten Assumtion und Corrientes diese Schaamhaftigkeit der Abiponer nachahmen möchten: indem die erwachsenen Frauenspersonen wegen der dort herrschenden übermäßigen Sommerhitze die Kleider von sich werfen, und sich, selbst auf dem öffentlichen Platze, in ihrem anstößigen Aufzuge sehen lassen, weßwegen sie auch die Prediger öfters nicht nur in Geheim sondern auch öffentlich darüber zurechtgewiesen haben. Man wird nun die Form der abiponischen Kleider kennen wollen. Sie nehmen einen Fleck Zeug, ein Tischtuch oder was immer für eine viereckichte Tapete, ohne sie im geringsten zu verändern oder Aermeln darein-zusetzen, und bedienen sich dessen statt eines Kleides. Ein solches baum- oder schaafwollenes Gewebe werfen sie um ihre Schulter. Das eine Ende binden sie an den linken Arm, und lassen den rechten bloß, damit sie ihn vollkommen frey haben. Dieses mit allerlei Farben bemahlte Kleid, welches ihnen von den Schultern bis an die Knöchel und meistens bis auf die Ferse reicht, umgürten sie unter der Brust mit einer Binde von Wolle. Wenn sie auf das Pferd springen, so halten sie das Kleid mit ihren zusammengeschränkten Knieen fest, damit es nicht auseinander falle und sie unbedeckt lasse. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider kennen sie nicht, und sind dadurch zum Schwimmen, Laufen und Reiten um so viel geschickter. Außer dem bisher beschriebenen Kleid hüllen sie sich noch in ein anderes gleichfalls viereckichtes wie in einen Mantel. Sie knöpfen dasselbe unter dem Halse

zu.

Dieses Kleid schützet sie wider die Kälte und giebt ihnen ein gewisses gravitätisches Ansehen. Wenn sie so in diesem Anzuge und mit ihren Lanzen zu Pferde sitzen, so sollte man glauben, Marius, Scipio, Epaminondas und alle grosse Männer des Alterthums seyn wieder in diese Welt zurückgekommen. So antique sieht alles in ihrer Tracht aus. Bisweilen werfen sie, wenn sie Bäume fällen, um nicht müde zu werden, an einem Ort, wo sie niemand sehen kann, alle ihre Kleider von sich. Einige ziehen sich nackt aus, so oft mit dem Feinde angebunden werden soll, und tretten auch so auf den Kampfplatz, theils damit sie leichter und folglich behender werden, den ihnen zugedachten Streichen auszuweichen, theils aber auch, um sich das Ansehen zu geben, als verachteten sie die Wunden, indem sich die meisten anderen nicht anders als geharnischt ins Treffen wagen, wie ich anderswo erzählen werde. Auf ihren langen Reisen halten sie mit blossem Kopfe Wind und Regen und die strengste Sonnenhitze aus. Doch binden sich auch einige eine rothe wollene Binde um ihren Kopf, welches, wie ich selbst aus Erfahrung weiß, ein treffliches Verwahrungsmittel wider die Sonnenhitze und Kopfschmerzen ist. Heut zu Tage schätzen sie, besonders aber die Jünglinge, die europäischen Hüte, wenn sie welcher habhaft werden können, sehr hoch; wie sie denn auch an den spanischen Sätteln und Steigbügeln, und an den eisernen Zaumgebissen Geschmack finden. Die Kleider der Weiber sind von der Männer ihren in nichts unterschieden, außer, daß sie etwas anders nach ihrem Leibe gerichtet sind.

Die ganze Garderobe der Abiponer ist das Werk ihrer Weiber und ihr vornehmstes Geschäft. Man muß es diesen zum Ruhme nachsagen, daß sie ungemein emsig und arbeitsam sind; denn außer ihren täglichen Verrichtungen zu Hause scheeren sie auch die Schaafe, spin-

nen ihre Wolle und zwar auf eine sehr künstliche Art, färben dieses Gespinnst sehr zierlich mit allerlei Farben, so wie sie selbe bei der Hand haben, und weben endlich allerlei gestreifte und buntfärbige Zeuge mit verschiedenen Figuren und Zügen daraus. Diese haben das Ansehen türkischer Tapeten, womit die vornehmen Europäer ihre Tische zu zieren pflegen, wiewohl jene weiter zu nichts als den Leib der Abiponer zu bedecken bestimmt sind. Der Weberstuhl und alle Werkzeuge dazu bestehen aus Schilfrohren und wenigen Hölzchen, welche, wenn sie gehörig zusammen geleget sind, ohne Beschwerde auf das Pferd gepacket und auf die Reise mitgenommen werden können. Die Amerikanerinnen besitzen auch die Kunst anderes Geräth zu verfertigen. Sie wissen Töpfe und Kannen von verschiedener Form aus Thon zu knetten, ohne sich der Töpferscheibe zu bedienen. Diese Thongefäße härten sie nicht im Brennofen, sondern auf dem freyen Felde, indem sie rund um selbe herum Feuer anmachen. Sie haben die Geschicklichkeit nicht selbe mit Glasur zu überziehen; sondern sie färben die Töpfe anfangs roth, beschmieren sie aber hernach, um ihnen einen Glanz zu geben, mit einer Art Gummi. In dem ganzen Striche Landes, in welchem sich die Abiponer aufhalten, fällt gar kein Schnee und nur selten ein Reif, dennoch wird es, wenn der Sudwind lang anhält, so kalt, daß die Leichtgekleideten die rauhe Witterung nicht ertragen können. Wider diese Kälte verwahren sich die Abiponer mit einem Pelzmantel von Otterfellen. Dieses Kleidungsstück, welches wie alle ihre Kleidungsstücke viereckicht ist, wird gleichfalls von ihren Weibern eben so mühsam als zierlich zusammgefüget. Ihre Sache ist es, den Fischottern, welche meistens mit Hunden gefangen werden, das Fell auszuziehen, dieses sodann mit kleinen Nägeln auf der Erde auszuspannen, damit es nicht runzlicht werde, und am Ende, wenn es trocken ist, ge-

wär-

würfelt mit rothen viereckichten Fleckchen zu bemahlen. Die Indianerinnen verstehen sich zwar nicht auf das Abgärben und Zurichten der Felle wie unsere Weißgärber; aber sie machen selbe mit den Händen weich und geschmeidig, und nähen sie mit einem sehr feinen Faden trotz unseren Kirschnern mit so vieler Kunst zusammen, daß auch das scharfsichtigste Aug keine Fuge daran gewahrnimmt, und der ganze Mantel aus einem einzigen Fell zu bestehen scheinet. Statt der Nadel bedienen sie sich ungemein zarter Dorne, mit welchen sie nach Art der Schuster wie mit einer Ahle das Otterfell durchstechen, damit sie ihren kaum merkbaren Caraquatafaden durch selbes ziehen können. Diesen Mantel, welcher bei ihnen von dem Wort Nichigehè (ein Fischotter) nichigherit heißt, nehmen Männer und Weiber um, so bald eine rauhe Witterung einfällt; wiewohl auch die abgelebten Abiponer und Abiponerinnen selben niemals ablegen, wenn auch alles vor Hitze verschmachten möchte. Die Aermeren erscheinen auch in Hirsch- Reh- oder Tiegerfellen gleich den alten Römern, von welchen Properz im 4. B. sagt: Pellitos, rustica corda, patres. Daß sich einst alle Völker zur Kleidung der Thierfelle bedienet haben, und dieser Gebrauch nicht viel jünger als die Welt ist, weiß jedermann. Auch wissen wir aus dem B. Genes. 3. K., daß sich derselbe nicht von einer Erfindung der Menschen, sondern von Gott selbst herschreibt. Gott der Herr heißt es daselbst, machte Adam und seinem Weibe Kleider von Thierfellen, und zog sie an, sie, die sie kurz vorher, weil sie ihre Nacktheit erkannten, sich Feigenblätter zusammengeflochten, und Schürze gemacht hatten. Tacitus bezeugt von den alten Deutschen, Herodot von den Afrikanern, Arrian von den Thraciern und Scythen, daß sie nach der Verschiedenheit der Länder, worinn sie sich aufhielten, auch verschiedene Thierfelle zu ihrer Kleidung gebraucht

 haben.

haben. Homer stellt uns in seiner Iliade 3. seine Helden in Löwen - Bären - Wolf - und Ziegenfellen vor, wiewohl man dazumahl schon von dem Gebrauche gewußt hat, der sich von der Wolle, dem Flachs und selbst von der Seide machen läßt, indem man von der Helena, der Penelope und anderen griechischen und trojanischen Frauen liest, daß sie gesponnen haben. Daß fast alle Amerikaner, welche nicht gänzlich die Schamhaftigkeit abgeleget haben, sich in Thierfelle hüllen, um sich wider die Kälte zu verwahren, versichern alle Geschichtschreiber durchgängig. Bei vielen habe ich dieses selbst beobachtet. Andere verwechseln oder verschönern die Thierhäute mit bunten Vogelfedern, welche sie besonders künstlich zusammenfügen, mehr in der Absicht sich zu schmücken, als zu bedecken. Die Wilden, die in den Gebirgen sich aufhalten, pflegen aus der Caraquata oder der Pinorinde Fäden zu spinnen, und sich daraus eine Art Leinwand zu verfertigen, worunter sie wenigstens einen Theil ihres Leibes verbergen. Mit einem solchen Zeuge verbinden sich auch die abiponischen Wittwen, so lang sie ihrem verstorbenen Manne zu Ehren trauern, ihren geschornen Kopf und die Schulter nach einer von Alters hergebrachten Gewohnheit. Die Wilden, welche die Franzosen Esquimaux nennen, und noch andere Völker bei Terra labrador und Neuzembla machen sich aus der Blase und den Eingeweiden der Fische Hember, über welche sie aber noch wegen der unausstehlichen Kälte, die daselbst herrschet, einen Mantel ziehen, den sie aus den Fellen der Hirschen und Seewölfe sehr zierlich zusammfügen und bemahlen, also zwar, daß selbst die dahingekommenen Europäer ihre Geschicklichkeit bewunderten. Wenn die Abiponer stark schwitzen, so muß ich bekennen, daß ihre ungegerbten Otterfelle keinen Balsam sondern einen für die Dabeistehenden ganz unerträglichen Gestank ausdünsten. In kalten Tägen müßen ihnen selbe Bettdecken abgeben.

Die

Die Lumpen von solchen alten Fellen und Mänteln werden bei den Kindern statt der Windeln und bei den Verwundeten zum Verband gebraucht, weil es ihnen schlechterdings an allem Leinenzeug gebricht.

In den vorigen Jahrhunderten zögen die Amerikaner die Blöße allen Kleidern dergestalt vor, daß sie die Kleidungsstücke, die ihnen die Europäer aufdrangen, entweder nicht annahmen, oder wenn sie selbe angenommen hatten, sogleich wieder wegwarfen. Dieses erzählen uns glaubwürdige Geschichtschreiber der damaligen Zeiten. Heut zu Tage aber ist es ganz unglaublich, wie sehr sich die Indianer in Paraquay nach schönen Kleidern sehnen. Ich darf ihnen nur einen niedlichen Hut, etliche Stücke von einem rothen Tuch oder Zeug oder ein Bündel Glaskugeln zum Geschenke geben, und ich bin in ihren Augen alles, was ich mir zu seyn nur wünschen kann. Auch werden sie für mich alles thun, was ich von ihnen verlange. Stets lagen uns die Abiponer in den Ohren: Pater! gieb mir ein Kleid, Pay! Tach cauè-hihilalk oder Apakaik. Es giebt gar nichts, was über das Herz der Wilden so viele Gewalt hätte, als ein Kleid, das man ihnen schenkt. Mit dieser Lockspeise fängt man sie, wie die Fische mit der Angel. Eine amerikanische Kolonie wird schwerlich viele christliche Einwohner zählen, wenn sie nicht Ochsen und Schaafe im Ueberfluße hat; weil die Indianer mit dem Fleische der ersten genähret, und mit der Wolle der zweyten gekleidet werden müßen. Mangelt beides oder auch nur eines aus beiden, so kehren sie wieder in ihre Wälder zurück; und halten es für zuträglicher mit den Spaniern in Feindschaft als mit ihnen in Freundschaft zu leben. Dieses bekannten sie oft in meiner Gegenwart mit vielem Herzeleid, weil sie aus Erfahrung wußten, daß der Krieg mit den Christen ihnen mehr einträgt als der Friede.

Solang der Krieg währte, raubten sie sich mit den Waffen in der Hand, was sie nach geschlossenem Frieden mit allem Bitten nicht mehr erhielten. Dies ist die alte und tägliche Klage der Abiponer: und wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, so haben sie sogar unrecht eben nicht. Man wird sich hievon erst dann überzeugen, wenn von dem Zustande der neuen Kolonien die Rede seyn wird. Der beredsamste Missionär wird in Paraquay wenig ausrichten, wenn er nicht seine Neubekehrten stattlich kleidet und füttert. Es steige ein Engel vom Himmel herab, und verkünde den Abiponern Gott und sein Gesetz: wenn er mit leeren Händen kömmt, ohne Kleider, Eßwaaren oder andere Geschenke, so ist seine Zeit mit ihnen so gut als verloren, und er wird schwerlich angehöret werden. Es komme hingegen der Scheußlichste von allen Trabanten des Lucifers, er bringe aber Küsten mit Kleidern, Speisen, Messern, Scheeren, Ringen und Glaskugeln mit. Sobald er alles dieses unter die Abiponer austheilet, so werden sie ihn alle durch die Bank, ich stehe ihm gut dafür, einen Kapitän heißen, und sich gegen ihn geneigt, willig, und folgsam finden lassen. Will man die Ursachen wissen, warum man bis itzt, das ist, bald durch dreyhundert Jahre noch nicht alle Amerikaner zum christlichen Glauben gebracht hat? Hier sind sie. Die erste sind ohne Zweifel die abscheulichen Beispiele der alten Christen, und ihre Kargheit und Härte wider die Indianer. Durch jene werden sie angestecket, durch diese dem Christenthum abgeneigt. Die zwote Ursache ist die äußerste Dürftigkeit der Priester, die man, sie zu bekehren, zu ihnen schickt, und ihr Europäern ganz unglaublicher Mangel an allem dem, was sie zu ihrem Entzwecke nöthig hätten. Was ich itzt gesagt habe, ist nichts weniger als Muthmassung oder Meinung, sondern gewisse Wahrheit und Thatsache. Dann wird man erst meinen

Wor-

Worten Glauben beimessen, wenn man die letzteren Hauptstücke dieser Geschichte wird durchgelesen haben.

Fünfzehntes Hauptstück.

Von den Sitten und Gebräuchen der Abiponer.

Bei den Wilden ist nicht alles wild. Selbst aus dem Mist wächst oft die niedlichste Blume hervor; und die Rose blühet unter Dornen. So wie das Gute meistens mit dem Bösen vermenget ist, eben so verbinden auch die Abiponer mit den ihnen eigenen Lastern Eigenschaften, die auch einem Christen allerdings Ehre machten. Ich werde hier der hauptsächlichsten erwähnen, ohne aber auch ihrer Gebrechen zu vergessen. Wie unverletzlich sie in allen ihren Leibesstellungen den Wohlstand beobachten, wird ein Europäer schwerlich glauben. Aus ihrem Antlitz und Gange leuchtet immer eine fröhliche Einsamkeit und ein männlicher Ernst hervor, den sie durch eine freundliche Gefälligkeit zu mildern wissen. In allen ihren Handlungen entdecket man nichts, was man Ausgelassenheit, Muthwillen oder Rohheit nennen könnte. Bei ihren täglichen Zusammenkünften ist alles friedsam und ruhig. Man hört daselbst weder ein polterndes Geschrey, noch Zänkereyen, noch beißende Anspielungen. Sie scherzen gern aber ohne Frechheit oder Bitterkeit. Die Beschwerden, die sie auf ihren Reisen, sowohl bei Tag als bei der Nacht ausstehen, suchen sie sich durch Kurzweilen zu versüßen, ohne daß sie jemals die geringste Zotte darunter mengten. Entsteht unter ihnen zuweilen ein Streit, so sagt ein jeder mit ungerunzelter Stirne und mit der größten Gelassenheit seine Meinung.

Niemals brechen sie, wie es bei gewissen Völkern in Europa der Brauch ist, in ein Geschrey, in Drohungen oder Schmähungen aus. Diese Lobsprüche gelten von den Abiponern, so lang sie nüchtern sind: denn im Rausche tretten sie aus dem Gleise der Vernunft; werden tollsinnig und sehen sich selbst nicht mehr ähnlich. Uibrigens äussern sie in ihren Zusammenkünften ein äusserst gesittetes Betragen. Kaum untersteht sich einer den andern im Reden zu unterbrechen. Wenn jemand eine ganze halbe Stunde lang eine Kriegsbegebenheit erzählet, so hören ihm die anderen nicht allein aufmerksam zu, sondern sie pflegen ihm auch nach einer jeglichen Periode ihren Beifall zuzunicken, indem sie aus dem untersten Magen heraufschnarchen, als welches das Zeichen der Bejahung und ihres Beifalles ist. Diesen geben sie auch öfters mit diesen Zwischenworten zu erkennen: *Quevarken*, freylich wohl; *Cleera*, ganz gewiß; *Chik akalagritan*, ohne allen Zweifel. *Ta Yeegàm!* oder *Kem ekemat!* sind Ausdrücke der Verwunderung. Eben diese Worte, welche sie allemal mit grosser Anstrengung ihrer Stimme aussprechen, und mit einem Sprunge in die Höhe begleiten, sagen sie auch dem Priester unter der Predigt, und glauben, daß dies ganz artig lasse. Jemanden zu widersprechen, wenn er auch offenbar irrte, halten sie für eine Grobheit. Ihr Gruß und Gegengruß besteht in zweyen Worten: La nauichi? Bist du schon da? La naue, ich bin schon da. Allein der Kürze wegen pflegen beide, das ist, sowohl der Grüßende als der Gegrüßte nur das Wort Là mit vielem Nachdruck einander vorzuschreyen. Die Quaranier grüßen auf die nämliche Art. Ereyùpà? Bist du schon da? Ayù angâ, ich bin schon da. Wenn sie gleich lange beisammen auf der Erde im Kreise gesessen, und miteinander geschwätzet haben, so gehen sie dennoch nie nach Hause ohne von dem Hausvater Abschied zu nehmen. Der bei diesem am nächsten sitzt, frägt

seinen

seinen Nachbar: Ma chik kla leyà? Haben wir noch nicht ausgeredet? Diese Frage stellt nun abermal der Zweyte an den Dritten; dieser an den Vierten, u. s. w. bis endlich der letzte im Kreise den Ausspruch thut: Wir haben ausgeredet, Kla leyà? Hierauf stehen alle auf einmal und in dem nämlichen Augenblicke auf, und ruffen dem Hausvater mit einer Art von Freundschaftsbezeugung sehr höfflich zu: Lahikyegàrik, itzt gehe ich weg von dir. Auf dieses versetzt der Hausvater: La micheroà. Du gehst schon weg von mir. Gemeine Indianer sagen: Lahik, ich gehe schon weg; La me, du gehst schon weg. Sobald sie unter die Hausthüre, (das ist, an den Ort, wo man aus dem Hause geht; denn es giebt da gar keine Thüren) kommen, wenden sie sich an den Hausvater mit dem Worte: Tamtara, bis auf ein andermal. Sie wollen damit sagen: ich werde dich künftig wiedersehen: so wie man sich bei uns mit den Worten: Aufs Wiedersehen beurlaubet. Sie glaubten sich auch wider die Gesetze der Höflichkeit gar sehr zu verstossen, wenn sie nicht jeden, der ihnen begegnet, fragten, wo er hingehe. Daher hört man sie ihr Miekauè, oder Miekauchitè, wo gehst du hin? auf allen Wegen und Stegen ruffen. Eben diese Frage ist auch in Paraquay bei denen gewöhnlich, welche die Sprache Quichua reden. Sie lassen keinen Menschen vorüberziehen, ohne ihn mit dem Maipirinki, wo gehst du hin? anzureden. Selbst wenn die Abiponer (ich schäme mich beinahe dieses niederzuschreiben,) weit auf dem Felde ihre Nothdurft verrichten, schreyen sie den Vorübergehenden aus vollem Halse von Weitem zu: Miekauè? Wohin? Ich konnte es nie begreifen, daß sie hierüber nicht erröthen, da ich sie doch in allem übrigen ausserordentlich schamhaft fand. In den ganzen sieben Jahren, die ich mich bei diesen Wilden aufhielt, habe ich nicht das geringste beobachtet, was ein keusches Ohr oder

Aug beleidigen könnte. Dieses muß man der ganzen Nation ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zum Ruhme nachsagen. Die Männer halten, so lang sie noch Heiden sind, die Vielweiberey und die Ehescheidung nach dem Beispiele ihrer Vorfahren und der übrigen Völker von Amerika für erlaubt; wiewohl wenige Abiponer von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Die letztere geht bei ihnen mehr im Schwange als die erste. Doch begnügen sich auch sehr viele Zeit ihres Lebens mit einer einzigen Gattinn. Mit fremden Weibern, mit denen sie in keinem Eheverbindnisse stehen, etwas zu thun zu haben, halten sie für einen schändlichen und entehrenden Frevel. Ein Ehebruch ist daher bei ihnen etwas unerhörtes. Von den Greueln der Unzucht, die bei uns so schamlos herrschen, wissen sie nichts, nicht einmal ihren Namen. Knaben und Mädchen sehen immer fröhlich und munter aus; aber niemals wird man die einen mit den andern schwätzend oder auch nur beide beisammen antreffen. Gleich nach meiner Ankunft spielte ich, auf Verlangen meines Amtsgefährten, öffentlich auf der Geige. Die Annehmlichkeit meines von ihnen noch nie gesehenen Instrumentes lockte eine Menge Weibspersonen, und bald darauf auch die Jünglinge scharenweise herbei. Diese waren noch nicht angekommen, als sich jene schon davon machten, also zwar, daß nicht eine einzige zurückblieb. Das Baden in einem nahen Fluße ist eine allen Abiponern sehr angenehme, und wenn sie anders nicht die gar zu rauhe Witterung davon abschrecket, tägliche Unterhaltung für Männer und Weiber. Allein so wenig man im Meere Sirenen und Delphinen beisammen sieht, so wenig sieht man auch hier Männer und Weiber in eben dem Fluße oder See und an dem nämlichen Orte miteinander baden und schwimmen. Nach dem Herkommen der Abiponer sind die, welche verschiedenes Geschlechts sind, auch durch den Ort von einander getrennet und geschieden. Wo die

Wei-

Weiber in das Wasser gehen, da ist auch kein Schatten eines Mannes zu sehen. Oft ziehen mehr als hundert Weiber in die entferntesten Felder, um daselbst verschiedene Früchte, Wurzeln, Farben und andere Geräthschaften zusammzusuchen. Sie bleiben vier manchmal auch acht Tage auf diesen Haiden, ohne daß sie auch nur eine einzige Mannsperson, es sey als einen Gefährten auf der Reise, oder Gehilfen in der Arbeit, zur Wartung der Pferde oder zu ihrer Vertheidigung wider die Feinde und wilden Thiere mitnähmen. Diese Heldinnen brauchen niemanden. Ihrer Meinung nach sind sie niemals sicherer, als wenn sie allein sind. Und in der That ich erinnere mich nicht jemals gehört zu haben, daß eine Abiponerinn von einem Tieger wäre zerrissen oder von einer Schlange gestochen worden. Abiponer aber, die durch einen von beiden Unfällen um ihr Leben gekommen sind, kannte ich mehrere.

Daß die Abiponer grausame und unmenschliche Wilde gewesen sind, längne ich nicht: aber sie waren es blos gegen die, welche sie für ihre Feinde hielten. Ehe der Frieden geschlossen, und das Volk in die Kolonien, welche wir für dasselbe erbauet hatten, gezogen war, verheerten sie viele Jahre lang fast ganz Paraquay mit Sengen und Brennen, Morden und Rauben; allein sie sahen alles dieses im Kriege für erlaubt an; weil die Spanier sich stets als ihre Feinde bewiesen, oder doch gefährliche Gesinnungen gegen sie verrathen hatten. Sie glaubten blos Gewalt mit Gewalt abzutreiben, Beleidigungen mit Beleidigungen, Raub mit Raube, und Todtschläge mit Todtschlägen zu vergelten; und dies halten sie weder für ungerecht noch für eine Schande: indem sie zu Kriegszeiten von den Spaniern gegen die Portugiesen und von diesen gegen jene das Nämliche ausüben sahen. Da sie also dieser ihr Beispiel für sich

hatten

hatten, so woll'en sie keine Mörder und Strassenräuber sondern Soldaten heißen, deren Pflicht es ist dem Feinde Schaden zu thun, und sich und die ihrigen zu vertheidigen. Sie wußten vielleicht, daß bei den Soldaten, so wie bei den Hunden, der ärgste der bravste ist, wie Martial vom Attalus sich ausdrückt *) Die abgeschnittenen Köpfe der Spanier nannten sie ihre Siegeszeichen, und bewahrten sie als Beweise ihrer Tapferkeit sehr sorgfältig auf. Die unzähligen Heerden Hornvieh, die viele tausend Pferde und was sie sonst noch den Spaniern wegnahmen, nannten sie ihre im Kriege rechtmäßig erworbene Beute. Sie läugnen es durchaus, daß sie Räuber sind, aus dem Grunde, weil ihrem Vorgeben nach alles spanische Vieh ihnen zugehöret, indem es auf ihrem Grund und Boden, welchen sich die Spanier wider den Willen ihrer Väter zugeeignet haben, und noch ohne alles Recht, wie sie glauben, zueignen, das Tageslicht erblicket hat. Wir haben uns viele Mühe gegeben, ihnen diese Irrthümer, welche in ihrem Innersten ganz eingewurzelt sind, zu benehmen und ihren rohen Gemüthern freundschaftliche Gesinnungen gegen die Spanier beizubringen; allein der Erfolg davon entsprach unsern Wünschen nie. Wiewohl ein wütender Haß gegen die Spanier bei ihnen vom Vater zum Sohn gleichsam erblich übergieng, so verriethen sie dennoch selbst im Umbringen ihrer Feinde gegen diese eine Art von Menschlichkeit. Sie erschlugen die Spanier, aber nachdem sie ihnen mit der Lanze die tödtliche Wunde versetzet hatten, ließen sie selbe ruhig sterben, ohne sie, wie andere Wilde zu thun pflegen, zu martern, zu zerreißen, oder zu zerfleischen. Sobald sie aber ihren Geist aufgegeben hatten

---

* Miles es, & malus es, bonus es tamen Attale miles; Miles enim ut canis est, qui malus ille bonus.

ten, unterließen sie niemals ihnen das Haupt von dem Rumpfe abzulösen, um durch dessen Vorweisung zu Hause ihre Landesleute von ihrer Tapferkeit überzeugen zu können. Des schwächeren Geschlechtes schonten sie immer. Knaben und Mädchen führten sie mit sich weg ohne ihnen ein Leid anzuthun. Die Kinder, die sie den Müttern von der Brust wegnahmen, nährten sie auf der langen Nachhausreise mit dem Safte von Kräutern und Früchten, und brachten sie gleichfalls wohlbehalten in ihren Aufenthalt zurück. So unglaublich diese Gutherzigkeit der Wilden manchen Europäern vorkommen dürfte, so überzeugt sind wir davon. Haben sie zuweilen Mütter oder Kinder niedergemetzelt, so geschah dieses entweder von Jünglingen, die es nach spanischem Blute dürstete, oder auch von Männern, denen das Andenken an die Grausamkeiten der Spanier gegen die Ihrigen eine blinde Wuth eingeflößet hatte. Diese und nicht etwa ein hartherziges Naturel war an der verübten Unmenschlichkeit Schuld, welche selbst alle Abiponer verabscheuen. Hätten sie sich aber nach dem Beispiele der christlichen Soldaten gerichtet, so würden sie noch weit größere Grausamkeiten begangen haben. Aus einer Menge solcher Schandthaten will ich nur zwo anführen. Paraquayische Soldaten aus der Stadt Assumtion schnitten den Leichnam eines von ihnen getödteten Quaraniers auf, und pißten darein, als in einen Pißtopf. Eben dieselben bedienten sich des Leichnams eines anderen Erschlagenen statt einer Wäschbank, um ihre Hemder, die sie im Fluße Tebiquary gewaschen hatten, mit Wäscherschlägeln auszuschlagen. So einen Heldenmuth bewiesen diese Tapferen wider die Todten, die sich nicht mehr wehren konnten, wie die, welche ihre Lanze tief in die Brust eines entseelten Mohren gestossen; und dadurch zu dem spanischen Sprichwort Anlaß gegeben hatten: Al Moro muerto gran Lanzada. Beispiele einer noch teuflischeren

ren Grausamkeit der europäischen Soldaten in Amerika finden sich bei den Geschichtschreibern allenthalben. Wenn die Abiponer selbe läsen, so würden sie darauf schwören, daß wütende Tieger und nicht Menschen die Urheber davon haben seyn können. Ihre Gutartigkeit und Sanftmuth außer dem Kriege wird man aus Nachstehendem abnehmen.

Die Spanier, Indianer und Mohren, die sie im Kriege gefangen nehmen, behandeln sie nicht hart wie Knechte, sondern gütig und nachsichtsvoll gleich ihren Söhnen. Wenn der Herr von seinem Gefangenen etwas verlangt, so trägt er ihm dieses nicht im Tone eines Gebietenden sondern eines Bittenden vor. Wenn du willst, fängt er an, oder erbarme dich über mich, und bringe mir mein Pferd. Amamàt gröhöchem oder Grcaňagiikam, yaňerla ahöpegak tak nahörechi ená. Streubte sich der Knecht zuweilen, oder machte er Schwierigkeiten den Willen seines Herrn zu vollziehen, so wüßte ich dennoch nicht ein einzigesmal, daß ihm dieser einen Verweis oder wohl gar Schläge gegeben hätte. Viele äußern gegen ihre Gefangenen ein zärtliches Wohlwollen und Vertrauen, und eine beinahe unglaubliche Wohlthätigkeit. Sie ziehen sich aus, um diese zu bedecken. Sie versagen sich, auch wenn sie hungerig sind, eine Speise um ihrem Gefangenen den Hunger damit zu stillen. Die alte Gattin des Alaykin, eines der vornehmsten Caciquen, hat oft ihrem Gefangenen, einem Mohren, in meinem Beiseyn das Pferd gesattelt. Eine andere Alte, die Mutter des Caciquen Rebachigui, lieh ihrem gefangenen kleinen Knaben in seiner Krankheit viele Nächte hindurch ihr Bett, legte sich auf die blosse Erde, und leistete ihm Tag und Nacht unverdrossen Hilfe. Durch diese ihre Güte und Gefälligkeit gewinnen sie das Herz ihrer Gefangenen dergestalt, daß selbe mit ihrem Schick-

sale

sale ganz zufrieden leben, und an das Entfliehen nicht einmal denken, so viele Gelegenheit sie auch dazu hätten. Ich kenne sogar mehrere, welche, nachdem sie ausgelöset, und in ihr Vaterland zurückgekehret waren, wieder von selbst zu ihren vorigen Herrn zurückgiengen, und mit ihnen theils auf die Jagd, und theils in den Krieg zogen, auch sich kein Gewissen machten ihre Hände mit dem Blute der Spanier, ihrer Landesleute, zu beflecken. Auf welche Gegenstände des Jammers führet mich diese Betrachtung! Wie viele gebohrne Spanier haben nicht, nachdem sie von ihrer ersten Jugend auf bei den Abiponern erzogen, und in ihren Sitten, Gebräuchen und Kriegskünsten unterrichtet worden waren, Lanzen und Mordfackeln in der Faust, wider ihr eigenes Vaterland gewüthet! Wie oft machten sie die Streifzüge der Wilden mit? Wie oft sah man sie bei den Verwüstungen, die ihre Herren unter den Christen angerichtet, mitten unter ihnen, nicht blos als ihre Reisegefährten, sondern als Wegweiser, als Handlanger beim Verheeren, Rauben und Morden, kurz als Miturheber der allgemeinen Drangsalen, unter denen Paraquay seufzete? Sie glichen hierinnfalls den portugiesischen, spanischen und italiänischen Renegaten, welche den algierischen und marokanischen Seeräubern beim Wegkapern der Schiffe ihrer Landesleute mit Rath und That an die Hand gehen; und bewiesen durch ihr Beispiel die Richtigkeit des Sprichwortes, daß, wie der beste Wein in den schärfsten Eßig sich verwandelt, also auch der Menschen Trefflichster, wenn er ausartet, unter den Bösewichtern der ärgste wird.

Noch schweben mir die Gesichtszüge und die Schandthaten mehrerer solcher Gefangenen, die ich bei den Abiponern gekannt habe, und die an Mordlust und barbarischer Gemüthsart alle Wilden weit hinter sich ließen,

vor

vor Augen. Einst stiessen die Soldaten von S. Jakob, welche in Chaco geschickt worden waren, eben als sie Mittag machten, von ungefehr auf einen Todtenschädel. Nachdem man verschiedentlich darüber nachgeforschet hatte, um zu erfahren, wessen er wäre, zeigte sichs am Ende klar, daß dort vier Spanier von einem anderen Spanier erschlagen worden sind, welcher, (ich weiß seinen Geschlechtsnamen, aber ich verschweige selben) der Abiponer Gefangener und ihr Anführer, aber auf die Spanier mehr noch als alle Abiponer erboßt war. Dieser Ort, ich war öfters daselbst, hat noch von den Gräbern den Namen de las sepulturas. Ich wüßte von diesen ehrvergessenen als dem Almaràz, Casoo, Juanico, einem Mohren aus Corrientes, dem Joh. Joseph, einem Indianer, aus dem Flecken Ytaty und besonders vom Joh. Diaz kaëperlahachin eine Menge zu erzählen. Der letzte war seiner Geburt nach ein Abiponer, wurde aber als ein Knab von den Spaniern gefangen, und nachmals im Christenthume unterrichtet. Die ganzen zwanzig Jahre, die er zu S. Jakob als ein Gefangener zugebracht hat, stand er in dem Ruhme eines rechtschaffenen und gottesfürchtigen Menschen. Er pflegte sich auch alle Jahre in der Charwoche öffentlich zu geißeln. Allein am Ende flüchtete er sich dennoch zu seinen Landesleuten. Hier that er den Spaniern unendlich viel Uibels an, metzelte ihrer eine Menge nieder, und machte sich dadurch bei den Seinigen ungemein berühmt, als welchen er, weil er alle Wege und Stege kannte, überaus wichtige Dienste leistete. Wenn sie unter den Spaniern ein Blutbad anrichten wollten, machte keiner von allen den Kundschafter und Anführer besser und lieber als er. Als man in der Folge den Frieden mit den Abiponern zu Stande gebracht, und ihnen den Flecken Conception erbauet hatte, gab eben dieser Kaëperlahachin daselbst einen Dollmetscher ab, weil er verschie-

verschiedene Sprachen redete. Dieses sein Amt nützte er ganz zu seinen Absichten; wie er denn überhaupt nichts unversucht ließ, den neubekehrten Abiponern, die dazumal vor den unbekehrten wenig voraus hatten, die Freundschaft der Spanier verdächtig, und das Christenthum und uns als dessen Lehrer verhaßt zu machen. Dennoch brachte es der verschmitzte Schalk durch seine angeheuchelte Frömmigkeit dahin, daß ihn die leichtgläubigen Spanier und Abiponer außerordentlich werth schätzten, wiewohl er beiden eben so gefährlich als uns, die wir der Kolonie vorstanden, unausstehlich war. Allein dieser gottlose Sohn stammte von einer noch gottloseren Mutter her. Dieses mehr als hundertjährige Weib und Vorsteherinn aller Schwarzkünstlerinnen, welche von dem Volke wegen ihrer Runzeln nicht weniger geehrt, als wegen ihrer Zauberkünste, deren Kenntniß man ihr zumuthete, gefürchtet wurde, redete den ihrigen ohne Aufhören zu, um sie von unserer Kirche, unserem Unterricht, und der Taufe hindanzuhalten, der letzteren selbst die Kinder auf dem Todbette zu berauben, vor allem diesem aber der ganzen Nation einen unauslöschlichen Haß und Abscheu einzuflößen. So eine Mutter war ihres Sohnes werth! Man sieht hier, daß der Apfel nicht weit von seinem Stamme gefallen ist. Allein diese unglückliche (Medea oder Megära, es gilt gleich viel) entgieng am Ende dennoch der strafenden Gotteshand nicht: denn sie wurde, als sie mit einem kleinen Haufen ihrer Parthey aus dem Flecken floh, auf freyem Felde nebst vielen andern von den Mokobiern erschlagen, und starb also eines elenden Todes. Wie oder wo Kaëperlahachin seine Tage beschlossen hat, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Die Freyheit nach Willkühr überall herumzuschweifen, die Leichtigkeit sich Kleidung und Unterhalt zu erwerben; die Menge Pferde, das müßige Leben, der ungehinderte Genuß aller Wollüste und die gänzliche Straflosigkeit an einem Ort, wo man weder Gesetze zu befolgen noch Ahndungen zu befürchten hat, machen den Gefangenen ihr Loos bei den Abiponern so angenehm, daß sie ihre Gefangenschaft ihrer Freyheit weit vorziehen, und darüber Vaterland und Eltern vergessen, als bei welchen sie täglich arbeiten und ordentlich leben mußten, wenn sie sich anders der Schläge und des Hungers erwehren wollten. Katharina, eine Spanierinn vom Adel aus Santa Fe, welche ihrer Religion auch unter den Wilden unveränderlich getreu geblieben war, kehrte, nachdem ihre Landesleute sie ausgelöset hatten, in ihr Vaterland zurück. Ihr Sohn Raymund aber und ihre Tochter, die einen Gefangenen geheurathet hatte, wollten lieber bei den Abiponern, bei denen sie aufgewachsen waren, zurückbleiben, als ihrer Mutter folgen. Viele andere kehrten wieder aus ihrem Vaterlande jauchzend in ihre Gefangenschaft zurück. Ich kannte mehrere Gefangene von einer so schelmischen Gemüthsart, daß ihre Herren öfters gern ihrer losgeworden wären, und ihnen umsonst ihre Freyheit geschenkt hätten. Bei den meisten dieser Leute trifft man keine Spur eines Menschen und noch weniger eines Christen an. Nur sehr wenige Abiponer nehmen sich mehrere Weiber zugleich, wiewohl sie die Vielweiberey für erlaubt halten. Die Gefangenen hingegen begnügen sich selten mit einer, sondern heurathen so viele gefangene Spanierinnen oder Indianerinnen, als sie können; denn die Abiponerinnen verschmähen alle Eheverbindnisse mit Spaniern und anderen Indianern, es wäre denn, daß sich diese durch den Glanz ihrer Thaten, das ist durch Mord und Raub bei den Auswärtigen, gewissermassen veredelt und den Abiponern gleichgemacht hätten.

hätten. Diese nehmen nie eine gefangene Spanierinn, weil sie sich edler dünken, als alle übrigen Nationen, zu ihrem Weibe, noch viel weniger treiben sie heimlich mit ihnen Unzucht. Ihre Ehre ist also in der Gefangenschaft bei den Wilden weit mehr gesichert als in ihrer Freyheit zu Hause, wenn sie anders den Nachstellungen der Gefangenen entgehn. Ich habe mehrere Spanierinnen nach einer langwierigen Gefangenschaft bei den Abiponern Beicht gehöret, und ihre Unschuld noch unversehrt gefunden. Alle gestanden mir einstimmig, daß keine Weibsperson bei denselben Gefahr laufe, verführt zu werden, wenn sie es nicht selbst wollte. Von manchen Jünglingen, welche viele Jahre bei diesem Volke in der Gefangenschaft zubrachten, weiß ich in Ansehung ihrer Tugend das nämliche. Aber welchem Europäer wird es nicht unglaublich vorkommen, daß die Wohnplätze der Wilden, welche von keinem Gott wissen, die Zufluchtsörter und die Freystätte der Keuschheit seyn sollen? Ich wenigstens weiß es gewiß, daß die Abiponer von der frechen Ausgelassenheit in den Sitten, welche fast bei allen verfeinerten Nationen in Europa im Schwange geht, noch weit entfernt sind.

Diese meine Ausschweifung von den Gefangenen der Abiponer werden mir meine Leser zu gute halten, wenn es doch anders eine Ausschweifung war, weil selbe ungemein viel beiträgt die Schamhaftigkeit und Herzensgüte dieser Wilden in das Licht zu setzen, als welche Eigenschaften der vornehmste Gegenstand dieses Hauptstückes sind. Ich werde nun zu den bisherigen Beweisen noch andere hinzusetzen. Die gemeinen Spanier, Mohren, und christlichen Indianer, welche ihren Herrn entlaufen, oder von dem rechten Weg abgekommen sind, oder durch sonst einen Zufall auf einen Wohnplatz der Wilden stossen, nehmen diese sehr freundschaftlich auf, geben ihnen zu essen, und erweisen ihnen sonst noch alle

 mög-

liche Gefälligkeiten, und zwar um desto lieber, je schimpflicher diese Fremdlinge von den Spaniern sprechen. Unterlassen sie dieses, so stehen sie in Gefahr für Spionen gehalten, und folglich sehr übel behandelt zu werden. Für unsere (der Vorsteher der Kolonie) Sicherheit waren sie sehr besorgt. Glaubten sie, daß uns entweder von Seite auswärtiger Feinde, oder ihrer betrunkenen und aufgebrachten Miteinwohner eine Gefahr drohete, so gaben sie uns alsogleich davon Nachricht, und standen uns redlich bei. Es ist unglaublich, mit welcher Willfährigkeit sie uns auf Reisen in der Pflege unserer Pferde, wenn man über Flüße setzen, den unvermutheten Nachstellungen der Feinde entgehen, oder sie zurückschlagen müßte, überall an die Hand giengen. So gutherzig, so menschenfreundlich denken diese Wilden! Wiewohl sie die Spanier während des Krieges, weil sie selbe als ihre Feinde ansahen, theils tödteten, und theils beraubten, so pflegen sie dennoch untereinander niemanden weder das Leben noch sonst etwas zu nehmen. Es ist daher bei ihnen, solang sie nüchtern und ihrer mächtig sind, der Todtschlag oder das Rauben etwas äußerst seltnes oder, besser zu sagen, unerhörtes. Sie sind oft und lange vom Hause abwesend. Während dieser Zeit lassen sie alle ihre Kleider, und ihr übriges Geräth unverschlossen und unverwahret vor aller Augen stehen und liegen, ohne dessentwegen im geringsten besorgt zu seyn. Kommen sie von ihrer langen Reise wieder nach Hause, so finden sie daselbst alles unangetastet. Alle die Thüren, Schlüßeln, Riegeln, Schränke, Wachen, welche die Europäer brauchen, ihr Eigenthum in Sicherheit zu setzen, sind bei den Abiponern eben so unbekannt als entbehrlich, weil man sich bei ihnen vor keinem Dieb fürchtet, und auch nicht zu fürchten hat. Zu S. Hieronymus wurde uns einst aus unserem Hause ein Handtuch und sonst noch verschiedenes von unserem

Hausgeräth heimlich entwendet. Als der Cacique Ychoalay diesen Diebstahl in Erfahrung gebracht hatte, versicherte er uns ganz zuversichtlich, unter seinen Abiponern stehle niemand. Um aber selbe von diesem seiner Nation unerträglichen Verdacht zu befreyen, ließ er alles auf das strengste untersuchen. Und in der That zeigte es sich am Ende, daß das Abgängige von einem Gefangenen gemauset worden war. Zu S. Ferdinand entdeckte einst der Cacique Kachirikin ein Weib, das gläserne Kugeln, womit ein geistliches Bild geschmücket war, aus der Kirche entfremdet hatte. Blos den Bitten und Drohungen des Paters mußte es zugeschrieben werden, daß ihr nicht der Cacique auf dem öffentlichen Platze seine Lanze durch den Leib stieß. Die Schande, womit das Weib durch ihre Dieberey die Ehre der abiponischen Nation brandmarkte, brachte den Indianer so in Wuth, wiewohl er übrigens zu den besten eben nicht gehörte, denn er war stets der Anführer der Räuber, welche aus den Meyereyen der Spanier unzählige Pferde weggetrieben hatten. Machten ihre Knaben und Mädchen den Melonen, die wir in unseren Gärten erzielten, oder den Hühnern, die in unserem Hause ausgebrütet worden waren, einen geheimen Besuch, wie denn dieses nicht selten geschah, so kann man vielleicht den Vorwurf eines Diebstahles von ihnen ablehnen, weil sie in der irrigen Meinung standen, von gedachten Erzeugnissen dürfte jedermann nehmen, so viel er wollte, wenigstens würde der Eigenthümer darüber so ungehalten eben nicht seyn.

So sehr ich mich bisher über die natürlich guten Eigenschaften der Abiponer (fast wider meinen Willen) ausgebreitet habe, so glaubte ich dennoch nichts davon gesagt zu haben, wenn ich nicht über ihre Abhärtung und Erduldung des Ungemaches, als worinn ich sie stets bewunderte, einiges hinzufügte. Wer mag alle die Müh-

seligkeiten abzählen, die sie im Kriege und auf der Jagd täglich auszustehen haben. Ziehen sie wider die Feinde aus, so bringen sie oft zwey und auch drey Monate auf der äußerst beschwerlichen Reise durch die Einöden zu. Sie wandern vielmals mehr als dreyhundert Meilen weit. Die größten Flüße, und die noch gefährlicheren Moräste übersetzen sie schwimmend. Sie durchziehen nicht nur ende= sondern auch wasser= und holzlose Haiden. Sie sitzen ganze Täge auf ihren wie Holz so harten Sätteln, ohne ihre Füße auf Steigbügel zu stützen. In der Hand tragen sie immer die Last einer viele Ellen langen Lanze. Ihre Pferde sind meistens Trottgänger, die bei jeglichem Tritt ihrer Reiter Knochen und Eingeweide jämmerlich zusammenschütteln. Mit blossem Haupt sind sie stets der Sonnenhitze, den oft viele Tage hintereinander anhaltenden Regengüßen, den Staubewolken auf den dürren Feldern und den Windstößen ausgesetzet. Sie tragen auch meist wollene Kleider und zwar auf blossem Leibe. Lassen sie diese nun bei strenger Sommerhitze bis auf den Nabel hinab, so werden sie an der Brust, den Schultern und Armen von den herumfliegenden Schnacken, Bremen und Wespenschwärmen elendiglich zerstochen, und mit ihrem eigenen Blute gefärbet. Weil sie ohne Wegzehrung die Reise antretten, so müßen sie den ganzen Tag auf dem Felde sorgfältig herumsehen um ein Gewild zu entdecken, das sie mit ihren pfeilschnellen Pferden sogleich einholen, erlegen, und am Ende zu einer Speise zubereiten. Da sie kein Trinkgeschirr mit sich nehmen, so lagern sie sich des Nachts um das Ufer der Flüße und Seen herum, da sie denn das Wasser wie die Hunde hineinschlürfen. Allein dieser Vortheil, das Wasser nahe bei der Hand zu haben, kömmt ihnen oft theuer zu stehen: weil sich in dergleichen nassen Gegenden nicht nur Schlangen und

Schna=

Schnacken, sondern auch reißende Thiere in unzählbarer Menge aufhalten, welche ihnen viele schlaflose und gefahrvolle Nächte verursachen. Sie legen sich, es mag kalt oder warm seyn, auf dem harten Erdboden nieder, und erwachen oft, wenn ein Regenwetter einfällt, mitten im Wasser. Wenn sie den Feind auskundschaften, (ein Geschäft, wobei man alles sehen, aber von niemand gesehen werden soll,) so müßen sie oft auf allen Vieren auf unwegsamen Felsen, und im Gebüsche herumkriechen, damit sie nicht entdecket werden, und viele Tage und Nächte ohne Speis und Trank, und schlaflos zubringen. Ebendieses widerfährt ihnen auch, wenn sie dem Feind eine Schlappe versetzet oder von ihm eine empfangen haben, und daher dem ihnen nachsetzenden Feind zu entgehen, ihre Flucht beschleunigen müßen. Dieses thut und leidet der Abiponer ohne sich zu beschweren, oder einen Unwillen zu äußern, wie die Europäer, welche bei Erduldung der geringsten Beschwerde in Klagen ausbrechen, vor Zorn entbrennen, und wenn sie der Himmel nicht anhört, die Hölle um ihren Beistand anrufen. Auf vielen und beschwerlichen Reisen hatte ich Abiponer zu Gefährten und Gehilfen. Ich nahm selbst an dem gemeinschäftlichen Ungemach der Reise Theil, aber ich sah und rühmte auch ihre bewunderns würdige Gedult in Ertragung desselben. In der That ich erstaunte, als ich sah, daß die Wilden bei den Mühseligkeiten, die wir täglich auszustehen hatten, nicht einen Laut von sich hören ließen, selbe mit heiterer Stirne, freudigem Herzen und lächelndem Angesicht erduldeten, und sich mit Scherzen und Kurzweilen für den Hunger und Durst und die Unfreundlichkeit der Witterung schadlos hielten, indeß meine Gedult erschöpft war, wenigstens zu schwinden anfieng. Sollte es möglich seyn, sagte ich oft zu ihnen, wenn wir so miteinander fortritten, daß ihr euch um der

Pferde willen, die ihr einst den Spaniern weggetrieben habet, von der Sonne also braten, von den Schnacken zerfleischen, und vom Regen durchweichen ließet, und so vielem Ungemach Preis gabet. Ich wenigstens möchte mich nicht, wenn man mir auch alle amerikanische Pferde schenkte, blos von den Schnacken also quälen lassen, wie sie uns heute quälten. Hierüber lachten die Abiponer; denn was wir Gedult nennen, scheinet bei ihnen Natur zu seyn. Seel' und Leib ist bei ihnen gegen alles Leiden von Jugend auf also abgehärtet, daß sie beinahe alle Empfindlichkeit verloren haben. Soviel vermag eine langwierige Gewohnheit. Schon als Knaben zerstechen sie sich nach dem Beispiel ihrer Väter, ohne sich einen Schmerzen anmerken zu lassen, mit spitzigen Dornen ihre Brust und Arme. Daher kömmt es, daß sie in ihrem gestandenen Alter auf keine Wunden achten, und ihre Starkmuth beschimpft glauben, wenn sie jemand bemitleidete. Der unleidentlichste Schmerz kann den Verwundeten den Geist auspreßen, einen Seufzer niemals. Der Kitzel des Ruhmes, den sie sich durch ihre Starkmuth zu erwerben hoffen, macht sie unüberwindlich und stumm.

Das Meiste, was ich hier gesagt habe, gilt von den Männern und Weibern zugleich, wiewohl sich diese durch einige ihrem Geschlechte eigenthümliche Tugenden und Laster auszeichnen. Beide Geschlechter haben bei allen Nationen ihre besonderen Fehler. Trägheit und der Hang zum Müßiggange scheinen allen amerikanischen Völkerschaften angebohren zu seyn. Von diesem Vorwurfe spreche ich die abiponischen Weiber willig frey. Wir alle bewunderten ihren unermüdeten Fleiß und ihre Emsigkeit. Ihre häuslichen Geschäfte, mit denen sie täglich überhäufet sind, verrichten sie gern und freudig.

Hierum-

Hierunter gehört: dem Manne und den Kindern Kleider zu weben; das Fleisch zu kochen; eßbare Wurzeln und Früchte in den Wäldern aufzusuchen; Johannesbrod nach Haus zu bringen, zu zerreiben, und mittelst hinzugegossenen Wassers einen Trank daraus zu bereiten; und endlich Wasser und Holz zum täglichen Gebrauch in ihre Hütte zu tragen. Es ist ein lächerlicher, aber bei den Abiponern durchgängig eingeführter Gebrauch, daß das älteste Weib des Hauses alle mit Wasser versieht. Dieses wird aus dem nächsten Fluß, sollte derselbe auch nur einige Schritte von der Wohnung weg seyn, in grossen Kannen zu Pferde gebracht: deßgleichen das Holz zur Feuerung. Die abiponischen Weiber habe ich, ungeachtet sie mit hunderterlei Dingen stets beschäftiget sind, nie sich über die Menge der Arbeiten beschweren, wohl aber darüber klagen gehöret, daß es ihnen an Schaaf- oder Baumwolle, an Farben oder Alaun zu den Kleidern, die sie fertig machen wollen, gebreche. So leicht kömmt sie die Arbeit an, und so sehr sehnen sie sich darnach. Ein spanischer Edelmann bediente sich einst einer gefangenen Abiponerinn statt einer Hausmagd durch viele Jahre. Er versicherte mir, daß sie ihm lieber wäre, als drey andere, und daß er sie besonders in Ehren hielte, weil sie allen seinen Befehlen zuvorkäme, und ihre Geschäfte ordentlich, sorgfältig und mit aller Willfährigkeit verrichtete. Die rühmliche Benennung des **andächtigen Frauenvolkes** verdienen die Abiponerinnen mit allem Rechte. Kaum hat man mit der Glocke das Zeichen zum christlichen Unterricht gegeben, als sie sich eilends in der Kirche versammeln, auf der Erde niedersetzen, und dem Priester aufmerksam und lehrbegierig zuhören. Das Christenthum gefällt ihnen überaus wohl, weil es keinem Mann sein Weib zu verstossen oder mehrere zu nehmen gestattet. Sie wünschen daher sehnlich mit ihren Männern nur bald die Taufe zu empfangen, um

dadurch von der Unauflöslichkeit ihres Ehebandes und von der ewigen Treue ihrer Männer versichert zu seyn. Dieses gilt von den jungen Weibern; denn die alten widersetzen sich der Annahme der christlichen Religion aus allen Kräften; weil sie als Vorsteherinnen der barbarischen Gebräuche auf ihren alten Aberglauben außerordentlich erpicht sind. Nähmen nun die Abiponer unseren Glauben an, so sehen die alten Mütterchen vor, daß es um ihr Ansehen geschehen wäre, und sie verlachet und verachtet werden dürften. So wie von den Abiponerinnen hauptsächlich die Alten der Ausbreitung unserer Religion Hindernisse legen, so sind es hinwiederum von den Abiponern vorzüglich die jungen, welche ihr Herz vor dem Christenthum verschließen. Ihre Ruhm- und Raubgierde macht, daß sie unaufhörlich nach Gelegenheiten lechzen, den Spaniern die Köpfe abschneiden, und ihre Lastwägen und Meyereyen plündern zu können, welches, wie sie wissen, im göttlichen Gesetze untersagt ist. Sie wollen daher lieber den Gebräuchen ihrer Väter getreu bleiben, und mit ihren schnellen Pferden in den Feldern herumjagen, als zwischen den Wänden der Kirche einem Prediger zuhören. Wäre es blos auf die alten Abiponer und jungen Weiber angekommen, so hätte sich schon lange die ganze Nation unserer Religion ergeben.

Der Schamhaftigkeit der abiponischen Weiber habe ich schon öfters mit Ruhm gedacht. Ich werde es noch öfters thun müßen. Es würde unbillig seyn ihre Mäßigkeit und Nüchternheit mit Stillschweigen zu übergehen. Sie schwitzen nicht wenig, wenn sie ihren Männern bald aus Honig und bald aus Johannsbrod einen süßen Trank bereiten, und dennoch kosten sie davon keinen Tropfen. Sie sind verurtheilet in ihrem Leben nichts als Wasser zu trinken. Allein möchten sie sich auch von Zank und

Hader

Haber, so wie von berauschenden Getränken enthalten! Diese Zänkereyen sind bei ihnen etwas alltägliches, und fallen oft aus nichtswürdigen Ursachen sehr blutig aus. Um ein Nichts schlagen und balgen sie sich, oder mit Horaz zu reden, um eine Ziegenwolle und des Esels Schatten. Ein Schmähwort, welches ein zanksüchtiges Weib aus ihrem Munde läßt, veranlaßt oft die heftigsten Streitigkeiten. Die Abiponer haben eigentlich drey Schimpfwörter, womit sie einander im Zorn verunglimpfen. Acami lanaraik, **du bist ein Indianer, das ist einer vom Pöbel.** Acami lichiegaraik, **du bist ein armer oder elender Mensch.** Acami ahamraik, **du bist todt.** Von diesen Beinamen machen sie oft einen ganz läppischen Gebrauch. (Wer sollte nicht lachen, wenn er ein Pferd, das wie der Bliz so schnell davonläuft, und das der andere im vollem Gallop nicht einholen kann, ahamraik, ein todtes nennen hört? Wenn zwischen zweyen Weibern ein Zank entsteht, so heißt eine die andere eine elende, eine vom Pöbel, oder eine todte. Sogleich ist Feuer im Dach. Von den Worten kömmt es zu den Fäusten. Die ganze Weiberschaare wird nun auf dem Platz zusammenlaufen, nicht blos um zuzusehen. sondern auch nach Erforderniß den streitenden Partheyen Hilfe zu leisten; indem die eine Hälfte auf die Seite der einen, und die andere auf die Seite der anderen tritt. Nun verwandelt sich der Zweykampf in eine förmliche Schlacht. Wie die Tieger fallen sie einander mit den Zähnen in die Brüste, und beißen sich, daß das Blut oft in ganzen Strömmen von ihnen fließt. Mit den Nägeln zerfleischen sie einander die Backen, raufen einander die Haare aus, und zerreissen sich wechselweise, als wohin alle ihre Bemühungen gleich beim ersten Angriffe abzielen, das Loch des Ohrläppchens, worinn eine Rolle von Palmbaumblättern als ein Zierrath stecket, auf eine erbärmliche Weise. Man sollte glauben, daß

hölli=

höllische Furien oder wilde Thiere, oder Fechter eines römischen Amphitheaters auf den Kampfplatz getreten wären. Ein Mann mag sein Weib, ein Großvater seine Enkelinn, ein Vater seine Tochter im Blute schwimmen und voll Wunden sehen, so wird er sich dennoch nicht von der Stelle bewegen, sondern still und ruhig dabei zusehen. Sie klatschen ihren Heldinnen Beifall zu, lachen und verwundern sich, daß weibliche Seelen so erbittert seyn können, aber sie halten es für unanständig, daß sich ein Mann in die Zänkereyen der Weiber mische, oder ihnen zu Hilfe komme. Ist gar keine Hoffnung zu einem Frieden vorhanden, so wenden sie sich an den Pater. Sieh! sagen sie zu ihm, heut haben unsere Weiber wiederum allen ihren Verstand verloren. Geh! erschrecke sie mit deiner Flinte. Der Knall, ja sogar der blosse Anblick derselben macht, daß sie erdattert nach ihren Hütten den Reißaus nehmen. Allein da sie die beleidigenden Worte, welche den Anlaß zum Zanke gegeben hatten, aus ihren Hütten mit dem heftigsten Zettergeschrey wiederholen, und kein Theil dem andern nachzugeben scheinen will, so gehen sie von Zeit zu Zeit aus ihren Gezelten wieder heraus, um das Treffen von neuem anzufangen. Bisweilen kostete es uns nicht wenig Mühe den Sturm wieder zu stillen, weil etliche Sylben hinreichen, die ganze Kolonie in Aufruhr zu bringen. Ohne Zweifel geschieht es durch einen besonderen Rathschluß der Vorsicht, daß sich die Abiponerinnen aller berauschenden Getränke enthalten: denn wenn sie nüchtern so zu wüten pflegen, was würden sie nicht erst im Rausche beginnen? Lange schon würde von der ganzen abiponischen Nation nichts mehr übrig seyn: denn die Männer leben miteinander, wenn sie nicht betrunken sind, ungemein friedlich, und hassen alles Geschrey, alle Uneinigkeiten und Zänkereyen. Das übrige, was die Sitten und Gebräuche der Abiponer betrifft, werde ich, es

mag

mag nun lobens- oder tadelnswerth seyn, ist dieser Geschichte an seinem Orte anmerken. Aus dem bishergesagten werden meine Leser den Schluß ziehen, daß vieles von dem, was bei den Wilden üblich ist, auch von den gesittetesten Europäern nachgeahmt zu werden verdiente. Es fehlet sehr wenig, daß ich nicht dem berühmten Leibniz beypflichte, welcher sich in der Vorrede ad noviss. Sinica folgendermassen ausdrückt: „Bei dem immer „weiter um sich greifenden Verderbnisse scheint es itzt end„lich dahin gekommen zu seyn, daß wir chinesischer Mis„sionäre unumgänglich bedürfen, die uns in dem Ge„brauche und der Ausübung der natürlichen Theologie „unterrichteten, gleichwie die Chineser von den unsrigen „die geoffenbarte lernen." Von den Abiponern möchte ich beinahe das nämliche sagen: denn wenn sie in gewissen Dingen so arg aussehen, daß man sie kaum unter die Menschen rechnen soll, so müßen wir dennoch, wenn wir auch auf gewisse ihrer Handlungen einen aufmerksamen Blick werfen, eingestehen, daß auch Christen von ihnen gefällig, ehrbar, duldsam und emsig zu seyn lernen könnten. Unglücklicher Weise verunzieren diese Wilden ihre rühmlichen Eigenschaften durch mehr Laster, als eine weiße Tiegerhaut schwarze Flecken zählet. Die Richtigkeit meiner Behauptung wird aus dem erhellen, was ich noch von den Abiponern erzählen werde.

Sechzehntes Hauptstück.

Von der Sprache der Abiponer.

Die Menge und Verschiedenheit der Sprachen, die blos in Paraquay gesprochen werden, ist ganz unglaublich; ich möchte fast sagen, sie sind unzählbar. Man glaube nicht, daß man selbe blos als verschiedene Mundarten zu betrachten habe. Die meisten sind selbst an ihrem Stamme von einander unterschieden. Man muß über das Kunstmäßige dieser Sprachen erstaunen: und niemand vernünftiger wird es glauben wollen, daß rohe und dumme Wilde selbe erfunden und ausgebildet haben. Diese Betrachtung leitete mich oft auf den Gedanken, daß man die Manchfaltigkeit und das Kunstgebäude der Sprachen als einen der vornehmsten Beweise von dem Daseyn eines ewigen und weisen Schöpfers ansehen müße. Unsere Patres haben in vierzehn Sprachen das Seelenheil eben so vieler Völkerschaften besorget, und die Religion nach ihren Kräften ausgebreitet. Jeder von ihnen redete nicht alle, sondern zwo oder drey, die sie sich aber auch aus dem Grunde eigen machten, indem sie mit verschiedenen Völkern zu thun hatten. Zu der Anzahl dieser letzteren gehöre auch ich, der ich mich sieben Jahre bei den Abiponern und eilf bei den Quaraniern aufgehalten habe. Die Völkerschaften, deren Unterricht wir uns gewidmet, und denen wir Kolonien erbauet hatten, waren die Quaranier, Chiquiten, Mokobier, Abiponer, Tobas, Malbalaes, Vilelas, Passaines, Lules, Isistines, Homoampas, Chunipies, Mataquayos, Chiri-

Chiriguanas, Lenguas oder Quaycurùs, Mbayas, Pampas, Serranos, Patagones, und Yaròs. Hierzu setze man noch, daß sich viele von uns der Sprache Quichuā, welche in ganz Peru gesprochen wird, und auch den afrikanischen Sklaven, den gemeinen Spaniern und selbst vornehmen Frauen in Tukuman geläufig ist, sowohl auf der Kanzel als im Beichtstuhle bedienet haben. Außerdem waren auch in den Flecken der Chiquiten, weil dort viel Volk von verschiedenen Nationen beisammen lebte, verschiedene Sprachen im Gebrauche. Die Sprachen der Abiponer, Mokobier und Tobas haben einerlei Ursprung und sind miteinander eben so verwandt, wie die spanische und portugiesische. Indessen gehen sie dennoch nicht an der Mundart allein sondern auch in unzähligen Wörtern von einander ab. Ebendieses gilt auch von der Sprache Tonocotè, welche bei den Lùles und Isistines üblich ist. Die Chiriguanas und die Quaranier reden, ungeachtet ihre Wohnplätze bei fünfhundert Meilen weit von einander entlegen sind, fast einerlei Sprache, weniges ausgenommen, was jeder, der eine von beiden spricht, innerhalb wenig Wochen ohne Mühe lernet.

Viele Europäer, welche von Amerika schrieben, haben ihren Geschichten und Wörterbüchern allerlei Bruchstücke, Sätze und Sprüche aus den indianischen Sprachen eingeschaltet; aber auch jämmerlich verunstaltet, und verhunzet. Kaum ließen sie an jedwedem Worte einen Buchstaben unverstümmelt. So gut wir diese Sprachen inne hatten, so mußten wir doch den Sinn gedachter Stellen blos errathen und so zu sagen enträthseln. Allein man muß diesen Schriftstellern ihre Verstümmelungen zu gute halten, weil sie ihre Kenntnisse meist aus trüben Quellen geschöpfet haben. Viele, die Amerika kaum von weitem gesehen haben, schreiben sogleich die

Wör-

Wörter und Ausdrücke der Wilden nieder um selbe hernach in Europa an den Mann zubringen, wiewohl sie weder ihren Laut noch ihre Bedeutung recht verstanden haben. Daher kömmt es, daß wir die Namen der amerikanischen Oerter, Flüße, Bäume, Pflanzen, Thiere, ꝛc. in so vielen Werken so erbärmlich verunstaltet lesen, daß wir selbe ohne zu lachen gar nicht lesen können. Die spanischen Knaben lernen von den indianischen blos dadurch, daß sie täglich miteinander spielen und schwätzen, die indianischen Sprachen sehr gut und in kurzer Zeit, da doch grossen Leuten diese Arbeit nicht wenig Zeit und Mühe kostet. Wir wissen beides aus Erfahrung. Ich kannte verschiedene von einem gestandenen Alter, welche, ungeachtet sie viele Jahre mit den Indianern umgegangen waren, dennoch so viele Fehler als Sylben aus dem Munde herauswürgten. Es ist nichts leichtes für einen Europäer seine Ohren und Zunge an die fremden und sonderbar gezerrten Laute zu gewöhnen, welche die Wilden bald mit der Zunge zischend, bald durch die Nase schnurrend, bald durch die Zähne kirrend und bald aus der Kehle gurgelnd aussprechen, und zwar schnell und unvernehmlich, so daß man nicht die Worte redender Menschen sondern das Gequäcke von Aenten zu hören glaubt, und mit der größten Aufmerksamkeit keine Spur von einem Buchstabenlaut zu entdecken im Stande ist. Lange war es schon der Wunsch gelehrter Männer, daß doch einmal jemand, der einer amerikanischen Sprache mächtig ist, den Bau, den innern Gang und die ganze Einrichtung und Fügung derselben umständlich auseinander setzte. Diesen Wunsch zu erfüllen, werde ich nun kurz von der Sprache der Abiponer handeln. Wenn meine Leser bei Durchlesung dieses Hauptstückes lange Weile fühlen, so will ichs ihnen gern verzeihen; denn ich fühlte sie auch, als ich dasselbe schrieb. Doch schrieb

ichs

ichs um den Gelehrten, wie ich hoffe, einen angenehmen Dienst zu erweisen. Denjenigen, welche von den Theilen und den Regeln einer Sprachlehre keine Begriffe haben, rathe ich diese Blätter, worinnen weiter nichts als Worte der Wilden vorkommen, zu überschlagen.

Die meisten Amerikaner haben gewisse Buchstabenlaute nicht, die wir Europäer brauchen; hingegen brauchen sie andere, die wir nicht haben. Einer der bei den Abiponern gebräuchlichsten, bei uns aber unbekannten Buchstaben hat einen aus dem R und G zusammengesetzten Laut. Um selben gehörig auszusprechen, muß man die Zunge ein wenig an den Gaumen anstossen, und zugleich gegen die Kehle zurückziehen, wie die, welche aus einem Naturfehler das R stammelnd aussprechen. Diesen den Abiponern eigenthümlichen Buchstaben zu bezeichnen, schrieben wir nach Belieben R oder G; aber mit einem Zeichen darauf: z. B. Laetarat, der Sohn; Achibiraik, das Salz; Nelareyrat, ein Kapitän oder Cacique. Die vielfache Zahl verändert das r in k: z. B. Laetkáte, die Söhne; Nelareykáte, die Kapitäne, Caciquen oder Vornehmen. Die Europäer haben nicht wenig Mühe diesen Buchstaben gehörig auszusprechen, besonders wenn derselbe in einem Worte öfters vorkömmt. Z. B. Raregranraik, ein Indianer aus der Nation der Vilelas. Rellaranran potról, er saget Waldpferde. Laprirarraik, buntfärbig ɩc. Blos aus der Aussprache dieses Lautes werden die Abiponer einen Europäer, wenn er auch ihre Sprache noch so gut inne hätte, erkennen, und von ihren Landesleuten unterscheiden, so wie die Ephraimiten (im Buch der Richter X. 6.) an einem einzigen Laut von den Galaaditen erkannt worden sind, indem jene das Wort Sibbolerh mit einem S, das ist mit

 einem

einem Samech ס; diese aber Schiboleth mit S und C das ist mit einem Sein ש aussprachen.

Die Abiponer brauchen wie die Franzosen, Deutschen und Ungarn das Ö, welches aber die Spanier in Paraquay lieber mit dem mit zweenen Punkten bezeichneten ë schreiben. Z. B. Ahepëgak, das Pferd. Yahëc, mein Angesicht. Das griechische κ kömmt in ihrer Sprache sehr oft vor. Ñ sprechen sie wie die Spanier aus, indem sie nach dem n ein j hören lassen. So klingt Español, ein Spanier; gleichsam wie Espanjol. Die Abiponer sagen Menetañi, er ist darinn. Yoamcachiñi, das Innere davon ist gut. Die gehörige Aussprache dieser und anderer Buchstaben kann nur mündlich erkläret und gezeigt werden.

Auf die Tonzeichen und Punkte muß man besonders Acht haben: indem das nämliche Wort, sobald man die Punkte ausläßt oder den Accent abändert, eine andere Bedeutung annimmt. So heißt Heét, ich fliehe; Hëët, ich rede; Hàten, ich verachte; Hatèn, ich habe im Zielen das ausgesteckte Ziel. In dieser Sprache kommen nicht selten Wörter vor, welche aus zehn, zwanzig und mehr Buchstaben zusammengesetzet sind. Die verschiedenen in einem und ebendemselben Worte vorkommenden Tonzeichen zeigen an, wo man die Stimme erheben oder einziehen soll. Die Sprache dieses Volkes ist außerordentlich klingend und singmäßig. Die Aussprache zu lernen, reichen die Accente allein nicht zu. Es wäre vielleicht nicht überflüßig zu jeder Sylbe musikalische Noten hinzuzusetzen, wenn nicht der mündliche Unterricht des Lehrmeisters diese Mühe entbehrlich machte. Wir wollen Beispiele von solchen Tonzeichen hier anführen. So sind Hamihégemkin, Debáyakaikin, Raregráyremarachin, Oahérkaikin, &c. Namen der Abiponer.

poner. Grcàuagyègarige, heißt: erbarme dich meiner; oahàyegalge, rette, befreye mich; Hapagrañiitapcgetà, ihr unterrichtet euch wechselweise; Ñicauagrañiapegaralgè, ich bitte für dich; Hemokàchiñiitàpegioà, du lobest mich. Hier sind Wörter zu zwanzig Buchstaben. Einsylbichte giebt es wenig. Die großgewachsenen Abiponer sind Liebhaber von langen Wörtern, die nämlich ihnen gleichen.

Geschlechter haben sie zwey, das männliche und weibliche; das sächliche oder ungewisse mangelt ihnen. Man lernet selbe blos durch den Gebrauch kennen. Grahaulaì, die Sonne, ist bei ihnen weiblich; Grauèk, der Mond, hingegen männlich, wie bei uns Deutschen. Einige Beiwörter sind zugleich männlich und weiblich, als: Noè, der böse oder die böse. Neèn, der gute oder die gute. Bei andern hat jedes Geschlecht einen besonderen Ausgang, als: Ariaik, der gute, treffliche, ariaye, die gute, treffliche; cachergaik, ein alter; cachergayè, eine alte.

Die Nennwörter bleiben in allen Endungen unverändert, außer, daß zuweilen ein denselben vorgesetzter Buchstabe diese letzteren anzeigt. Z. B. Aym, ich. M'aymì, mir. Akami, du. M'akami, dir.

Die Bildung der vielfachen Zahl der Nennwörter kostet den Anfängern gemeiniglich nicht wenig Mühe. Sie haben hierinnfalls so verschiedene Fälle, daß man

gar keine Regel darüber festsetzen kann. Hier sind einige Beispiele:

Einfache Zahl.	Vielfache Zahl.
Laetaȓat, der Sohn.	Laetkatè, die Söhne.
Lekàt, das Metall.	Lekachì, die Metalle.
Ahëpegak, das Pferd.	Ahëpèga, die Pferde.
Yúihak, der Ochs.	Yúihà, die Ochsen.
Nekétetak, die Gans.	Neketèteri, die Gänse.
Oachìgranigà, der Hirsch.	Oachigranigal, die Hirschen.
Iñieȓa, die Blüthe des Johannesbrods, oder das Jahr.	Iñiegari, die Blüthen des Johannesbrods, oder die Jahre.
Neogà, der Tag.	Neogotà, die Tage.
Eergȓaik, der Stern.	Eergȓaiè, die Sterne.
Aapaȓaìk, eine Leinwand, oder ein Wollenzeug.	Aapaȓaika, die Zeuge.
Yapòt, großmüthig.	Yapochì, die Großmüthigen.
Lachaogè, ein Bach.	Lachaokè, die Bäche.
Letèk, das Baumblatt.	Letegkè, die Baumblätter.
Ketèlk, das Maulthier.	Ketelȓa, die Maulthiere.
Panà, die Wurzel.	Panaȓi, die Wurzeln.
Ibichigì, zornig.	Ibichigeri, die Zornigen.

Aus diesem wenigen erhellet, daß Wörter von einerlei Endbuchstaben in der vielfachen Zahl die verschiede-

nen

denften Ausgänge haben. Gleichwie sich aber die Griechen außer der vielfachen Zahl noch einer zweyfachen bedienen, um zwey Dinge einer Art zu bezeichnen; so brauchen auch die Abiponer eine doppelte vielfache; deren die erste mehrere Dinge, die zweyte aber recht viele anzeiget. So heißt Joalè, ein Mann; Joalèe oder Joalèena, einige Männer; Yoaliripi, sehr viele Männer; Ahëpegak ein Pferd; Ahëpega, einige Pferde; Ahëpegeripi sehr viele Pferde.

Ich begreife nicht, warum die Abiponer nicht wie die übrigen Amerikaner für die erste Person der vielfachen Zahl nämlich: Wir, zwey Wörter haben. So drücken die Quaranier selbe auf zweyerlei Art aus, nämlich bald durch ñande und bald durch ore. Das erste heißen sie das einschließende, das andere das ausschließende. Wenn sie in ihrem Gebete zu Gott sprechen, sagen sie: ore angaypabiyà, wir Sünder; weil Gott von der Zahl der Sünder ausgeschlossen ist. Reden sie aber mit Menschen, so sagen sie: ñande angaypabiyà, wir Sünder; weil die, mit denen sie reden, gleichfalls Sünder sind; und brauchen darum das einschließende Fürwort ñande.

Da sie keine zueignenden Fürwörter, als mein, dein, sein, haben, so müßen selbe in jedwedem Nennwort durch manchfaltige Hinzusetzungen oder Veränderungen der Buchstaben ersetzet werden. Dieses hat die abiponische Sprache mit der hebräischen, hungarischen und verschiedenen anderen amerikanischen gemein. Allein in der abiponischen sind die Schwierigkeiten wegen der so vielen Versetzungsarten der Buchstaben am größten: besonders in der zweyten Person. So heißt Netà, ein Vater überhaupt; Yità, mein Vater; Gretachì, dein Vater; Letà, sein

Vater; Gretà, unser Vater; Gretayì, euer Vater; Letai, ihr Vater.

Naetarat, ein Sohn; ohne zu bestimmen, wessen er ist. Yaetarat, mein Sohn; graetrachi, dein Sohn; Laetarat, sein Sohn.

Nepèp, der Großvater mütterlicher Seits; Yepèp, mein Großvater; Grepepè, dein Großvater; Lepèp, sein Großvater.

Naàl, der Enkel; Yaàl, mein Enkel; Graalì, dein Enkel; Laàl, sein Enkel.

Nenàk, der kleinste Bruder; Yenàk, der meinige; Grenarè, der deinige; Lenàk, der seinige.

Nakirèk, Geschwisterkind; Ňakirèk, das meinige; Gnakiregi, das deinige; Nakirek, das seinige.

Noheletè, ein Lanzenstock; Yoheletè, der meinige; Grohelichi, der deinige; Loheletè, der seinige.

Natatra, das Leben; Yatatra, mein Leben; Gratatre, deines; Latatra, seines.

Dieß ist genug meinen Lesern von den manchfaltigen Veränderungen der zweyten Person einen Begriff zu geben. Bei den Quaraniern werden zwar auch den Nennwörtern gewisse Buchstaben statt der zueignenden Fürwörter vorgesetzet, allein hiebei ist gar keine Schwierigkeit, weil alle Wörter nach einer und ebenderselben Regel

gel verändert werden. Z. B. Tuba, der Vater; Cheruba, mein Vater; Nderuba, dein Vater; Tuba, sein (des andern) Vater; Guba, sein Vater; Tay, der Sohn; Cheray, mein Sohn; Nderay, dein Sohn; Tay, sein (des anderen) Sohn; Quay, sein Sohn. Che wird nämlich allen Wörtern statt der ersten, und Nde statt der zweyten Person unverändert vorgesetzet, desgleichen in der vielfachen Zahl Nande oder Oreruba, unser Vater; Penduba, euer Vater; Tuba oder Guba, ihr Vater. Uiberhaupt vertretten diese Vorsetzbuchstaben bei allen Hauptwörtern die Stelle der zueignenden Fürwörter mein, dein, sein.

In Ansehung dieser muß ich, insofern selbe bei den Abiponern üblich sind, folgende Anmerkung machen. Sehen sie etwas, dessen Eigenthümer sie nicht wissen, so haben sie zweyerlei Arten zu fragen, wem es zugehöre: denn wenn die Sache, deren Eigenthümer sie wissen möchten, belebt ist, sey es auch, daß sie nur ein Pflanzenleben hat, z. B. das Getreid, ein Pferd, Hund, Gefangener rc. so sagen sie: Cahami lelà? Wessen Eigenthum ist dieses? worauf der andere antwortet: Ylà, mein; Grelè, dein; Lela, sein. Im Gegentheile, wenn die Sache leblos ist, z. B. eine Lanze, Speise, ein Kleid rc. so sagen sie: Kahamì, Kalam? Wem gehört dieses? Hierauf wird geantwortet: aim, mir; Karami, dir; Halàm, ihm; Karàm, uns; rc.

Die Fürwörter der ersten und zweyten Person sind in Absicht auf den Ort oder die Lage keiner Veränderung unterworfen. Als: Aym, ich; akamì, du; akàm, wir; akamyì, ihr. Wird das Wort allein dazugesetzt, so werden sie folgendermassen abgeändert. Aymàtarà, ich allein; akamìtarà, du allein; akamàkalè, wir allein.

Das Fürwort hingegen der dritten Person, er, selber, 2c. wird nach der Lage, oder Stellung desjenigen, von dem die Rede ist, verschiedentlich verändert: denn, wenn der, von dem ich rede, gegenwärtig ist, so muß ich sagen:

	im männlichen Geschlecht.	im weiblichen Geschlecht.
	Encha.	Anahà.
Sitzt er,	Hîñniha.	Háñiha.
Liegt er,	Híriha.	Hàriha.
Steht er,	Háraha.	Haraha.
Geht er herum, so daß er gesehen wird,	Éhahà.	Ahaha.
Wird er aber nicht gesehen,	Ékaha.	Ákaha.

Er allein nimmt gleichfalls allerlei Veränderungen an, denn:

Sitzt er allein: so sagt man	Yñítara.
Liegt er allein, — —	Iritâra.
Geht er, — — —	Ehàtara.
Ist er abwesend, — —	Ekàtarà.
Steht er, — — —	Eràtara.

Die Steigerungen der Beiwörter, das ist, der Comparativ und Superlativ werden nicht wie in den meisten übrigen Sprachen durch Sylbenzusätze sondern auf eine andere Art ausgedrückt. Diesen Satz: der Tieger ist bösartiger als ein Hund, wird ein Abiponer also geben: der Hund ist noch nicht bösartig, wenn schon der Tieger bösartig ist. Netegink

tegink chik naà, oagan nihírenak la naà; oder er umschreibt selben auf diese Art: der Hund ist nicht so bösartig als der Tieger; Netegink chichi naà ?ag?m nihírenak. Wenn wir sagen, ein Tieger ist das bösartigste Thier, so sagt der Abiponer: der Tieger ist über alles bösartig, nihírenak Lamerpëëaoge kenoaogè naà; oder auch also: der Tieger ist so bösartig, daß er in der Bösartigkeit nichts seines gleichen hat, nihírenak chit keoà naà. Bisweilen drücken sie durch die Erhebung ihrer Stimme den Superlativ, oder was immer für einen höheren Grad aus. Ariaik wird also nach Maaßgabe der Aussprache bald etwas mittelmäßig und bald etwas überaus gutes bedeuten. Sprechen sie es mit voller Anstrengung ihrer Lunge mit lauter und scharftönender Stimme, so drücken sie damit den Superlativ aus; sagen sie es mit gelassener und dumpfer Stimme, so zeiget selbes den Positiv an. Ihren Beifall und ihr Wohlgefallen über eine Sache geben sie hauptsächlich mit diesen Worten zu erkennen: Là naà! ariaik oder Eúnenék! es ist schon schlim! dieses ist schön oder vortrefflich. Nehaol bedeutet die Nacht. Ruffen sie aus voller Kehle und mit scharfer Stimme: Là nehaol, so wollen sie sagen: es ist schon Mitternacht oder eitle Nacht. Sprechen sie es gelinde und gleichsam stotternd aus, so zeigen sie die anbrechende Nacht oder den Anfang derselben an. Sehen sie, daß jemand mit seinem Pfeile das Ziel getroffen, oder einen Tieger auf den ersten Angriff erleget hat &c. so ruffen sie, um seine Geschicklichkeit auszudrücken, überlaut aus: La yaraigè, der weiß es schon. Dieses ist bei ihnen einer der größten Lobsprüche.

Die verkleinerenden Wörter werden aus den Nennwörtern gebildet, wenn man zu diesen die Sylben Avalk, oder Olek hinzusetzt. So bedeutet Ahepegak ein Pferd

 Ahepe-

Ahëpegaravàlk, ein Pferdchen. Oénèk, ein Knab, Oénèkavàlk, ein Knäbchen. Haàye, ein Mädchen, Haayàole, ein kleines Mädchen. Paỳ, ein Pater. Diesen Namen (die Portugiesen haben selben nach Amerika gebracht) pflegten sie uns Priestern zu geben. Paỳolèk, ein Paterchen, ein Wort, womit sie uns ihre besondere Zuneigung zu uns zu erkennen gaben. Wenn sie wider uns aufgebracht waren, so nannten sie uns allemal Paỳ. Kaëpak, ein Holz; Kaëperàole, Hölzchen. So heißen sie die Krallen der Rosenkränze. Lenechì, klein, mäßig. Lénechiolèk oder Léneehiavàlk. Diese Verkleinerungswörter brauchen sie sehr häufig, theils ihre zärtliche Liebe, und theils auch ihre Verachtung damit auszudrücken. So heißt Yóale ein Mensch, Mann; Yoaleólek, ein Männchen; ein Stück von einem Mann. Oft drücken sie ihre Liebe oder das Lob, das sie jemanden geben, durch ein Verkleinerungswort weit stärker, als durch alle Superlative aus. So heißen sie ein treffliches oder ein schönes Pferd schmeichelnd Ahëpegeravàlk. Auch die Spanier glauben ihre freundschaftlichen Gesinnungen weit besser anzuzeigen, wenn sie Bonito sagen, welches ein Verkleinerungswort ist, als wenn sie sich des Wortes Bueno bedienten, welches schön oder gut bedeutet. Wir Deutsche pflegen von den Verkleinerungswörtern manchmal in eben dieser Absicht Gebrauch zu machen.

An Zahlwörtern sind die meisten amerikanischen Völkerschaften ungemein arm. Die Abiponer haben nicht mehr als für drey Zahlen eigentliche Ausdrücke. Iñitara eines; Iñoakà, zwey; Iñoaka yekaini, drey. Die übrigen Zahlen anzuzeigen brauchen sie allerlei wunderliche Kunstvortheile. So sind der Geyènkñatè der Straußenzehen, weil die Straußen drey von vorne und eine von hinten haben, in allen vier, welche ihnen daher auch die

Zahl

Zahl vier zu bezeichnen dienen. Neenhalek, die schöne Haut, welche sich durch Flecken von fünferlei Farben auszeichnet, muß ihnen fünf andeuten. Frägt man einen Abiponer über eine kleine Anzahl Dinge, so antwortet er mit aufgehobenen Fingern: Leyer iri; sieh, so viel sind es! Wenn es ihnen daran liegt, die Zahl genau zu bestimmen, so zeigen sie die Finger der Hand und die Zehen in den Füßen, und wenn sie alle zusammen einmal genommen nicht zureichen, etliche male demjenigen, der sie frägt. Daher bedeuten Hanamhegem, die Finger einer Hand, fünf; Lanamrihegem, die Finger von beiden Händen, zehn; Lanamrihegem cat Gracherhaka anamichirihegem, die Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen; zwanzig. Sie haben auch noch eine andere Art die ihnen mangelnden Zahlwörter zu ersetzen. Wenn ihrer etliche von den Feldern, wo sie entweder einige Waldpferde gefangen, oder schon zahmgemachte anderen entwendet haben, nach Hause zurückkehren, so wird kein Abiponer die Ankömmlinge fragen: Wie viel Pferde habt ihr nach Hause gebracht? sondern: Wie viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr nach Haus gebracht habet? Diese werden nun hierauf antworten: Wenn wir unsere Pferde alle in einer Reihe hin zusammenstellten, so würden sie diesen Platz ganz einnehmen: oder sie reichen von diesem Walde an bis zu dem Ufer des Flusses. An einer solchen Antwort genüget allen, weil sie daraus auf die Menge Pferde einen Schluß machen können, wenn sie gleich deren eigentliche Anzahl nicht wissen. Bisweilen nehmen sie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, weisen selben den Fragenden, und glauben ihnen dadurch von der übergrossen Menge der Dinge, worüber man sie frägt, einen hinlänglichen Begriff gegeben zu haben. Allein man darf den Abiponern niemals weni-

ger trauen, als wenn von Zahlen die Rede ist. Sie sind nicht blos des Rechnens unkündig sondern auch abgesagte Feinde desselben. Ihr Gedächtniß ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unausstehlich lange Weile. Um also über Fragen bei Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu seyn, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken in die Höhe, und betrügen also bald sich selbst, und bald den, welcher sie frägt. Oft ruffen sie, wenn die Zahl über drey geht, des Fingeraufhebens überdrüßig Pop! viele, oder chic legyekalipi, unzählige aus. Einst langte im Flecken eine Rotte von zehn Mann Soldaten an. Sogleich schrie das von allen Seiten zusammgelaufene Volk: Yoaliripi latenk naueretape, überaus viele Leute kommen.

An den sogenannten Ordnungszahlen leiden sie noch grösseren Mangel. Uiber das erste können sie nicht hinauszählen. Era namachit, der erste. Die zehn Gebote Gottes mußten wir ihnen auf folgende Art vortragen. Das erste Gebot Era namachit. Da sie das zweyte, das dritte und vierte ꝛc. in ihrer Sprache nicht mehr ausdrücken können, so setzten wir statt dieser Zahlvörter vor jedwedem der folgenden Gebotte: cat làhaua, cat làhaua &c. und ein anderes, und wieder ein anderes ꝛc. Doch haben sie ein Wort den vorhergehenden, und den folgenden damit zu bezeichnen. Enàm cahèk, der vorausgeht. Iñagehèk, der am lezten kömmt.

Eintheilende Zahlwörter haben sie nicht mehr als zwo. Initarapè, einzeln; Inoakatapè, zwey und zwey; und nun stehen die Ochsen am Berge. Linoakayahat, zweymal; Ekatarapèk, einmal; Hauèken, bisweilen. Hierinn besteht die ganze Rechenkunst der Abiponer,

und

und auch ihr ganzer Zahlenvorrath. Die Quaranier sind hierinnfalls nicht viel reicher; denn über vier zählen sie auch nicht. 1. Petey. 2. Mokoy. 3. Mbohapi. 4. Irundy. Iyipibae, der erste; Imomokoyndaba, der zweyte; Imombohapihaba, der dritte; Imoirundy-haba, der vierte; Peteytey, einzeln; Mokoymokoy zwey und zwey; Mbohapihapi, drey und drey; Irundyrundy, vier und vier; Petey yebi, einmal; mokoy yebi, zweymal ꝛc. Geht eine Zahl über vier, so antworten sie flugs wie die Abiponer: Ndipapahabi, oder ndipapahai, unzählige. Da aber das Zählen sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber um eine vollständige Beicht abzulegen schlechterdings unentbehrlich ist, so wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterricht in der Kirche täglich auf spanisch zählen gelehret. An Sonntägen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen. Allein wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eher die Musik, die Mahlerey und Bildhauerey, als die Zahlenlehre: denn wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, so daß man ihnen hierinnfalls nur sehr selten trauen darf.

In Ansehung der Abwandlung der Zeitwörter kann man schlechterdings kein Muster aufstellen: indem beinahe bei einem jeden Zeitworte die einfache Zahl der gegenwärtigen Zeit in der anzeigenden Art anders abgewandelt wird, und daher Anfängern weit mehrere Schwierigkeiten verursachet, als diese selbst bei den griechischen zu überwinden haben. Besonders hat die zweyte Person nicht blos im Anfange sondern auch am Ende oder in der Mitte fast immer andere Ausgänge, wie man aus nachstehenden Beispielen sogleich sehen wird.

Eine

Einfache Zahl.		Vielfache Zahl.	
Ich liebe,	Rikapìt.	Wir lieben,	Grkapitàk.
Du liebest,	Grkàpichì.	Ihr liebet,	Grkapichii.
Er liebt,	Nkàpit.	Sie lieben,	Nkapitè.

	Erste Person.	Zweyte.	Dritte.
Wissen.	Riáraigè.	Graáraigè.	Yaraige
Erinnern.	Hakalcènt.	Hakalèenchì.	Yakalcènt.
Eben dasselbe.	Ňetúnetà.	Nichuňiità.	Netúnetà.
Lehren.	Hápagȓanàtȓan	Hapagȓanàtȓaiii.	Yápagȓanàtran.
Eilen.	Riahagalgè.	Grahàlgali.	Yahágalgè.
Sterben.	Rìigà.	Gregachì.	Yìgà.
Ertrinken.	Rìigaràii.	Gregàchàii.	Yigáraii.
Tanzen.	Riahàt.	Rahachì.	Rahàt.
Fürchten.	Rictachà.	Gretachì.	Netachà.
Verlangen.	Rihè.	Grihì.	Nihè.
Fliegen.	Ňatahegèm.	Natáchihegèm.	Natahegèm.
Betrunken seyn.	Rkíhogèt.	Grkìhogichì.	Lkíhogèt.
Faul seyn.	Riaàl.	Graalì.	Naal.
Stark seyn	Riahòt.	Grihochi.	Yhòt.

Sich

Sich wohl befinden.	Rioàmkatà.	Groemkètà.	Yoàmkatà.
Tretten.	Hachàk.	Hacharè.	Rachak.
Essen.	Hakeñè.	Kiñigi.	Rkeñe.
Erbrechen.	Riemaletapèk.	Gremalitàpek.	Nemàletapèk.
Schlaffen.	Aatè.	Aachì.	Roatè.
Sich schämen.	Ripagàk.	Grpàgare.	Npagàk.
Zielen.	Hatenetàlgè.	Hachìnitalgè.	Yatenètalge.
Hochschätzen.	Riàpategè.	Grpàchiigè.	Yapategè.
Schlagen.	Hamèlk.	Hamelgì.	Yamèlk.
Trinken.	Ňañam.	Ňañami.	Nañam.
Thun.	Haèt.	Eichi.	Yaèt.
Gehorsamen.	Riahapèt.	Grahapichi.	Nahapèt.
Kommen.	Ňauè.	Nauichì.	Nauè.

Dieses wenige mag zureichen, meinen Lesern von den verschiedenen Abwandlungsarten der abiponischen Zeitwörter, deren fast jedes nach einer besonderen Regel sich richtet, einen Begriff zu geben. Darum begnüge ich mich mit den angeführten Beispielen, wiewohl ich deren noch eine Menge wüßte. Meine Absicht ist nicht eine abiponische Sprachlehre zu schreiben, sondern blos das Sonderbare und Fremde an dieser Sprache zu zeigen, und zugleich dem Eckel vorzubauen, der aus den langen Wörtern der Wilden entstehen dürfte. Aus dem wenigen, das ich angemerket habe, wird man abnehmen, daß der Biegungen und Veränderungen besonders der zweyten Per-

son

son nicht weniger sind als der Zeitwörter, und man selbe nicht nach Regeln sondern aus dem blossen Gebrauch lernen muß. Die übrigen Zeiten der anzeigenden Art haben so wie die übrigen Arten für einen, der die Sprache lernt, wenig Schwierigkeiten, weil man zu der gegenwärtigen Zeit der anzeigenden Art nur etliche Sylben hinzusetzen darf. Z. B. Rikapit, ich liebe. Eine halbvergangene Zeit haben sie nicht.

Vergangene Zeit.

Ich habe geliebet, Rikapitkan, oder Kanigra.

Längstvergangene Zeit.

Ich hatte geliebet, Kanigragehe rikapit.

Künftige Zeit.

Ich werde lieben, Rikapitam.

Eben diese Zusätze macht man auch bei der zweyten und dritten Person; welche aber im übrigen unverändert bleiben. Als: du liebst, g kapichi; du hast geliebet, grkapichi kan; du hattest geliebet, grkapichi kanigra gehe; du wirst lieben, grkapichiam; denn durch die Sylbe am unterscheidet sich die künftige Zeit von der gegenwärtigen.

Die gebietende Art ist von der gegenwärtigen und künftigen Zeit der anzeigenden Art in nichts unterschieden. Z. B. Grahalgasi, eile; welches auch die zweyte Person in der anzeigenden Art ist: Du eilest. Lichi, thue. Grkapichi, liebe, oder grkapichiam, welches auch du wirst lieben heißt. Bisweilen setzen sie dem Zeit-

worte

worte in der zweyten Person der gebietenden Art die Sylbe Tàch, und in der dritten Tak vor. Als: Tàch grahàpichì, gehorsame. Tach grakatrani, rede. Tak hanek, er komme; welches auch von der zulassenden Art gilt. Z. B. Tak hanek kaámelk. Meinetwegen mag auch ein Spanier kommen.

Die verbietende Art wird durch die künftige Zeit mit Vorsetzung der Sylben Tchik oder chigè, nach Maaßgabe des folgenden Buchstaben ausgedrücket. Als: Du sollst nicht tödten, chit kahamatraniam. Chit noaharegraniàm, du sollst nicht lügen.

Die wünschende und verbindende Art wird aus verschiedenen Partikeln, die man der gegenwärtigen Zeit in der anzeigenden Art theils vor- und theils nachsetzt, gebildet. Dieses wird man aus folgenden Beispielen ersehen.

Chigriek, wollte Gott! Chigriek grkapichi g' Dios, eknam kaogarik. Möchtest du doch Gott lieben, der dein Schöpfer ist.

Kĕt, wenn. Kĕt greenrani, g' Dios grkapichi kĕt. Wenn du ein guter Mensch wärest würdest du Gott lieben. Kĕt, wenn wird sowohl in dem Bedingungs- als auch in dem Nachsatze gesetzt.

Amla, nachdem. Amla grkapichi g' Dios, Dios lò nkapichieroàm. Nachdem du Gott wirst geliebt haben, wird dich Gott auch lieben.

Ehenhà, bis. Ehenhà na chigrkapichi g' Dios, chitl gihè groamketàpekàm. Bis oder so lang du Gott nicht lieben wirst, wirst du auch niemals ruhig seyn.

Amamach, wann. Amamach rikapichieroà, lo grkàpichioàm, Wann du mich lieben wirst, werde ich dich auch lieben,

Këtmat, wenn. Këtmat rikapichirioà, lo rikapitla kët, Wenn sie mich geliebt hätte, hätte ich sie ebenfalls geliebet.

Tach, auf das. Tach grkápichioà, rikapichieroam. Liebe mich, damit ich dich liebe.

Eine unbestimmte Art scheinen die Abiponer nicht zu haben. Sie ersetzen selbe auf verschiedene Art. Beispiele werden hierüber mehr Licht geben. Z. B. Ich will itzt essen, la rihète m' hakèñe; rihe oder rihete, ich will; und Hakeñe, ich esse; werden beide in der nämlichen Art, Zeit und Person gesetzet. Das dazwischengesetzte m macht oder ersetzt unsern Infinitiv. Ich kann nicht gehen. Haoahèn m' ahik. Haoahen und ahik kommen hier in der ersten Person der gegenwärtigen Zeit in der anzeigenden Art zu stehen, und blos das m wird dazwischen gesetzet. Du kannst mich nicht lehren, chig graaraige m' riapagrañi. Willst du getauft werden? oder, wie die Abiponer sich ausdrücken: willst du dir das Haupt waschen lassen? Mik mich grehech m' nakarigi gemarachi?

Der Infinitiv, das Supinum und die Gerundien machen sie sich durch allerlei Redensarten entbehrlich. Ich werde dieß durch einige Beispiele erläutern. Wenn wir sagen: ich kann gehen; so drückt sich der Abiponer folgendermassen aus: ich werde gehen. Es ist hier bei keine Schwierigkeit, oder, ist denn dabei eine Schwierigkeit? Lahikam, chigeeka loaïk, oder Mañiga loaïk? Du mußt gehen, übersetzt der Abiponer

poner also: geh, es ist billig. Yoamkatà ket, lame. Du mußt nicht gehen, oder, es ziemt sich nicht, daß du gehst. Mich grehech m' amè oagan chik yoamk. Willst du denn gehen, obwohl sich dieses nicht ziemt. Wie geschickt ist dieser Mensch im Schwimmen! Der Abiponer sagt dieß also: Was für ein trefflicher Schwimmer ist dieser Mensch! Kemen àlaŕankachàk yoale! Mit essen werde ich stark, Rihotam, am hakènè. Ich werde stark seyn, wenn ich esse. Ich komme dich zu sehen. Hanegiχeŕoà. Ich komme mit dir zu sprechen. Hëëchiapegrari, kleranam kaûe, la ñaue. Ich werde mit dir sprechen. Dieß ist die Ursache, warum ich zu dir komme. Der Knab pflegt zu lügen. Là noaharegŕan kèn oenèk. Die Wörter kèn und Aage bedeuten eine Gewohnheit. Ebendasselbe kleidet der Abiponer auch also ein: Der Knab hat gelogen; dieß ist schon so seine Gewohnheit, noaharegŕan oenek, la lahërek. Ich pflege zu beten. Klamach hanayaagè m' hëëtoalà.

Wenn mit dem Zeitworte etwas leidend bejahet werden soll, so haben sie dazu keine besondere Abwandlungsart, sondern sie bedienen sich zu diesem Entzweck entweder eines leidenden oder eines thätigen Mittelworts. Wenn wir sagen, die Sache sey verloren oder habe ein Ende; so sagen sie, die Sache sey zu Grunde gegangen, habe aufgehört, lasse sich nicht mehr sehen rc. Yuihàkoaloa, oder Chitlgihè. Der Ochs ist zu Grunde gegangen, oder er erscheinet nicht mehr. Wird etwas verneinet, so stellen sie mit dem wirkenden Zeitworte mittelst Vorsetzung des Wortes Chigat oder chigichiekàt die leidende Gattung her. Z. B. Chigat yaŕaigè, man weiß es nicht. Yaraigè ist die dritte Person der anzeigenden Art, gegenwärtiger Zeit, thätiger

Gattung. Dieses wird nicht gegessen, chigat yaik. Das wird nicht gebraucht, chigat eyga. Mir ist nichts hinterbracht worden, chigatripachigni. Die Pferde sind nicht gut verwahret worden: darum sind sie verloren gegangen. Machka chigat nkehayápe enò ahĕpega, máoge oaloéra. Die Sterne können nicht gezählet werden, chigichiekat nakatñi eergrae. Was man nicht weiß, muß man auch nicht erzählen. Am chigat yaraige, chigichiekat yaratapekam &c.

Aus verschiedenen Zeitwörtern der thätigen Bedeutung werden auch nicht blos thätige sondern auch leidende Mittelwörter, deren aber keines eine künftige Zeit ausdrücket, abgeleitet. Rikapit, ich liebe. Hieraus entsteht: Ykapicherat, von mir geliebt, oder mein Geliebter. Grkapicherachi, dein Geliebter. Lkapicherat' sein Geliebter. Von diesem kömmt das weibliche Mittelwort her. Ykapicheraté, meine Geliebte. Grkapichkachi, deine Geliebte. Lkapichkatè, seine Geliebte. Ich bin von allen geliebt. Lkapícheratè kenoataoge. Aus dem Mittelworte wird noch gebildet: Kapichera, die Liebe. Ykapicheia, meine Liebe. Kapichieraik, ein Liebender, Liebhaber.

Rikauagè, eines sich erbarmen, jemanden wohlwollen. Das leidende Mittelwort davon heißt, Ykáuagrat, der, dem ich wohl will. Das Hauptwort Ykauagra, mein Wohlwollen. Kauagrankatè, ein Werkzeuchen, eine Art, ein Ort des Wohlwollens, oder auch die Wohlthat selbst. Kauagrankachak, ein Wohlwollender, Barmherziger. Ykauagek, einer, den ich liebevoll behandelt habe. Grkauagigi, einer, den du liebevoll behandelt hast.

Hapa-

Hapagranatkan, **ich lehre.** Napagranatranak, **ein Lehrender, Lehrmeister.** Napagranátek, **einer, der gelehret wird, ein Schüler.** Napagranatranrek, **das Lehren, die Unterweisung.** Napagranatrankate, **der Ort, wo, oder die Materie, worüber gelehret wird.** Ich will nicht mehr Beispiele hierüber anführen: denn ich befürchte, meine Leser werden daran schon bis zum Eckel satt haben; indem ich auch schon des Schreibens überdrüßig werde. Dessen ungeachtet ist noch vieles übrig, das ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Wir tretten nun in den für Anfänger so schaudervollen Labyrinth der abipponischen Sprache. Wenn man hierinn nicht von einer längeren Erfahrung, so wie Theseus von der Ariadne geleitet wird, so ist man nirgends vor Abwegen sicher. Ich rede von den zurückkehrenden und überachenden Zeitwörtern (Verbis transitivis, wie sie die Sprachlehrer nennen.) Die Wirkung des einen auf das andere erklären wir in unseren Sprachen ohne Mühe mit **ich, du, er, wir, ihr, sie.** Die Abiponer hingegen bedienen sich keiner Fürwörter, sondern behelfen sich mit allerlei Wendungen der Zeitwörter und hie und da eingemengten Partikeln. Beispiele werden die Sache verständlicher machen. **Ich liebe dich, du liebest mich, er liebet mich oder dich. Wir lieben ihn, ihr liebet uns, oder sie.** So drücken die Deutschen die wechselweise Liebe ohne Veränderung des Zeitwortes mit Hilfe einiger Fürwörter aus, welches aber der Abiponer nicht anders als durch verschiedene Umschweife und Kunstvortheile zu thun vermag. Z. B. **Ich liebe,** Rikapit; **ich liebe dich,** rikapichiekoà; **du liebst mich,** grkàpichioà; **er liebt mich,** nkápichioà; **er liebt dich,** nkápichiekoa. **Wir lieben**

ihn, grkàpitàe; Wir lieben sie, grkàpitla; ich liebe mich selbst, Matnikapitálta; du liebest dich selbst, Nikapichialta; wir lieben einander, grkapitáatá. Allein, wenn dieß noch ein Muster für alle Zeitwörter wäre! So aber nehmen die anderen wieder andere Partikeln und Sylbenveränderungen an.

Z. B. Rikauagè, ich erbarme mich. Ich erbarme mich deiner. Rikauágyègarigè. Du erbarmest dich meiner. Grkaúagiygè. Du erbarmest dich unser. Grkauàgyegarik. Er erbarmet sich meiner. Nkauágiygè. Er erbarmet sich deiner. Nkauagyegarige. Er erbarmet sich seiner. Nkáuagegè. Wir erbarmen uns einander. Grkaúagekápegetaá. Ich erbarme mich über mich selbst. Nikauakaltaá.

Hapagranatran, ich lehre. Ich lehre mich selbst, oder ich lerne, Neapágran. Wir lehren einander, Hapagiankatápegetá. Ich lehre dich, Hapagrani. Du lehrest mich, Riápagrani. Er lehret mich, Riapagian. Er lehret ihn, Yapagran. — Hamelk, ich schlage. Ich dich, Hámelgi; du mich, Riámelgi; er mich, Riamelk. Er schlägt dich, gramelgi; er ihn, yamélk. — Hakleentè, ich erinnere mich. Ich deiner. Hákleenchitápegrari. Du erinnerest dich meiner. Hakleenchitapegii. Er erinneret sich meiner. Yákleentetápegii.

Hieraus kann man die manchfaltigen Veränderungen der übergehenden Zeitwörter zur Genüge ersehen, indem man zu selben bald eroa, bald Yegarige, bald rari, und bei anderen Personen noch andere Partikeln hinzusetzen muß. Die Erkenntniß derselben kostet einem

Euro-

Europäer unglaublich viele Mühe, und ist erst das Werk eines langwierigen Umganges mit diesen Wilden. Andere Amerikaner bedienen sich auch dieser transitiven Zeitwörter; aber sie richten sich, dieses Ineinanderwirken und Leiden anzuzeigen immer nach der nämlichen Regel. So sagen die Quaranier: Ahaïhu, ich liebe; Orohaihu, ich liebe dich. Ayukà, ich bringe um; Oroyukà, ich bringe dich um. Ambóe, ich lehre; Oromboe, ich lehre dich, 2c. Was kann man leichteres und faßlicheres erdenken?

Das beziehende Fürwort, welcher, welche, welches drücken sie zuweilen durch eknàm oder enonàm in der vielfachen Zahl aus. Sic Dios, eknam kaogarik, Gott, welcher der Schöpfer ist. Hemocachin nauáchiekà, enonam yapochi. Ich schätze die Soldaten, welche tapfer sind. Bisweilen lassen sie nach Art der Lateiner das welcher aus, und ersetzen es durch ein Mittelwort oder ein anderes Beiwort. Riákayà neteginga, oakaika, kach quenò ahamraeka. Ich verabscheue die bissigen und todten Hunde.

Siebenzehntes Hauptstück.

Von anderen Eigenschaften der abiponischen Sprache.

Ich weiß nicht, ob ich die abiponische Sprache unter die armen und dürftigen oder unter die wortreichen setzen soll. Man wird darüber den Ausspruch thun können, wenn ich werde gewiesen haben, welche Wörter dieser Sprache abgehen, und an welchen selbe Uiberfluß hat. Den Abiponern mangeln Wörter, welche man im täglichen Umgange fast für unentbehrlich halten sollte. Man vermißt bei ihnen das selbstständige Zeitwort **Seyn**, welches zwar auch den Quaraniern mangelt. Es gebricht ihnen an dem Zeitworte **haben**; deßgleichen an allen den Wörtern, welche einen Menschen, Körper, Gott, Ort, Zeit, niemals, allzeit, überall rc. andeuten, die man doch in dem gemeinen Leben braucht. Statt: ich bin ein Abiponer, sagen sie Aym̀ Abipoǹ, **ich ein Abiponer.** Du bist ein gemeiner, akamì Lanaraik, **du ein Gemeiner.** Bisweilen setzen sie auch an die Stelle des Beiworts und des **Seyns** ein mittleres Zeitwort wie die Deutschen, als bei welchen es gleich viel ist, ob ich sage: Ich bin gesund, oder ich befinde mich wohl. Ich bin stark, riahót; du bist stark, grihochì; er ist stark, yhót. Ich bin großmüthig, riapót; du bist es, grapochì; er ist es, yapòt. Ich bin furchtsam, riakalò; du, grakalói; er, yakalò.

Es komme nur ein Spanier, ich werde schon tapfer seyn, Tak hanek kaamelk, la riapotám. Man sieht hier, wie leicht die Abiponer des selbstständigen Hilfszeitworts entbehren. Ebendasselbe findet auch bei dem Zeitworte **haben** statt. Ich habe viele Pferde. Ayte yla ahepega. Viele meine Pferde. Ich habe viele Flöhe, neteginK loapakatè enò, Pop; ich habe kein Fleisch, chit kackà lpahè; ich habe keine Fische, chigekoà nòayi. Heka heißt bei den Abiponern eben so viel als im Deutschen: **Es giebt**, im Latein *Datur*, oder *Suppetit*, und im Spanischen *ay*. Chitkaekà ist verneinend und bedeutet: es giebt kein Fleisch, keine Fische rc. In der vielfachen Zahl sagt man: Chigekoà. Giebt es eine Speise? Mekà kanàk?

Neogà heißt **der Tag**, oder **die Zeit**. Grauek **der Mond**, bedeut auch **einen Monat**. Yiiiera, die Blüthe des Johannesbrods wird auch für ein Jahr genommen. Frägt man also jemanden, wie alt er ist, so sagt man. Wie oft hat in deinem Leben das Johannsbrod geblühet? Hegem leyera yiiegari? Eine ganz dichterische Redensart! Anstatt des Körpers nennen sie die Haut oder die Beine, nämlich einen Theil statt des Ganzen. Yoalè, heißt eigentlich **ein Mann**; aber man braucht es auch einen Menschen überhaupt anzuzeigen. Gleichen Gebrauch machen auch die Quaranier von dem Worte: *Aba* welches eigentlich einen Mann, und die quaranische Nation anzeiget, weil sie kein Wort für **einen Menschen** überhaupt haben, Abache hat eine dreyfache Bedeutung, nämlich: ich bin ein Quaranier; ich bin ein Mensch, und, ich bin ein Mann. In welcher von diesen dreyen dasselbe in einem vorkommenden Falle genommen werden müße, hat man aus dem Vor- und Nachstehenden abzunehmen. Nirgends in der Welt giebt es mehr Jungfrauen als bei den Abiponern,

und dennoch können sie den Begriff dieses Wortes nicht anders als durch eine Umschreibung ausdrücken: denn das Wort Haayè, bedeutet jedes auch schon entehrtes Mädchen. Statt **Niemals** setzen sie chik oder chit das ist **nicht**. Z. B. Ich werde mich niemals von hier wegziehen, ckik rihiukam. Oefter aber pflegen sie chitlgihe rihiukàm zu sagen. Chitlgihe heißt: die Zeit wird nicht erscheinen, daß ich mich von hier wegziehen werde. **Ewig** drücken sie durch **endelos** aus. Z. B. Das ewige Leben, eleyra chit kataikañi. Das Leben, welches kein Ende hat. **Gott**, für welchen sie kein Wort haben, nannten wir auf spanisch Dios. Dios eknam kaogarik oder naenatranàk hipigem, kachka aalò. Gott, welcher der Werkmeister aller Dinge oder der Schöpfer Himmels und der Erde ist. Kauè heißt **machen**. Kaogarig, einer, der da macht, **der Werkmeister**. Tetarik l'kàuetè, **die Werke der Henne**. So nennen sie die Eyer. **Uiberall** können sie mit einem Worte nicht sagen, sondern sie umschreiben es auf diese Art. Gott ist im Himmel, auf der Erde, und es ist nichts, wo er nicht wäre. Meneta hegem quen hipigem, metañi quen aaloà, *kat chigekòr amà, chigenae*. Ich übergehe noch eine Menge anderer Wörter, die ihnen mangeln, die sie aber auf verschiedene Weise ersetzen. Auf einer anderen Seite hingegen sind bei ihnen nicht wenige Dinge, für welche wir nur ein Wort haben, mit mehreren Namen bezeichnet. Sie wissen auch ein und ebendasselbe Wurzelwort mit neuen Partikeln also herauszukleiden, daß es immer als ein neues Wort erscheinet. Wie ich die Armuth dieser Sprache mit einigen Beispielen gezeigt habe, so will ich auch von ihrem Reichthume einige Beweise anführen.

Sie hat unglaublich viele gleichbedeutende Wörter. So bedeuten Kachergaik, kamergaik, kereraik, laykamè

kame einen Alten; Eloraik, egargaik, ahamraik, chitkaekalach, einen Todten. Den Krieg. Nahamatřek, nuichiera, noelakieřek, anegla. Eine Speise. Kiniefat, hanak, naka, naek. Das Haupt, Lemarat, lapanik. Der Himmel. Hipigem, ohajenk. Ich weiß nicht; chigriaraik, taage, uriaka, nta, chig netun; Akamitani. Dieses letztere heißt eben so viel, als wenn jemand, der gefraget würde, dem andern antwortete: das wirst du wissen. Er gesteht dadurch, daß er das, worüber man ihn frägt, nicht weiß. In eben dieser Absicht pflegen sie die Worte des Fragenden zu wiederholen. Eine Wunde überhaupt heißt bei ihnen lalaglet; ist selbe mit den Zähnen eines Thieres oder Menschen gemacht, naagek; mit dem Messer oder einem Säbel, nicharhek; mit einer Lanze, noatek; mit einem Pfeile endlich nainek. Sie streiten, wenn die Art des Streites nicht ausgedrücket wird, roelakitapegetà. Streiten sie mit Lanzen, nahamretà; mit Pfeilen, natenetapegetà; mit Fäusten, nemarketapegetà; mit blossen Worten, Ycherikaleretaà. Streiten zwey Weiber für ihren gemeinschäftlichen Mann, nejetentá. Das, was zu Ende ist, erklären sie mit verschiedenen Worten. Die Krankheit ist vorüber, layamini. Der Regen, der Mondschein, die Kälte ist vorbei, lanamteuge netè, grauek, latarà? der Krieg ist zu Ende, nahalani anegla; die spanischen Soldaten sind zu Ende, das ist, sind in die Pfanne gehauen worden, lanamichirini kaama yoaliripi; meine Geduld ist zu Ende, lanimouge yapik; das Ungewitter ist vorbei, layamhà; er hat seinen Auftrag vollendet, sein obrigkeitliches Amt niedergelegt, la yauerelge; gegen das Ende der Welt, amla hanamiani; endige, bringe dein Werk einmal zu Stande, grahalgali, laamachi, graenategi; die Sache wird schon geendiget, layam ayam. Das Gefecht mit Pfeilen heißt: noatarek; mit Lanzen, noaararanrek

oder nahàmatrek; mit Fäusten allein, nemàrketrek. Dieses Wort erinnert mich an einen lustigen Vorfall. Ein unsriger Laybruder aus Baiern blieb eine Zeitlang zu S. Hieronymus, um den Missionarien eine Wohnhütte zu errichten. Wenn er so mit seinem Baumerke beschäftiget war, hatte er immer eine Menge Abiponer zu Zuschauern, welche sich miteinander unterhielten, ohne daß er eine Sylbe davon verstand. Da er öfters die Wörter nahàmatrek, noàtarek und andere mehrere, welche auf trek ausgehen, gehöret hatte, so eröffnete er einst dem P. Joseph Brigniel von Oesterreich bei Tische ganz unverholen hierüber seine Gedanken. Ich will meine Ehre verloren haben, sagte er, wenn nicht die abiponische Sprache mit unserer deutschen völlig übereinkömmt. Ein Ey kann den anderen nicht ähnlicher seyn. Ich höre ja immer **Dreck Dreck** ruffen.

Wir behaupteten nicht ohne Grunde, daß man die abiponische Sprache eine **umständliche** nennen müße; indem die Abiponer den Zeitwörtern, um die Lage der Sache, von der die Rede ist, anzuzeigen allerlei Partikeln vorsetzen, als hegem, **hinauf**; añi, **herab**; aigit, **herum**; hagam, **im Wasser**; oage, **draußen**; alge oder elge, **an der Oberfläche**; rc. Beispiele werden die Sache besser erläutern. Uns genüget immer an dem Zeitworte **Ist** allein, wenn wir sagen: Gott ist im Himmel; Gott ist auf der Erde; er ist im Wasser; Gott ist überall. Die Abiponer hingegen werfen zu dem **Ist** immer ein anderes Umstandswort, welches die Lage andeutet, hinzu, als: Dios menetahegem ken hipigèm, **Gott hält sich oben im Himmel auf**; menetañi ken aàloà, **er hält sich unten auf der Erde auf**; menetàhagàm ken enarap, **er hält sich im Wasser auf** rc. Hier sind also die Umstandswörter añi, hegem, hagàm dem

Zeit-

Zeitwort Menetà angehänget. Allein die noch übrigen verdienen gleichfalls bemerkt zu werden. Wie manchsaltig sind die Veränderungen, die mit dem Zeitwort Erreichen vorgehen! Ich erreiche den Ankommenden, Hauiretaigit. Ich erreiche den Weggehenden, Hauiraà. Ich erreiche mit der Hand was unter mir ist, Hauiranì. Was über mir ist, Hauirihegemeége. Ich erreiche es nicht mit meinen Augen, (meine Augen reichen nicht so weit) chit henoáage. Ich erreiche es nicht mit meinem Verstande, (mein Verstand reicht nicht so weit) chig ñetunétaigit. Ich erreiche es mit meinem Bogen, ñaten. Reisende erreichen immer einander, holen einander ein, yaueraatà oder yauirétapegetà. Ich habe erreicht (entdeckt) was der andere im Schilde führet; ich habe seine Anschläge ergründet. La haui larenatrañek lauel. Ich habe erlangt, was ich begehret habe, la hauì eka kan aheliañrat kiñi. Hier sind noch andere Beispiele: Ich fürchte, rietachà; ich fürchte das Wasser, rietachahagam; es blitzet, rkàhagelk; es blitzet von weitem, rkàhagelkàtaigit; es glänzet, richàk; es glänzet an der Oberfläche, richàkatalgè; der Glanz verbreitet sich weit, richakatauge; ich mache die Thüre gegen die Gasse auf, hehòtouge a lahàm. Daher schreyen sie allemal, wenn sie in das Zimmer des Paters gehen wollen: Yhochiugè lahàm. Ich mache die Thüre gegen das Fenster auf, hehoto laham. Wenn ich die Doppelthüre zugleich aufmache: Hekótetelge laham; mache die Thüre zu, apeëgi lahàm; ich sterbe, Riigà; ich bin ein Sterbender, rügarari; ich sterbe am Ersticken, rügarañi, &c. &c.

Nun müßen wir anderer Partikel erwähnen, von welchen die Wilden vielfältig Gebrauch machen.

La, schon; setzen sie fast allen Zeitwörtern vor; la reokatari cachergaye, die alte weinet schon; la rielk, ich bin schon erschrocken; la nañam, ich trinke schon.

Tapek oder Tari bedeutet, an ein Zeitwort von hinten angehänget, etwas, was itzt gethan wird. Hakiriograñ, ich ackere die Erde; hakiriograñetapek, ich ackere itzt, da ich rede; haoachin, ich bin krank; haoachinetari, ich bin in diesem gegenwärtigen Augenblicke krank.

Kachit, ich thue, mache, aṙairaik akêpegak, ein zahmes Pferd; aṙairaikachit ahepegak; ich mache ein Pferd zahm.

Rielk, Ich erattere; rielkachit nihirenak, der Tieger hat mich erttatern gemacht. Ayerhégemegè, etwas hohes; ayercachihégemége, ich mache etwas hohes; ich setze es an einen hohen Ort.

R oder Ran hat in einigen Zeitwörtern die nämliche Bedeutung. Rpaè enaṙap, ein warmes Wasser; hapaeṙat enaṙap; ich mache das Wasser warm. Laà, groß, weit; Laaṙaṙat, ich erweitere; Lenechi, klein, dünn; Lenechitaṙat, ich verdünne; Haoate, ich schlafe; Haoacheṙan akiravalk, ich mache das Kind schlafen, schläfere es ein.

Ken ist frequentativ, und zeiget eine Gewohnheit und Fertigkeit an. Roélakikèn, er pflegt zu fechten.

Aagè, Lahërck, ein Werk, oder Yaaṙaiṙck eine Wissenschaft bedeuten gleichfalls, wenn sie an andere Wörter angefüget werden, eine Gewohnheit. Neoga latènk nañame-

ñametapek; gramachka lahërekaage; oder mat yaárairek aage, er schwelgt den ganzen Tag, das ist seine Beschäftigung, oder, das ist seine Wissenschaft; kurz, das ist seine Gewohnheit.

It bedeutet den Stoff, woraus etwas zusammgesetzt ist. Nichigeherit, ein Mantel von Otterfellen: denn nichigehe heißt auf abiponisch ein Fischotter. Kaeperit, ein mit Schutzpfählen (Pallisaden) befestigter Ort, auf spanisch la paliſada oder Eſtacada. Kaepak heißt ein Holz.

Hat bedeutet den Boden, worauf Bäume, oder was immer für Früchte wachsen. Nebokehat, ein Wald, wo es Palmbäume giebt. Neboke Gattungen der Palmbäume. Nemelkehat, ein mit türkischen Korn besäetes Feld, weil jenes nemelk heißt. Die Quaranier fassen sich eben so kurz; aber sie setzen statt hat *Ti*, z. B. Abati, türkisches Korn. Abatiti, ein solches Kornfeld. Peti, Toback. Petindi, ein Tabackfeld. Um des Wohlklanges willen, als welchen die Quaranier sorgfältig beobachten, verwechseln sie *ti* mit *ndi*.

Ik. Auf diese Sylbe gehen fast alle Namen der Bäume aus. Apèhe, die Frucht Chañar. Der Baum. Apehik, Oaik heißt ein weißes Johanns rod. Roak ein rothes. Die Bäume, worann es wächst, oaik, Roaikik; wiewohl Hamáp ein Johannsbrod überhaupt bedeutet.

Reki heißt ein Gefäß, ein Ort, ein Werkzeichen, worinn etwas verschlossen, erhalten oder aufbewahret wird. Nañamreki, ein Becher von Nañam, ich trinke. Neetriki, bedeutet das Nämliche; denn ñeet und nañam sind gleichbedeutende Wörter. Katañanreki, ein Backofen

ofen, ein Rauchfaß von Nkaatek, Feuer. Keyekanreki, ein Kahn oder Waschtrog von Keyaranrat, eine Saise.

Layit bedeutet eben so viel als Reki. Yabogek layt, eine Tobacksdose; denn yabogek heißt ein zerriebener Taback; ahëpegrlayt, ein Zaun, womit Pferde eingeschlossen werden.

Lanà ist vielfältig im Gebrauche, und oft die einzige Aushilfe, zu welcher Anfänger in dieser Sprache, um sich verständlich zu machen, ihre Zuflucht nehmen. Es bedeutet ein Werkzeuchen, Mittel oder einen Theil, um etwas zu machen oder zu ergänzen. Beispiele werden uns ein Licht hierüber anzünden. Die Abiponer kauen täglich an einer Masse, die aus Tabackblättern, aus Salz und dem Speichel der alten Indianerinnen, womit selbe zusammengeknettet wird, besteht, und welche sie ihre Arzney nennen. Sie kommen daher fast stündlich zu ihrem Missionär. Tachkaue Pay npeetek Yoetà, sagen sie: Pater! gieb mir Tabackblätter, meine Medizin. Haben sie diese so setzen sie gleich hinzu: Tach kaue achibiraik noetà lanà. Gieb mir auch ein Salz; weil es ein Bestandtheil ihrer Arzney ist. Hierauf tritt eine anderer zu ihm mit den Worten: Tachkaue lataran lpahe lanà. Gieb mir ein Messer zum Fleisch schneiden; oder. Tachkaue keëpe yëeriki lanà, gieb mir eine Axt, damit ich mein Haus bauen kann. Die der Sprache besser kündig sind, enthalten sich meistens des Wortes lana. Sie bilden anstatt desselben aus den Zeitwörtern Hauptwörter, wodurch sie das Mittel oder Werkzeuchen zu einer Sache gar zierlich ausdrücken. Z. B. Noetaren, heilen. Noetarenataranrat, die Arzney. Noetaranatarankate, ein medizinisches Instrument. Hakiriogran, ich ackere. Kiriograukate, ein Pflug. Nahategran, sich

scheeret. Ahategkatè, die Scheere oder Lichtputze, weil man damit den Tocht gleichsam scheeret. Gehaya, ich sehe an. Gekarlatè, ein Spiegel. Rietachà, ich fürchte. Netachkatkankat, etwas womit man den andern Furcht einjagt. Besonders häßliche Gesichter pflegt man scherzweise so zu nennen, das ist, Schreckenbilder.

Latè zeigt den Ort der Handlung an. Z. B. Nahamatkatè, der Ort eines Gefechtes. Kiniekalatè, der Ort, wo gegessen wird, das ist, der Tisch.

Was man aus Europa zu ihnen bringt, oder Europäer ausdenken, bezeichnen sie mit sehr passenden, und aus ihrer Sprache hergenommenen Benennungen. Sie wollen nicht wortarm scheinen, und ihre Sprache mit fremden erbettelten Wörtern verunzieren, wie andere Amerikaner, welche von den Spaniern allerlei Wörter borgen. Die Pferde heißen auf spanisch cavallos, auf guaranisch cavayù. Die Ochsen nennen die Spanier Nobillos, die Guaranier Nobì &c. Bei den Abiponern hingegen bedeutet ein Pferd ahèpegak, ein Ochs aber yùihàk. Einen Stier nannten sie in ihrer Muttersprache yùihàk lepà, das ist, einen unbeschnittenen Ochsen, wiewohl sie vor der Ankunft der Europäer von dergleichen Thieren nichts wußten. Die Kirche heißt auf abiponisch Loakal Keriki, das Bilderhaus, oder Natamenkeki, ein Ort, wo man Gott Dank sagt. Eine Flinte, Netelkankè, welches einen Bogen anzeigt, womit man Pfeile abschießet. Vielleicht ist es von dem Worte Neetè, ein Ungewitter abgeleitet, weil der Knall einer Flinte dem Donnern bei einem Ungewitter gleichet. Das Schiespulver Netelkankè leenka, das Flintenmehl. Ein Buch, lakatka ein Wort, eine Sprache, ein Gebett. Einen geschriebenen Brief oder ein anderes geschriebenes oder gemahlenes Zettelchen,

Elërka, welches Wort sie brauchen, wenn die Weiber die Otterfelle mit allerlei Linien und Zügen rothbemahlen, um nachher Uiberkleider wider den Frost daraus zu machen. Eine Zucker- oder Wassermelone, kaáma lakà die Speise der Spanier. Seele, Schatten, Echo, Bild, führen bei ihnen einerlei Namen; alle zusammen heißen nämlich: Loákál oder Lkihì. Bei den Lateinern galt einst imago, das Bild, auch für den Widerhall. So dichtet Valerius Flakkus (l. 3. Argon.) Rursus Hylam, et rursus Hylam per longa reclamat avia, responsant sylvae et vaga certat imago. (Auf allen Wegen schrie er immer Hyla Hyla, so daß die Wälder davon ertönten, und der Widerhall seinen Ruf weit und breit herumtrug.) So wie das Bild die Figuren vorstellet, so stellet auch das Echo die Stimme vor. Die Baumwolle, die man spinnet, und webt, heißen sie Apaŕaik, ein Gespinnst. Das Getreid, etanta lpetà das Brodkorn. Netelŕanŕe lpetà, die Musquetenkugeln, oder auch kaama lanaŕha, die Pfeile der Spanier. Saiten oder eine Geige liuigi, welches sonst die Lenden eines Thieres anzeigt. Was immer für ein Metall lekàt; Silbermünzen, lekacháole kleine Metalle. Die Hölle, Aalò labachiñi, den Mittelpunkt der Erde oder keevét lëeriki, das Haus des Teufels. Ein Hemd, yelamŕkie. Die Strümpfe oder Stiefel, lichil lelámŕkie. Die Beinkleider, ykiemaŕha. Die Schuhe, yachrháŕlatè. Einen Hut, ñoaŕà. Eine Haube, Mütze, oder was immer für ein Kopfzeug, yétapehè. Die gläsernen Kugeln, womit sie Hals, Arme und Füße zieren, ekalŕaye. Andere dergleichen Ausdrücke übergehe ich.

Diese Wilden sind auch Liebhaber von Metaphern, z. B. Haben sie Kopfschmerzen; so schreyen sie: là yivichigi yemaŕat: der Kopf ist böse auf mich. Sind

sie müd von der Arbeit, so sagen sie lächelnd: là yivichigi yauigra, das Blut ist bös auf mich. Sind sie zornig, so versichern sie: la ànahegem yauel, das Herz hebt sich in mir empor. Macht sie eine Beschwerniß ungeduldig, so ruffen sie: là lànamouge yapik, meine Gedult ist erschöpfet, das kann und werde ich nimmermehr ertragen.

Wiewohl die Quaranier und andere amerikanische Völkerschaften in ihren Sprachen blos Nachsetzwörter haben, so mangelt es den Abiponern dennoch nicht an Vorwörtern. So sagen die Quaranier, wenn sie mit der Hand das Kreuzzeichen machen: Tuba, haé Tayra, hae Espiritu santo rera pipe. Amen. Des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes Namen in Amen; denn Pipe heißt in, und Rera Namen. Die Abiponer hingegen sprechen: Men lakalàtoèt Netà, kat Naitarat, kachka Espiritu sànto. Amen. Im Namen des Vaters und des Sohnes ꝛc. Men bedeutet in, lakalàtoèt, dem Namen. Mèn; Mek, kèn; En, kerà gelten für in oder zu mit oder ohne Bewegung. Men aaloa, Men hipigem, auf der Erde, im Himmel. Lahik ken nepàrk, ich gehe itzt auf das Feld. Là rihi mek kàama loetà, ich gehe itzt in das Land der Spanier. Das Vorwort mit, insofern es eine Gesellschaft andeutet, kennen sie nicht. Den Satz: ich werde mit dir gehen, drücken sie also aus: grahauitapekam, ich werde dich begleiten. Desgleichen durch auch. La me? clachkehin, du gehst fort? auch ich. Der Herr ist mit dir, Dios gnoakara hinitaroat, der Herr ist dir beigesellet. Haraà ist ein Vorwort, welches ein Werkzeug andeutet, womit etwas gemacht worden ist. Yoale yahàmat nihirenak naraà lohélete, ein Indianer erlegte einen Tieger mit

einer Lanze. Yágam, wie oder gleichwie. Koaká yágam neteginik, er fällt wie ein Hund an.

Die Beiwörter vertretten bei ihnen meistens die Stelle der Nebenwörter. Diese werden in Ansehung der vergangenen und künftigen Zeit wie Zeitwörter verschiedentlich abgeändert. So heißt Ariaik, itzt gut oder wohl. Kemen ariaik kàn! Wie gut war es! kàn ist das Merkzeichen der vergangenen Zeit. Ariaekàm, es wird gut seyn. Am ist das Kennzeichen der künftigen Zeit. Kitè, itzt; kitekàn, es war itzt; kitàm, es wird bald seyn. Fragt man in Ansehung einer vergangenen Zeit, so muß man sagen: hegmalagò, wann; bei einer künftigen aber hegmalkàm. Im Betreff der ersten sagen sie: negehetoè, lange schon; hakekèmat, itzt in diesem Augenblick. Chigahàk, noch nicht; kitneoga, heut; kit nénegin oder kit nehaol, diese Nacht; gnaàma, gestern. In Rücksicht auf die letzteren antworten sie: Amà, amlayerge, chitlkihe, nach langer Zeit. Amlà, hernach; am richigni, morgen; amekere lahaua, übermorgen; am naama, gegen Abend. Und wird durch kachka, kach oder kat, wie es hernach mit dem folgenden Buchstaben am besten zusammenstimmt, ausgedrückt. Nicht heißt in allen Fällen ynà. Ja wird nach dem Unterschied des Alters und des Geschlechts verschiedentlich genommen. Hée antworten alle Männer und Jünglinge; Hàà hingegen alle Weiber, wenn man sie frägt. Die Alten bejahen alles mit einem tiefen Schnarchen. Dieses kann man mündlich besser und leichter als schriftlich, niemals aber ohne Gefahr heiser zu werden erklären. Je stärker und läuter sie schnarchen, desto unzweydeutiger ist ihr Beifall.

Eini-

Kùrigri, corat, miekaenegen, warum, aus welcher Ursache? Miéka enegen nkaué, nauichi ena? Was war die Ursache, daß du kamst? Men ist ein Fragewort, welches das Wort ob anzeiget. Men leerà? Ist es wahr? Klerà, es ist gewiß. Chigera, es ist nicht wahr. Wenn sie an der Wahrheit einer Sache zweifeln, so antworten sie: Eùrimigi. Bisweilen verbinden sie, wenn ihnen die Erzählung des andern verdächtig vorkömmt, die vergangene Zeit mit der künftigen, und antworten spottweise: Kánigrà lecràm, einst vormals wird dieses wahr seyn. Kánigra ist die vergangene und leerám die künftige Zeit.

Wird der Buchstabe M einem Zeitwort vorgesetzet, so bedeutet dieses eine Frage. Z. B. M'ayte nauachieka? Sind es viele Soldaten? M'oachiñi? Bist du krank? Ist der erste Buchstabe, der auf M folget, ein Mittlaut oder ein H, so wird dieser ganz verbissen. M'anekam ena? Wird er hieherkommen? Hier wird bei dem Zeitworte Hanekam, er wird kommen das H gänzlich ausgelassen, und Manekam gesprochen. M'auichi kena? Ist er hergekommen? Aus Nauichi wird in diesem Falle das n gleichfalls ausgemerzet und mit M verwechselt; Mauichi. Mik, allein; oder Mik mich sind Fragewörter. Mik mich grihochi? Befindest du dich wohl? Sonst wird auch die Frage durch den blossen Ton und die Erhebung der Stimme zu erkennen gegeben. Layàm nauichi? Bist du endlich gekommen? Origeena und Morigi zeigen zugleich eine Frage, und zugleich einen Zweifel an. Morigi npágak oenék? Vielleicht schämt sich der Jüngling? Hegmihínerkam? Was wird es endlich wohl seyn? Orkeenam, ich weiß nicht, was noch geschehen wird, oder was es seyn soll.

Latàm, beinahe. Es hat wenig gefehlt, daß ich nicht ertrunken bin, latàm riýgarañi. Latam riahàmat ýiuihak, der Ochs hat mich fast getödtet. Yt oder ych, nur allein, blos. Tackaue yt lenechíavalk, gieb mir nur etwas weniges. Mat oder gramachka endlich wenn etwas nachdrücklich und mit einer gewissen Prahlerey bejahet wird. Gramachka Abipon yapochi, endlich sind die Abiponer starkmüthig. Eneha mat yoale, das ist endlich ein Mann. Chik, chit, chichi sind Verbietungswörter, wie ne bei den Lateinern. Chikgrakalagritani, zweifle nicht. Chichi noaharegrani, lüge nicht. Klatùm keèn, obwohlen; oagan, dennoch. Eneha klatum keèn èuènek, oagan netachkaik, wenn er gleich schön ist, so ist er doch furchtsam. Tan, weil; mìoge, darum. Tán ayte apatàye ken nepark, màoge ehik àatèkan. Weil es auf dem Felde viele Schnacken giebt, darum habe ich nicht geschlafen. Men, Men, gleichwie, also. Men netà, men naetarat, wie der Vater, so ist auch der Sohn.

Sie haben auch verschiedene Ausruffungs oder Zwischenwörter der Verwunderung, des Schmerzens, der Freude, rc. Kemen apalaik akami! Wie schmuzig, wie karg bist du! Kemèn naìchik oder kimili naìchik! O wie wird mir dieses nützlich seyn! ist eine Danksagung für eine empfangene Gabe; denn die Abiponer und Quaranier haben in ihren Sprachen kein Wort, welches Danksagen, oder die Dankbarkeit anzeigte. Es ist demnach kein Wunder, daß sie die Dankbarkeit, da sie selbe dem Namen nach nicht kennen, auch in der That so schlecht beweisen. Wohlthaten sind bei ihnen wie ein Schriftsteller sagt, wie Blumen, und nur so lang von einem Werthe, als sie frisch sind. Eine einzige abschlägige Antwort pflegt bei den Indianern das Andenken

ken an alle vorher genossene Wohlthaten gänzlich zu vertilgen. Die Quaranier danken nach erhaltenem Geschenke mit einer ähnlichen Redensart: Aquiyebetel angà, das wird mir ersprießlich seyn. Bisweilen sagen die Abiponer, wenn man ihnen das, was sie verlangen, gegeben hat, blos kliri, das wars, was ich haben wollte. Sonst pflegen sie auch, wenn sie sich verwundern, oder jammern, auszuruffen: Kemekemat! Ta yeegàm! Ndrê, welches sie zu sagen pflegen, wenn sie ein unvermuthete Vorfall in Erstaunen setzt. Tayretà! O du armer!

Dieses ist mehr als hinlänglich meinen Lesern von den Schwierigkeiten, und dem verwickelten Gewebe der abiponischen Sprache einen Begriff zu geben; denn wenn ich alles zu einer vollständigen Sprachkenntniß nöthige anführen wollte, würde ich schon damit einen ziemlichen Band anfühlen. Der P. Joseph Brigniel der erste, welcher an die Bildung dieses Volkes Hand anlegte, indem er bei zwölf Jahren der Kolonie von S. Hieronymus vorstand, war auch der erste, welcher die Sprache der Abiponer gelernet, und bald darauf auch gelehret hat; von den Wilden sich anfangs unterrichten ließ, und nachmals die Patres, die ihm zu Hilfe geschickt wurden, selbst unterrichtete. Er hat die vornehmsten Hauptstücke der Religion und die feyerlichen Gebetter der Kirche in das abiponische übersetzt, und damit der ganzen Nation, welche in vier Kolonien eingetheilet wurde, einen wichtigen Dienst geleistet. Es ist unglaublich, wie viel Mühe ihm dieses Studium gekostet hat, wiewohl übrigens seine Geduld eben so unerschöpflich, als ihm sein Gedächtniß getreu war. Deutsch, latein, französisch und italiänisch sprach er fertig; spanisch aber und quaranisch auch zierlich: denn bei den Quaraniern war er lange Zeit Missionär. Sechs Sprachen verstand er aus dem Grun-

de. Aber um mit den Abiponern blos stammeln zu können, das kostete ihm Mühe und Arbeit. Er ließ auch wirklich nichts unversucht, um die Bedeutungen und Biegungsarten der Wörter nebst deren Gebrauch aus ihnen herauszuforschen: allein seiner Lernbegierde und seinem Fleiße kamen weder Lehrmeister noch Bücher zu statten. Es ist wahr, bei den Abiponern waren Spanier, welche, da sie noch als Knaben im Kriege von den Abiponern gefangen worden waren, dieser ihre Sprache vollkommen inne, aber dafür auch ihre Muttersprache völlig vergessen hatten. Die in ihrem gestandenen Alter in die Gefangenschaft der Abiponer gerathen, gewöhnen sich dieser ihre Sprache so schlecht an, daß sie kaum vier Wörter ohne eben so viele Fehler aus ihrem Munde herausbringen. Sie verlernen ihre Muttersprache ohne die fremde gehörig zu lernen. Sie sprechen beide und verstehen keine recht. Ebendieses widerfuhr auch vielen Deutschen, Italiänern und Franzosen in Amerika, welche ihre Muttersprache vergaßen ohne sich doch die spanische jemals vollkommen eigen zu machen. Ebendieses gilt auch von den Abiponern, welche aus der spanischen Gefangenschaft zu den ihrigen zurückkehren. Von den Gefangenen lernt man weit eher unrichtig als richtig sprechen. Hatten wir uns aber jemanden gemiethet, der beide Sprachen auch nur mittelmäßig inne hatte, guter Gott! wie viele Unannehmlichkeiten mußten wir dabei überwinden! Fragten wir ihn, wie dieß oder jenes auf abiponisch hieße, so antwortete er so unverständlich und zweydeutig, daß wir keinen Buchstaben, ich will nicht sagen, eine Sylbe daraus hätte abnehmen können. Drang man in ihn, daß er das nämliche Wort zwey oder dreymal aussprechen sollte, so ward er unwillig und verstummte. Kaum war die Stunde des Unterrichts vorbei, so foderte er täglich seinen Lohn für die

die etlichen Worte, die er uns vorsprach: heut ein Messer, morgen eine Scheere, übermorgen Glaskugeln, ein andersmal wieder was anderes und kostbareres. Gab man ihm nicht, was er verlangte, so kam er schwerlich wieder. Gab man ihms, so wurde er im Begehren täglich unverschämter. Ein Schüler ist übel daran, wenn die Lehrmeister selten oder nur für ein hohes Geld zu bekommen sind. Ich läugne nicht, daß man die Benennungen der Dinge, welche uns vor Augen schweben, durch den täglichen Umgang mit den Indianern nach und nach lernt: allein das Unsichtbare, was Gott oder die Seele betrifft, wird man erst errathen müßen, und nur durch eine langwierige Uibung sich bekannt machen. Wenn von Pferden, Tiegern und Waffen die Rede ist, spricht jeder Abiponer wie Cicero und Demosthenes. Entsteht aber über die Seelenkräfte, das menschliche Herz oder über Tugendübungen eine Frage, dann stehen sie sprachlos da, oder sie geben Antworten, worinn alles in unauflösliche Räthseln gehüllet ist.

Als wir quaranisch lernten, erleichterten und verkürzten uns Sprachlehren und drey Wörterbücher, welche die P. P. Anton Ruyz de Montoya, und Paulus Restivo ein Sicilianer herausgegeben haben, unsere Arbeit. Mittelst dieser Bücher machten wir einen solchen Fortgang; daß wir zu Ende des dritten Monats auf das Urtheil vier älterer Examinatoren aus unserer Gesellschaft, welche uns auf Befehl unserer Oberen in der Kenntniß dieser Sprache auf das schärfeste prüfen mußten, die Erlaubniß erhielten, Quaranier Beicht zu hören. Da es uns bei den Abiponern an diesen Hilfsmitteln und Büchern mangelte, so suchte selbe der P. Brigniel mit Anspannung aller seiner Kräften durch seinen uner-

müdeten Fleiß zu ersetzen. In seinen Unterredungen mit den Wilden haschte er immer nach den neuen Wörtern und zierlichen Ausdrücken, so wie Vögel aus dem Dünger Getreidekörner herauszulesen pflegen, trug sie in seine Kollektanten ein, und schrieb endlich ein Lexikon zusammen, welches mit der Zeit über 150 Bogen betrug. Andere Patres schrieben es ab, feilten es aus, und bereicherten dasselbe mit wichtigen Zusätzen. Es hält nämlich nicht schwer die Erfindungen anderer zu verbessern; weil die Nachkommen sich auf die Schultern ihrer Vorfahrer stemmen, und folglich weiter und mehr sehen können. Pizzaro ist in das reiche Peru und Cortes in Mexiko eingedrungen, allein, erst nachdem Columbus, welcher Amerika zum ersten sah, ihnen den Weg in die neue Welt gewiesen hatte. Unser Brigniel brach gleichfalls die Bahne in diesen undurchdringlichen Labyrinthen, welche über die abiponische Sprache verbreitet waren, leitete den Gang der übrigen, und zündete ihnen dadurch, daß er die Grundzüge zu einer abiponischen Grammatik zeichnete, ein hinlängliches Licht an, welches allein seinen Namen unvergeßlich machen soll. Er war zwey Jahre hindurch mein Hausgenosse und Lehrmeister. Ich schrieb mir gleichfalls ein Wörterverzeichniß zusammen aber nicht nach der Ordnung des Alphabets, sondern auf die Art, wie Amos Comenius sein *Vestibulum linquarum* ausgearbeitet hat. Ich habe dasselbe noch bis auf diese Stunde.

Was die Kenntniß der abiponischen Sprache so schwer macht, ist der lächerliche Gebrauch der Wilden, gewisse allgemein angenommene Wörter abzubringen, und sie mit neuen zu verwechseln. Diese Gewohnheit schreibt sich von ihren Leichenceremonien her. Die Abiponer wollen alles vertilgen, was das Andenken des Verstor-

kenen

denen rege machen könnte. Daher werden die allgemeinen Nennwörter, wenn sie mit dem Namen des Verstorbenen einige Aehnlichkeit haben, nicht mehr gebraucht. Zu S. Hieronymus starb einst ein abiponischer Jüngling Namens *Haud* an der Auszehrung. Dieses nämliche Wort hatte dazumal eine Nadel oder einen Dorn bedeutet; allein seit dem Tode des Jünglings galt es nichts mehr und wurde mit Nichirenatè vertauschet, so daß durch dieses nachmals eine Nadel angezeigt wurde. Die ersten Jahre, die ich bei den Abiponern zubrachte, fragten sie täglich: Hegmalkam kahamatek? Wann werden die Ochsen geschlachtet werden? Allein wegen des Hinschieds eines Abiponers wurde das Wort kahamatek unterdrücket, und statt dessen Hegmalkam negèrkatà durch einen öffentlichen Ausruff gesetzet. Das Wort Nihìrenak, ein Tieger ist in Apañigehak; Peùe, ein Krokodil in kaeprhak; kaàma, die Spanier in Rikil umgestaltet worden; weil besagte Wörter mit den Namen jüngstverstorbener Abiponer einigermassen übereinkamen. Ich übergehe mehrere Vorfälle dieser Art mit Stillschweigen. Daher kam es, daß unsere Wörterbücher von einer Menge ausgestrichener Wörter verunstaltet waren, weil man immer die veralteten Wörter daraus ausmerzen, und dafür die neuen hineinsetzen mußte. Die Erfindung der neuen Benennungen ist das Vorrecht und Geschäft der alten Indianerinnen. Ich verwunderte mich oft, daß die neuerfundenen Wörter allen auch den entferntesten Horden sogleich bekannt werden, und daß die ganze Nation die Erfindung und den willkührlichen Ausspruch eines alten Weibes so einhellig annimmt, und so gewissenhaft darüber hält, daß Hohe und Niedrige sich schwer zu versündigen glaubten, wenn sie das abgekommene Wort noch einmal aussprächen.

Außer diesem giebt es noch einen anderen Umstand, welcher den Anfängern das Lernen dieser Sprache ungemein erschweret. Die Adelichen oder Vornehmen heißen bei den Abiponern Hëcheri, oder nelaƙeykatè, und unterscheiden sich von den gemeinen sogar auch durch die Sprache. Sie brauchen wohl die nämlichen Wörter, aber sie verunstalten selbe durch das Dazwischen- oder Hinzusetzen anderer Buchstaben dergestalt, daß man eine ganz neue Sprache zu hören glaubt. Die Namen der Männer, die da in diese Klasse der Adelichen gehören, gehen in *in*, und die der Weiber (denn auch diese werden in den Adelstand erhoben) in *en* aus. Diese Sylben muß man sogar, wenn man mit ihnen oder von ihnen redet, den Zeit- und Hauptwörtern hinten anhängen. Den Satz: **Dieses Pferd ist** *ein* **Eigenthum des Kapitäns** *Debayakaikin*, würde ein Abiponer in der Sprache der Gemeinen also vortragen: Eneha ahëpegak Debayakaykin kelà. In der Sprache der Hëcheri aber muß man sagen: Debayakaykin- lilin. Kömmt ein gemeiner Abiponer, so grüßen sie ihn mit den Wor- Là ñauichi? Bist du schon da? Worauf der andere La ñaue, ich bin schon da, antwortet. Kömmt aber ein Adelicher, so heißt der Gruß: Là ñauirin, bist du schon da? worauf der andere mit vielem Schwulste und im Tone der Vornehmen sein: la ñauerinkiè erwiedert. Die verschiedenen Sylben, welche sie in die gemeinen Wörter hineinmengen oder zu selben hinzufügen, machen die Rede so dunkel, daß die Vornehmen eine besondere Sprache zu sprechen scheinen. Sie haben sogar einige ihnen eigenthümliche Wörter, deren sich die meisten Gemeinen enthalten. So heißen diese eine Mutter Latè, die Adelichen hingegen Lichià; so, wenn auch die Gemeinen einen Sohn Laëtarat, die Vornehmen aber Illaëk. Die übrigen Fälle übergehe ich. Oft ärgerte ich

mich

mich aber die Yaaukanigas die hochmüthigsten unter den Abiponern, weil bei ihnen aller Pöbel Weiber und Knaben die Sprache der Adelichen mit vielem Stolze nachäffet. Einige affektiren diesen Stil der Hécheri um andere lachen zu machen. Wir bedienten uns unsererseits weder in Erklärung des göttlichen Wortes noch in unseren häuslichen Unterredungen einer andern als der gemeinen Sprache, weil sie jedermann verständlich ist.

Ich habe gesagt, daß es dreyerlei Abiponer gebe: die Rüicahe, Nakaikétergehe, und die Yaaukanigas. Alle reden einerlei Sprache. Jeder von ihnen versteht alle seine Landesleute, und wird auch von allen verstanden. Dennoch findet man bei jedem dieser Volksstämme besondere Wörter. So nennen die Rüicahe die Schnacken *Ayté*; die Nakaikétergehe aber *Apatáyé*. Beide Benennungen passen auf die Schnacken ganz vortrefflich: denn Ayté heißt viele. Apatáye hingegen wird von napàta abgeleitet, welches eine Binsendecke, die ihnen statt eines Daches dienet, bedeutet indem es in den Gegenden der Abiponer so ungeheure Schnackenschwärme giebt, daß selbe die Einwohner nicht blos zu bedecken sondern auch zu erdrücken scheinen. Trincken bedeutet bei den Rüikahe *neèt*, bei den Nakaigétergehe *nañàm*. Die ersten nennen das Haupt Lapañik, die letzten Lemafat. Die Yaaukanigas richten sich in dem Sprachgebrauch bald nach diesen, und bald nach jenen: in einigen Stücken aber gehen sie von beiden ab. Den Mond nennen die übrigen Grauèk, die Yaaukanigas aber Eergraik, das ist vorzugsweise den Stern. Der Regenbogen heißt bei andern Oàheta, bei diesen hingegen Apich. Ich lasse die übrigen Beispiele weg. Allein alle diese Verschiedenheiten machen nur wenig

Schwie-

Schwierigkeit, und sind nichts weniger als sonderbar. Wie viele Völkerschaften reden deutsch, aber wie wenig gleichen sie sich in ihren Mundarten, und selbst an den einzelnen Wörtern! Die einen heißen das Pferd, was andere Roß, und noch andere Gaul nennen. Wie sehr ist der Dialekt eines Toskaners von dem eines Mayländers, Savoyers oder Venetianers verschieden! Wie weit geht ein Kastilianer von einem Arragonier, Biskayer, einem Einwohner von Navarra oder Valentia ab! Ich werde nun, um den ungeheueren Unterschied, der zwischen den amerikanischen Sprachen obwaltet, desto anschauender zu machen, etliche Muster derselben als einen Anhang hieher setzen.

Achtzehntes Hauptstück.

Verschiedene Muster amerikanischer Sprachen.

Ich habe oft über diejenigen gelachet, die mit weniger Scharfsicht, als Neugierde die Frage an mich stellten, wie die amerikanische Sprache klinge? Diese Unwissenden waren nämlich der Meinung, daß alle die unzähligen Völker der ganzen grossen Erdehälfte einerlei Sprache reden. Allein wie ich schon gesagt habe, so hat nicht nur jede Provinz sondern auch jede Nation einer jegli- Provinz eine eigene, welche von allen übrigen himmel- weit unterschieden ist. Um diesen Unterschied jedermann vor Augen zu stellen, habe ich das Kreuzzeichen, wie man es nach römischkatholischem Gebrauche macht, in vierzehnerlei amerikanischen Sprachen hiehergesetzet. Zwey davon nämlich das quaranische und abiponische mache ich selbst; denn ich habe mich achtzehn Jahre lang in denselben geübt. Die übrigen haben mir meine Mitpa- tres, welche ihre Tage bei anderen Indianern verlebt haben, aufgezeichnet. Hätte ich alle Patres, die das Evangelium in Amerika verkündigten, um die nämliche Gefälligkeit angegangen, so würde ich vermuthlich nicht weniger als hundert Sprachen in dieser meiner Geschich- te zum Vorschein bringen. Ich habe aber hier etwas zum Voraus zu erinnern. Die Spanier und Portugie- sen pflegen immer ein zweyfaches Kreuz zu machen. Anfänglich pflegen sie Stirn, Mund und Brust mit dem Kreuzzeichen auf deutsche Art zu bezeichnen, und dabei

fol-

folgende Worte zu sagen: Por la señal de la santa Cruz de nuestros enemigos libra nos Dios nuestro señor. **Durch das h. Kreuzzeichen befreye uns o Gott, unser Herr! von unseren Feinden.** Nach dieser Vorrede legen sie die Hand auf die Stirne, die Brust, und die beiden Schulter nach Art der Lateiner mit den Worten: En nombre del Padre, y del hijo, y del Espiritu santo, Amen. **In Namen des Vaters, und des Sohnes und des h. Geistes. Amen.** Dieses zweyfache Kreuzmachen heißen die Spanier persignarse, y santiguarse, sich bezeichnen und heiligen. Die Indianer mußten nach den Gebräuchen der spanischen Kirche gebildet werden. Aus diesem Grunde wird immer die erste von den indianischen Formeln, die ich anführen werde, das: **Durch das h. Kreuzzeichen** ꝛc. die zwote hingegen immer das: **Im Namen des Vaters** ꝛc. bedeuten. Die Buchstaben Ch müßen nach der spanischen Art zu lesen ausgesprochen werden. Wenn man also liest: Nachahèt, so muß man Natschahèt sprechen. Man verwundere sich nicht, wenn man in diesen Formeln die Wörter Dios, Crùz, Curuzù, Crusipà und Espiritu santo, welche theils spanisch, und theils aus dem spanischen hergenommen sind, öfters gewahrnimmt; denn die Amerikaner haben in ihrer Sprache keine eigentlichen Wörter für Gott, das Kreutz und den h. Geist. Einige können in ihrer Muttersprache das Kreuz, andere Gott nennen; aber die Nation, die für den h. Geist einen schicklichen Ausdruck aufweisen könnte, existirt in Amerika nicht.

Die Quaranier in ihren 32 Flecken

sagen also: Durch das h. Kreuzzeichen ꝛc. I. Santa Curuzù raangaba rehe oreamotarymbara agui orepiŝirò epè Tupã oreyara.

Im

Im Namen des Vaters ꝛc. 2. Tuba, hae Tayra, hae Espiritu santo rera pipè. Amèn.

Man bemerke, daß der mit ^ bezeichneten Buchstabe durch die Nase, der mit ˘ durch die Kehle, und der mit ◡ durch die Nase und Kehle zugleich ausgesprochen werden muß. ç hat bei den Spaniern den Laut des z. Da die Quaranier keine Vorwörter sondern Nachwörter haben, so lauten beide Formeln also:

I. Des heiligen Kreuzes Zeichen durch unseren Feinden von befreye uns Gott unser Herr!

II. Des Vaters und des Sohnes und des h. Geistes Namen in. Amen.

Die berittenen Abiponer.

I. Kaàna nachahèt santa likinřanala oahayegalgè gnaigřoà Dios-gnoakàra.

II. Men Lakalàtoèt netà, kat Naitařat, kachka Espiritu santo. Amen.

Die Mocobis oder Amókebit in 2 Flecken, eine berittene Nation.

I. Kena Letanèk santa Latizenřanřat gdomařti kenoà nokiatedořba Dios Gnoakodo.

II. Kelenřat Neta, oka Ilialek, Espiritu santo. Amèn.

Anmerk. Das r̂ wird wie bei den Abiponern weder wie r noch wie g ausgesprochen, sondern es hat einen aus beiden Buchstaben zusammgesetzten Laut.

Die Tobas oder Ńatákebìt in einem Flecken, eine berittene Nation.

I. Tigàga Laanèk santa Lottisdagánnadak Nisontiagà kannalatagáua Abockiakatit Señor okkómi.

II. Lettaà, llalek, Espiritu santo Leenagàt. Amen.

Die Mbayas oder Eyiguayegi, Quaykuru, oder Oaekakalòt.

Eine berittene Nation in einem Flecken.

I. Santa Nikenaganalatè liguàga talo Konogoà emà konoelgòdòdipi àkami Dios Konibotàgodi.

II. Tigi liboonágadi Eliódi, Liónigi, ninàga Espiritu santo. Amen.

Diese Sprache scheint sanfter, weicher und süßer als die anderen zu klingen. Mit den Buchstaben F und R verträgt sie sich nicht. Hingegen hat sie das D, das L und G um so viel lieber. Allein die Mbayas, welche gedachte Sprache reden, waren die wildesten unter allen Nationen, groß vom Körperbau, kriegerisch, und allen fürchterlich. Diese allein halten die Abiponer für tapfer, wiewohl sie sonst alle andere paraquayischen Nationen verachten. Die letzteren vier Sprachen, als die der Abiponer, Mokobier, der Tobas und Mbayas sind aus einerlei Grundsprache entstanden. Dieß zieht keiner von uns in Zweifel. Allein wie sehen sich die Schwestern einander so wenig gleich!

Wie

Wie verschieden sind ihre Züge! Der Abiponer nennt das Kreuz Likinkanala; der Mokobier Latizenkankat; der Toba Lottisdagànagak, und der Mbaya Nikenaganagalate. Was hat man je Unähnlicheres gesehen! Das Zeichen heißt der Abiponer Nachahèt; der Mokobier Letanck; der Toba Laanèk; der Mbaya endlich Liguaga. Dise Umstaltung der zwey angeführten Wörter ist zwar erstaunlich, aber für uns Europäer nichts weniger als befremdend. Wir wissen, daß die böhmische, slavonische, croatische, ratzische, russische, pohlnische, windische und krainerische Sprache von der illyrischen abstammen; daß die italiänische, französische, spanische, portugiesische, katalonische, sardinische und friaulische sich von der lateinischen herschreiben; und daß die flandrische schwedische, dänische, helvetische ꝛc. Töchter der Deutschen sind. Allein welch ein Unterschied unter den verwandten Sprachen ihres gemeinschäftlichen Ursprungs ungeachtet? Ein Deutscher wird einen Niederländer, ein Krainer einen Russen, der Italiäner oder Spanier den Franzosen nur mit der äusersten Mühe kümmerlich verstehen, oder vielmehr den Sinn seiner Worte errathen müßen. Wir schifften im Jahre 1748 in Gesellschaft mit Schweden von Livorno nach Lissabon; im Jahre 1769 aber mit Dänen von Kadix nach Italien. Wenn diese ihre Landessprache redeten, so waren sie uns Oesterreichern eben so unverständlich, als ob sie lauter Räthsel gesagt hätten. Nun wollen wir zu denjenigen Sprachen hinübergehen, welche selbst dem Ursprunge nach von einander verschieden sind. Da ich keine aus selben verstehe, so dürfen meine Leser nicht besorgen, daß ich sie mit langen Anmerkungen unterbrechen werde.

Die Lules und Ysistines in 2 Flecken.

Unberittene Nationen, deren Sprache man gewöhnlich Tonocotè nennt.

I. Santa Cruz Yapsaps tayulè Enunupçén ùś tacési çen.

II. Pe, kuè, Espiritu santo úétplè. Ámen.

Die Vilelas (auf abiponisch Raregkankaik) Passain und Chunipies.

Unberittene Nationen in 2 Flecken.

I. Santa Cruz udcebeb rurup Gosagpilét Nakis, ummoyóm Dios Pekís.

II. Tatè, Ynakè, Espiritu santo guatebè. Amen.

Die Mataquay (auf abiponisch Ychibachi.)

Eine unberittene Nation in einem Flecken.

I. Ta noltelxanék santa lekakilús Thetla Lekoix naimameg Illabug Illakatupà.

II. Noala ku lei, uet las lei, uet Espiritu santo yhilei. Amen.

So abscheulich diese Sprache klingt, so abscheulich ist auch der Charakter der treulosen und lausichten Nation, die selbe redet. Der P. Augustin Castañares und der P. Franziskus Ugalde, ein Biskayer, aus unserer

Gesellschaft sind noch in unseren Zeiten von ihnen getödtet worden.

Die Chiquiten, eine unberittene Nation in 10 Flecken.

I. Oi n'aucipi santa Curuzis okemai Zoichacu zoichupa mo unama pocheneneco, Zumunene.

II. Au n'iri Naki Yaitotii, Ta naki Ritotii, Ta Naki Espiritu santo. Amen.

Diese Sprache ist sehr mühsam und künstlich, aber sie erstrecket sich auch ungemein weit.

Die Zamuços,

deren Sprache die Ygaròño, Kaipotades, Karaò, Tunacho, Ymonò und noch drey andere Völker reden.

Sie sind meistens den Flecken der Chiquiten zugesellet.

I. Guiozè santa Curuzire tupadè arota noe ihiayetaddoe.

II. Daire, Abire apo, enapò Espiritù santo aha iru. Amen.

Die Sprache Quichua,

sonst auch die Sprache del Cusco genannt, welche nicht nur in Peru sondern auch in dem benachbarten Tukuman geredet wird.

I. Santa Cruspa unanchanraicu acaicu cunamanta quespichi huaicu Dios.

II. Dios Apuicu Yayap, churib, Espiritu santo sutimpi. Amen.

Hier sind Muster von IX in Paraquay üblichen Sprachen! Hätte ich mir doch auch selbe von den übrigen, welche die Pampas, Serranos, Patagones, Payaquas, Charruas, Malbalaes, Quanoas, Quañas, Calchaquies, Quayaquies, Quakis &c. von meinen Gesellschaftsgenossen, die sie, wie ich gewiß weiß, inne hatten; aufschreiben lassen! Ich füge zu diesen noch drey andere, die man in Mexiko spricht.

Die Sprache Coehimì, die man in Kalifornien redet.

I. Santa Cruz makiguà magáe, temedeguà hapac pakamadeǹ Dios Wavabapà.

II. Dios ác Ijem, Visajem, Espiritu santo maña juaǹ. Amen.

Anmerk. Der Buchstab Jota j wird wie ein H mit einem scharfen Hauch ausgesprochen.

Die

Die Sprache Waicurà ebendaselbst.

I. Akatui tipicheü te santa Cruz pen kepetakuriu kepe kakuna Dios Urekepe tuyakakene.

II. Tie tè tiare tipicheu, tè Tichanu chie, Te Espiritu santo chie. Amen.

Diese Sprache hat wegen des T und K, welche darinn sehr häufig vorkommen, etwas sehr Rauschendes, und ist daher Lippen und Ohren äuserst unangenehm. Sollte sie nicht vielleicht beim Gespensterverbannen mit Erfolge gebraucht werden können?

Die mexikanische Sprache in Itocatzim.

Die erstere Formel ist daselbst nicht gebräuchlich.

Die zwote lautet also: In Dios Itatzin, in Dios Ipiltzin, in Dios Espiritu santo ma Xichiva, Amen.

Von den Sprachen, welche in Sonora, Cinaloa und anderen mexikanischen Provinzen geredet werden, habe ich nichts aufgemerket, wiewohl ich mit alten Missionarien, welche derselben vollkommen kündig sind, in Spanien unter einem Dache gewohnet habe.

Wenn man dieses mit Aufmerksamkeit liest, so wird man ohne Zweifel den Unterschied einsehen, der unter den amerikanischen Sprachen obwaltet. Kenner, welche ihre Ausdrücke vollkommen zergliedert haben, sind der Meinung, daß sie nicht als verschiedene Mundarten zu betrachten sind, sondern, daß sich diese Verschiedenheit selbst bis auf ihren Grund, und ihre Quellen erstrecke. Aus den unzähligen amerikanischen Sprachen

habe ich nur von einigen Muster aufgestellet: wie wenn ich dieses von allen hätte thun wollen, welche in Peru, Chili, Quito, Neugrenada, Brasilien, Maragnon, Canada, Florida, Virginien, Akadien, in so vielen amerikanischen Inseln, an den ungeheueren Ufern der Flüße Missisipi, S. Laurentius, des Amazonenflußes, des Orinoko 2c. bei so vielen wilden Nationen noch heut zu Tage üblich sind. Ihre Menge ist unglaublich, und ich möchte fast sagen, unzählbar. Zur Zeit der babylonischen Verwirrung existirten zwey und siebzig Sprachen, wie der h. Hieronymus meldet. In den beiden Amerika giebt es deren so viele, daß wir noch itzt weder ihre Zahl noch ihre Namen wissen. Der von allen gerühmte P. Antonius Vieira, einst Hofprediger zu Lissabon und Rom, nachmals aber ein eifriger Missionär in Brasilien und am Maragnon, sagte in einer Predigt, die er im vorigen Jahrhunderte zu S. Ludwig einer Stadt am Maragnon an dem Pfingstfeste hielt, deutlich, daß man bis zum Jahre 1639 blos an dem überaus bevölkerten Ufer des Amazonenflußes bei hundert und fünfzig Sprachen entdeckt, und in den folgenden Jahren noch immer neue Sprachen und Völker kennen gelernet habe. Von dem Ufer eines einzigen Flußes kann man leicht auf das ganze unermeßliche Amerika den Schluß ziehen. Diejenigen verdienen mehr belachet als widerlegt zu werden, welche alle Völker in ganz Südamerika eine einzige, gemeinschäftliche und allgemein bekannte Sprache sprechen lassen, so wie man in einem grossen Theile von Indien die malayische spricht. Denn welche ist denn diese allgemeine Sprache? wie heißt sie? Wir, die wir daselbst ergrauet sind, wissen wenigstens nichts davon. Gäbe es eine solche, so dürften sich die Missionarien wahrhaftig Glück wünschen, weil sie durch selbe allein in Paraquay, Chili, Peru und Quito das Evangelium zu predigen im Stande gesetzt würden, und des lästigen Sprachenlernens überhoben

wären

wären — Ein Stück Arbeit, das sie immer von Vorne anfangen müssen, so oft sie sich dem Unterrichte eines neuen Volkes widmen. Vielleicht verstehen sie unter der allgemeinen Sprache die Quichoa, welche sie sonst die allgemeine peruanische zu nennen pflegen. Ich läugne nicht, daß selbe von den Indianern- und Schwarzen, welche sich unter den Spaniern aufhalten, und selbst von den gemeinen Spaniern in Peru, dem benachbarten Tukuman und Quito fast durchgängig gesprochen wird; allein ich weiß eben so gewiß, daß selbige im übrigen Sudamerika, nämlich in Chili, Brasilien und Paraquay fast ganz unbekannt ist. In ganz Chako, dem Sammelplatze so vieler Nationen, kennt niemand die Quichoa auch nicht einmal dem Namen nach; es wäre denn, daß sie ein Gefangener in Tukuman gelernet hätte. Von der quaranischen Sprache kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie nicht nur in Brasilien, sondern auch in dem nahen Paraquay weit und breit üblich ist, wiewohl es hinwiederum in beiden Provinzen zahlreiche Nationen giebt, die nicht das Geringste davon verstehen. In der That unterscheidet sie sich wenig von der Sprache der Tupies, einer indianischen Nation in Brasilien. Den ganzen Unterschied, der zwischen beiden Sprachen obwaltet, kann man sich in wenig Tagen bekannt machen. So oft die Quaranier das H setzen, brauchen die Tupies ein Z. So sagen diese Mbozapý, drey; jene hingegen Mbohapý. Die Quaranier nennen einen Kahn ýgà, die Brasilianer ýgara, &c. Ich gestehe aufrichtig, daß mir die brasilianische Sprachlehre des P. Anchieta, Missionärs in Brasilien, (man hält ihn durchgängig für einen Wunderthäter, wie denn auch der päbstliche Stuhl schon vorlängst seine heroische Tugend anerkannt hat) in Erlernung der quaranischen Sprache grosse Dienste geleistet hat, wiewohl ich auch die anderen von den P. P. Ruyz de Montoya und Restivo zu benützen nicht unterließ.

Was ich bisher von den Sprachen der Wilden gesagt habe, ist mehr als hinlänglich. Ich eile nun zu den Gebräuchen, welche die Abiponer bei ihrer Trauung im Ehestande, bei der Geburt ihrer Kinder, bei Leichenbegängnissen, bei Heilung der Kranken, auf der Jagd und sonst noch beobachten. Ich werde hernach von ihrem kriegerischen Geiste, und von allem, was ihre Unternehmungen im Kriege betrifft, umständlich sprechen. Der Krieg ist ihr Hauptgeschäft, wiewohl man sie eher Räuber als Krieger nennen sollte.



Neunzehntes Hauptstück.

Von den Heurathen der Abiponer.

Der verschiedenen Heurathsgebräuche in Amerika sind fast nicht weniger als der Nationen, also zwar, daß man sie leichter belachen, als zählen oder beschreiben kann. Dennoch wird man hierinnfalls bei den Abiponern schwerlich etwas gewahr werden, was nicht auch einst bei andern Völkern gebräuchlich gewesen wäre. Meine Leser werden sich davon in der Folge überzeugen. Die Abiponer nehmen sich erst im gesetzten Alter Weiber, wie ich anderswo gesagt habe. Man wird selten einen Verheuratheten unter ihnen antreffen, der nicht wenigstens fünf und zwanzig Jahre alt wäre. Sie sind weit entfernt von der Gewohnheit derjenigen, welche die erste Blüte ihres Alters dem Ehestand weihen. Auch wird man von keinem Mädchen hören, daß sie sich vor 19 oder 20 Jahren um einen Freyer bekümmerte. Viele schätzen sogar ihre Jungferschaft und Freyheit so hoch, daß sie oft blos aus Gehorsam gegen ihre Eltern und nicht aus Neigung in eine Eheverbindung einwilligen. Die Römer wählten sich immer junge Mädchen zu Gattinnen aus dem Grunde, weil sie bei einem reiferen Alter an dieser ihrer Unschuld zweifelten. Diese Gefahr und Besorgniß fällt bei den Abiponerinnen weg, als welche nicht nur ihr Leben sondern auch ihre Ehre mit aller Entschlossenheit vertheidigen. Auch die Männer schweifen nicht aus. Ehebruch, Hurerey, Blutschande, ꝛc. sind

sind also bei den Abiponern eben so unerhört, als bei den Europäern schändlich. Von den unzüchtigen Dingen, welche geile Menschen und Thiere täglich treiben, sieht und weiß man daselbst nichts. Hier sind Beweise davon. Nicht wenige Spanierinnen, die in der Blüthe ihres Alters und ihrer Reize im Kriege von den Abiponern gefangen wurden, kehrten nach vielen Jahren unversehrt aus ihrer Gefangenschaft zu den Ihrigen zurück, und bekannten mir nicht nur im Beichtstuhle sondern auch öffentlich, daß ihre Ehre nirgends besser als bei den Abiponern verwahret wäre. Hätten sie aber das Unglück verführet, oder geschwächt zu werden gehabt, so wäre die Schuld davon dem Muthwillen der gefangenen Spanier beizumessen, und nicht den Abiponern, als deren Enthaltsamkeit uns bekannt und aller Bewunderung werth war. Herodot rühmet im 9ten Buch den Pausanias, daß er sich seiner Gefangenen, der Coa, enthalten habe. Plutarch überhäuft den Macedonischen König Alexander mit Lobsprüchen, daß er die Gattinn des Königs Darius und seine reizenden Schwestern, als sie in seine Gefangenschaft geriethen, nicht einmal ansah, damit ihn nicht die Liebe blendete. Livius erhebt auch den Scipio im 6ten Buche der dritten Dekas, daß er die Gemahlinn des Allucius, seine Gefangene, unberührt gelassen hat. Dies sind glänzende Beispiele der Mäßigung; aber sie rühren auch von Männern her, denen die Gesetze ihres Vaterlandes, die Rechtschaffenheit und ihre Ehre am Herzen lagen, also zwar, daß die Enthaltung der Abiponer von ihren gefangenen Mädchen und Weibern meines Erachtens noch mehr als die der angeführten Helden bewundert zu werden verdienet. Denn jene leben blos nach ihrem Willen, und kennen wie das Vieh gar kein anderes Gesetz als ihre Triebe. Man muß also erstaunen, daß, wenn ein Funke des Rechtverhaltens durch die grauenvolle Finsterniß, die um ihren Verstand schwebte, bis

zu

zu ihren Herzen durchdringen konnte, derselbe durch ihre unsinnige Schwelgsucht nicht längst verloschen ist. So wahr ist es, daß viele löbliche Handlungen auch von Lasterhaften ausgeübet werden, wie Plinius in seiner Rede an den Kaiser Trajan angemerket hat. *)

Nach dem Beispiele der alten Deutschen schieben die Abiponer ihre Eheverbindungen bis zu einem reifen Alter hinaus. Ich habe hievon im 7ten Hauptstücke gesprochen, und zugleich auch bewiesen, daß ihr saft- und kraftvoller Körper, ihre Leibesgröße, nervichten Glieder, ihr lebhafter Geist, spätes und munteres Alter und ihre unglaubliche Lebensdauer eine Frucht ihres späten Heurathens sind. Daß diese Gewohnheit, sich erst in gesetzten Jahren ein Weib zu nehmen, bei verschiedenen Nationen und besonders bei den Carmaniern, einem nahe bei Indien sich aufhaltenden Volk, eingeführet war, erhellet aus dem Strabo, welcher im 16ten Buche versichert, daß sich daselbst niemand verheurathe, er habe denn zuerst das Haupt eines von ihm erschlagenen Feindes seinem Könige gebracht. Nun aber ist das Kopfabhauen meistens ein Geschäft der Männer, nicht unbärtiger Jünglinge. Unter so vielen tausend Quaraniern habe ich wenige von einer besondern Größe und Lebensstärke angetroffen. Die Ursache ist hievon leicht zu errathen. Die Jünglinge heurathen im 17ten und die Mädchen im 15ten Jahre. Und wie, wenn auch schon vorher die Wollust ihren Körper geschwächt hätte! Ich übergehe hier vieles mit Fleiß, was mir bei dieser Gelegenheit beifällt.

Ist ein Abiponer gesinnt ein Mädchen zu heurathen, so muß er zuerst mit den Eltern desselben über den Preis, um

*) Laudabilia multa etiam mali faciunt.

um welchen er ihre Tochter erhalten soll, eins werden. Dieser besteht meistens in vier oder auch mehreren Pferden, in Bündeln von Glaskugelschnüren oder Scheibchen von Schneckenschaalen, einem buntfärbigen, türkischen Tapeten ähnlichen Kleid von Wolle, einer Lanze mit einem eisernen Sticheisen und anderen dergleichen Geräthschaften: denn die Abiponer kennen und besitzen so wenig als die übrigen Indianer, die sich unserer Obsorge anvertrauet hatten, eine Münze. Ist doch auch in verschiedenen spanischen Städten in Paraquay keine gangbar. Ihr Handel ist weiter nichts als ein Tausch mit Naturerzeugnissen. Die Silberthaler, welche den Abiponern zu Kriegszeiten, da sie die aus Peru angekommenen Spanier plünderten, in die Hände fielen, haben sie theils mit Steinen und theils mit Aexten wie ein Blech breit geschlagen, und sich in der Folge entweder als eine Halszierde an den Hals gehänget oder ihren Zaum oder die Kriegspfeiffen damit geschmücket. Vor vielen Jahren plünderten sie auf einer Haide die peruanischen Silberwägen, nachdem sie die Fuhrleute und Soldaten, die ihnen zur Bedeckung dienten, beim ersten Uiberfall niedergestochen hatten. Jeder nahm hier so viel mit sich, als sein Pferd tragen konnte. Zu Santa Fe nahm ein Spanier seinen rothen Mantel von seiner Schulter und bott ihn einem Abiponer zum Verkaufe an, welcher auch dafür ohne Bedenken sogleich 2000 spanische Thaler, das ist 4000 Gulden nach unserer Währung ausbezahlte. Denn gerade diese Summe steckten die Peruaner in jeglichen Sack (Zurrones heißt man dergleichen Säcke.) So wenig kennen die Abiponer den Gebrauch und den Werth des Geldes. Uibrigens dürfen wir uns nicht wundern, daß sich diese Wilden mit allerlei Trödelwaaren, welche bei ihnen statt des Geldes sind, ihre Weiber kaufen: denn das nämliche war auch einst bei den Griechen, Jüden, Römern und an-

deren

deren Völkern gebräuchlich. Jakob verdiente (Gen. 29.) sich durch eine vieljährige Dienstbarkeit die zwo Schwestern Lia und Rachel bei ihrem Vater Laban ab. David erhielt erst (1. König. 18.) die Tochter des Saul, nämlich die Michol, nachdem er hundert Philistäer erschlagen hatte. Die Sachsen und Burgunder gaben für ihre Weiber 300 Münzen den Eltern dieser letzteren. Bei den Assyriern standen die heurathmäßigen Mädchen, wenn wir dem Herodot glauben wollen, auf dem Markte zum Verkaufe feil. Frotho der dritte, König von Dänemarkt befahl den von ihm überwundenen Reußen durch ein öffenliches Gesetz, daß sie keine andere als gekaufte Weiber heurathen sollten, in der Voraussetzung, daß alsdenn die Männer in ihrer männlichen Treue minder wankelmüthig seyn würden, weil sie wüßten, daß ihnen ihre neuen Gattinnen wieder hoch zu stehen kämen. So erzählt es Saxo im 5. Buche.

Ich erinnere mich noch, daß die abiponischen Mädchen nicht selten die Verträge ihrer Eltern und Freyer rückgängig gemacht haben, und nicht nur sich schlechterdings zu keinem Eheverbindniß verstehen, sondern auch nicht einmal davon reden hören wollten. Verschiedene entflohen aus Furcht vor der Ehe, und hielten sich viele Nächte in den Schlupfwinkeln der Wälder und Seen verborgen. Sie schienen sich weniger von den Klauen der Tieger, als vor dem Ehebette zu fürchten. Eine von ihnen flüchtete sich eben, als sie in die Wohnung ihres Gatten geführet werden sollte, in die Kapelle, verbarg sich hinter dem Altar und vereitelte auf diese Weise die Drohungen und die Erwartung ihres ihr aufgedrungenen Gatten. Bei dem römischen Vermählungsceremoniel war es ein Hauptstück, daß sich die Braut auf den Schein widersetzen, und mit Gewalt aus dem Schooß ihrer Mutter und dem väterlichen Hause wegführen lassen mußte, damit es

nicht

nicht das Ansehen gewänne, als sehnte sie sich nach einem Manne; sondern sie vielmehr zur Trauung gezwungen zu werden schien. Dieses gilt für einen Beweis ihrer Schamhaftigkeit oder vielmehr ihrer Verstellung. Etwas ähnliches habe ich auch von den Grönländern gelesen. Will sich einer von ihnen verheurathen, so sucht er sein Geschäft durch zwey alte Weiber, die ihrer Beredsamkeit wegen im Ruhme stehen, zu Stande zu bringen. Diese begehren das Mädchen, das er sich auserlesen hat, von ihren Eltern. Sobald man dieser ihre Einwilligung dem Mädchen zu wissen macht, löset sie sich die Haare auf, verdecket sich das Gesicht, und zerfließt, aus Begierde schamhaft zu scheinen, in künstliche Thränen. Kurz sie macht des Weigerns und Jammerns kein Ende, bis sie von den gedachten zwoen Heurathsunterhändlerinnen in das Haus ihres Gatten mehr geschleppt als geführet wird. Dort läßt sie sich endlich durch die Liebkosungen und Schmeicheleyen dieses letzteren erweichen, überläßt sich seinen Wünschen und erkläret ihn zuletzt zu ihrem Mann, während daß ihr Aug in Thränen, und ihr Herz in Wonne schwimmt. Einige Tage darnach stellt sie sich an, als ob ihr die Umarmungen ihres Mannes zuwider wären, und fliehet in das Haus ihres Vaters. Allein die beiden Mütterchen stecken sie in einen Sack, und bringen sie so in das Haus ihres Mannes zurück. Glückliche Europäer! die ihr, um Gattinnen zu bekommen oder zu Hause zu behalten, weder Säcke noch so vieler Umstände bedürfet! Diese Widersetzlichkeit der Abiponerinnen in Ansehung des Heurathens ist ohne Zweifel eben so ungeschminkt und ernstlich gemeint, als sie bei den Römern Kunst und Verstellung war; denn ich kenne die Eingezogenheit der ersteren.

Setzen wir nun, daß die abiponische Braut den Willen ihrer Eltern in Ansehung der Heurath genehm halte; so wird sie ohne alle die Ceremonien, die sonst bei anderen Völkern gebräuchlich sind, aber dennoch mit einem gewissen Gepränge in die Hütte ihres Gatten geführet. Acht Mädchen halten mit aufgehobenen Armen ein ausgespanntes zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe. Hierunter geht die Braut mit niedergeschlagenen Augen traurig still und voll Schaamhaftigkeit zwischen einer Menge von Zuschauern. Nachdem sie von ihrem Gatten freundschäftlich empfangen und herzlich gegrüßt worden ist, wird sie wieder von ihren Hüttengenossen mit der nämlichen Begleitung und auf eben die Art, wie sie ankam, in ihre väterliche Wohnung zurückgeführet, aus welcher sie auf den zweyten und dritten Zug den Kürbiß, die Häfen, die Kannen und das übrige zu ihrer Weberey nöthige Werkgeräth ebenfalls unter dem Baldachin in die Hütte ihres Mannes trägt. Von da kehrt sie aber allemal nach einer kurzen Unterredung wieder nach Haus zurück, also zwar, daß auch der Mann des Schlaffens und Essenswegen täglich dahin gehen muß. Denn die Mütter tragen für ihre Töchter eine solche Sorgfalt, daß sie selbe auch nach der Heurath nicht von sich lassen, noch der Willkühr anderer Preis geben. Erst nachdem sie von der Rechtschaffenheit ihres Tochtermanns überzeugt, oder ihre Töchter Mütter geworden sind, gestatten sie diesen mit ihren Männern in einer besonderen Hütte zu leben. Diese wenigen Heurathsceremonien der Abiponer werden oft von den Männern durch ein stattliches Trinkgelage verherrlichet. Zuweilen verkündiget auch ein Knab, der an der obersten Spitze des Gezeltes sitzt, die Vermählung mittelst der Trommel. Daß die Braut unter einem Baldachin in das Haus ihres Gatten geführet wird, ist den Gebräuchen der Römer gleichförmig, als

welche auch den Verlobten, wenn sie ihren Männern übergeben wurden, das Haupt mit einer feuerfärbigen oder blaßgelben Binde zu verhüllen pflegten: daher hießen bei ihnen die Trauungen *nuptiae* von *obnubere* verhüllen. Ich übergehe die anderen Gebräuche, welche die übrigen Amerikaner zu beobachten pflegen, einen einzigen ausgenommen, dessen der P. Joseph Gumilla in seinen Nachrichten vom Fluß Orinoco erwähnet, und an den ich nie ohne Lachen denken konnte. Dort, sagt er, giebt es eine Nation, welche junge Mädchen alten Männern, und alte Weiber Jünglingen zur Ehe zu geben pflegt. Sie wollen nämlich das jugendliche Feuer der einen durch die Erfahrung der ihnen zugesellten Führer und Führerinnen leiten, und mäßigen. Denn, sagen sie, junge unverständige Leute ehlich vereinigen heißt weiter nichts, als einen Thoren dem anderen zum Geleitsmann geben. Zu diesem Grunde fügen sie noch andere, durch die sie dergleichen ungleiche Ehen zu rechtfertigen suchen, die ich aber nicht anführen mag. Die Eheverbindungen junger Leute mit alten werden bei ihnen als eine Art Noviziat angesehen also zwar, daß jene darinn erst einige Monate zubringen müßen, ehe sie sich Weiber von ihrem Alter nehmen dürfen. Da die alten Männer und Weiber dieser Nation bei den jungen Leuten so sehr auf die Erfüllung dieses Gesetzes dringen, so scheinen sie wohl nichts als die Sache ihres eigenen Interesse zu betreiben. Dieser Meinung ist auch Gumilla.

Zwan=

Zwanzigstes Hauptstück.

Von dem Ehestande der Abiponer.

Das Verstossen der Gattinnen und die Vielweiberey giengen einst bei den Juden und anderen Völkern, und gehen noch itzt bei den Mahumedanern und Chinesern im Schwange. Die Griechen und Römer enthielten sich derselben weder allgemein noch zu allen Zeiten. Es ist demnach kein Wunder, daß diese Gebräuche des Alterthums auch bei den amerikanischen Wilden Wurzeln geschlagen haben. Indessen tretten dennoch, welches zum Erstaunen ist, die Abiponer überhaupt genommen in die Fußtapfen so vieler anderer Völkerschaften nicht. Die meisten von ihnen begnügen sich mit einem und ebendemselben Weibe. Ich läugne nicht, daß es auch unter ihnen einige giebt, welche mit ihren Weibern so oft wechseln, als wir Europäer mit unseren Hemdern; aber ich kenne auch sehr viele, welche bis an das Ende ihrer Tage mit einer einzigen zufrieden lebten. Finden sich zuweilen einige, welche über sich zu wenig und über andere zu viele Gewalt haben, und sich mehrere Weiber nehmen, so pflegen sie selbe immer in verschiedene, viele Meilen weit von einander entlegene Wohnplätze zu vertheilen, und zeitenweise bald diese und bald eine andere zu besuchen: denn wenn sie selbe, welches aber äuserst selten geschieht, in einer Hütte beisammen lassen, so ist des Zankens, Streitens und Schlagens wegen der Herrschaft im Hause und der Gunst ihres Mannes kein Ende. Die Abiponer haben, wie ich oben anmerkte, für das Streiten

zweyer Weiber um ihren gemeinschäftlichen Mann ein besonderes Wort, nämlich Nejetenta; denn wird aus einer andern Ursache gestritten, so sagen sie roelakitapèketa.

Nun wollen wir auch sehen, warum die Abiponer ihre Weiber verstossen. Es ist bei ihnen weder selten noch ungewöhnlich, daß sie ohne Ursache ungeahndet diejenigen wieder zurückweisen, welche sie sich vorher durch das Band der Ehe als ihre Gattinn zugesellet hatten, also zwar, daß unsere Theologen mit Recht zweifeln, ob man die Vereinigungen der Wilden wahre Ehen nennen könne, weil es denselben an der Unauflöslichkeit gebricht. Das Weib mißfalle dem Mann, das ist für ihn hinlänglich, um ihr den Abschied zu geben. Eine andere Ursache oder ein Fehltritt von ihrer Seite wird nicht erfodert. Der Wille ihres Mannes, der ihr abhold geworden ist, gilt hier statt aller Gründe. Bei den Griechen, Jüden und Römern war zwar auch die gänzliche Ehescheidung erlaubt, aber dennoch durch Gesetze eingeschränkt, und an eine gewisse Ordnung gebunden, so daß der Richter über das Vergehen des Weibes und die Rechte ihres Mannes erkennen mußte. Bei den Abiponern ist der Mann Richter und Parthey zugleich, ohne daß ihm jemand etwas einreden dürfte. Die Verstossung darf weder durch eine giltige Ursache gerechtfertiget, noch diese von jemanden gebilliget werden. Reizt ihn eine andere schönere, so beurlaubet er die vorige, blos weil ihre Schönheit verblühet und ihre zunehmenden Jahre sie in seinen Augen gleichgültig machen, hätte sie sich auch durch ihre ehliche Treue, untadelhafte Sitten, Willfährigkeit und Emsigkeit, und ihre Fruchtbarkeit die unzweifelhaftesten Verdienste erworben. Der Anblick einer neuen Schönen vertilgt in ihm das Andenken an alle die Dienste, die ihm seine ältere Gattinn von dem Zeitpunkte

punkte ihrer Vereinigung an geleistet hat, und veranlaßt in ihm den Entschluß zu einer neuen Heurath zu schreiten. Die Mächtigen haben weder das Recht noch auch das Herz die Verstossene in Schutz zu nehmen, oder der Willkühr des Verstossenden Schranken zu setzen. Dennoch geschieht es auch nicht selten, daß die Verwandten der ersteren bei ihren gemeinschäftlichen Trinkgebothen, wenn ihnen im Rausche bei der Erinnerung an das Vergangene die Galle rege wird, die ihr zugefügte Schmach grimmig rächen. Zuweilen wird auch das von dem einen Mann verstossene Weib auf der Stelle von einem anderen zur Ehe genommen; wiewohl sich oft die abgelebten und häßlichen, die sich mehr in das Grab als für das Ehebett schicken, vergebens nach einem Mann sehnen. Ich habe schon anderswo gesagt, daß die jungen Weiber dem Christenthume außerordentlich geneigt sind, und sich und ihren Männern nichts mehr als die Taufe wünschen, weil durch diese ihrem Ehebande das Siegel der Unauflöslichkeit aufgedrücket und der Wankelmuth der Männer im Verstossen oder Vermehren ihrer Gattinnen gewehret wird. Ich habe gleichfalls des grausamen und vielfältigen Kindermords und der unglaublichen Abnahme dieser Nation an Volksmenge erwähnet, welche dieses ungezähmte Weiberwechseln zur Quelle haben. Die meisten Mütter säugen ungefähr drey Jahre ihre Kinder, während welcher Zeit sie sich der ehlichen Umarmungen ihres Mannes enthalten. Diesem wird indessen die Weile zu lang; also zwar, daß er sein Weib fahren läßt, und sich um ein anderes umsieht. Um sich also nicht der Gefahr verstossen zu werden bloßzusetzen, tödtet die Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt, und oft wartet sie nicht einmal diese ab, damit sie, des langwierigen Säugens enthoben, die Wünsche ihres Mannes befriedigen kann. Erst nachdem wir die christlichen Gesetze durch unsere Bemühungen bei den Abiponern geltend

 und

und ihre Eheverträge unwiederrufflich und ewig gemacht hatten, konnte diese Grausamkeit der Mütter gegen ihre Leibesfrucht abgestellet werden; und die Nation sah mit Verwunderung ihre Vergrösserung durch die Vermehrung ihrer Sprossen. Dadurch wurde es offenbar, wie viel unser Geschlecht in Ansehung einer zahlreichen Nachkommenschaft und die häusliche Eintracht der Familien dabei gewinne, wenn das zügellose Weiberverstossen und vermehren abgeschaffet und jedem Mann nicht mehr als eine Gattinn gestattet wird. Wir haben auch in den Kolonien der Abiponer die Gewohnheit eingeführet, vermög welcher die Verheurathеten zur nämlichen Zeit, da sie getaufet wurden, in der Kapelle ihre Einwilligung in die Ehe nach christlichem Gebrauche in unserem und der Zeugen Beiseyn erneuern mußten. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, da ich eine mit Runzeln wohlbesetzte Alte ihrem jüngeren und eben nicht häßlichen Manne ihre ewige Treue und Anhänglichkeit vor dem Priester, der sie fragte, überlaut versprechen sah. Ohne Zweifel würde sie zu einer ewigen Wittwenschaft verurtheilet gewesen seyn, wenn der Mann damals ihre Hand ausgeschlagen hätte, wie es in seiner Willkühr stand.

In den Ehen der wilden Abiponer wird man nicht allein viel tadelns, sondern auch viel lobwürdiges gewahrnehmen. Ich werde das vornehmste davon berühren. Wiewohl aus einer väterlichen Nachsicht der röm. Päbste nur der erste und zweyte Grad der Blutsfreundschaft die Ehen der Indianer ungültig macht; so vermeiden dennoch die Abiponer, von der Natur allein geleitet, nach dem Beispiele ihrer Väter alle ehliche Verbindungen mit was immer für Blutsbefreundten, und tragen davor einen unüberwindlichen Abscheu. Einer ihrer berühmtesten Anführer nämlich Debayakaykin unterstand sich seine Weiberschaare mit zwoen Schwestern zu vermeh-

ren.

ren. So sehr alle diese That verabscheueten, so wenig getraueten sie sich ihm dieselbe zu verweisen oder nachzuahmen. Seinem Ansehen glaubten sie einige Achtung und Nachsicht schuldig zu seyn. Der König Kambyses erhielt, als er auf eine Heurath mit seiner Schwester antrug, von seinen dummen oder feigen Hofherren folgende Antwort: es sey zwar kein Gesetz vorhanden, welches jemanden seine Schwester zu ehlichen erlaubte; doch wüßten sie von einem anderen Gesetze, vermög dessen ein König von Persien alles, was er wolle, zu thun berechtiget sey. Diese Anekdote von einem der mächtigsten Könige wende man auf den Debayakaykin, das Königlein der Abiponer, an, so gut als sie sich auf ihn anwenden läßt. So wie der letztere immer mit zahlreichen Schaaren wider die Spanier auf den Kampfplatz tratt, eben so scheuete er sich auch nicht wider den Brauch seiner Nation eine Menge Weiber, ohne dabei auf die Blutsfreundschaft Rücksicht zu nehmen, zu unterhalten. Alle mißbilligten sein Betragen; aber nicht ein einziger machte ihm darüber Vorstellungen. Daß die Achtung vor der Freundschaft des Bluts, weßwegen sich nahe Verwandte nicht heurathen, den Gemüthern der meisten paraquayischen Völker von Natur eingepflanzet ist, haben mir verschiedene Erfahrungen ganz außer Zweifel gesetzt. In dieser Meinung hatte mich Roÿ, der vornehmste Caçique der Wilden in den Wäldern Mbaeverà, noch mehr bestättiget, als welcher unter der Anrede, in der ich dem um mich her versammelten Volk die Hauptlehren der Religion auseinandersetzte, bei Erwähnung der blutschänderischen Heurathen in folgende Worte ausbrach: Du hast recht, mein Pater! eine Heurath mit Blutsverwandten ist eines der schändlichsten Dinge. Allein wir wissen dies schon lange. Auch haben uns unsere Väter diesen Unterricht zurückgelassen. So dachten diese Waldmenschen, ob sie gleich weder die Vielweiberey noch das willkühr-

liche Verstossen ihrer Gattinnen für widersinnisch oder unanständig halten.

Wie sehr die Abiponerinnen die blutschänderischen Umarmungen verabscheuen, kann man aus nachstehender Geschichte deutlich ersehen. Ein Abiponer, der noch als Knab getaufet worden war, und Chrysostomus hieß, zog lange Zeit mit dem niedrigsten und verworfensten Abschaum von Menschen in den Meyereyen der Spanier herum, und gewöhnte sich dadurch so verruchte Sitten an, daß er, sich selbst nicht mehr ähnlich, sogar die Wilden in der Gottlosigkeit hinter sich ließ. Als er nachmals in unsere Kolonie zum h. Rosenkranz wiederzurückkehrte, so suchte er daselbst alles, was er bisher schändliches gelernet hatte, werkthätig auszuüben. Er unterstand sich eine seinige Verwandte, eine junge und schöne Wittwe, welche kurz vorher ihren Mann in einem Scharmützel verloren hatte, zu seinem abscheulichen Vorhaben zu bereden. Wiewohl er nun der Tugend des Weibes, das er zum Falle hatte bringen wollen, schlechterdings nichts anhaben konnte, und folglich seine Absicht unerfüllt blieb, so verbreitete sich dennoch der Ruff von seinen ruchlosen Bemühungen sogleich in dem ganzen Flecken, und jagte alles in Harnisch. Man war über diesen unerhörten, unglaublichen und wie ein Naturwunder betrachteten Frevel auf das äußerste erbittert. Das Weib lärmte über das ihr gemachte Ansinnen ganz entsetzlich, erfüllte das ganze Haus mit ihren Klagen, und foderte ihre Eltern und alle ihre Verwandten auf, die zügellose Unverschämtheit zu rächen. Sogleich ertönte mit Anbruch des Tages der Platz von Waffen und Gewaffneten. Man gieng nun auf die Eltern des Muthwilligen los, während daß die übrigen theils der einen und theils der andern Parthey zu Hilfe eilten. Das Treffen begann. Männer fochten mit Lanzen und Pfeilen, die

Weiber

Weiber mit Fäusten, Nägeln und Zähnen in ihrem vollem Grimme.

Haec facies Trojae, cum caperetur, erat.

(So sah es in Troja aus, als diese Stadt eingenommen wurde.) Allein außer den Drohungen und dem Schrecken hatte der Zwist wie gewöhnlich keine Folgen. Es wurde dabei mehr gelärmt, als Blut vergossen; so wie es auch in Ungewittern öfters donnert, als einschlägt. Alles war bereits wieder ruhig, als die Wittwe, aus Schaamhaftigkeit ganz außer sich, des Jammerns kein Ende finden konnte. So oft sie sich wieder an die ihr zugefügte Schmach erinnerte, so oft suchte sie sich weinend durch die Flucht den Augen ihrer Miteinwohner zu entziehen, wiewohl vergebens; weil sie immer von einem Schwarm Weiber eingeholet und nach Haus geschleppet wurde. Da aber bei ihr schlechterdings keine Bitte und keine Vorstellung etwas verfangen wollte, so gieng sie in Begleitung ihrer Eltern und Brüder eine Zeitlang auf das Land. Diese ängstliche Sorgfalt der Abiponerinnen, ihre Ehre unbefleckt zu erhalten, wird nicht selten von den Europäern an ihren christlichen Gattinnen vermißt.

Die zwote Eigenschaft, weßwegen die Abiponer bewundert zu werden verdienen, bestehet in der unverbrüchlichen Treue der Verheuratheten gegeneinander. Man wird nie hören, daß jemand unter ihnen dieselbe wankend machen konnte, oder wollte. Der Mann bleibt oft mehrere Monate vom Hause weg, indessen sein Weib unter den Männern ihres Wohnplatzes ohne Gefahr oder Verdacht sich aufhält. Was die Griechen einst von der Treue der Penelope während der zwanzigjährigen Ab-

wesenheit ihres Gemahls, des Ulisses, erdichtet haben, das ist die wahreste Geschichte der Abiponerinnen. Glimmte aber in dem Gemüthe eines Abiponers auch nur das geringste Fünkchen eines Argwohnes in Ansehung seines Weibes, so würde er so was bei sich nicht verbeißen können, sondern von seinem vermutheten wiewohl nie überwiesenen Beleidiger eine derbe Rechenschaft fodern. Ich erinnere mich eben eines Vorfalles, der hier an seinem rechten Orte steht. Einst begegnete ein Abiponer einem Weibe, das vor kurzem den Caciquen Pachieke geheurathet hatte. Beide waren zu Pferde. Er sprach sie um eine Zuckermelone an; denn sie kehrte mit Früchten aus dem Felde nach Haus zurück: allein er erhielt statt derselben eine abschlägige, obschon freundliche Antwort. Das war alles. Der ganze Auftritt war nach vier Worten und eben so vielen Augenblicken in aller Unschuld geendet. Ein Vorübergehender sah sie von weitem mit einander reden, und setzte zu dem Geschehenen alles, was ihm in den Sinn kam, hinzu. Wie sich das Gerücht in dem Munde der Menschen, durch die es gieng, immer vergrößerte, so fiel auf den Indianer der Verdacht einer versuchten Verführung der Gattinn des Caciquen, ungeachtet er von dieser außer der Zuckermelone weder etwas verlangt noch begehret hatte. Nun entbrannte Pachieke ihr Mann vor Zorn, wie er denn überhaupt sehr lebhaft und voll kriegerischer Ruhmsucht war. Nachdem er sich noch die Befreundten seines Weibes beigesellet hatte, fiel er über den vorgegebenen Verführer, der aber nie an eine Verführung gedacht hatte, her. Indessen kamen die übrigen von der Horde den beiden Kämpfenden zu Hilfe, und man focht eine Zeitlang mit Waffen aller Art. Durch die Vermittelung der Friedensstifter legte man sie weg, ergriff sie aber wieder, und so betratt man einigemale den Kampfplatz. Der Lärm hielt etliche Tage an; denn es war schlechterdings

unmög-

unmöglich den Frieden und die Freundschaft unter den zweenen Partheyführern wieder herzustellen: indem der eine seinen Argwohn nicht ablegen, und der andere die ihm zugefügte Unbild nicht vergessen wollte. Um, also den seinem Namen angehängten Schandflecken zu tilgen und zu rächen, entschloß sich dieser zu einer Unthat von einer besonderen Art. Als er einst die alte Mutter des Caciquen Pachieke und seine noch unverheurathete Schwester außer dem Flecken auf einem und ebendemselben Pferde reitend erblickte, überfiel er beide unversehends. Das Mädchen stieß er vom Pferde, und suchte es, nicht aus Geilheit, sondern aus Rachbegierde zu schwächen. Allein er konnte sein Vorhaben nicht ins Werk setzen, weil sich Mutter und Tochter demselben nachdrücklich widersetzten. Er verwundete also im Zorne die Alte mit einem Pfeile in den Waden. Diese eilte, weil das Blut häufig von ihr floß, unverzüglich nach Hause, wies allen mit lautem Geschrey die ziemlich große Wunde an ihrem Fuße und gab hiedurch gleichsam das Loosungszeichen zum Gefecht; denn hierauf griff alles zu den Waffen. Der Auflauf war allgemein, indem die einen die Beleidigung zu rächen, die anderen die Rachgierigen zurückzutreiben, die meisten aber die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen bedacht waren. Da sich nun zum Frieden schlechterdings keine Aussicht zeigte, so entwich Pachieke mit seiner Familie und den Familien seiner Anhänger des anderen Tages aus dem Flecken S. Hieronymus ins freye Feld, wo er sich mit anderen Wilden seiner Nation verstärkte und der besagten Kolonie wie auch den spanischen Pflanzörtern lange Zeit durch seine feindlichen Uiberfälle nicht wenig zusetzte. Wir werden an einem anderen Orte hievon mehr sprechen. So ein verwüstender Brand entstand aus diesem unbedeutenden Fünkchen. Der grundlose Verdacht der Verführung eines Weibes war der Saame unglaublicher Un-

ruhen. Man hätte glauben sollen, der Raub einer Helena hätte den trojanischen Krieg erneuert.

Eine der lobwürdigsten Eigenschaften der Abiponerinnen ist ihre zärtliche Liebe, die sie gegen ihre Kinder tragen, und womit sie selbe mit der äußersten Sorgfalt nähren, kleiden und wider alle Zufälle verwahren. Nichts liegt den Vätern so sehr am Herzen, als daß ihre Söhnchen von ihren ersten Jahren an reiten, schwimmen, und mit den Waffen umgehen lernen. Die Mädchen werden von ihren Müttern in den häuslichen Geschäften der Weiber sorgfältig unterrichtet, und zur Arbeit und Ertragung des Ungemachs frühzeitig gewöhnet. Worinn sie aber Tadel verdienen, ist, daß sie ihre ungehorsamen oder widerspenstigen Kinder nicht einmal mit Worten zu bestrafen, vielweniger mit der Ruthe zu züchtigen sich getrauen. Alaykin, der erste Cacique des Fleckens Conception, brachte immer, so oft er mir einen Besuch machte, sein fünfjähriges Söhnchen mit, welches er auf seinem Schooß sitzen ließ. Dieses Knäbchen konnte keinen Augenblick ruhig seyn, so wenig als die Affen, sondern zupfte immer seinen alten Vater bald an der Nase und bald an den Haaren, zuweilen klopfte er ihm auch auf die Backen. Hierüber sagte der Alte ganz entzückt zu mir: Höre Pater! Zweifelst du noch, daß dieser Knab einst ein unerschrockener Soldat, und ein trefflicher Kapitän seyn wird? Siehst du nicht, wie er nicht einmal mich fürchtet, der ich doch die Feinde vielmal schlug, und einst allen Spaniern Schrecken einjagte. Das nämliche Kind pflegte auch seiner Mutter, wenn sie ihn nach Haus rief, Beine, Hörner, und was er sonst bei der Hand hatte, nachzuwerfen. Diese Ausgelassenheit, welche eine Züchtigung verdienet hätte, sah der kriegerische Vater als ein Zeichen einer furchtlosen, entschlossenen Seele an, und lachte und freuete sich herzlich darüber.

Kurz

Kurz die allzugrosse Liebe hindert die Wilden ihren Kindern das geringste Leid anzuthun. Allein leider liegt auch in eben dieser Schwachheit die vorzüglichste Ursache der Ausartung unserer Kinder in Europa.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Das Merkwürdigste von den Entbindungen der Abiponerinnen.

Uiber diesen Gegenstand werde ich wider meinen Willen einiges schreiben, nicht blos der Neugierde der Europäer ein Genüge zu thun, sondern auch des Nutzens wegen, den diese vielleicht daraus ziehen können. Man besorge nicht, daß ich etwa die Gränzen des Wohlstandes überschreiten möchte. Keiner wird beim Durchlesen dieses Hauptstückes lange Weile fühlen, weil viel lächerliches darinnen vorkömmt; noch wird es ihn reuen dasselbe gelesen zu haben, weil er manches davon nützlich und anwendbar finden dürfte. Die Abiponerinnen und überhaupt die Weiber der berittenen Nationen gebähren nur mit äusserster Mühe, und die Geburtsschmerzen halten auch bei ihnen länger an als bei den Europäerinnen. Ich meines Theils dachte die ganze Zeit, die ich in Paraquay zubrachte, niemals daran, die Ursache davon zu untersuchen. Erst hier zu Wien lernte ich, als ich mich einst mit dem kaiserl. Leibarzte Yngenhouz über die Merkwürdigkeiten von Amerika besprach, was ich vorher ruhig nicht wußte, daß nämlich das Steißbein bei jungen

Wei-

Weibern, welche gerne reiten, durch das lange Sitzen und vielfältige Rütteln zusammgedrücket und hart werde; und daß sie folglich, wie alle Anatomiker wissen, nur äußerst schwer entbunden werden können, wie ich schon an einem anderen Orte gesagt habe. Hierzu kömmt noch, daß die Abiponerinnen nach der Männer Art auf ihren harten rindledernen Sätteln sitzen, und den größten Theil ihres Lebens mit Reiten hinbringen; daß sie größere Kinder gebähren als andere Weiber; und daß es ihnen endlich auch an geschickten Hebammen gebricht. Diese Kunst scheinet allen gemein und keiner bekannt zu seyn, also zwar, daß man auf sie die Antwort füglich anwenden kann, welche die ägyptischen Hebammen (Exod. 1.) dem König Pharao gaben. **Die hebräischen Weiber sind nicht wie die ägyptischen, denn jene besitzen selbst die Wissenschaft der Hebammen.** Daher ist es weder selten noch sonderbar, daß die berittenen Indianerinnen oft zwey auch drey Tage mit den Geburtswehen ringen, und daß man oft an ihrem Aufkommen verzweifelt.

Wir haben, ich weiß nicht mehr durch wen? ein unübertreffliches und leicht zu bereitendes Mittel, die Entbindung zu befördern, kennen gelernet, dessen heilsame und glücklich wirkende Kraft wir durch 17 Jahre erfahren haben. Ich will es ganz kurz auseinander setzen. Wir nahmen einige Blätter frisches Kohlkraut, welches einige Lateiner unrichtig caulis nennen, stießen es in einem hölzernen Mörser, gossen Wein dazu und gaben es so der Gebährenden zu trinken. Dieser einzige Trank hat eine solche Kraft, daß er die Leibesfrucht, (sie sey nun todt oder lebendig) sogleich aus dem Mutterleibe heraustreibt. Für die unfehlbare Wirksamkeit dieser Arzney stehe ich als ein Geschichtschreiber mit meiner Ehre gut; wiewohl ich dasselbe den Europäern weder rathe noch aufdringe, weil ich von der Heilkunde keine Profession

mache.

mache. Ich weiß, daß der Zustand der Gebährenden manchmal so abwechselnd und zweydeutig und die Lage der Leibesfrucht in der Gebährmutter so verschieden ist, daß zuweilen die Hand des Accoucheurs, und eine ganz besondere Geschicklichkeit von Seite des Arztes zur Entbindung schlechterdings unentbehrlich ist. Sollte indessen der besagte, aus Kohlkrautblättern und Wein zubereitete Trank jemandes Beifall erhalten, so will ich ihm dessen umständliche Beschreibung nicht vorenthalten. Anfänglich muß man, um alle Mißgeburten zu verhüten, die Gebährende sorgfältig ausfragen, ob die gehörige Zeit ihrer Schwangerschaft wirklich vollendet, und die Stunde der Entbindung wahrhaft angerücket sey. Das Kohlkraut, dessen Blätter man zerstößt, um den Gebährenden ihr Leiden zu verkürzen, ist das nämliche, welches wir gemeiniglich das süße Kraut nennen, klein zerschneiden, in Fäßer einpreßen, bis es sauer wird, und dann (als Sauerkraut) fast täglich in Deutschland auf den Tisch zu setzen pflegen: denn ob auch das Kraut mit krausen Blättern, oder der Kohl diese fruchttreibende Kraft hat, weiß ich nicht. Hernach muß man auch auf das Alter und die Kräften der Gebährenden sehen. Für junge und zartgebaute reicht ein einziges grosses Krautblatt zu: für stärkere müßen, um die Wirkung desto sicherer zu machen, oft zwey oder drey mittlere Blätter genommen werden.

Der Wein, den man in Paraquay trinkt, kömmt aus dem Reiche Chili, ist roth, dick, etwas süß und herbe. Ich glaube, daß er bei uns durch den rothen Ofner, Agramer und Oedenburger, am besten aber (meines Erachtens) durch den rothen Tyroler ersetzt werden könnte. Hat man keinen von diesen bei der Hand, so kann man sich zu dieser Absicht sicher eines jeden österreichischen bedienen. Ob die Gebährenden den Wein

sammt

sammt den Hefen der zerstossenen Krautblätter trinken, oder trinken können, weiß ich in der That nicht; denn ich habe ihnen diesen Trank nie persönlich gereichet, sondern immer durch andere geschickt. Wenn ich zuweilen gefragt wurde, ob man blos den mit dem Wein vermengten Krautsaft einschlürfen, oder auch den Satz desselben selbst mit zu sich nehmen müßte, so antwortete ich immer, daß sie thun sollten, was ihnen beliebte, weil meiner Meinung nach blos der aus dem Kohlkraut ausgepreßte Saft die Frucht treibt, indem derselbe nicht nur die Gebährmutter sondern auch den Unterleib offen hält. Die Hefen hingegen oder so zu sagen das Fleisch des Kohlkrauts haben als eine trockene und erdartige Substanz vielmehr eine den Unterleib zusammenziehende Kraft, wie Arnold von Villanova, Zacharias Sylvius, ein Arzt von Rotterdam, und andere lehren. Dieser Trank ist äußerst unangenehm zu trinken, und man darf nur einige Tropfen davon verkostet haben, so wirkt er dergestalt heftig auf den Gaumen und den ganzen Leib, daß alle Glieder ein kalter Schauder durchläuft: ganz getrunken aber ist er das beßte und schnellste Hilfsmittel der Gebährenden, sich ihrer Last zu entladen. Die beinahe täglichen Erfahrungen, die ich in so vielen Jahren gemacht habe, lassen mir hierüber keinen Zweifel mehr übrig, wenn mir auch alle Aerzte in der Welt das Gegentheil versicherten. Als wir für die Aöiponer die Kolonie vom h. Rosenkranz anlegen wollten, nahm ich auf die Reise, die ich mit dem königlichen Statthalter dahin machte, die Nardepflanze und das Kohlkraut, zwey untrügliche Mittel, dieses für die Gebährenden, und jenes für die von einer Schlange Gestochenen aus der Stadt Assumtion mit. Weil aber das Kohlkraut bald darauf von den Ochsen aufgefressen wurde, so gab ich den Weibern in ihren Kindsnöthen in Wasser oder Wein gekochten Beifuß (die Botaniker nennen dieses Kraut auch

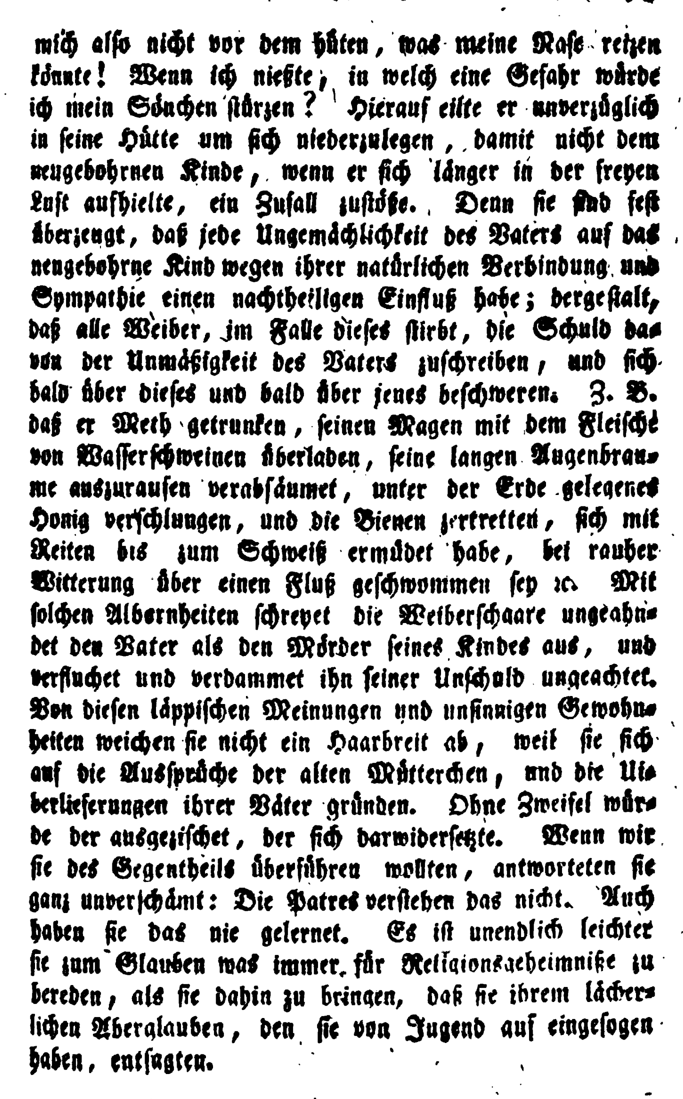
Himmels-

Himmelkehr, artemisiam, herbam regiam, olus reginam, cingulum S. Joannis &c.) zu trinken und zwar mit dem beßten Erfolg. Dieses auch in anderen Zuständen sehr heilsame Kraut wächst fast überall in den Feldern und den Plätzen der Kolonien von sich selbst eben so häufig als bei uns die Nessel. Diese Heilmittel der Gebährenden führe ich als Geschichtschreiber an; ohne sie als Arzt zu verordnen.

Sobald die Abiponerinnen entbunden sind, so sind sie wie Schiffe im Haven fast immer außer Gefahr. Nur sehr selten erfahren sie etwas von den Beschwerden und Nachwehen, welche unsere Kindbetterinnen nach der Geburt auszustehen haben, und selbe nicht selten aufreiben. Gleich nach dieser gehen sie zum nächsten See oder Fluß, um sich und das Kind daselbst abzuwaschen. Kaum haben sie ein wenig ausgeruhet, als sie wieder ihre täglichen Hausgeschäfte vornehmen, sich keiner ihrer sonstigen Obliegenheiten entziehen, keine Witterung scheuen, und auf das Feld oder wo immer hingehen. Dennoch enthalten sie sich einige Zeitlang vom Fleische, und essen blos kleine Aepfel, welche an niedrigen Hecken wachsen, und das Blut abkühlen sollen. Sie lachen über die Europäerinnen, welche zwischen vier Wänden und unter ihren Küssen vergraben ihre Wochen halten, und sich erst nach diesen, als wenn sie wieder zum Leben erwacht wären, öffentlich sehen lassen. Je weniger das Kindbett den Entbundenen zu thun giebt, destomehr macht es ihren Männern zu schaffen. Ich weiß in der That nicht, ob man sie deßwegen mehr bemitleiden oder belachen soll. So bald die Gebährende ihr Kind an das Licht gebracht hat, sobald legt sich ihr Mann in das Bett, läßt sich, damit ihm kein kühles Lüftchen schade, mit Binsendecken und Häuten umzäunen, fastet und enthält sich einige Tage gewisser Speisen und Getränke;

auch erscheint er binnen dieser Zeit nicht öffentlich. Es ist gerade, als wenn er aus der Gesellschaft der Lebendigen verschwunden wäre. Ebendasselbe erzählen auch andere von anderen amerikanischen Völkern. Ich habe diese Geschichten gelesen, darüber gelachet, aber es niemals über mich bringen können, daß ich einen so großen Unsinn geglaubt hätte. Ich vermuthete immer, daß jene diesen Gebrauch der Wilden mehr zur Lust als mit strenger Genauigkeit beschrieben hätten, bis ich endlich denselben bei den Abiponern mit Augen sah. Sie halten über diese ihnen so lästige Gewohnheit desto lieber und sorgfältiger fest, da sie der Meinung sind, daß die Ruhe und die Mäßigkeit des Vaters zum Wohlseyn neugebohrner Kinder außerordentlich viel beitrage, und schlechterdings nothwendig sey. Die Wahrheit dieser meiner Erzählung wird durch folgendes noch mehr bestättiget. Einst machte uns der Unterstatthalter zu S. Jakob in Tukuman, Franz Barreda, in der neu errichteten Kolonie S. Conception einen Besuch. Wir spatzierten mit einander auf dem Platze herum, als der Cacique Malakin auf einen Augenblick aus seinem Bett, in dem ihm die kurz vorher geschehene Entbindung seines Weibes zu bleiben verband, herausrannte, den Unterstatthalter zu grüßen. Dieser bot dem Caciquen und mir aus seiner Dose spanischen Taback an. Da er sah, daß der Wilde wider seine Gewohnheit keinen nahm, so argwöhnte er, der Cacique müße ihm abgeneigt seyn; denn er wußte, daß derselbe sonst immer bei dieser Nasendelikatesse begierig zugelangt hatte. Er ersuchte mich daher, daß ich aus dem Caciquen die Ursache seiner Weigerung herausforschen sollte. Ich fragte ihn daher auf abiponisch (diese Sprache verstand Barreda so wenig als der Wilde die spanische) warum er heute keinen Taback nähme? Hierauf versetzte er mir: Weißt du denn nicht, daß gestern mein Weib in die Kindbetten gekommen ist? Wie sollte ich

mich



mich also nicht vor dem Hüten, was meine Nase reizen könnte! Wenn ich nießte, in welch eine Gefahr würde ich mein Söhnchen stürzen? Hierauf eilte er unverzüglich in seine Hütte um sich niederzulegen, damit nicht dem neugebohrnen Kinde, wenn er sich länger in der freyen Luft aufhielte, ein Zufall zustöße. Denn sie sind fest überzeugt, daß jede Ungemächlichkeit des Vaters auf das neugebohrne Kind wegen ihrer natürlichen Verbindung und Sympathie einen nachtheiligen Einfluß habe; dergestalt, daß alle Weiber, im Falle dieses stirbt, die Schuld das von der Unmäßigkeit des Vaters zuschreiben, und sich bald über dieses und bald über jenes beschweren. Z. B. daß er Meth getrunken, seinen Magen mit dem Fleische von Wasserschweinen überladen, seine langen Augenbraume auszurausen verabsäumet, unter der Erde gelegenes Honig verschlungen, und die Bienen zertretten, sich mit Reiten bis zum Schweiß ermüdet habe, bei rauher Witterung über einen Fluß geschwommen sey ꝛc. Mit solchen Albernheiten schreyet die Weiberschaare ungeahndet den Vater als den Mörder seines Kindes aus, und verfluchet und verdammet ihn seiner Unschuld ungeachtet. Von diesen läppischen Meinungen und unsinnigen Gewohnheiten weichen sie nicht ein Haarbreit ab, weil sie sich auf die Aussprüche der alten Mütterchen, und die Ueberlieferungen ihrer Väter gründen. Ohne Zweifel würde der ausgezischet, der sich darwidersetzte. Wenn wir sie des Gegentheils überführen wollten, antworteten sie ganz unverschämt: Die Patres verstehen das nicht. Auch haben sie das nie gelernet. Es ist unendlich leichter sie zum Glauben was immer für Religionsgeheimniße zu bereden, als sie dahin zu bringen, daß sie ihrem lächerlichen Aberglauben, den sie von Jugend auf eingesogen haben, entsagten.

Als einen Zusatz merke ich noch folgendes an. Etliche Stunden nach der Geburt pflegen sie eine Alte oder einen Alten von der Klasse derjenigen, die sie Zauberer, wir aber Betrüger nennen, kommen zu lassen. Dieser schneidet dem Kinde, es mag nun ein Knäbchen oder ein Mädchen seyn, an dem Vorderhaupt einige Haare ab, damit es kahl aussehe. Diese Kahlheit erhalten sie sich durch ihr ganzes Leben, und nennen sie das Nationalzeichen ihres Volkes oder nalemra, wie ich im dritten Hauptstücke gesagt habe. Zu dem vorbemeldten Zwecke bedienen sie sich einer kleinen Scheere, wenn sie eine bei der Hand haben: vormals brauchten sie die Kinnlade des Fisches Palometa, oder eine an einem Steine geschärfte Muschel dazu. Derjenige, welcher dem Kinde zum erstenmale die Haare schneidet, darf ohne Geschenke nicht entlassen werden. In dieser Ceremonie des Haarschneidens wollen einige eine Spur oder einen Ersatz der Beschneidung der Jüden finden; die nämlich, welche aus ihren Beobachtungen, die sie über die Amerikaner gemacht haben, den Schluss ziehen, daß sie von den Jüden abstammen; weil sie vor dem Schweinefleisch einen Abscheu tragen, und die Spanier bei ihrer Ankunft in Amerika jüdische Namen bei ihnen wahrnahmen; z. B. Michol, Ester ꝛc. Einen Abiponer aus dem Stamme der Yaaucanigas, welcher Kain hieß, hab ich selbst gekannt. Allein ich lasse diese Muthmassung den Kritikern zu prüfen über.

Zwey

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Spiele, welche wegen der Geburt eines männlichen Erben des Caciquen angestellet werden.

Die allen Völkern eingepflanzte Liebe gegen ihre Fürsten äußert sich nie augenscheinlicher, als wenn ihnen geIorberte Herolden die Geburt ihres künftigen Thronerben verkündigen. Feuerwerke, Beleuchtungen, Schauspiele, feyerlicher Jubel, glänzende Opern, prächtige Mahlereyen, zierliche Tänze, herrliche Gastereyen und was nicht alles beweisen die öffentliche Freude der Nation. Diesen Brauch der Europäer ahmen die wilden und kriegerischen Abiponer auf ihre Art nach. Sie geben einige Tage öffentliche Beweise ihrer gemeinschäftlichen Freude von sich, so bald sie die Geburt eines Sönchens ihres Caciquen in Erfahrung bringen. Diese Feyerlichkeiten zeugen von gar keinem erfinderischen Witz, aber desto mehr von der naiven und unverstellten Fröhlichkeit derer, die sie begehen. Dennoch läuft hiebei nicht das geringste Unehrbare oder Muthwillige mitunter. Kaum verbreitet sich das Gerücht, daß ein männlicher Erbe des Caciquen das Licht der Welt erblickt habe, so eilet die ganze Schaare der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand unter fröhlichem Jauchzen zur Hütte des Neugebohrnen, und hüpfet in langen Reihen um das Dach und die Wände desselben herum, wobei jede mit ihrem Palmzweig daran klopft; denn dieses Klopfen halten sie für eine glückliche

Vorbedeutung, daß das Kind ein vortrefflicher Krieger und der Schrecken der Feinde seyn werde. Dieses sollen die Palmzweige und die übrigen Cäremonien, die dabei vorkommen, andeuten. Das stärkste Weib unter allen ist mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden an bis an die Waden bedecket, also zwar, daß sie einer Spinne gleichsieht. Darum heißt bei ihnen diese Feyerlichkeit Hauali das ist, die Spinne. Die Besiederte hat diese Tage hindurch am meisten zu thun; denn sie läuft in Begleitung der übrigen Mädchen alle Hütten durch, peitscht auf alle Männer, die sie in ihren Wohnungen antrifft, mit einem auf die Art eines Herkuleskolben zusammgerollten Ochsenleder zu, jaget sie in die Flucht und verfolget sie, worauf diese von den Mädchen auf der Gasse aufgefangen, und mit ihren Palmästen wacker bewillkommet werden. Mit diesem Auflaufe wird unter dem lauten Gelächter der geprügelten Männer der erste Tag beschlossen. Den nächstfolgenden theilen sich die Mädchen in kleine Schaaren ab, und ringen auf dem Platze, eine mit der andern, aber blos mit den Armen. Die Knaben thun das nämliche an einem von dem vorigen abgesönderten Orte; denn die Wilden betrachten das Wohlanständige und die Gesetze der Ehrbarkeit so strenge, daß sie niemals zugeben, daß sich diese zu jenen gesellen, oder daß sie mit einander ringen. Den dritten Tag läßt man die Knaben auf der einen Seite und die Mädchen auf der anderen tanzen. Eines reicht dem andern die Hand also zwar, daß sie wie aneinandergekettet einen Kreis bilden, indeß eine Alte, welche die Tänze anordnet, eine Kürbißklapper in der Hand herumschüttelt. Wenn sie so mit der möglich größten Geschwindigkeit im Kreisel radförmig herumtanzen, so befällt sie zuweilen der Schwindel; weßwegen sie von Zeit zu Zeit stillstehen, scherzen, und lachen, und hierauf den Tanz wieder von neuem anfangen.

Hierbei ist nichts zu bewundern als die Gedult der Tänzer und Zuschauer: denn Künstliches sieht man dabei gar nichts. Am vierten Tage läuft die, welche eine Spinne vorstellet, von allen Mädchen begleitet, den ganzen Flecken ab, und fodert in jedem Hause diejenige, welche sie darinn für die stärkste von Gliedmassen und Kräften ansieht, zum Ringen mit ihr auf dem Platze auf, wobei sie denn bald ihre Gegnerinn niederwirft, bald von ihr niedergeworfen wird, und dadurch das zusammengelaufene Volk lachen macht. Die übrigen Täge (denn diese Spiele werden durch acht Tage fortgesetzt) werden entweder die vorigen wiederholet, oder die Männer schwelgen fröhlich bei einem öffentlichen Trinkgebothe unter abwechselnden Gesängen und dem Lärme der Trommeln; denn diese fanden immer ein größeres Vergnügen daran, wenn sie ihre Kehle mit einem süßen Getränke netzen, als wenn sie ihre Augen an dem Anblicke der ringenden Weiber weiden konnten. Von anderen Spielen, welche bei der Installation eines Kapitäns, bei der Feyer des Andenkens eines erfochtenen Sieges, bei dem Leichenbegängniße und der Trauer nach dem Hinschied eines ihrer Vornehmen, der Versetzung der Gebeine eines Verstorbenen in einen anderen Ort, wenn ein Wittwer geschoren wird, rc. vorgenommen werden, wollen wir anderswo sprechen. Gewiß ist es, daß die Abiponer von dem Stamme der Nakaiketergehes oder Waldbewohner auf die Nationalgebräuche und Cäremonien unter allen am meisten erpicht sind. Der sich blos bei den Rükahes oder Yaaukanigas aufhält, wird von vielen weder etwas sehen noch hören. Ich bin mit diesen drey Jahre und mit den Nakaiketergehes vier Jahre umgegangen, und habe die Gebräuche dieser Wilden von dem Anfange der Kolonien an, welche für sie erbauet worden sind, persönlich beobachtet. Man darf also allerdings meinen Erzählungen Glauben beimessen. Es ist unglaublich, wie viel Zeit und

Mühe uns die Zerstörung der vaterländischen Gebräuche einer der rohesten Nationen, welche noch durch das Beispiel ihrer Vorfahren in ihren Augen einen hohen Grad von Ehrwürdigkeit erhalten haben, gekostet hat. Ebendieselbe Schwierigkeit hatten auch die Aposteln und andere apostolische Männer, welche an der Bekehrung der Heiden und Juden zum Christenthume und an der Ausreutung ihrer alten abergläubischen Lehren und Cäremonien arbeiteten, zu überwinden. Eine hundertjährige Eiche, die sich schon vorlängst tief in die Erde eingewurzelt hat, fällt fürwahr nicht auf einen Streich. Aber wir wollen einmal von den Heurathen und Geburtsspielen der Abiponer zu etwas Traurigen hinübergehen, und von ihren Krankheiten, Aerzten und Arzneyen handeln. Wir werden diese Gegenstände in mehreren Hauptstücken, jeden nämlich in einem eigenen, vornehmen.



Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Von den Krankheiten, Aerzten, und Arzneyen der Abiponer.

Daß die Abiponer eine beinahe unversiegliche Lebenskraft, und einen starken, gesunden, saftvollen und wider alle Ungemächlichkeiten der Witterung und der Arbeit abgehärteten Körper haben, ist schon lange angemerkt, und, wenn ich mich nicht sehr irre, im VII. Hauptstücke augenscheinlich dargethan worden. Von den Krankheiten, die in Europa die Spitäler mit Kranken und die Gräber mit Leichen anfüllen, kennen sie die wenigsten. Die fallende Sucht, das Podagra, die Schlafsucht, der Wahnwitz, die Gicht, die Gelbsucht, die Harnwinde, der Aussatz, die Darmgicht, 2c. wie fürchterlich klingen sie in den Ohren eines Europäers! wie lange schon haben sie unter uns gewütet! wie unbekannt und fremde hingegen sind sie bei den Abiponern! Daß einer von diesen an einem hitzigen Fieber, am Seitenstechen oder an der Auszehrung gestorben ist, hört man kaum alle drey Jahre. Krankheiten sind bei ihnen seltner als bei uns das Nordlicht oder die Sonnenfinsternisse. Ich wüßte nicht, daß einer an den Zähnen gelitten hätte, außer einem alten Weibe, welche sich aber die Schmerzen mit einigen Tropfen Essig sogleich gestillet hat. Es wundert mich auch nicht, daß die Wilden von den bei anderen so gemeinen Zahnschmerzen nicht gequälet werden, indem sie von Jugend auf von Zeit zu Zeit an einer

einer von zerkauten Tabackblättern, Salz, und den Speichel alter Indianerinnen zusammgesetzten Masse zu kauen pflegen. Sie heissen daher den Taback mit Grunde noetà, ihre Medizin: denn da sie täglich den Honig, welcher wie alle Mediziner wissen, das Verderben der Zähne ist, theils essen und theils trinken, so würden sie entweder stets mit Zahnschmerzen geplagt seyn, oder die Zähne bald verlieren, wenn nicht das Herbe des Tabacks und des Salzes beides verhinderte. Wer täglich Taback kauet oder schmauchet, der erhält, wie man aus Erfahrung weiß, seine Zähne am gewissesten und im besten Zustande. Allein die aus feinerem Thone gebauet sind, wollen lieber winseln, und durch die Zange des Zahnarztes zerfleischet werden, als sich durch dieses Matrosenmittel, wie sie es nennen, wider die Zahnschmerzen verwahren. Ich habe in Paraquay einige vornehme Spanier gesehen, welche ihren Mund immer mit Tabackblättern oder deren Rauch voll hatten, und ihre Lust daran fanden; weil ihrer Meinung nach ihr ganzes körperliches Wohlbefinden davon abhieng. Ein Hauptmann, mit welchem ich wohl bei 200 Meilen weit gereiset bin, zündete einst, als ihm auf der langen Reise durch die Wüste der Taback ausgieng, statt dessen dürre Blätter an. Auf meine Frage, warum er dieses thue, versetzte er, er könne nicht leben, wenn ihm nicht der Rauch vom Taback oder in dessen Ermanglung von etwas anderem um seine Näse schwebt. Hier ist noch ein anderes von den Paraquayern sehr gebrauchtes Mittel wider die Zahnschmerzen auch für die, welche den Taback nicht ertragen können. Man weichet nämlich einige Bohnen vom Baum Cacào (die nämlich, welche man zum Chokolademachen braucht) einige Stunden in Brandwein ein. Mit diesem wird nun ein Bäuschchen Baumwolle getränkt, und auf den schmerzhaften Zahn geleget. Ist

der

der Zahn nicht hohl, so behält man den Brandwein eine Zeitlang auf demselben im Munde. Wenn man dieses einigemale wiederholet, so wird sich nach und nach sowohl die Geschwulst als auch der Schmerz legen, er mag nun aus einem kalten oder hitzigen Fluße entstanden seyn. Die Wirksamkeit dieses vortrefflichen Mittels hat meine und anderer Erfahrung vielmals auch in Europa bewähret. Allein man muß auch zu dieser Absicht, so viel als möglich, frische und saftige Bohnen auslesen; denn welche Kraft können wohl die alten, faulen und folglich ausgetrockneten Bohnen in sich enthalten, oder mittheilen? Der Brandwein muß nicht zu scharf und feuerig, sondern trinkbar seyn. Der von den Chymikern sogenannte Weingeist taugt also hierzu nichts. Einige zerstechen sich auch das Zahnfleisch, welches um den schmerzhaften Zahn herumliegt, mit einer Fischgräte von dem Fische raya und stillen sich durch das aus demselben herausgelockte Blut den Schmerzen. Andere kalziniren Tiegerklauen und Alaun mittelst glühender Kohlen, zerreiben sie hernach zu Pulver, mischen es wohl untereinander und füllen damit die Höhlung des ausgefressenen oder aus einer anderen Ursache schadhaften Zahnes an. Daß auf diese Weise nicht nur der Schmerz sondern auch dessen Ursache gänzlich gehoben werde, also zwar, daß jener den Leidenden nicht wieder beunruhiget, haben mit mir viele andere erfahren. Dieses Mittel hat uns einst ein spanischer Bauer aus Mitleid gegen einen meiner Gesellschaftsgenossen, der an den Zähnen litt, geoffenbaret. Ich weiß wohl, daß die meisten Arzneyen wider die Zahnschmerzen von der Art sind, daß sie zehnmal vortrefflich helfen, das eilftemal aber nicht nur unwirksam bleiben, und die gehofte Linderung nicht hervorbringen, sondern auch den Schmerzen vermehren. Dieses Zahnweh ist bei den Europäern in Paraquay nichts seltenes: aber ihr Zustand ist um so be-

dauerungs-

daurungswürdiger, je wenigere und ungeschicktere Wundärzte man daselbst antrifft. Wenn selbe einen schadhaften Zahn mit der Zange herausreißen wollen, so machen sie vorerst mit einem kleinen Messer das Zahnfleisch rund um denselben her los. Diese Operation ist äußerst schmerzhaft und mit vieler Blutvergießung verbunden. Es ist kein geringer Theil der Glückseligkeit der Abiponer, daß sie der grausamen Hilfe dieser Peiniger nicht bedürfen; indem ihre Zähne ihnen weder Schmerzen verursachen noch schadhaft werden. Einen Zahnlosen habe ich unter ihnen nie gesehen. Die meisten bringen alle ihre Zähne, die sie Zeit ihres Lebens beständig nützen, unbeschädigt in das Grab.

Wenn sie fühlen, daß ihnen nicht wohl ist, so antworten sie immer, wenn man sie frägt, was ihnen fehle, das Uibel mag hernach im Fuße oder im Ellenbogen stecken; Das Herz thut mir weh. Yeevèt yauèl. Die Quaranier machen es eben so. Fragt man sie; wo thut es dir wehe? Was empfindest du? Mbaèpàhacindebe? Mbaè panga ereñandu curi? so versetzen sie sogleich mit einem tiefen Seufzer chepiape, in meinem Herzen. Also zwar, daß es außerordentlich schwer hält, aus Indianern die Gattung und den Sitz der Krankheit herauszuforschen, wenn sie sich anders nicht durch andere Kennzeichen verräth. Den unbedeutendsten Mangel an Appetit halten sie für den unumstößlichsten Beweis, daß der andere krank ist. Wenn also einer von ihnen seinen Magen bereits angepfropfet oder wohl gar überladen hat, und von ihren gewöhnlichen Eßwaaren nichts mehr essen kann, so machen die Weiber die schlimmsten Vorbedeutungen daraus, jammern ohne Aufhören, rücken immer mit ihrem chik erkene, er ißt nicht unter tiefen Seufzern hervor, und verzweifeln im Ernste an seinem Leben. Kaum nimmt aber der Kranke wieder etwas

Spei-

Speise zu sich, als sie ein förmliches Jubelgeschrey wegen der überstandenen Gefahr, wenn sie auch lange noch nicht vorüber ist, anstimmen, also zwar, daß bei ihnen la rkene, er ist schon, und Layamini, la naatateuge, er geneset wieder, er lebt wieder auf, gleichbedeutende Ausdrücke zu seyn scheinen. Uibrigens sterben von den kranken Abiponern nur die wenigsten, so wie überhaupt unter ihnen nur die wenigsten krank werden. Da sie stets mit Feinden und Tiegern zu kämpfen haben, so gehen alle Jahre ihrer mehrere theils durch jener ihre Waffen und theils durch dieser ihre Klauen darauf. Dieses läugne ich nicht. Allein den meisten übrigen ist ihr hohes Alter Tod und Krankheit zugleich. Kurz die meisten Abiponer beschließen dazumal ihr Leben, da es ihnen zur Last wird, und da sie, desselben müde, sich den Tod als eine Ruhestätte und als einen Balsam für die Beschwerlichkeiten ihrer Tage wünschen. Hieraus ist der gemeinschäftliche Irrthum entstanden, vermög dessen sie glauben, daß sie niemals sterben würden, wenn keine Spanier und keine Zauberer in Amerika existirten; denn dieser ihren Künsten und jener ihren Waffen pflegen sie den Tod aller ihrer Landesleute zuzuschreiben. Eine mit der Lanze gemachte Wunde mag so weit seyn, daß die entweichende Seele bequem herausfahren und der Tod sich hineinlagern kann, so wird dennoch das tolle Volk fest der Meinung seyn, daß, wenn der Verwundete stirbt, nicht der Stahl sondern die Zauberey des Schwarzkünstlers seinem Leben ein Ende gemacht hat. Die Verwandten des Verstorbenen dringen aus allen Kräften darauf, nicht nur daß man den Urheber des Todes ausfindig mache, sondern auch, daß man an ihm auf eine grausame Art das Wiedervergeltungsrecht ausübe. Sie stehen in dem Wahn, daß der boshafte Zauberer sogleich des Todes sterben, und folglich die Verkürzung des Lebens des anderen mit dem Verlust seines eigenen büßen werde, wenn

sie

sie das Herz und die Zunge des Verstorbenen, welche sie aus seinem noch warmen Körper herauslösen, bei einem Feuer gekocht einem Hunde zu fressen geben. Ungeachtet sie nun längst beobachtet haben müßen, daß auf so viele Zungen und Herzen, die sie den Hunden vorgeworfen haben, kein Zauberer in demselben Zeitpunkte gestorben ist, so schneiden sie dennoch nach dem Brauche ihrer Väter das Herz und die Zunge sowohl aus Kindern als Erwachsenen beiderlei Geschlechts mit einer gewissenhaften Sorgfalt überall heraus, sobald sie selbe für todt halten. Wie sehr die unsinnige Meinung, daß die Menschen blos durch die Zauberkünste getödtet werden bei allen Wilden eingewurzelt ist, mag man aus nachstehender Begebenheit, die sich unter meinen Augen zugetragen hat, abnehmen.

Aus dem neuen Flecken Conception giengen einige Abiponer auf das Land. Sie vertrieben sich daselbst die Zeit theils mit Jagen und theils mit Trinken; sie hatten sich nämlich aus Johannesbrod einen Trank bereitet. Unter den Betrunkenen entstand, wie gewöhnlich, ein Zank über ein Pferd. Um diesen auszumachen, griffen sie nach ihren Lanzen. Indessen lief ein junger Abiponer von einer sehr sanften Gemüthsart und ein Feind vom Zusammenschwelgen hinzu, um den Frieden wieder herzustellen. Allein da er sich, um alles Unheil zu verhindern, zwischen zween Streitende hinstellte, ward er selbst gefährlich verwundet. Dieses geschah im Jäner, das ist in dem heißesten Sommermonat. Der Arm, durch welchen eine Lanze durch und durch gestossen war, schwoll daher bei der Sonnenhitze ganz entsetzlich auf, so daß der Brand, weil dem Jüngling auf dem Felde keine medizinische Hilfe geleistet werden konnte, das Herz selbst angriff, und den Unglücklichen nach zweenen Tagen aufrieb. Wer soll nun läugnen, daß in diesem Falle die Lanze die Ursache der Wunde,

und

und diese die Ursache des Todes gewesen ist? Dennoch läugneten es die Abiponer, als welche öffentlich jammerten, daß ihr Hüttengenoß durch Zauberkünste sein Leben eingebüßet habe. Nachdem sie zur Ausfindigmachung des Thäters verschiedene Berathschlagungen angestellet hatten, fiel der Verdacht auf eine dieser Künste wegen beruffene Alte, aus dem Grunde, weil ihr der Verstorbene einst eine Wassermelone verweigert hatte. Wider dieses Weib entbrannte nun alles. Man erdachte und versuchte hunderterlei Dinge sich wegen der ihr zugemutheten Unthat an ihr zu rächen. Ich sah einmal, wie sich eine Vetel von einem fürchterlichen Anblick mit jämmerlichen Verzerrungen des ganzen Körpers wie ein Rad herumdrähete; und da ich selbe für wahnwitzig hielt, so wollte ich bereits zu ihr hineilen und sie anreden. Allein die herumstehenden Abiponer setzten sich meiner Absicht entgegen. Beileibe, Pater! sagten sie zu mir, störe das gute Weib ja mit keiner Sylbe; sie tödtet mit ihren Kreisen und Rädern die boshafte Zauberinn, welche dem neulich verstorbenen Jüngling das Leben genommen hat. Geh! antwortete ich unwillig, mit deinen Possen, die da zu nichts gut sind als euch etwas aufzubinden, keineswegs aber einen Zauberer um das Leben bringen können. Aber alles das war vergebens. Ich wurde von den Wilden als einer, der von ihren Geheimnissen nichts verstünde, verlachet. Also sind die die albernsten, die sich die weisesten dünken. Ich werde zur Bestättigung meiner Erzählung eine noch traurigere Geschichte anführen.

Zu S. Ferdinand war ein seiner Abkunft und Kriegesthaten wegen berühmter Abiponer aus dem Stamme der Yaaukanigas, ein Mann, der zu allem stets entschlossen war, über den frühzeitigen Tod seines Töchterchens ganz untröstlich. Er wußte, daß sein Kind schwach und kränklich auf die Welt gekommen ist; dennoch lag

ihm

ihm nichts mehr in dem Sinne, als wie er den Zauberer, der an ihrem Tod Schuld wäre, in Erfahrung bringen könnte. Einige alte Weiber, die einer fremden aber mit einem Abiponer verheuratheten Indianerinn abhold waren, machten ihm weis, daß diese seine Tochter verzaubert habe, welches er auch fest glaubte. Entrüstet über die ihm zugefügte Unbild und vor Rachbegierde ganz ausser sich, fiel er einst unter der Dämmerung über das unschuldige Weib her, das sich von einem solchen Anschlag wider ihr Leben gar nichts traumen lassen konnte. Da sie also beim Feuer auf der Erde saß, und spann, stieß er ihr seine Lanze mit einer solchen Gewalt durch die Schulter, daß das Eisen ihr mitten in der Brust herausgieng, und das säugende Kind mit dem Blute seiner Mutter bespritzte. Das Weib war in ihren besten Jahren, fett vom Körper und hatte überausgrosse Kräfte. Sie schwamm in ihrem Blute, das aus den Adern wie aus Brunnenquellen nicht floß, sondern strömmte. Da die schreckliche Wunde keine Rettung mehr hoffen ließ, so wiederholten wir mit ihr die vornehmsten Hauptstücke unserer Religion, die sie als eine Neugläubige schon vormals inne hatte, taufeten sie, nachdem wir sie gehörig vorbereitet hatten, und ermahnten sie ihrem Mörder zu verzeihen. Nachdem einmal für die Seele dieser Unglücklichen gesorgt war, gaben wir uns alle Mühe ihr Leben so viel möglich zu verlängern; denn die Erhaltung desselben hielten wir für schlechterdings unmöglich. Man wischte daher anfangs das Blut ab, welches mit Milch vermenget häufig aus der Wunde rann, wusch diese mit warmem Wein, und bestrich sie mit warmer Hühnerfette. Bei diesem bejammernswürdigen Schauspiele versammelte sich eine Menge Volk. Unter dem Haufen fand sich auch ein ihriger Arzt, das ist ein sogenannter Schwarzkünstler ein. Dieser reichte dem Mann des verwundeten Weibes ein

Ochsen-

Ochsenhorn dar, damit er seinen Urin darein lassen sollte, welches er auch sogleich reichlich that. Hierauf gab er ihr den noch warmen Harn zu trinken. Auch dazu verstand sie sich, und trank solchen bis auf den letzten Tropfen aus. Nach diesem wandte sich der Schwarzkünstler an meinen Mitpriester. Weist du, sagte er zu ihm, warum ich sie den frischen Harn trinken ließ? Nämlich darum, damit das verwundete Weib durch ein Erbrechen das Blut von sich gebe, welches aus der Wunde nach den innern Theilen floß, und welches, wenn es faul würde, die Fäulniß auch auf die Lunge und andere Eingeweide verbreitete. Der Erfolg entsprach vollkommen seinen Worten. Das Weib reinigte sich durch ein Erbrechen. Die ungeheure Wunde beschmierte man täglich einigemale mit Hühnerfette; auch legte man, um alle Entzündung zu verhindern, süße Kohlkrautblätter darauf. Dadurch heilte sie in wenigen Tagen also zusammen, daß sie außer der Narbe keine Beschwerde noch sonst einen Schmerzen zurückließ. Werden hier nicht unsere Wundärzte über den Gebrauch der Hühnerfette lachen, und ihre Kraft in Heilung der Wunden in Zweifel ziehen? Meinethalben mögen sie lachen, spotten, zweifeln und verachten, so viel sie wollen. Ihrem Gelächter und ihren Zweifeln setze ich zuversichtlich die glückliche Versuche entgegen, die damit unter meinen Augen gemacht worden sind. Mein Arm, durch den mir die wilden Natakebit einen vierhackichten Pfeil durchgeschossen hatten, und die verletzte Sehne des Mittelfingers wurden durch dieses einzige Hilfsmittel innerhalb 14 Tagen glücklich wieder hergestellet. Mit eben dieser Fette heilte ich andere mit Lanzen oder Pfeilen Verwundete. Eine Abiponerinn, welche sich das Schienbein von ungefehr mit einer Axt jämmerlich verwundete, und der hernach der Fuß, weil sie einige Tage keine Arzneymittel brauchte, ganz entsetzlich aufschwoll, genas gleichfalls dadurch. Ich würde kein

Ende finden, wenn ich alle Fälle anführen wollte, in welchen die Hünerfette ihre heilsame Kraft bewiesen hat. Ich getraue mir nicht zu zweifeln, daß es in den Europäischen Apothecken wirksamere Arzneyen und Salben gebe: aber ich weiß auch, daß in den Wüsteneyen von Amerika das nächste beste Kraut, welches die wohlthätige Vorsicht den armen Indianern verliehen hat, in gewissen Krankheiten schneller und unfehlbarer wirke, als alle unsere künstlichen und theueren Medizinen, welche dem kranken Körper oft unnütz, der Börse aber leider! allemal beschwerlich sind.

Die Abiponer halten die Schwarzkünstler für Urheber nicht allein des Todes, sodern auch aller tödtlichen Krankheiten, also zwar, daß die Kranken sogleich zu genesen hoffen, sobald jene aus dem Wege geräumet sind. Ich werde von diesem lächerlichen Aberglauben ein trauriges Beispiel anführen. Zu S. Hieronymus zehrte ein Abiponer Namens Ychohake, welcher auf seine Thaten und seines Bruders, des Caciquen Ychoalay, Ruhm äusserst stolz war, nach und nach aus. Er dachte nie daran die Quelle seines Uibels in den bösen Feuchtigkeiten zu suchen, wovon er strotzte. Ihm war blos darum zu thun, wie er den Schwarzkünstler entdecken könnte, der ihm seine Krankheit angezaubert hätte. Dieß war Tag und Nacht seine einzige Sorge. Er zog daher einige alte Weiber darüber zu Rathe, welche den Ausspruch thaten, daß ein gewisser Napakainchin, seiner Herkunft nach ein Toba, der Urheber seiner Auszehrung sey. Hierauf beschloß er unverzüglich diesem das Leben zu nehmen, um das seinige zu retten. Er überfiel ihn daher bei eitler Nacht bewaffnet in seiner Hütte, eben als derselbe schlummerte. Seine wohl bei vier Zoll breite Lanze stieß er ihm tief in den Leib, gab

ihm.

ihm hernach durch die linke Seite einen gewaltigen Stich, und zerbrach ihm dadurch zwo Rippen. Am Ende hieb er ihm noch mit einem Säbel die Schulter von einander. Auf das Geschrey des Verwundeten lief alles zusammen, indeß der Meuchelmörder bereits entwichen war. Man rufte uns dem Unglücklichen zum Beistande. Weil wir ihn in seinem Blute schwimmend und von seinen dreyen Wunden ganz erschöpft antraffen, so glaubten wir, daß er bald seinen Geist aufgeben würde. Indessen erinnerten uns die Herumstehenden, daß wir den Napakainchin in unser Haus tragen lassen sollten, weil der Thäter in Kurzem wieder zurückkehren würde, um ihm mit neuen Wunden den Rest zu geben. Auf ihren Rath wurde er also in unsere Wohnhütte getragen. Unterwegs aber entfiel er den Händen der Träger und stürzte mit neuer und noch grösserer Lebensgefahr auf die Erde; denn er war ungemein groß, und folglich sehr schwer. Weil der Ort, wo er bei uns hingesetzet ward, keine Thüren und Riegel hatte, so vermachten selben die Abiponer überall mit Ochsenhäuten, damit der Ychohake, im Falle er, seinen Mord zu vollenden, noch einmal zurückkehren sollte, nicht hineinbringen könnte. Er erschien auch wirklich nach einer halben Stunde, wie es die Indianer vorausgesagt hatten, mit einem Säbel, um den Tod des Sterbenden zu beschleunigen. Allein er wurde von dem P. Joseph Brigniel, dessen Gehülfe ich damal war, tapfer zurückgewiesen, so daß er unverrichteter Dienge abziehen mußte. Der Verwundet (er war damals ein Neugläubiger) behielt immer den Gebrauch seiner Zunge und Sinne, wurde aber dessen ungeachtet unverzüglich getaufet. Durch unsere Sorgfalt und Arzneyen, worunter die Hühnerfette die erste Stelle behauptete, genas er nach einigen Wochen vollkommen wieder. Was werden nun die europäischen Wundärzte hievon denken? Dem Beispiele des Napakainchin, welcher

ein Mitglied unserer Kirche geworden war, folgten sein Weib und seine Kinder mit Freuden. Bald darauf zog die ganze Familie, weil sie von Seite des Ychohake neue Gefahren besorgte, in den nahen Flecken Xavier, wo das Christenthum unter den neubekehrten Mokobiern bereits in seiner vollen Blühte sich zeigte. Dieser Trauergeschichte möchte ich noch folgenden Zusatz beifügen. Das Jahr vorher stach eben dieser Napachainckin bei Gelegenheit eines Streites, der sich bei einem Saufgelage erhoben hatte, einen Abiponer, der bei ihm saß, und gegen ihn eben nicht am besten gesinnt war, mit einem Messer elendiglich nieder. Für diesen Mord scheint ihn die strafende Gotteshand durch oberwähnten Vorfall gezüchtiget zu haben, wiewohl diese Züchtigung von dem Strafbaren als eine der größten und heilsamsten Wohlthaten betrachtet werden muß, indem ihm die ihm versetzten Wunden Anlaß gaben, sich mit seinen Angehörigen taufen zu lassen, welches er bei einem unwandelbaren Wohlseyn gewiß unterlassen, wenigstens verschoben hätte.

Man glaube nicht, daß die Geschichte von dem Kranken und tollen Ychohake bereits zu Ende sey. Immer von den nämlichen Beschwerden seiner Krankheit gequälet und immer von neuen Phantasien in Ansehung der ihm angezauberten Auszehrung geängstiget, hielt er nach einigen Monaten ein Weib, dem man magische Kenntnisse zutrauete, für die Urheberinn seines Hinwelkens. Er machte sich daher unter Mittagszeit hinterlistig über die Unglückliche, die sich nichts arges versehen hatte, her, und wollte ihr den Kopf spalten. Allein der Säbel glitschte ein wenig ab, und der Hieb gieng durch die linke Kinnbacke, welche mit der Haut und dem daran hängenden Ohre bis auf die Brust hinabhieng, und diese sammt dem säugenden Kinde mit Blut überschwemmte.

Das

Das herbeigelaufene Volk zog den Thäter zurück. Kaum konnte ich mich bei diesem schrecklichen Anblicke der Thränen enthalten. Den Unmenschen strafen, der diesen Frevel verübet hatte, durfte ich nicht. Alles also, was ich thun konnte und auch that, war, daß ich der Verwundeten beizustehen mich aus allen Kräften bestrebte. Wir hatten einen Mohren, der in der Wundarzneykunst ein wenig bewandert war. Durch diesen ließ ich die sammt dem Ohr herabhängende Kinnbacke an dreyen Orten wieder an den Kopf annähen. Das Weib stand die Nadelstiche aus ohne den geringsten Klageton von sich hören zu lassen, indeß sich die übrigen über ihren Anblick entsetzten. Die Wunde wurde durchaus mit warmem Weine gewaschen, mit Hühnerfette beschmieret, und in ein in verschiedene gesottene Kräuter eingetauchtes Tuch gelinde eingebunden. Da ich keine Binde an der Hand hatte, um das Tuch an den Kopf fest zu machen, so nahm ich meinen eigenen Gürtel dazu. Den ganzen Abend, da dieses vorgieng und die darauf folgende Nacht ließ ich einige treue Abiponer für die Sicherheit des Weibes wachen, damit sie nicht einem neuen Unfalle ausgesetzet wäre; indem der obengedachte Indianer eben so sehr nach ihren Tode, als nach seiner Wiederherstellung lechzte. Allein die Unglückliche kam der Gefahr, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, zuvor, und entwich heimlich nach S. Ferdinand, nachdem ihre Wunde weit eher geheilet war, als wir es vermuthet hatten. Ein guter Engel muß ihr diesen Entschluß eingegeben haben. Denn als wir dem Caciquen Ychoalay, welcher sich zu dieser Zeit in einer Entfernung vom Flecken aufhielt, die Unthat seines Bruders Ychohake zu wissen machten, und ihn ersuchten, daß er seine Rückkehr in die Kolonie so viel möglich beschleunigen möchte, um jenen im Zaume zu halten, so antwortete er, daß er im Kurzen bei uns seyn würde, nicht aber um der Mordsucht seines Bru-

ders Schranken zu setzen sondern um der Verwundeten vollends vom Leben zu helfen; weil er sie schon seit langer Zeit für eine gefährliche und furchtbare Zauberinn hielt. Ohne Zweifel würde er, der fast nie eine seiner Entschliessungen unausgeführet gelassen hat, seine Drohung in das Werk gesetzet haben, wenn er das Weib noch im Flecken angetroffen hätte. In den vorigen Jahren, da sie noch auf den Feldern in einzelnen Horden herumirrten, litt er in der seinigen kein einziges Weib, das der Zauberkünste verdächtig war: er stach ihrer sogar einige, vermuthlich unschuldige, in der Absicht nieder, damit sie niemanden mehr etwas zu leide thun könnten. Denn seine Leichtgläubigkeit war eben so unbegränzt als seine Grausamkeit. Kurz der Cacique Ychoalay sah seinem Bruder Ychohake so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem anderen.

Indessen hatte dennoch diese so vielmal blutige Trauergeschichte einen erwünschten Ausgang. Der Indianer Ychohake, dieser von seinen Gemüthsleiden noch mehr als von seiner Leibeskrankheit beängstigte Mann, der so viel Blut vergossen, und uns so vielen Kummer gemacht hatte, endigte seine Tage und unsere Besorgnisse: aber was zu bewundern ist, er, der in seiner Krankheit so thöricht handelte, ward auf seinem Sterbelager klüger. Auf sein Verlangen ertheilte man ihm frühzeitig die Taufe. Da er seines Lebens Ende allgemach heranrücken sah, machte ihm die Gegenwart des Priesters viel Vergnügen; dennoch rieth er diesem, weil er die erste Nacht bei ihm gewachet hatte, zu Hause ein wenig auszuruhen. Sollte sich indessen die Stunde zu seinem Ausbruche aus dieser Welt nähern, so würde er es ihm sogleich zu wissen machen. Er hielt auch Wort. Er starb unter den tröstlichen Einsprechungen des Paters und un-

ter

ter den Thränen seiner Verwandten eines sanften Todes in der Nacht vor dem h. Dreyfaltigkeitsfeste. Wir hatten viele Gründe zu hoffen, daß er aus diesem Leben in eine glückliche Unsterblichkeit übergegangen ist. Als seine Hausgenossen weinten, ward er über ihr Jammern unwillig und tröstete sie mit dem Gedanken, daß er nun in das grosse Haus des Vaters und Schöpfers aller Dinge und des größten Kapitäns eintretten würde. Er bezeugte immer das sehnlichste Verlangen sich mit Gott auszusöhnen, und eine herzliche Reue voll inniger Bußfertigkeit über seine Räubereyen und Mordthaten, die er an so vielen Christen und anderen verübt hatte. Seinem Weibe band er einigemale scharf ein, daß sie nicht nach dem Beispiele ihrer Väter seine Schaafe oder bei seinem Grabhügel Pferde schlachten sollte. Nicht nur jene, sondern sein ganzes Eigenthum hinterließ er seiner Tochter. Aus allem erhellet, daß er seinem alten Aberglauben völlig entsaget, und sich der katholischen Religion aus ganzem Herzen ergeben habe. Dieses wollte ich hier in der Absicht erzählet, um meinen Lesern zu zeigen, wie die Abiponer Tod und Krankheiten ohne Unterschied ihren Zauberern zuschreiben, die sie doch sonst als ihre Beschirmer, Aerzte und Erhalter ihres Lebens verehren, wie ich in einem anderen Hauptstücke beweisen werde. Von den Krankheiten der Abiponer ist noch verschiedenes nachzutragen, was für einen Europäer allerdings des Wissens werth ist.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Von einer besonderen Krankheit der Abiponer.

Einige Früchte wachsen ohne Unterschied überall, andere kommen nur an gewissen Orten zum Vorschein: denn auf jedem Erdreiche gedeihet nicht alles. Ebendieses Bewandniß scheinet es auch mit den Krankheiten zu haben. Einige sind allen Ländern und Völkerschaften gemein; andere hingegen sind nur gewissen Provinzen eigen. Den Aussatz heißt Lucrez die Volkskrankheit von Aegypten. Nach anderen war das Podagra zu Athen, das Augenweh aber in Achayen zu Hause. Der Dichter Aeschines erzählt dem Philokrates, daß die Insel Delos das eigentliche Vaterland der Leukophlegmatie (einer Art Wassersucht, die sonst auch anasarca heißt.) genennet werden möge. Die Wichtelzopf der Pohlen,*) der tödtliche Schweiß der Engelländer, die Kröpfe und andere gewissen Ländern eigenthümliche Krankheiten sind bei den Aerzten weitläufig beschrieben. Nachdem ich mich bei zwanzig Jahre in Paraquay und unter verschiedenen Völkern dieser Provinz aufgehalten hatte, entdeckte ich bei den Abiponern aus dem Stamme der Nakaiketergehes eine Krankheit, welche den übrigen völlig unbekannt ist. Der Sitz dieser Krankheit ist mehr im Gemüthe als in

dem

* Plica Polonica.

dem Körper, wiewohl sie meines Erachtens aus der üblen Beschaffenheit der Säfte dieses letzteren zu entstehen pfleget Sie werden zuweilen aberwitzig und wüten wie die Vollsinnigen. Der leichtgläubige und abergläubische Pöbel glaubt, daß sie durch die Zauberkünste der Schwarzkünstler in diesen Zustande der Raserey versetzt worden sind, und heißt sie daher Loaparaika. Von den Anfällen der schwarzen Galle (wie ichs mir vorstelle) überwältiget und von den schwermüthigen Bildern trauriger Gegenstände geängstiget, äußern sie täglich meistens nach Sonnenuntergang ihren Wahnwitz, wie die Fieberhaften, bei welchen das Fieber zu gewissen Stunden kömmt und weggeht. Auf einmal springen sie aus ihren Hütten hervor, und laufen gerade durch die Felder den Gräbern der ihrigen zu, welche die Abiponer in einem nahen Walde zu begraben pflegen. Sie laufen so geschwind als die Straussen; und die hurtigsten Reiter, die ihnen nachsetzen, können sie kaum einholen und wieder nach Haus bringen. Des Nachts sind sie wie von Furien besessen, und lechzen mit heißer Sehnsucht nach Mord. In dieser Absicht ergreifen sie alle Waffen, die ihnen in den Wurf kommen. Deßwegen verbirgt jedermann, so bald er hört, daß jemand von dieser Krankheit befallen worden ist, seine Lanze in dem nächsten besten Winkel. Weil seine Hüttengenossen ihn des Nachts weder beruhigen, noch zu Hause zurückhalten können, so lassen sie ihn mit einem Stäbchen auf den Platz hinausgehen, und begleiten ihn, so viel nur ihrer können. Zu diesem Schauspiele läuft sogleich ein Schwarm Buben zusammen, und so geht die Prozession durch alle Gässen des Fleckens. Der Wahnsinnige klopfet an das Dach und die Binsendecke einer jeglichen Hütte einigemale mit seinem Stäbchen, ohne daß sich einer der darunter Verborgenen zu muchsen oder zu rühren getrauete. Bemächtiget er sich aber, wenn

wenn die Wächter schlummern, oder von ihm hintergangen werden, eines Mordgewehres, guter Gott! wie fängt alles zu zittern an! Nicht blos wehrlose Weiber und Knaben, sondern auch Männer, welche von ihrem eigenen Heldenmuth so hohe Begriffe haben, schämen sich nicht zu zagen. Diese pflegen zu sagen, daß es eben so unvernünftig als unschicklich seyn würde, wider Verrückte sich der Waffen zu bedienen. Die Weiber liefen daher aus Furcht vor den Aberwitzigen mit ihren Kindern haufenweise in unsern Hof, welcher wider die Anfälle der Wilden allemal mit Pallisaden befestiget war, um daselbst nicht blos einige Stunden sondern oft die ganze Nacht hinzubringen. Alaykin, der vornehmste Cacique des Fleckens Conception, ließ einen solchen Wütenden, welcher bewaffnet auf dem Platze herumrannte, als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Weib sammt anderen sich hinter dieser Verzäunung verborgen halte, und vor Schrecken fast vergehe, mit List fangen, und mit Stricken binden.

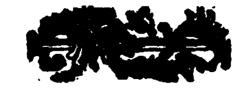
Die diese Wuth ergriffen hat, essen und schlaffen sehr wenig, und sehen daher vor Fasten und Trübsinn ungemein blaß aus. Man sollte glauben, daß sie auf ein neues Lehrgebäude von der Figur der Erde sännen, oder der Quadratur des Zirkels nachdächten. Untertags geben sie kein Zeichen einer Verrückung von sich, auch hat man sich vor dem Abend vor ihnen nicht zu fürchten. Einst besuchte mich ein solcher, der alle Nächte sein Unwesen trieb, unter Mittagszeit. Ich fragte ihn freundschäftlich, wer denn derjenige wäre, der immer des Nachts in seiner Raserey die übrigen in ihrer Ruhe störte, und wie er hieß? Er wisse es nicht, antwortete mir dieser mit heiterer Stirne. Wie er von mir weg war,

sagte

sagte mir mein Mitpriester, ein Spanier: der ists, den du so lange schon hast kennen lernen wollen, der bei der Nacht verrückt ist. So wenig konnte ich in seinen Reden oder Gesichtszügen eine Spur der Verwirrung gewahrwerden. Ein anderer, den ich als einen solchen Wütenden kannte, begegnete mir auf dem Felde zu Pferde, und wollte mit mir reiten. Ich aber schützte, um mich von einem so fürchterlichen Gefährten zu befreyen, ein Geschäft vor, gab meinem Pferd die Sporne, und eilte nach Hause. Ich war einigemale, da ich bei der Nacht die Thüre unseres Hofes zuschloß, und ein andermal, da ich mein Pferd, um es auf dem Felde weiden zu lassen, an einen Block anband, nahe daran von einem Rasenden erwürgt zu werden. Zum Glücke kamen mir andere zu Hilfe und wendeten noch die Gefahr von mir ab. Zuweilen wurden mehrere Männer und Weiber zu gleicher Zeit wahnsinnig, manchmal wurde es nur einer, und manchmal auch keiner. Diese Krankheit währete oft acht Tage, oft vierzehn, oftmals auch noch länger, da sie dann wieder ruhig und ihrer selbst mächtig wurden. Ich habe noch keinen solchen rasenden Abiponer gesehen, bei dem ich nicht einen düsteren, trüben Sinn, ein schwermüthiges oder schwarzgallichtes Temperament und eine drohende Miene beobachtet hätte. Daß die gereizte Galle durch die bösen Einflüße einer verdorbenen Luft durch das Schwelgen, durch Herzenskränkungen, und widrige Ereignisse Wahnwitz und so gar die Wuth erzeuge, darf niemanden weder sonderbar, noch unbegreiflich vorkommen. Blos Unwissende oder Thoren können das magischen Künsten zuschreiben, was durch die Kräfte oder durch die Mängel der Natur geschieht.

Da ich vom Tollsinn der Abiponer schreibe, so erinnere ich mich eben recht an das, was ich einst beim Plutarch im Buche von den berühmten Weibern im II. Hauptstücke las, daß sich nämlich die Mädchen von Mileto aus einem rasenden Hange zum sterben erwürgt haben. Diese Wuth wurde bei allen Mädchen durchgängig Mode, und der Tod war ihr einziger Wunsch. Die Thränen ihrer Eltern, die Wachsamkeit ihrer Aufseher, die Künste der Aerzte, alles war vergebens. Nachdem also alle angewandte Mittel unwirksam blieben, machte der Rath von Mileto ein Gesetz, wodurch derselbe bekannt machen ließ, daß jedes Mädchen, welches sich in Zukunft um das Leben bringen würde, nackt mitten durch den Platz getragen werden soll. Die Furcht von der Schmach erstickte in ihnen die Wuth und die unsinnige Begierde ihre Lebenstage zu verkürzen. Auch in unseren Zeiten hält die Furcht vor der Ruthe die Verrückten im Zaume. Bei den Abiponern haben wir gesehen, daß die Todesangst ein treffliches Gegengift wider die Wuth war. Einst wurde die Anzahl der Wahnwitzigen in wenig Tagen ungewöhnlich groß. Einer derselben kletterte bei eitler aber heller Nacht über die Pallisaden, und wollte sich in unser Haus schleichen; allein Hinzugelaufene zogen ihn zeitlich zurück und setzten uns dadurch in Sicherheit. Weil Alaykin, der vornehmste Cacique, hievon benachrichtiget wurde, so ließ er den Tag darauf alle zusammen auf den Platz kommen, und verkündigte ihnen mit drohender Stimme, daß er, wenn noch einer in eine solche Raserey verfallen würde, alle Schwarzkünstlerinnen sammt dem Wahnwitzigen sogleich über die Klinge springen lassen würde. Diese Drohung that bei denen, die schon tollsinnig waren, die Dienste einer Nießwurz, und bei den übrigen die eines Verwahrungsmittels; denn ich habe von dieser Zeit an von einem Wütenden weder

etwas gehört, noch gesehen, wiewohl ich mich bei eben diesem Volke, und an ebendiesem Orte noch viele Monate aufgehalten habe. Alle, die bei sich den unrichtigen Gang ihres Gedankenrades bemerkt hatten, schienen sich aus Furcht vor dem ihnen angedrohten Tod Einhalt zu thun. Wie aber wenn bei einigen, welche Aufsehen machen, gefürchtet und angestaunet werden wollten, die Wuth blosse Verstellung war! Denn ob sie gleich im übrigen die menschliche Natur zu verläugnen scheinen, so sind sie dennoch aller menschlichen Schwachheiten und Gebrechen fähig. Nun aber was ist unter den Menschen gemeiner als die Verstellung? Wenigstens konnte ich mich nie bereden, daß eine zauberische Verwünschung, wie die Wilden glauben, die Ursache dieser Verrückung seyn sollte.



Fünfundzwanzigstes Hauptstück.

Von den Kinderpocken, Kinderflecken, und der Vichseuche.

Der Arzt Roderich Fonseka sagt in seinem Buche von der Verwahrung der Gesundheit: Bei den Ost- und Westindianern hat man nie eine Pest gesehen; dennoch weiß man, daß vor wenig Jahren in Neuspanien und Amerika bei einmalhundert und zehntausend Indianer an den Kinderpocken gestorben sind, ohne daß ein Spanier durch diese Seuche aufgerieben worden wäre. Das Uebel ward durch einen Schwarzen dahingebracht. Die Worte des Arzneygelehrten wollen wir kurz in Erwägung ziehen und prüfen. Auf Ostindien lasse ich mich nicht ein, weil ich von diesem Lande zu wenige Kenntnisse habe. Daß die eigentliche Pest, welche in einer vergifteten Luft ihre Quelle hat, in Amerika nie gewüthet habe, zieht, meines Wissens, niemand in Zweifel. Liest man aber dennoch zuweilen bei Schriftstellern das Gegentheil, so muß man nicht vergessen, daß die gemeinen Spanier den Schnupfen, die Fieber, die Ruhr rc. wenn selbe lange anhalten, sich weit ausbreiten, und besonders wenn sie mehrere Menschen wegraffen, die Pest nennen. Auch die Pocken und Kinderflecken heißen bei den Indianern, weil selbe unter ihnen so schreckliche

Ver-

Verwüstungen anrichten, durchgängig die Pest. In Paraquay wurden wir einigemale von Viehseuchen, die sich aus einem Gebiete durch eine ungeheuere Strecke dieser Provinz zogen, heimgesuchet und verloren dadurch unzählige Ochsen, Pferde, und besonders Maulthiere. Sie waren aber nie die Folge einer angesteckten Luft, sondern theils des verdorbenen Futters, theils des Mangels an Wasser, indem entweder die Felder durch eine langwierige Trockenheit ausdorreten, oder wegen des langanhaltenden Regens dem Vieh nur faules oder verdorbenes Gras die einzige Nahrung desselben in Paraquay, zum Futter darbotten. Dieses Futtergift sogen hauptsächlich die Maulthiere wie Schwämme ganz in sich. Es giengen ihrer daher in dem Gebiethe der Stadt Assumtion in wenig Monaten viele tausende zu Grunde. Ihre Aeser sah ich überall, wo ich durchreisete, auf allen Feldern und Wegen haufenweise herumliegen. Diese Krankheit konnte man mit Recht eine Seuche nennen, indem Thiere aller Art durch die blosse Berührung der damit behafteten oder der dadurch umgekommenen damit angestecket wurden. Die Aufschwellung des Kopfes und das Nasenbluten waren gewisse Zeichen der damals um sich greifenden Epidemie. Durch eben diese Zeichen verrathen sich auch die Schlangenstiche. Die Verstümmelung des Ohres und eine Aderläße an einem der vorderen Füße waren für Maulthiere die sicherste und beinahe einzige Arzney, besonders wenn man ihnen täglich Salz zu schlecken gab: denn wir erfuhren mit vielem Nutzen, daß durch die angeführten Mittel jene tödtliche Hitze von dem Vieh nicht nur hindangehalten, sondern auch in demselben gedämpfet wird, wenn es schon angestecket seyn sollte. Von den Ochsen, welche täglich für die Indianer geschlachtet werden, wirft man die Eingeweide und die mit halbverdautem Grase und Unrath angepfropften Mägen

an

an einem offenen Orte weg. Hier finden sich nun immer alle Maulthiere und Pferde, die um den Flecken herumweiden, ein, und halten offene Tafel. Sie schlecken nicht nur den Unflat sondern auch den Boden ab, worauf selber liegt, und wo von dem Ochsenblut und übrigen Unrath eine Art Salz und Salpeter anzuschiessen pflegt, welches das Vieh ungemein gern frißt, und wie Honig verschlingt. Wenn sie sich so an diesen Leckerbissen weiden, so darf sich ja kein Mensch, wenn er nicht von ihren Hufen oder Zähnen in Stücke zerrissen werden will, zu ihnen nahen. Bisweilen fährt der Neid in diese groben Rivalen und sie zerschlagen sich wechselweise, wenn ein jeder alles haben will. Zur Zeit also, da die schreckliche Viehseuche in unserm Gebiete so jämmerlich wütete, bestreueten wir täglich die Ueberbleibseln der Ochsenmägen mit Salz, um daraus für die Maulthiere nicht nur eine Speise sondern auch eine Arzney zu bereiten. In der That waren sie auch beides; indem bei uns zu S. Joachim nur die wenigsten erkrankten und die meisten wieder genasen, während daß in allen benachbarten Flecken unzählige daraufgiengen. Dieß ist ein klarer Beweis von der Zuträglichkeit des Salzes. Aber wir wollen unsere Bemerkungen über die obenangeführte Stelle des Fonseka fortsetzen.

Unstreitig sind die Pocken eine wahre Pest in Ansehung der Amerikaner, und von den europäischen und afrikanischen Ankömmlingen zuerst dahin gebracht worden. Daher rühret die scherzhafte aber gerechte Klage der Indianer. Die Europäer, sagen sie, sind doch gute Menschen. Sie haben uns für die unendlichen Gold- und Silberschätze, die sie uns weggeschleppet haben, einen reichlichen Ersatz, die Pockenseuche gebracht. In der That ist es nicht weniger bekannt als gewiß, daß schon

von

von den Zeiten des Kaiser Karl des V. an bis auf unsere Zeiten, das ist, durch zwey Jahrhunderte eine, ich will nicht sagen unglaubliche, sondern unzählbare Menge Indianer durch die Pocken ihr Leben eingebüßet haben. Ich übergehe die Verheerungen, welche diese Seuche in den übrigen amerikanischen Provinzen angerichtet hat, und die von anderen Geschichtschreibern längst beschrieben worden sind. Blos in den 30 Flecken der Quarantier, in welchen wir damals bei 140000 Köpfe zählten, hat selbe im Jahre 1734, da sie so greulich tobte, etlich und dreißig tausend Menschen weggeraffet: also zwar, daß wir die gewaltige Abnahme der indianischen Nationen an Volksmenge in ganz Amerika grossentheils den Pocken, wiewohl denselben nicht allein zuschreiben: denn ich habe durch die lange Zeit, da ich mich in der neuen Welt umsah, noch andere Ursachen dieser Verminderung entdecket: aber ich will mich darüber mit Vorbedacht nicht herauslassen, um nicht den Haß der darein verwickelten Nationen auf mich zu laden, überzeugt, daß die Wahrheit keine Freunde macht.

Daß die Spanier und übrigen Europäer in Amerika von den Pocken frey sind, ist eine Fabel, unwidersprechlich aber, daß selbe die Indianer schneller und gewisser aufreiben. Den Unterschied, warum die Amerikaner dabei schärfer, die Europäer aber in Amerika weniger strenge hergenommen werden, lasse ich, um mich nicht in das Fach eines anderen zu mengen, dem Scharfsinne der Arzneygelehrten zu untersuchen über. Indessen will ich meinen Lesern meine unmaßgebliche Gedanken hierüber nicht vorenthalten. Ich glaube nämlich, daß die Amerikaner vermög ihrer natürlichen Leibesbeschaffenheit nicht Kräfte genug haben, sich dieses Giftes zu erwehren, oder dessen zerstörende Wirkungen auszuhalten. Sie essen ihr Fleisch meistens halbrohe und von Salz sehr

wenig; gehen immer mit blossen Füßen und sehr oft auch mit blossem Haupte, und löschen sich den Durst meistens, einige feyerliche Trinkgebothe das Jahr hindurch ausgenommen, mit Wasser allein, welches noch dazu gemeiniglich das beste nicht ist. Daher rühret die Schwäche ihres Magens. Sie verschwenden auch ihre Jugendkräfte in dem Genuße der Wollüste. Die strenge Sonnenhitze, und das türkische Korn, das sie täglich zu sich nehmen, bringen ihr Blut in Wallung, und kommen die Pocken dazu, in eine Gährung, die, da sie selbe nicht aushalten können, meistens ihrem Leben ein Ende macht. Das, was ich itzt gesagt habe, ist von den unberittenen Nationen zu verstehen. Denn die Abiponer und übrigen berittenen Völkerschaften stehen, weil sie von Natur fester gebauet sind, indem sie großentheils die Fehler und die Gebrechen der unberittenen nicht haben, bei weitem nicht so oft die ganze Wuth der Pocken aus.

Im Jahre 1765 hat diese Pest in den Kolonien der Spanier eine Menge Menschen aufgerieben. In der Folge verheerete sie wie ein Sturm die ganze ungeheure Provinz, und tödtete in den 32 Flecken der Quaranier ihrer bei zwölftausend. Endlich brach sie auch in die entferntesten Schlupfwinkel der Wilden in Chaco ein. Wiewohl nun die meisten davon befallen wurden, so starben daran dennoch im Vergleich mit der grossen Anzahl der Kranken nur sehr wenige. Ich rede von den berittenen, die in ihrem dauerhaften Körperbau ihr Heil fanden. In dem Flecken, den ich wenige Monate vorher den Abiponern in Timbò erbauet hatte, entgieng den Pocken, außer einer Weibsperson, nicht ein einziger. Ich zählte von dem 14ten May bis zu Ende des Oktobers einige hundert Erkrankte, und dennoch begrub ich von allen diesen nicht mehr als zwey und zwanzig. Was

mir

mir diese sechs Monate zu schaffen gegeben haben, indem ich den Seelen- und Leibesarzt zugleich machen mußte, werde ich an einem anderen Orte erzählen.

Oft sieht und hört man viele Jahre lang bei den Indianern nichts von den Pocken. Aber diese Windstille ist eine sichere Anzeige eines nahen Sturmes. Die Sichel, die lange ruhig und ungenützt liegt, findet nachmals desto mehr abzumähen. Wir wußten aus Erfahrung, daß die Pocken immer in den Kolonien der Spanier ihren Ursprung nehmen und von dort aus erst durch die Hin- und Wiederreisenden in die entlegensten Wohnplätze der Indianer verbreitet werden. Je weiter sie sich von dem Gebiete der Spanier entfernten, desto zerstörender war ihr Gift. Sie glichen hierinnfalls den Flüßen, welche desto fürchterlicher werden, je weiter sie von ihrer Quelle wegströmmen. Die Indianer erblassen vor Furcht bei dem blossen Gerücht, daß die Pocken im Anzuge sind; denn sie wissen von ihren Vätern, und sehen es an ihren Grabhügeln, daß diese Krankheit ihr Tod ist: und da ihnen ihr Leben lieber als ihr Vaterland ist, so trennen sie sich, wenn die geringste Gefahr drohet, von ihrer Horde, und fliehen eilends anderswohin. Aber hier sehe man einen Beweis ihrer Dummheit. Wenn sie aus Furcht vor den Pocken die Flucht ergreifen, so gehen sie nicht den geraden Weg, sondern durch allerlei Schlangengänge und Krümmungen. Auf diese Weise glauben sie der Pest zu entgehen und auszuweichen. Daß die Lules, Isistines, Vilelas, Homoampas und Chunipies diesen Gebrauch gewissenhaft beobachten, weiß ich aus den Erzählungen der Priester, die sich lange Zeit unter diesen Völkern aufgehalten haben. Aus Besorgniß, von der Pest angestecket zu werden, verlassen die Eltern ihre kranken Kinder, und die Kinder ihre



Eltern. Nachdem sie ihnen eine Kanne mit Wasser, und geröstetem türkischen Waitzen zu ihrer Labniß vor die Liegerstätte hingestellet haben, suchen sie ihr Heil in der Flucht. Um ihr Leben nicht einzubüßen, entsagen sie den Trieben des Mitleids, wie die wilden Thiere, und bekümmern sich um ihre Anverwandten wenig, wenn sie nur sich selbst gerettet wissen. Ich würde den Abiponern unrecht thun, wenn ich von ihnen ein Gleiches sagen sollte. Sie verlassen wohl den Ort, wo die Pest herrschet, und ziehen nach ihrem Gutdünken haufenweise in den Wäldern herum; aber sie reisen dennoch gerades Weges dorthin, wo sie hinwollen, und vergessen auch nie ihrer Anverwandten und Freunde: sie leisten einander vielmehr alle möglichen Dienste mit der größten Willfährigkeit. Aber so wohlthätig sie sich gegen die Ihrigen, welche mit Pocken behaftet sind, zu bezeigen pflegen, eben so rühmlich ist auch ihre Geduld, mit der sie ihre Beschwerden und Schmerzen ertragen. Ich habe noch keinen, auch zur Zeit des heftigsten Fiebers, weibisch klagen, oder heulen gehört. Jedes Gewinsel halten sie für eine Schande; um also nicht für zaghaft gehalten zu werden, suchen sie auch die empfindlichsten Schmerzen zu verbeißen.

Es wird nicht ganz überflüßig seyn, einiges, was ich während der Pockenseuche beobachtet habe, hier anzuführen. Ich bemerkte nämlich, daß von den Männern die schwermüthigen, schwarzgallichten und alten, und von den Frauen die schwangeren am ärgsten daran waren, und meistens ihr Opfer wurden. Eine Abiponerinn, welche mit den Pocken behaftet war, wurde nach zweytägigen Geburtswehen zuletzt von einem gleichfalls mit Pocken behafteten Knäbchen entbunden, welches von mir sogleich die Taufe erhielt, und noch am nämlichen Tag,

da

da es gebohren ward, verschied. Die Mutter aber genas, wiewohl etwas spät wieder. Denen, welchen nach der Fieberhitze sogleich entweders schwärzlichte, oder dicht an einanderstehende, plattgedrückte, in der Mitte schwarz- oder rothgefleckte, oder zusammengeflossene Pocken ausfuhren, ahndete ich immer Lebensgefahr und nahen Tod. Leider! hat der Erfolg meine traurigen Ahndungen meistens gerechtfertiget. Verloren sie sich aber sammt der Geschwulst gleich im Anfange, dann gab ich alle Hoffnung sie wieder hergestellet zu sehen völlig auf. Die, welche fröhlich vom Geiste, weiß von Gesichtsfarbe, und in einem blühenden Alter waren, wurden, wie ich vielmals beobachtete, von dieser Seuche weniger strenge mitgenommen. Die aus den Pocken der Kehle entstehende Hitze derselben, der dadurch verursachte Husten, und eine gewisse Art von Angina, welche die Quaranier Yucuahàba nennen, sind den Indianern überhaupt sehr gefährlich, und die hauptsächlichste Ursache ihres Todes. Limonade erquickte sie daher auf eine ganz angenehme Art. Auch that ihnen das Wasser, worinn man Wegerichblätter (sie wachsen in feuchten Orten und an den Ufern der Flüße) gesotten hatte, und womit sie sich nicht nur die Kehle täglich netzten sondern auch die Augen öfters wuschen, offenbar gute Dienste. Nach den Grundsätzen der älteren Mediziner mußten die mit Pocken Behafteten die kalte Luft vermeiden und im Zimmer unter der Bettdecke sich warm halten, damit die herausbrechenden Masern nicht zum Herzen zurückgetrieben würden. So lehret Joseph Jakson ein Engelländer in seinem Enchiridion, welches zu Madrit im Jahre 1734 herauskam: Sobald sich die fieberischen Symptomen zeigen, muß man den Kranken nicht mehr an die kalte Luft lassen: denn die Kälte verhindert den Ausbruch der Pocken. Man muß sich aber auch vor der all-

zugrossen Hitze in Acht nehmen: denn dieß würde eine heftige Wallung hervorbringen. Die Grade der Hitze und Kälte müßen also gemäßiget seyn, und die des natürlichen Zustandes nicht überschreiten. ꝛc. So lese ich von Wort zu Wort im 39. Hauptstücke S. 139. nach meiner Ausgabe. Die Abiponer setzten sich über diesen Rath der älteren Aerzte hinaus, und brachten auch, nachdem die Pocken schon hervorgetrieben hatten, Tag und Nacht bald in freyer Luft und bald unter ihren halboffenen Gezelten oder durchlöcherten Hütten zu. Schlupfwinkel flohen sie wie gewöhnlich. Die oft rauhe Luft konnte frey auf ihren ganzen Körper hindringen. Vielleicht ist dies die Ursache, weßwegen unter so vielen Kranken nur so wenige daraufgiengen. Als ich aus Amerika in Europa zurückkehrte, hörte ich, daß dergleichen Patienten nach der Meinung der neueren Aerzte die freye Luft zuträglicher ist, als das warme Zimmer, und daß sie selbe auch durchgängig anriethen. Und in der That ich sah mit meinen eigenen Augen, wie die adelichen Zöglinge des k. k. Theresianum zu Wien, als ihnen durch eine neue Kunsterfindung die Pocken eingepfropfet wurden, nach Mittag bei rauher regnerischer Luft auf Anordnung des Arztes, mit dem ich redete, im Garten herumspatzierten, und zwar mit möglich bestem Erfolge. Mich wundert daher nicht, daß oft so viele tausend Quaranier von der Pockenseuche aufgerieben worden sind. Denn sobald sie dieselbe befallen hatte, blieben sie in ihrem Zimmer, wie der Schneck in seiner Muschel eingeklammert, bedeckten sich mit wollenen Decken, daß sie fast hätten ersticken mögen. Unter die Hangmatte, auf welcher sie lagen, ward noch Feuer angemacht um alle Kälte schlechterdings zu verbannen. Wenn sie nur einen Augenblick einen Fuß aus dem Hause setzten, oder ein rauhes Lüft-

chen

chen einathmeten, glaubten sie sich zu vergiften und ihre Uibereilung alsogleich mit dem Leben büßen zu müssen. Die Abiponer betrugen sich zur Zeit der Pockenpest ganz anders, und darum wurden auch ungleich weniger von denselben weggeraffet. Ich werde nun den Aerzten einen Vorfall, der zur Bestättigung des bisher Gesagten dienen mag, zur Betrachtung und zur Verwunderung vorlegen.

Einst verkaufte einer meiner Abiponer, bei dem sich bereits die Fieberhitze, der Vorboth der verborgenen Pocken, einstellte, einem eben angekommenen Spanier heimlich zwey Pferde. Der Preis, den er sich dafür ausdingte, war ein Ochsenhorn voll Brandwein, welchen er bis auf den letzten Tropfen verschlang. Berauscht und seiner Zunge und Füße so wenig als seiner selbst mächtig, konnte er sich in der Raserey seines Taumels kaum mehr auf sein Pferd schwingen. Dennoch schwamm er noch bei eitler Nacht über den Fluß. Nachdem er noch anderthalb Meilen weit geritten war, kam er glücklich auf das Feld, wo sich seine Hordegenossen aus Furcht vor der Pest aufhielten. Auf die Nachrichten, die ich von diesem Vorgange einzog, hielt ich den Tod des unbehutsamen Wilden für eben so unvermeidlich als nahe. Unglücklicher Weise befand er sich dazumal noch nicht in einem Zustande, worinn man ihm außer der Lebensgefahr die Taufe hätte ertheilen können. Ich lief also zu ihm hin, um ihm sowohl in seinen Leibes- als Seelenbedürfnissen Beistand zu leisten. Indessen brachte man mir wider alles Vermuthen die angenehme Bothschaft, daß der Trunkenbold in eben der Nacht, da er seinen Rausch ausschlief, weder häufige noch bösartige Pocken bekommen habe. Nach wenigen Tagen hätte er sie überstanden, war wieder frisch und gesund, und konnte überall

 hin-

hinreissen. Er war ungefehr 30 Jahre alt, lebhaft vom Geiste, stark von Kräften, und der vielen Köpfe wegen, die er den Spaniern von ihren Rumpfen abgelöset hatte, bei den Seinigen sehr berühmt. Die pestartige Hitze, die in allen Adern des Wilden kochte, hätte durch die grosse Menge Brandwein, die er zu sich genommen hatte, allem Anscheine nach in einen für ihn tödtlichen Brand ausbrechen sollen; allein die Erfahrung lehrte uns, daß ein Feuer das andere gedämpfet hat. Wird doch auch das vom Wetterstrahle entstehende Feuer am sichersten mit einem glühenden Brande gelöschet, wie dies bei den Spaniern in Paraquay durchgängig der Brauch ist. Dennoch möchte ich lieber den glücklichen Erfolg dem nächtlichen Schwimmen durch den kalten Fluß zuschreiben, als welches vielleicht das erhitzte Geblüt abgekühlet hat. Was man hievon denken müße, oder was hierunter am wahrscheinlichsten ist, mögen die Arzneygelehrten ausmachen. Für die Wahrheit dieser Geschichte leiste ich mit Freuden Bürgschaft. Auch das darf ich hier nicht vergessen. Wenn die Amerikaner einmal die wahren Pocken überstanden haben, so besorgen sie wie die Europäer zu keiner Zeit ihre Wiederkehre. Dieß setzt sowohl meine als auch anderer Erfahrung außer Zweifel. Als ein Knab von fünf Jahren zählte ich fast nicht über zehn Pocken an meinem ganzen Leibe, und hütete das Bett kaum zween Tage. Darum glaubte ich nicht durch diese kurze Blatternkrankheit den Foderungen der Natur ein Genüge geleistet zu haben, als nachdem ich viele Monate Tag und Nacht bei den mit gedachter Seuche angesteckten Indianern ohne Nachtheil zubrachte, und von selber immer verschonet blieb. Bei allem Ungemach, das ich hiebei auszustehen hatte, war ich dennoch immer frisch und gesund.

Von

Von den Kinderflecken, oder Masern, welche die Spanier Serampion nennen, gilt ungefehr das nämliche, was ich von den Pocken gesagt habe. Sie herrschen Zeitenweise, sind erblich und richten unter den Amerikanern unglaubliche Verheerungen an. Als ich mich in dem Flecken S. Joachim aufhielt, lagen von zweytausend Indianern so viele an dieser Seuche darnieder, daß es uns oft an Leuten mangelte, welche den Kranken Speise, Holz oder Arzneyen gebracht, und uns am Altar bei der Messe die gewöhnlichen Dienste geleistet hätten. Der P. Joseph Fleischhauer, welcher vorher das Amt eines Pfarrers bekleidete und ich, sein Amtsgehilfe und bald darauf sein Nachfolger, waren einige Monate Tag und Nacht sowohl mit der Seelen- als Leibespflege der Kranken beschäftiget. Da die Pest immer weiter um sich griff, und die Zahl der Leichen immer größer ward, so ließen wir, ich weiß nicht mehr, auf wessen Anrathen, einen alten Spanier kommen, welcher bei den Seinigen im Rufe eines Heilkündigen stand: denn im Lande der Blinden ist der Einäugichte König, wie ein altes spanisches Sprichwort sagt. Als wir aber wahrnahmen, daß seit der Ankunft dieses Quacksalbers mehr Indianer als vorhin verschieden, so gaben wir ihm wieder den Rath nach Hause zu gehen, und seine Wirthschaft zu treiben, wo vermuthlich seine Mühe bei den Maulthieren besser angewendet seyn würde. Diese Seuche raffte uns bei zweyhundert Indianer weg, welche alle mit den nöthigen Heilmitteln der Religion zum Todeskampf vorbereitet wurden. Unter den Verblichenen zählten wir nur sehr wenige Kinder; von Betagten kaum einen oder zween, aber desto mehr junge Leute besonders von denen, die sich erst kurz vorher verheurathet hatten. Zuweilen schien auch das dreytägige Fieber unter den Indianern wie eine Seuche ansteckend zu werden: allein das

Uibel war in Ansehung ihrer mehr beschwerlich als tödtend. Dieses beobachtete man hauptsächlich von denen Orten, wo man in Ermanglung des frischen Wassers blos faules und stinkendes aus Teichen oder Lachen trinken mußte. Aus eben dieser Ursache sind in vielen Flecken der Spanier besonders in Tukuman die Fieber sehr häufig. Solang die Kolonie Conception an dem Ufer des Flußes Inespin (auf abiponisch Narahagem) wo sie anfänglich angelegt worden war, gelegen hatte, wurde kein einziger Einwohner, weil man daselbst süßes und gesundes Wasser die Menge hatte, vom Fieber gequälet. Zu S. Ferdinand hingegen und zum h. Rosenkranz herrschten selbe unter den Abiponern Jahraus Jahrein, weil gedachte Pflanzörter mitten zwischen den Pfützen und Seen und von süßen Flüßen weit weg lagen. In dem Flecken zum h. Rosenkranz rissen sie in einigen Monaten dergestalt ein, daß sich kein Mensch ihrer erwehren konnte, und ich selbst am Ende nicht mehr davon frey blieb, wiewohl ich sonst mitten unter den Fieberhaften einer ungestörten Gesundheit genoß. Damit nicht jählings ein Wilder ohne Taufe diese Welt verlassen möchte, besuchte ich die Kranken alle Tage, und zog mir dadurch, was sehr sonderbar ist, ein alltägliches Fieber zu, da doch die Indianer durch die Bank an dem dreytägigen darniederlagen. Sobald die Sonne untergieng, stellte sich das Fieber ein; Hitze und Kälte wechselten in mir ab, und jenes verließ mich nie eher, als bis der Tag anbrach. Dieses fieberhafte Zittern setzte mir acht und zwanzig Tage zu, da es denn aufhörte, oder vielmehr in ein dreytägiges übergieng, welches nach zweenen Anfällen auf eine fröhliche Nachricht, die man mir ganz unerwartet gebracht hatte, völlig von mir wich. Was ich bei dem größen Mangel an allen Bedürfnissen und Heilmitteln ausgestanden,

und

und in welch einer Gefahr ich dazumal geschwebt habe, wird meine Leser zu wissen nicht interessiren.

Eben da ich dieses Hauptstück von den ansteckenden Krankheiten schliessen will, erinnere ich mich an etwas, welches nicht nur des Bemerkens, sondern vielleicht auch einer kritischen Untersuchung von Seite der Aerzte werth ist. In unserer Meyerey S. Katharina nahe bei Kordova sahen wir einst, als wir dahin auf das Land gegangen waren, gegen die Nacht eine feuerige Lufterscheinung, welche wie ein sehr breiter Balken aussah, und sich mitten durch das Firmament von einer Seite des Gesichtskreises zur entgegengesetzten hinwälzte. Sie war durchaus röthlicht. Die Spanier, welche nachher zu uns kamen, versicherten uns, daß gedachtes Luftfeuer im ganzen Lande sichtbar gewesen ist, und hielten es für ein Naturwunder. Wir, die wir eine gesündere Philosophie gelehret worden sind, sahen es zwar wie ein Luftfeuerwerk ruhig und gelassen an; allein dessen ungeachtet war es entweder der Vorboth oder die Ursache, wenigstens der Anfang eines tödtlichen Schnupfens, welcher in den zweyen Jahren, die derselbe ganz Tukuman durchzog, eine ungeheure Menge Spanier und Schwarze aufrieb. Diese epidemische Krankheit riß um eben die Zeit ein, als sich die feuerige Ausdünstung am Himmel sehen ließ: denn wie ich nach vier Tagen aus dem Meyerhofe nach Kordova zurückkehrte, fand ich schon die meisten Patres unseres Kollegiums im Bette: so daß die wenigen Uibriggebliebenen kaum zu den Dienste der Kirche und der Schulen zureichten. Obgleich diese gefährliche Seuche alle Städte ohne Unterschied sehr hart mitnahm, so schien sie dennoch auf dem Lande noch weit ausgelassener zu wüten. Als ich von Kor-

dova

dova nach Santa Fé reisete, begegneten mir ganze Schaaren von Spaniern zu Pferde, deren ein jeder ein Ochsenhorn voll Urin von den Kranken in der Hand trug, damit nämlich die Quacksalber in Kordova (einen wahren Arzt giebt es in der ganzen Provinz nicht) durch dessen Anblick in den Stand gesetzt würden, ihren Patienten Arzneyen zu verschreiben; denn es ist ganz unglaublich, welch ein unbeschränktes Vertrauen das gemeine spanische Volk auf das Beschauen und Betrachten des Harns zu setzen pflegt, und wie oft es dadurch hintergangen wird.



Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Von den Aerzten und Arzneyen der Abiponer.

Es lache niemand überlaut, wenn er hört, daß die Abiponer ihren Aerzten den Ehrennamen Keebèt beilegen: denn das nämliche Wort bedeutet den Teufel, einen Arzt, Wahrsager, verderblichen Zauberer und Schwarzkünstler. Hieraus erhellet, wie weit sich bei diesen Völkern das Amt eines Arztes erstrecket, und welche manchfaltige Kenntnisse sie von ihm fodern. Daß die Abiponer den Teufel Keebèt oder Aharaigichi nennen, und ihm den süßen Namen ihres Großvaters Groàperikiè geben, habe ich schon oben gesagt. Sie halten ihn für den Urheber der Krankheiten und der Gesundheit, und fürchten und verehren ihn gewissermassen wechselweise. Sie legen ihm sogar eine gewisse Art von Göttlichkeit bei, wiewohl sie außerdem von seinem Ursprunge, seiner Natur, und seinen Eigenschaften nichts weiter wissen, wie ich oben erzählet habe. Sie verehren also die Aerzte als Statthälter und Dollmetscher ihres Großvaters; glauben, daß jene von diesem die Kraft Krankheiten zu vertreiben erhalten haben, und würdigen sie daher des ehrenvollen Beinamens ihres Großvaters Keebèt. Die Abiponer sind fest der Meinung, daß die Macht ihrer Schwarzkünstler alle menschlichen Kräfte übersteiget, und ihr Wissen über das Wissen

der

übrigen Menschen geht: indem sie mit ihrem Großvater vertrauliche Unterredungen halten, die Krankheiten nach Willkühr her- und wegzaubern, Sturm, Regen und Ungewitter erregen, die Schatten der Verstorbenen, sie um das Zukünftige zu fragen, auf die Erde herabbannen, und sich selbst in wilde Thiere verwandeln sollen. Desgleichen soll ihnen die Wissenschaft alles Entfernten und Zukünftigen eigen seyn. Durch so unsinnige Vorurtheile verblendet, tragen sie gegen ihre Aerzte, als göttliche Menschen oder irrdische Götter die tiefste Ehrfurcht und Achtung. Sie haben hierinnfalls die Gebräuche und Beispiele der Alten für sich. Denn, wie Homer in seiner Iliade 9. G. dichtet, so ist ein einziger Arzt an Ehre vielen anderen gleichzuachten. Dem Hippokrates wurde, wenn wir dem Lampridius glauben wollen, von den Alten ein Altar errichtet mit der Inschrift: **Dem Gott des Lebens.** Chiro, Machaon, Podalirius und Hyppokrates genossen einst gottesdienstlicher Verehrung, wie Cälius und Plinius bezeugen. Auch Aeskulap wurde vormals unter die Zahl der Götter gerechnet, weil er den Hippolytus und Androgeus, den Sohn des Minos, welchen die Athenienser aus Neid um das Leben gebracht hatten, nach dem Vorgeben der Dichter wieder zum Leben erwecket haben soll. Dieses giebt Serenus Samonicus mit folgenden Versen zu verstehen:

Tuque potens artis, reduces qui tradere vitas

Nosti, atque in coelum manes revocare sepultos,

Qui colis Aegaeas, qui Pergama, quique Epidaurum,

(Du

(Du Kunstvoller! Der du das wiederkehrende Leben einhauchest, und die Schatten aus ihren Gräbern hervorbannst; der du in den ägäischen Gegenden, in Troja und in Epidaurus wohnst!)

Der Kaiser Antonin der Fromme wurde, nachdem er in einer gefährlichen Krankheit 12 zerschmolzene Edelgesteine von 9 Millionen am Werth ohne Erfolg in Absicht auf seine Wiederherstellung getrunken hatte; zuletzt vom Galenus glücklich geheilet. Nach erlangter Gesundheit ließ ihm der Kaiser seine Krone überreichen mit dieser Uiberschrift: Antoninus Imperator Romanorum: Galenus morborum. (Antonin Beherrscher der Römer und Galenus der Krankheiten) So lese ichs beim Radau Orat. extem. P. 2 C. 7. S. 329. nach meiner Ausgabe. Andere nannten den Galenus in einem Anagramma angelus (einen Engel,) andere das Siegel der Aerzte, als wenn er das Gebäude der Medizin völlig ausgebauet hätte.

So wie die Alten die Aerzte Götter nannten, eben so vergötterten sie auch die Arzneyen. Philon, ein berühmter Arzt, nannte die Medizinen, Theriake und Essenzen, die er zubereitet hatte, Hände der Götter, Δεῶν χεῖρες. In den Denkwürdigkeiten des Avicena kömmt eine Arzney unter dem Namen Donum Dei vor. Und in der That hat die Heilkunde keinen geringeren Werth als die Gesundheit selbst. Diese aber wird höher als alle Schätze der Erde und unter den zergänglichen Glücksgütern, deren der Mensch hienieden fähig ist, für das Vorzüglichste geachtet. Die Arzney giebt dem Kranken die verlorne Gesundheit wieder, befestigt die wan-

kende, hält die fliehende Seele zurück, und zögert ihre Entweichung. Auch benimmt das dem Verdienste der Medizin nichts, daß es Krankheiten giebt, die den Kräften aller Arzneyen und der Wissenschaft aller Aerzte trotzen. Diejenigen irren sich also nur zu sehr, die da glauben, es stehe in der Willkühr des Arztes den Kranken allzeit wieder herzustellen, und kaum als jener ihren Puls befühlet und dieser die verordnete Medizin zu sich genommen hat, das Uibel gehoben wissen wollen. Wäre ein Arzt im Stande das veni, vidi, vici (ich kam, sah, und siegte) des Cäsars von sich zu sagen, wahrhaftig ich würde ihn selbst dem römischen Helden vorziehen. Dieser focht immer mit einem sichtbaren Feinde; jene hingegen haben mit einem meistens unsichtbaren, der Krankheit, zu thun, welche sie sehr oft weder mit Augen sehen, noch auch mit allen ihrem Scharfsinne errathen können. Wenn also das Alterthum ihren Aerzten Altäre errichtete, so sieht unser Zeitalter mit desto grösserem Rechte auf seine Fernelius, Cardanus, Merkurialis, Falopius, Vesal, Gesner, Sydenhaim, den grossen Boerhave, seinen berühmten Ausleger Van Swieten und so viele andere als auf Schutzgötter der Erde hin, indem diese jene ohne Vergleich übertreffen, und der Menschheit dadurch, daß sie die Erfindungen der Heilkunde, die uns die Alten zurückgelassen haben, mit neuen Zusätzen und Verbesserungen bereicherten, eine neue und unvergeßliche Wohlthat erwiesen. Wie gern möchte ich hier einigen neueren, die sich um unser Wien, die sich um ganz Europa verdient gemacht haben, das Lob sprechen, hätte nicht das Alterthum in Verherrlichung der ihrigen vorlängst die ganze Beredsamkeit erschöpfet!

Allein so sehr ich Europens Aerzte bewundere, so lachenswerth und verächtlich finde ich die Quacksalber der Abiponer. Ich nehme nicht den geringsten Anstand dieses Urtheil von ihnen öffentlich zu fällen. Weit entfernt die Arzneywissenschaft gründlich zu verstehen, kennen sie selbe auch nicht einmal der Oberfläche nach, haben sich nie darinn umgesehen, und sind in den Geheimnissen der Chymie, Botanik, Anatomie und Pathognomik gänzlich fremde. Und diese beten die bedauerungswürdigen Waldindianer als Aerzte, als ihre Erhalter und Retter an. Im Grunde sind sie blos verschmitzte Betrüger, die es werth wären, daß sie Galenus in seinem Grimme täglich züchtigte, und Aeskulap, Hypokrates und alle Medizinet zusammen anspieen. Betrug ists, was sie den leichtgläubigen Abiponern statt Arzney aufdringen, so wie sie selben überhaupt Worte statt Sachen verkaufen. Sie können aber eben so wenig eine Krankheit vertreiben als entstehen machen, Medizinen bereiten als jemanden verzaubern. Kurz sie verstehen sich auf die Berückung der Kranken besser, als auf ihre Heilung. Und dennoch setzen die armen Wilden, weil sie von Jugend auf die abergläubischen Vorurtheile ihrer Väter in sich saugen, ihr gränzenloses Vertrauen auf die Kunst ihrer Zauberer, wenn sie krank sind, fürchten sich aber, wenn sie es nicht sind, aus ganzer Seele durch die magischen Ansprechungen derselben es zu werden. Wir hingegen behaupteten immer und öffentlich, daß man diese Betrüger weder fürchten, noch auch auf sie vertrauen müße. Ja wir foderten sogar, um die Abiponer von dieser Wahrheit desto fester zu überzeugen, ungeahndet alle Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen auf, daß sie von aller ihrer Wissenschaft Krankheiten zu erregen, mit der sie sich brüsten, wider uns frey Gebrauch machen sollten. Wir ermahnten daher unsere Zuhörer vielmals, daß sie diese betrügerischen und verschmitzten Quack-

salber weder ansehen noch anhören, sondern ganz vergessen, verachten und verlachen sollten. Ohne Zweifel würde dieser Abschaum von allen Schurken die ihnen zugefügte Beleidigung und ihre Herabsetzung vor den Augen des Volkes mit aller ihrer verderblichen Wissenschaft gerächet haben, wenn sie eine solche besessen hätten.

Bey den Aegyptiern gab sich nach dem Zeugnisse des Herodot im 2. B. S. 134 nach meiner Ausgabe jedweder Arzt mit einer besonderen Krankheit ab, damit sie den Kranken desto sicherer Hilfe zu leisten im Stande wären; denn sie waren der Meinung, daß, wenn sie sich nur auf eine Wissenschaft verlegten, sie es darinn desto weiter bringen würden. Bei den Abiponern ist das sonderbar, daß ihre Aerzte alle Krankheiten, sie mögen nun innerlich oder äußerlich seyn, mit der nämlichen Medizinn kuriren. Lasset uns sehen, wie sie dabei zu Werke gehen, und darüber lachen. Auf den schmerzhaften Theil des Körpers drücken sie ihre Lippen fest auf, saugen daran, und speyen wieder nach jedwedem Zuge gewaltig aus. Von Zeit zu Zeit blasen sie mit gespannter Lunge und vollen Backen darauf. Dieses Blasen und dieses Saugen wiederholen sie wechselweise. Wenn Abiponer also am ganzen Körper krank sind, von einer bösartigen Hitze gequälet werden, oder die Pocken sich einzustellen beginnen, so überfallen vier oder fünf solche Aerzte auf einmal den Patienten wie Harpyen, um seinen ganzen Leib zu gleicher Zeit auszusaugen und anzublasen, so daß der eine seine Lippen an den Arm, der zweyte an die Seite und der dritte und vierte die ihrigen an beide Füße ansetzen. Man sollte glauben, daß eben so viele Blutegel an dem Kranken hängen. Nimmt das Kind die Brust ihrer Mutter nicht an, oder weinet es, so weiß man

auf

auf der Stelle Rath zu schaffen. Man läßt es von dem Schwarzkünstler tüchtig aussaugen. Diese Heilmethode ist meines Wissens nicht nur bei allen Wilden in Paraquay und Brasilien sondern auch bei den Galibes, einem indianischen Volke, eingeführet, wie unser P. Johannes Grillet in seiner Reise durch die Provinz Quiana erzählet. Ich zweifle nicht, daß selbe von den meisten amerikanischen Völkern angenommen, aber auch für offenbar abergläubisch anzusehen ist, weil sie ganz allein von den Schwarzkünstlern, diesen Lehrern des Überglaubens, ausgeübt wird, und die unwissenden Indianer in dem Wahn stehen, als stecke die Heilkraft blos in jener ihrer Lippen. Uibrigens kann ich mich unmöglich bereden, daß dieses Saugen und Anblasen eine natürliche Kraft zur Abwendung der Krankheiten und zur Erhaltung der Gesundheit in sich enthalte. Die europäischen Aerzte mögen hierüber den Ausspruch thun.

Ich weiß wohl, daß es gut ist, den Eiter aus dem Geschwüre und das Blut aus den Wunden zu saugen, weil man dadurch der Fäulniß die Nahrung entzieht. Ziehen doch auch die Umschläge, welche man auf die Geschwüre legt, die bösen Feuchtigkeiten daraus, und werden deßwegen feucht? Durch die Schröpfgläser und Egel wird dem menschlichen Körper, wenn man selbe an das Fleisch ansetzet, eine ziemliche Portion schädlichen und überflüßigen Blutes abgezapfet. So oft wir unseren Finger mit einer Nadel oder einem Messer verletzen, trachten wir immer das daraus triefende Blut entweder mit den Lippen oder mit der Hand auszudrücken. Die Thiere und besonders die Hunde heilen ihre eigenen und fremden Wunden mit Lecken. Ihre Zunge dienet ihnen statt aller Arzney und besser noch als alle Apotheken. Wird ein Spanier oder christlicher Indianer von einer

Schlange gestochen, so lassen sie sich das verletzte Glied von einem guten Freunde aussaugen, damit das Gift durch das heftige Saugen noch eher herausgehoben wird, als es sich in den Gliedern verbreitet. Der Saugende nimmt, um sich keinen Schaden zu thun, ein Tobackblatt in den Mund und speyet auf jeden Zug sorgfältig aus, damit er nicht durch Verschlingung des Giftes, wovon er den anderen befreyet, sich selbst anstecke, und um das Leben bringe. Wenn manchmal alles auf einmal ertatterte, wurde dieses Mittel öfters gebrauchet; allein ich rathe niemanden sich desselben zu bedienen, weil es immer mit Gefahr des Saugenden verbunden ist, außer in der äußersten Noth, wenn man gar keine andere Arzney bei der Hand hat. In diesem Falle befinden sich sehr oft diejenigen, welche durch die ungeheueren Wüsteneyen von Amerika reisen müßen: denn da trifft man fast überall giftige Schlangen die Menge, aber keinen Arzt und keine Medizin an.

Tacitus sagt, daß bei den alten Deutschen die Mütter ihren Söhnen, und die Weiber ihren Männern die Wunde ausgesauget haben. Sie gehen mit ihren Wunden zu ihren Müttern oder Gattinnen hin; wie sich denn auch diese nicht scheuen selbe zu zählen oder auszusaugen. *) Ebendieses that auch der Arzt Machaon in Ansehung der Wunden des Menelaus, wie Homer in seiner Ilias 4. dichtet.

Wie er aber die Wunde sah, wo ihn der schmerzliche Pfeil getroffen hatte,
Sog er das Blut heraus, und brachte mit vieler Geschicklichkeit gelinde Heilmittel hinein. 2c.

Uebrem

*) Ad matres, ad conjuges vulnera ferunt; nec illae numerare aut exugere plagas pavent.

Ließen sich also die Abiponer ihre Wunden, Geschwüre, Schlangenstiche ꝛc. von wem immer aussaugen, so könnte man sie keineswegs tadeln. Allein sie machen sich offenbar des Aberglaubens schuldig, weil sie sich diesen Dienst von niemand anderen als von Schwarzkünstlern leisten lassen wollen, denen sie dieses Heilungsvermögen aus einem thörichten Wahn weder als eine Gabe der Natur noch als ein Werk der Kunst, sondern als ein Geschenk ihres Großvaters zueignen. Sie sind auch fest der Meinung, daß einer den andern an medicinischer Trefflichkeit des Athems und der Lippen und an Heilkraft übertreffe. Als mir einst in einem feindlichen Anfall mein Arm mit einem Pfeil durchschossen wurde, so gaben mir alle Weiber, die da haufenweise zu mir hinliefen, einhellig den Rath, daß ich mir den Arm sogleich durch den Pazanoirin, einen Abiponer, der sich hierinnfalls am meisten berühmt gemacht hatte, aussaugen lassen sollte, weil mich dieser am geschwindesten wieder herstellen würde. Ich hörte ihren widersinnischen Rath an, lachte darüber, verwarf ihn aber mit Unwillen, damit ich nicht etwa ihrem Aberglauben etwas einzuräumen schien. Der zweyte Grund, weßwegen das Saugen dieser Wilden verwerflich ist, besteht darinn, weil sie selbes für ein allgemeines Mittel wider alle Krankheiten, und für eine Universalmedicin ausgeben. Ich kannte in Paraquay einen Europäer, der in der Medicin etwas mehr als die meisten anderen verstand, und der, weil er verschiedene Kranke mit dem Trank vom Erdrauch (Fumaria) kurirte von den Spaniern der Doktor Fumaria genennet wurde. Ich hatte einst in dem quaranischen Flecken S. Thomas einen Indianer zum Krankenwärter, welcher, wenn ich ihn fragte, was für eine Arzney er diesem oder jenem Kranken gegeben habe, allemal antwortete: Eisenkraut (Verbena) mein Pater! habe ich ihm gegeben. Weil er einmal beobachtet hatte, daß dieses Kraut einem

Kranken wohl bekam, schloß er in seiner Dummheit, es würde allen Patienten in was immer für Krankheiten nützen, und er müße es daher allen ohne Unterschied eingeben. Noch dümmer aber sind die Abiponer, welche dafür halten, daß durch das Saugen und Anblasen alles aus dem Körper geschaffet werde, was immer dem Kranken Schmerzen, Hitze, Geschwulst oder eine andere Beschwerde verursachet. In dieser Leichtgläubigkeit suchen die verschmitzten Schwarzkünstler die Unwissenden durch immer neue Betrügereyen zu erhalten und zu bestärken. Denn wenn sie sich zum Saugen anschicken, so werfen sie unvermerkt Dörner, Käfer, Würmer, 2c. in den Mund, und speyen nach jeglichem Zug ein Stück von diesem Unrath aus. Sieh! sagen sie, das war die Ursache deines Uibelbefindens, und zeigen mit dem Finger auf den ausgespieenen Wurm oder Dorn hin. Dadurch wächst dem Patienten wieder der Muth; seine trübe Seele erheitert sich, und er lebt gleichsam wieder auf in der Meinung, daß er von dem bösen Gast, der ihn quälte, bereits frey sey. Die Einbildung allein hat nicht selten Krankheiten veranlasset und gehoben. So groß ist der Einfluß des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper. Dieß ist eine offenbare, durch tägliche Erfahrungen und hundert Geschichten bestättigte Wahrheit. Zudem ist es auch kein Wunder, wenn der Schmerz, nachdem das Saugen durch einige Tage fortgesetzet worden ist, aufhört, weil derselbe ohne alle Medizin von sich selbst und blos durch die Länge der Zeit aufgehöret hätte. Ich läugne nicht, daß die Abiponer meistentheils wieder genesen; allein dieß ist eine Wirkung ihres dauerhaften Körperbaues, und nicht das Werk der Schwarzkünstler, die an ihnen saugen. Dennoch schreiben sie diesen als ihren Erhaltern und Lebensrettern den Ruhm ihrer Wiederherstellung zu, und belohnen sie dafür gewissenhaft mit Pferden, Waffen, Kleidern,

Glas-

Glaskugeln, und anderen Dingen, wenn sie welche besitzen. Dieses aber thun sie nicht aus Trieben der Dankbarkeit sondern vielmehr aus Furcht; denn sie sind fest der Meinung, daß die durch das Saugen vertriebene Krankheit sogleich wieder zurückkehren würde, wenn sie nicht ihre Aerzte für ihre Mühe bezahlten, so gut, und sobald es in ihrem Vermögen steht, wiewohl selbe eher gepeitschet als belohnet zu werden verdienten, indem sie manchmal das äusserste Unheil anrichten. Wir sahen leider viele Kinder matt, blaß, leblos, und dem Tode nahe, und auch wirklich bald darauf sterben, weil diese Quacksalber ihre zarten Körperchen durch ihr vielmaliges Saugen entkräftet, oder richtiger erschöpfet haben. Den wilden Müttern, welche nach so vielen traurigen Erfahrungen noch nicht klug geworden sind, kann man wahrhaftig nichts anders als den immerwährenden Gebrauch den Nießwurz verordnen.

Die Payaquas, die wildesten unter allen Barbarn, haben ein altes von ihren Vorfahren ihnen hinterlassenes Gesetz, vermög dessen das ganze Volk, wenn einer von ihnen stirbt, über den Arzt (sie heißen ihn Pay) der den Kranken in die Kur genommen hatte, herfällt und ihn tödtet. Weil sie nun ausserordentlich rachgierig sind, so wird dieses grausame Gesetz von allen mit einer eben so grausamen Pünktlichkeit befolget. Bei der Stadt Assumtion, wo ich mich dazumal aufhielt, an dem Ufer des Flußes Paraquay mußte ein solcher unglücklicher Arzt den Tod seines Kranken mit seinem Leben büßen, indem seine Landesleute mit Pfeilen und Lanzen ihn elendiglich erschossen und erstachen. Fände das unmenschliche Gesetz der Payaquas auch bei den Abiponern statt, so würden sich ohne Zweifel auch bei ihnen nicht so viele Betrüger zu Aerzten lügen. Sie würden sich scheuen und weigern ein so ge-

 fährli-

gefährliches Handwerk zu treiben; und Mediciner würden daselbst nicht in einer Nacht wie die Schwämme aus der Erde hervorwachsen. Ich halte für gewiß, daß in jedweder Horde der Abiponer die Anzahl der Aerzte die der Kranken weit übersteiget. Jene belagern ohne Gefahr für ihr Leben oder ihre Ehre und mit gewissem Gewinne dieser ihre Liegerstätte, und saugen ihnen ohne Unterschied der Krankheit ihren Körper und ihre Kräfte aus. Frägt man sie über den Zustand ihres Patienten, so prophezeihen sie lauter Gutes. Straft sie der Erfolg Lügen, und stirbt dieser, so mangelts ihnen nicht an Entschuldigungen. Die Krankheit mußte tödtlich gewesen seyn; ein anderer Zauberer die Kraft ihrer Medizin durch seine Zauberkünste unwirksam gemacht haben. Und hiebei bleibt es. Weh dem, der sich unterfangen würde die Entschuldigungen der Schwarzkünstler in Zweifel zu ziehen!

Obgleich das Saugen der Schwarzkünstler das vornehmste und beinahe einzige Heilmittel der Abiponer ist, so haben sie dennoch auch von den unsrigen einige Ideen, aber nur wie im Traume. Sie zapfen sich zuweilen, wenn sie sich von den Sonnenstrahlen entkräftet oder von einer anderen bösartigen Hitze gequälet fühlen, eine Portion Blut ab, indem sie sich in den Arm oder Waden ein Messer stechen. Einige bedienen sich statt der Lanzette des Stahls vom Fisch Raya, wie ihn die Spanier, oder Epàrañik, wie ihn die Abiponer nennen, und lassen sich nicht ungeschickt zur Ader. Von den heilsamen Kräutern, die daselbst in unzähliger Menge wachsen, wissen sie kaum einige Namen, und dennoch möchten sie sich gern das Ansehen geben, als hätten sie alle Geheimnisse der Natur inne. Sie geben daher auch dem Kranken, weniger aus Sorgfalt für dieser ihre Gesund-

heit

heit als um sich selbst einen Namen zu machen, diese oder jene Baumblätter, und Wurzeln wenig bekannter Kräuter statt einer Arzney ein, auf die jeder Arzneykenner sicher schreiben könnte: quid pro quo, indem diese Mittel meistens von der Art sind, daß sie mehr schaden als nützen. Ich wurde einst nach einer beschwerlichen Reise zu S. Conception von einer Unpäßlichkeit befallen. Sogleich kam eine Alte, welche daselbst wegen ihrer Erfahrenheit in der Medicin in Ansehen stand. Diese reichte mir nun eine große Wurzel dar, und verhieß mir meine Wiedergenesung auf ihr Wort, wenn ich sie im Wasser gekocht zu mir nehmen wollte. Ich ertatterte über den Anblick dieser Arzner, noch mehr aber über den Anblick des Weibes als der leibhaften Megära.

Die quaranische Sprache ist an Benennungen für die Arzneypflanzen eben so reich als die abiponische daran arm ist. Auch haben nicht wenige Quaranier von deren Gebrauche vortreffliche Kenntnisse. Zu S. Joachim kannte ich acht Jahre hindurch einen Indianer Namens Ignaz Yarikà, der sich mit Heilung der Kranken abgab, und dessen Geschicklichkeit und Glück ich, die Wahrheit zu sagen, nie genug bewundern konnte. Bein- und Armbrüche heilte er oft, nachdem er alles eingerichtet und mit Täfelchen von Rohr befestiget hatte, in sehr kurzer Zeit mit Hilfe vier Kräuter, ohne daß einer seiner Patienten hätte hinken müßen. In den amerikanischen Wäldern giebt es fast überall eine Art, von einem dunkelgrünen fast braunen Ephen, welches wie ein Strick in der Größe des kleinen Fingers an den Bäumen wächst, und sich verschiedentlich um ihre Stämme windet. Die Spanier nennen es Suelda con Suelda. Ob es auch in Europa zum Vorschein kömmt, oder wie es daselbst heiße, habe ich aller Mühe ungeachtet, die ich mir dießfalls gegeben

 habe,

habe, nie in Erfahrung bringen können. Wenn diese Pflanze klein zerschnitten, im Wasser gekocht und in einem Leintuch auf den Bein- oder Armbruch geleget wird, so heilet sie selben schnell und glücklich. Die Wiederherstellung einer Menge Unglücklicher, die ich mit diesem Mittel heilen sah, läßt hierüber keinen Zweifel übrig. Zu Corrientes binden die spanischen Frauen um den Beinbruch, wenn er erst geschehen ist, eine frische Haut von einem jungen Hunde, und kuriren denselben ohne alle andere Arzneymittel vollkommen. Purgierende, schweißtreibende, gall- oder andere böse Feuchtigkeiten abführende Arzneyen kennt und gebraucht kein Abiponer. Von Clystiren wollen sie nicht einmal den Namen hören. Zu S. Hieronymus bat einst der Pater Brigniel einen spanischen Soldaten, der von der Medizin Profeßion machte, einen kranken Abiponer zu kuriren, welcher dann eine Clystier nöthig fand. Kaum bemerkte der Patient, daß man ihm die Clystierspritze ansetzte, als er wütend aus dem Bette sprang, nach der Lanze griff, und selbe dem Soldaten ganz gewiß durch den Leib gestossen haben würde, wenn sich dieser nicht eilends durch die Flucht gerettet hätte. Bald darauf verwandelte sich der plötzliche Schrecken des alten Spaniers in einen völligen Grimm; und er stieß wieder den undankbaren Kranken alle mögliche Schimpfwörter und Flüche aus, indeß wir in die Faust lachten. Holet, schrie er, meine Patres! lieber aus der Hölle den ärgsten Teufel, der diese Bestie kurire! Dafür, daß ich ihm Arzneyen geben wollte, will er mir das Leben nehmen. Meiner Spritze setzt er seine Lanze entgegen. Wer mag sich mit so ungleichen Waffen in einen Kampf einlassen? So ärgerte sich dieser Mann. Ebensowenig wird man einen Quaranier dahin bringen, daß er sich in was immer für einer Krankheit eine Clystier setzen ließe. Die Indianer nehmen durchgängig spanischen Tabak von Sevilla, so wie wir ihn schnupfen, in die Ohren, sobald

sie in denselben, sey es wegen der regnerischen Witterung oder eines heftigen Windes, Schmerzen fühlen; wiewohl sie auch keineswegs in Abrede stellen, daß er ihnen durch die Nase geschnupft, viel Vergnügen macht. Sie foderten daher von uns immer Taback. Oft kamen Abiponer bei eitler Nacht zu mir, weckten mich auf und schrien: Tach kauè Yabogèg, gieb mir Taback. Ich stand auf und gab ihnen, was sie verlangten. Die Wilden sind wie Kinder; ihr Zutrauen zu ihrem Pater, und ihre Dreustigkeit alles zu begehren, was ihnen in den Sinn kömmt, haben keine Gränzen. Verweigert man ihnen etwas, so werden sie aufgebracht, und lassen sich nachmal auch durch mehrere Geschenke kaum mehr besänftigen.

Ihre Schwarzkünstler behaupten, um sich das Ansehen zu geben, als hätten sie die Macht Krankheiten zu gebieten, und Gesundheit zu verleihen, mit vieler ruhmrednerischen Prahlerey, daß zur Wiederherstellung der Kranken keine Arzneyen nöthig sind, und daß ihre Worte allein dazu hinreichen. Sie setzen sich daher um das Lager ihrer Patienten herum, und singen einige Gesänge herab, als wenn es Zaubergesänge wären, entweder um jene mit ihrem Großvater, dem Teufel, auszusöhnen, oder die Schatten der Verstorbenen herzubannen. Durch dieser ihren Beistand machen sie sich anheischig alle wenn gleich noch so schwere Krankheiten zu schwächen und zu vertreiben. Das thörichte Volk glaubt von diesen Betrügern, daß, wenn sie gleich den Himmel nicht zu ihrem Vorhaben bewegen können, dennoch die Hölle, durch ihre wundersame Zauberkünste aufgefodert, ihre Wünsche zu erfüllen nicht ermangle. Allein leichtgläubigen Wilden kann man so was verzeihen, nachdem selbst weise Männer den blossen Worten eine medicinische Kraft

beige-

beigeleget haben. Plinius erzählet im 28. B. 2. K. aus dem Homer, daß Ulisses einem verwundeten Weibe das Blut mittelst einiger Verse gestillet habe. Theophrast gab von dem Hüftenweh, Varro von dem Podagra, und Cato von den Verrenkungen an Gliedern vor, daß man sie mit gewissen Versen kuriren könne. Unterstand sich doch auch Theophrastus Paracelsus (Lib. Phil. sagac. C. 6.) zu behaupten, daß die Natur ihre Kräften so gut auf die Worte lege als auf Wurzeln und Kräuter. Aber weg mit dergleichen altweibischen Märchen und abergläubischen Alfanzereyen. Sie haben längst ihren Kredit verloren, und sind es daher nicht werth, daß man sich hier länger dabei verweile. Welch ein Mißtrauen die Aerzte der Abiponer, diese so verschmitzten Schälke, in ihre eigenen Künste setzen, zeigen sie in ihren Krankheiten, da sie nicht von ihren Amtsgenossen, die ihnen gleichen, sondern lieber von dem nächsten besten Europäer Hilfe und Rath verlangen. In diesem mißlichen Zustande wollen sie lieber ihre Unwissenheit in der Arzneykunde, mit der sie sich doch so sehr brüsteten, eingestehen, als unter der Krankheit erliegen. Zu der Zeit, da ich mich bei den Abiponern aufhielt, hatte sich Pariekalkin, der Vornehmste unter den Schwarzkünstlern, in der Heilungswissenschaft den größten Ruhm erworben. Als dieser einst von einer Art Seitenstechen und einer unmäßigen Hitze gequälet wurde, ließ er keinen von seinen Mitzauberern zu sich kommen, sondern fragte vielmehr mich um Rath. Gebranntes Hirschhornpulver im Gerstenwasser genommen brachte ihm seine Gesundheit wieder, mir aber bei seiner Horde den Ruhm eines Arzneyverständigen zuwege. Allein ich hätte lieber ein Arzt seyn als scheinen mögen. Durch nichts gewinnt man eher die Gewogenheit der Wilden, als durch die Geschicklichkeit in Heilung der Kranken. Ihrer Meinung nach weiß derjenige alles, der die Krankheiten und die

Arz-

Arzneyen darwider kennet. Einen solchen werden sie auch in Religionssachen glauben, und sich folgsam und gelehrig gegen seine Aussprüche bezeigen. Selbst der göttliche Heiland wurde, so lange er auf der Erde wandelte, von den Menschen bewundert, weil er nicht blos die Seelen sondern auch die Körper heilete. Ihm nachzuahmen gaben wir uns, die wir zum Unterrichte der Wilden bestimmet waren, alle erdenkliche Mühe durch leichte Hausmittel, Lesung medicinischer Bücher und andere Anstalten den Mangel an Aerzten, Wundärzten und Apotheckern zu ersetzen, damit wir das elende und durch seinen alten Aberglauben verblendete Völklein von ihren Schwarzkünstlern abwendig machten, als an welchen wir überall die größten Widersacher unserer Religion erfuhren.

Es ist unglaublich, welche Sorgfalt man in den guaranischen Flecken für die Kranken trug. Die meisten zählen 4, einige aber auch 6 bis 7000 Einwohner. Nach ihrer grösseren oder kleineren Menge sind auch mehr oder weniger Indianer bestellet, die Kranken zu kuriren. Alle diese haben einige Kenntnisse von Kräutern und Hausmitteln, wiewohl sie ohne Vorwissen des Missionärs keinem eigenmächtig eine Arzney geben dürfen. Sie tragen immer einen grossen Stock mit einem Kreuze mit sich herum, weßwegen man sie Curuzuya oder Kreuzträger nennt. Ihr Amt ist, daß sie, sobald es Tag wird, jeder durch die ihm angewiesene Gässen, den ganzen Flecken abgehen, die Kranken besuchen, und sich erkundigen, ob niemand von neuem krank geworden ist. Von allem diesem wird dem Missionär noch vor der Messe, welche er bei Sonnenaufgang öffentlich liest, Bericht erstattet, worauf er die Arzney verordnet, und die Sakramente bestimmet, die einem jeglichen ertheilet werden



den sollen. Zu Mittag wird einem jeden Kranken (ihrer sind oft 30, oft mehr, oft auch weniger) aus des Missionärs Küche gesottenes Fleisch sammt einem Semmelbrod von dem weissesten Mundmehl in sein Haus geschicket. Dieser besucht täglich alle Kranken einmal, und wenn die Krankheit gefährlich ist, auch öfters, allemal aber in Begleitung zweyer Knaben. Wir haben ihnen niemals etwas abgehen lassen, was ihr Leibs- oder Seelenheil erheischte. Die Frucht unserer Sorgfalt war, daß die Meisten wieder genasen, die übrigen aber, deren Krankheit den Kräften unserer Arzneyen trotzte, mit allen Heilmitteln der Religion zum Tode vorbereitet in unserem Beiseyn die Reise in die Ewigkeit hinüber antratten. Es ist also wiederum falsch, was der bekannte Bougainville, der sich zu Buenos Ayres durch Unwissende oder Übelgesinnte so vieles aufbinden ließ, sich zu schreiben erdreustete, daß nämlich von den Quaraniern, die das Unglück hätten in eine Krankheit zu fallen, die meisten daraufgiengen und nur die wenigsten wieder aufkämen. Von den Pocken und Kinderflecken kann dieses allein gelten; die Ursachen davon habe ich in einem anderen Hauptstücke angemerket. Zudem hatten auch immer zween manchmal auch drey unserer Laybrüder und Wundärzte aus Europa, welche in der Medicin ziemlich bewandert waren, nicht nur den Missionarien sondern auch den kranken Indianern in den quaranischen Flecken die ersprießlichsten Dienste geleistet; wiewohl sie wegen der übergrossen Entlegenheit der Ortschaften nicht überall, wo man ihrer nöthig hatte, zugegen seyn konnten.

Wir mußten also nebst der Seelsorge der Indianer auch die Körperpflege der Kranken auf uns nehmen. In der That betrachteten wir es allemal als eine Fügung

der

der gütigen Vorsicht, wenn wir mit unseren wenig bedeutenden Arzneyen die gefährlichsten Krankheiten vertrieben. Der kleine Vorrath unserer Hausapotheke bestand in äußerst wenigen Artikeln. Schwefel, Alaun, Salz, Taback, Zucker, verschiedene Gattungen des Pfeffers, Hühner = Tieger = Ochsen = Hirschen = und Schnaffette, wie auch Schießpulver leisteten den Kranken tausendfachen Nutzen. Es vergieng fast kein Tag, daß die Indianer nicht etwas aus diesem unseren Arzneymagazine verlangten. Deßgleichen hatten wir drey Kürbisse mit Salben. Die grüne hieß Môhahobi, und ist aus Unschlitt und etlich und dreyßig Kräutern zusammengesetzt. Die zwote war schwarz, und die dritte gelb. Wir nannten jene Môhahù, und diese Mohayù. Gleichwie eine jede der erwähnten Salben aus anderen Ingredienzien bestand, so hatte auch eine jedwede eine andere Bestimmung, welche die Indianer aus Erfahrung kannten. Auch mangelte es uns nicht an heilsamen Kräutern, welche entweder in den dortigen Gegenden von selbst wachsen, oder von den Europäern dahin verpflanzet wurden. Dergleichen waren der Borretsch, der Wegerich, der Erdrauch, das Eisenkraut, die Salvey, die Pappeln, das Wundkraut (Virga aurea) der Wohlgemuth oder Mayoran, die Münze, der Wermuth, die Narde, ꝛc. Von Rosmarin, Rauten und Beifuß findet man bei den Quaraniern ganze Wälder. Hiezu füge man noch die Blätter, Wurzeln, Früchte, Harze und Rinden so vieler kostbaren Bäume, wovon das eine oder das andere medicinische Kräften besitzet, und in den europäischen Apothecken um theures Geld verkaufet wird. Wer weiß nicht, daß das Lignum Sanctum, das Quayacàn, die peruanische oder Chinarinde, die sonst auch Quina Quina heißt, und von dem Baume kömmt, den unsere Indianer, die Chiquiten, Pizòes nennen, die Rhabarbar, welche der alexandrinischen fast

gleich=

gleichkömmt, das Sassafras, die Sarsaparilla, das Mechoacan, die Jalapa, die Tamarinde, der Balsam Cupayba, und andere zu verschiedenen Absichten dienliche Gattungen desselben, der Yagwer, das Drachenblut und noch andere berühmte Arzneyen in Paraquay erzeuget oder zubereitet werden? Ich übergehe verschiedene Steine, welche die Spanier Piedras Bezar nennen, weil man selbe in dem Magen der Huenacken oder Elendthiere antrifft. Eine Menge Fische, Amphibien, Feld- oder Waldthiere enthalten vieles, woraus die Amerikaner in medicinischer Rücksicht vortrefflich ihren Nutzen zu ziehen wissen. Legt man die Haut eines Wasserhundes oder Aguaràquazù (sie ist goldgelb und hat in der Mitte über den Rücken einen schwarzen Streif) auf den blossen Leib auf, so stillet sie die Schmerzen der Hüftwehe, und verschafft in Bauchgrimmen und besonders in der Kolik, wie ich aus Erfahrung weiß, eine grosse Erleichterung. Eine solche Haut brachte ich wegen ihres vielfältig bewährten Nutzens aus Amerika mit mir; allein sie wurde mir auf dem Schiffe entwendet, ein Verlust, den ich noch heutiges Tages nicht verschmerzen kann. In dem Fluße Parana findet man zwischen den guaranischen Flecken Loreto und Fronleichnam einen Fisch (seinen Namen habe ich vergessen,) in welchen ein Beinchen steckt, das pulverisirt und im Wasser getrunken in Harnwinden schleunige Hilfe leistet. In eben diesem Zustande that auch europäischer Safran, so viel als man zwischen zweenen Fingern fassen konnte, im Weine gesotten und getrunken den Meisten, denen ich selbe anrieth, in meinem Beiseyn auf der Stelle die trefflichsten Dienste. Auch schädliche Thiere geben für die Amerikaner Arzneyen her. Umschläge von Krokodilenfette heilen die Wunden. Dörret man ihren Magen und zerreibt man selben zu Pulver, so soll er im Wasser getrunken die Steinschmer-

zen

ken stillen. Ihre Zähne hängen sich Spanier und Indiener durchgängig an den Hals oder an die Arme, und glauben durch dieses Hilfsmittel vor den Schlangenstichen sicher zu seyn. Sind sie aber von einer Schlange gestochen, so schaben sie mit einem Messer etwas von einem Krokodilzahne herab und trinken es im Wasser. Daß die Indianer dieses beobachten, habe ich selbst gesehen. Wider die Schlangenbisse werde ich an einem anderen Orte gewissere und schneller wirkende Mittel anzeigen. Die Steinchen, welche man in den Mägen der Krokodilen findet, lindern zerrieben und getrunken die Nierensteinschmerzen. Kalzinirte Tiegerklauen vertreiben gänzlich das Zahnweh, wenn man sie gleichfalls mit kalzinirtem Alaun vermischt und pulverisirt auf den hohlen oder schmerzhaften Zahn leget. Ein durch meine und vieler anderer Europäer Erfahrung trefflich bewährtes Mittel! Die Tiegerfette treibt auch augenblicklich die Würmer aus dem Kopfe oder anderen Theilen des Körpers, wenn der Ort, wo sie wegen ihrer Menge und des zu engen Aufenthalts herauswollen, damit bestrichen wird. Die gemeinen Hausfliegen, die von den unsrigen in nichts unterschieden sind, schleichen sich zuweilen, wenn man untertags schläft, durch den Mund und die Nasenlöcher in den Kopf, und brüten daselbst aus ihrem Unrath wie aus Eyern gewisse Würmer aus, die in der Mitte dick, an beiden Enden zugespitzt und roth, übrigens weiß und mit einigen Kreisen, wie mit Ringen, umgeben sind. An ihrer Länge gleichen sie dem Nagel des kleinen Fingers. In wenigen Stunden vermehren sie sich auf eine unbegreifliche und unglaubliche Weise, und zernagen den Theil des Hauptes, worinn sie sich gelagert haben. Ihre Menge fällt ihnen selbst beschwerlich. Sie trachten daher entweder, weil sie ihres engen Gefängnisses überdrüßig werden, oder weil ihnen nach und nach ihre Nahrung ausgeht, aus ihrem Kerker herauszukommen,

und durch denselben, wo sie nur immer können, durchzubrechen. Auf der äussersten Haut sieht man nun ein rothes Pünktchen, da nämlich, wo die Würmer durchbrechen wollen. Der Umkreis um diesen Punkt, nicht der Punkt selbst, muß mit Tiegerfette beschmieret werden. Da die Würmer den abscheulichen Geruch derselben nicht ertragen können, so bohren sie mit verdoppelten Kräften durch das Fleisch und die Beine, und stürzen, sobald die Oeffnung gemacht ist, alle nach einander heraus. In der That ich erstaunte, und ein kalter Schauder ergriff mich; auch wollte ich meinen eigenen Augen nicht trauen, als ich aus dem Kopfe des Indianers Gregorius Piripoti zu S. Joachim eine solche unglaubliche Menge Würmer herausströmmen sah, daß sie schwerlich mein Hut gefasset hätte. Und ich begreife noch nicht, wie sich selbe in dem Kopfe dieses Mannes hat aufhalten und nähren können. Hieraus kann man aber schließen, wie zusammengepreßt sie in ihrem engen Behältniße auf einander lagen. Zu oberst an der Nase zwischen den Augenbraunen öffneten sie sich einen und zwar so engen Ausgang, daß nur einer nach dem andern heraus konnte, wiewohl sie in einer ununterbrochenen Reihe begierig einander fortdrängten. Die kleine Wunde heilte bald wieder zu; dennoch blieb im Fleische eine Höhlung wie eine Narbe zurück. Der Indianer nahm keinen Anstand seine Befreyung von dem zahllosen Heere seiner gefräßigen Gäste, und seine Wiederherstellung der Tiegerfette zuzuschreiben. Ich habe auch andere aber allemal gleich glückliche Kuren damit gemacht.

Noch mehr. Die Klapper, welche eine vom Gift strotzende Schlange hinten an ihres Schwanzesende trägt, ist eine kostbare Arzney: denn wenn man selbe pulverisirt und die hohlen Zähne damit anfüllet, so machet sie diese so weich, daß sie ohne allen Schmerzen nach und nach

von

von sich selbst ausfallen. Man bedienet sich auch ihrer in anderen Krankheiten. So müßen die giftigsten und verderblichsten Thiere den kranken Amerikanern Arzneyen liefern. Unser P. Falkoner, ein gebohrner Engelländer, der als einer der ersten Aerzte und Botaniker in ganz Spanien und Paraquay bewundert wurde, behauptete, daß die Paraquayer unsërer Apothecken leicht entbehren können, indem ihnen die Natur die heilsamsten Pflanzen, Kräuter, Wurzeln und Bäume verliehen hat, welche wider alle Krankheiten hinreichen.

Die Natur der Krankheiten und der Pflanzen kennen zu lernen, durchblätterten wir fleißig medicinische und botanische Bücher. Statt einer ganzen Bibliothek in der Arzneykunde bedienten wir uns alle der medicinischen Blumenlese,*) welche in Spanien in kastilianischer Sprache einigemal aufgelegt, von den Madriter Aerzten mit Lobsprüchen überhäuft, und wegen ihrer Gemeinnützigkeit allgemein angepriesen würde, alsó zwar, daß man dieses Buch in ganz Amerika, so weit es spanisch ist, außerordentlich werth schätzet. Johánn Steinheffer aus Schlesien, ein unseriger Laybruder und vortrefflicher Wundarzt, welcher sich durch eine ausgebreitete medicinische Lektüre, und vieljährige Erfahrung in Neugranáda, da er sich in den dortigen indianischen Kolonien mit der Pflege der Kranken abgab, gebildet hatte, war der Verfasser dieses weitläuftigen, zum Dienste der Missionarien geschriebenen Werkes. Er wollte sie dadurch wenigstens einigermassen in Stande setzen, den kranken Indianern mit den nöthigen Arzneyen beizuspringen, weil man in Amerika durch ganze ungeheüere Strecken Landes weder einen Arzt noch einen Wundarzt oder Apothecker antrifft. Der Mangel an denselben wird durch erwähntes Buch

*) El Florilegio.

hinlänglich ersetzet, indem man darinn nicht nur eine deutliche Anleitung die Krankheiten genau zu kennen, sondern auch einen vollständigen Unterricht findet, wie man aus den Produkten, welche Amerika hervorbringt, die Arzneyen zusammensetzen und zubereiten müße.

Da diese unsere Bemühungen in Ansehung der Kranken oft einen sehr glücklichen Erfolg hatten, so brachten wir dadurch zuwege, daß die Abiponer, so oft sie von einer Unpäßlichkeit befallen wurden, mit Hindansetzung ihrer Schwarzkünstler ihr ganzes Vertrauen auf uns setzten, und unsere Arzneyen ihren abergläubischen weit vorzogen. Voll Mißtrauen auf mich selbst, und um das Leben meiner Kranken ängstlich bekümmert, drang ich denselben niemals mit übereilter Dienstfertigkeit meine Medicin auf. Meine erste und hauptsächlichste Sorge gieng nur dahin, daß sie sich wider die schlechte Witterung verwahrten, und von schädlichen Speisen und Geträuken enthielten. Ich gab ihnen dafür gesunde Eßwaaren aus meinem eigenen Vorrath, so gut ich konnte. Wollte die Diät nichts verfangen, so reichte ich ihnen zuletzt eine durch langwührige Erfahrung bewährte Arzney, die, wenn sie nichts nützte, dennoch auch nichts schaden konnte. Durch diese unserere Gefälligkeit und Wohlthätigkeit gewonnen, ließen sich die kranken Wilden taufen. Denn vorher entflohen sie, sobald sie krank wurden, aus Furcht vor der Taufe in die Wälder, oder ließen sich von den ihrigen dahin tragen. Die letzteren Jahre hingegen bezeigten die meisten ein besonderes Wohlwollen und Vertrauen gegen uns. Erinnerten sie sich, daß ihnen eine unsrige Medizin wohl bekommen hatte, so bäten sie uns selbe auch ihren Hausgenossen, wenn sie bettlägerig wurden, zu geben. Aus

einem

einem Beispiele mag man auf das Uibrige schliessen. In den wärmeren Gegenden von Paraquay gegen Norden zu wächst eine Frucht in der Grösse einer mittleren Haselnuß. An Geschmack gleicht sie einer Mandel. Die Quaranier nennen sie Mandubiquazù, die Spanier Piñon del Paraquay, die Aerzte Ricinns americanus, ficus infernalis, nux cathartica oder die Purgiernüsse, weil selbe zugleich Erbrechen verursachet und zugleich purgiret. Die ersten Spanier, welche einst in Paraquay anlangten, wurden dadurch weidlich in die Schule geschicket. Weil sie diese Frucht süß fanden, so assen sie selbe begierig hinein, wurden aber gar bald unter wechselweisem Gelächter inne, daß sie statt einer Eßwaare Medizin zu sich genommen hatten, welche den Leib mit doppelten Waffen angreift, indem sie die überflüßigen oder schädlichen Säfte desselben unverzüglich durch einen zweyfachen Kanal heraustreibet. Von diesen Nüssen gaben wir den Abiponern, die einer Purganz nöthig hatten, zwo oder drey. Jeder fühlte sich dadurch ungemein erleichtert. Dadurch geschah es, daß sie, so oft sie ihren Magen beschweret fühlten, sich von uns diese Arzney ausbaten. Eben dieses gilt auch von anderen Heilmitteln. Die alten Indianerinnen, denen nichts so sehr als die Beibehaltung der alten Gebräuche am Herzen lag, knirschten vor Zorn, als sie bemerkten, daß ihre Medizinen verlachet wurden, und ihre reichhaltigen Finanzquellen zu versiegen begannen. Die Schwarzkünstler, welche den Kranken den Körper und ihr Vermögen aussaugten, wurden als unnütze Hummeln verachtet.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Heilmethoden der amerikanischen Völker durchgehen wollte. Uiber einige würden die Europäer lachen, über andere sich ärgern, und über noch andere sich wundern. Ich werde hier einige kurz und wie im Vorbeigehen anzeigen.

Die Patagonen, und die in den südlichen Gegenden des magallanischen Landes herumziehen, glauben, daß der Körper des Kranken vom Teufel besessen sey. Ihre Aerzte tragen Trommeln, auf denen schreckbare Gestalten gemahlet sind, mit sich herum. Mit diesen setzen sie sich nun an das Bett des Kranken, und trommeln unter vielem Geschrey zu wiederholtenmalen, entweder um den Teufel über die Krankheit zu Rathe zu ziehen, oder aus dem Kranken herauszutreiben. Stirbt er, so verfolgen seine Anverwandten den Arzt mit allem Grimme, weil sie ihn für den Mörder des Verstorbenen halten. Stirbt einer von ihren Vornehmen oder Caciquen, so bringen sie alle Aerzte um, wenn sich diese nicht durch die Flucht retten. Ein thörichtes Mitleid verleitet sie die Sterbenden, ehe sie noch ganz gestorben sind, zu begraben. Einen solchen zog der P. Mathias Strobl, der sich bei den südländischen Wilden über zehn Jahre aufgehalten hatte, noch lebendig aus dem Grabe hervor. Die Mbayas oder Quaycurùs, eine der wildesten Nationen, nennen ihre Aerzte Nigienigis. Grosse Kürbisse, die sie mit harten Saamenkörnern von allerlei Früchten anfüllen, damit selbe im Schütteln klappern, und ein aus braunen Straußenfedern zusammengesetzter Sonnenschirm sind die vorzüglichsten Ehrenzeichen und Werkzeuge ihrer Medikiner, welche selbe überall mit sich an den Händen herumtragen, damit man sie kennet. Die Aerzte der Chiquiten kann ich schlechterdings nicht übergehen. Lächerlich ist, was ihr alter Missionär, Patritius Fernandez, in seiner Geschichte von diesem Volke schreibt. Eho der Schwarzkünstler daselbst seine Kur anhebt, füllt er seinen Magen mit den ausgesuchtesten Speisen, jungen Hühnern und Rebhünern an, um dadurch einen stärkeren und gesünderen Athem zum Aussaugen und Anblasen zu bekommen. Während daß der Arzt schmauset, setzt man dem Kranken unschmackhaften und halbgekochten türki-

türkischen Waizen vor. Eckelt ihm dafür, so wird ihm kein Mensch mehr zum Essen aufmuntern, also zwar, daß weit mehrere des Fastens als der Krankheit wegen daraufgehen. Auf den ersten Besuch ermüdet der Arzt den Elenden mit hunderterlei Fragen. Wo bist du gestern gewesen? Welche Wege bist du gegangen? Hast du vielleicht die Kanne umgestürzt und den türkischen Waizentrank von ungefehr auf die Erde ausgeschüttet? Wie! wenn du unklug genug gewesen wärest, Schildkröten-Hirsch-Wildschweinfleisch oder ein anderes Wildprät den Hunden vorzuwerfen? Gesteht der Patient etwas, so versetzt der Arzt: Wohlan! itzt wissen wir die Ursache deines Uibels. Die Seele des mißhandelten Gewildes ist in deinen Körper gefahren und peinigt dich nun, um die ihm zugefügte Unbild zu rächen. Leider! ist dieß die Quelle der Schmerzen, die du itzt empfindest. Die Wilden halten über diesen Ausspruch wie über den Ausspruch eines Orakels. Hierauf fängt der Schwarzkünstler unverzüglich seine Kur an. Er sauget nämlich einigemale den schmerzhaften Theil des Körpers aus. Hernach stößt er da, wo der Kranke liegt, auf dem Boden mit einem Kolben allenthalben herum, und poltert zugleich einige magische Sprüche herab, damit die Seele desjenigen Thieres, dessen Fleisch der Patient dem Hunde vorgeworfen hat, durch den drohenden Lärm erschrecket, dieses seinen Körper verlasse. So thöricht diese Verheißung des Arztes ist, so ist doch die Erwartung des Kranken noch thörichter. Indessen bringt dennoch das lebhafte Vertrauen, das dieser auf das eingebildete Heilmittel setzet, zuweilen die erwünschte Wirkung hervor, indem die Krankheit aus was immer für einer Ursache aufhöret. Eine grausamere Heilart gieng einst bei eben diesen Chiquiten im Schwange. Sie tödteten nämlich das Weib des kranken Mannes, in der Voraussetzung, daß selbe an der Krankheit ihres Mannes Schuld seyn müße. Sie stunden in

 dem

Wahn, daß dieser sogleich seine Gesundheit wieder erlangen würde, sobald man jener vom Leben geholfen hätte. Oft erkundigten sie sich auch bei ihren Aerzten, welche Schwarzkünstlerinn ihnen ihre Krankheit an den Hals gezaubert habe. Die Quacksalber gaben nun entweder aus Rachbegierde oder aus Eigennutz bald diese und bald jene für die Thäterinn an. Auch bedurfte es hiezu keiner Beweise. Der Ausspruch des Schwarzkünstlers war dem leichtgläubigen Völklein Orakel und Losung. Alles lief von allen Seiten her bewaffnet zusammen, die Unglückliche zu erschlagen. So dachten und handelten einst die Chiquiten, als sie noch ohne Religion im Finstern irrten. Seit dem sie aber von uns im Christenthume unterrichtet wurden, zogen sie wegen ihrer christlichen und kriegerischen Tugenden, und weil sie es in einer Menge Künste ungemein weit brachten, längst die die Bewunderung der Spanier auf sich, und leisteten ihnen auch wider andere Wilde die ersprießlichsten Dienste. Die dummen Leute sahen nicht ein, welch einen verderblichen Einfluß schädliche Säfte auf den menschlichen Körper haben, und wie viel das Aderlassen und Purgieren zur Wiederherstellung der Gesundheit beitrage. Allein in unseren Kolonien wurden sie dessen bald durch ihre eigene Erfahrung überführet, und verachten nun die Ränke ihrer Schwarzkünstler. Dadurch wurde endlich für die Sicherheit ihrer Weiber gesorget, als deren Leben, sobald ihr Mann oder auch ein anderer erkrankt, nach dem Gutdünken der verschmitzten Zauberer öfters in Gefahr schwebte. Bis hieher haben wir von den Krankheiten, Aerzten und Arzneyen der Abiponer gehandelt: lasset uns nun sehen, wie es bei ihrem Sterben zugehe.

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Von den Gebräuchen der Abiponer bei und nach ihrem Tode.

Alle Menschen fürchten den Tod, die Abiponer am meisten. Vom Tode wollen sie nichts hören; und noch weniger einen Sterbenden sehen. Sobald man also an dem Aufkommen eines Kranken verzweifelt, sobald verlassen alle seine Hausgenossen ihre Wohnung, oder werden von den alten Weibern, welche zur Pflege des Sterbenden zurückbleiben, fortgejagt, damit sich nicht bei dem traurigen Anblicke seiner letzten Zuckungen der Unmuth ihrer Seele bemächtige, und sie, wenn mit dem Feinde angebunden werden soll, aus Furcht vor dem Tode ihr Leben nicht mehr wagen möchten. Daher bringen die meisten die Nacht außer ihren Hütten entweder in einem fremden Gezelte oder, wie ich öfters beobachtet habe, unter freyem Himmel zu. Da bei ihnen nur wenige eines natürlichen Todes sterben, so kennen sie auch die Vorbedeutungen des nahen Hinschiedes nicht. Will der Kranke nicht essen, reden oder schlafen, wie er es sonst gewöhnlich thut, so weissagen sie daraus sein nahes Lebensende, und betrügen sich selbst und die anderen: denn la chig reët. La chig rkennè. Là ygà. Er redet nicht; er ißt nicht; und er stirbt, sind bei diesen Wilden gleichbedeutende Redensarten.

Sobald sich das Gerücht verbreitet, daß jemand in die Zügen greift, so laufen alle alten Weiber, welche entweder mit ihm in Verwandtschaft oder ihrer Quacksalberey wegen im Ruffe stehen, in sein Haus hin. Mit zerstreuten Haaren und entblößten Schultern umgeben sie ihn zu beiden Seiten, und stehen in einer langen Reihe um sein Bett herum. Mit der rechten Hand schütteln sie ihre Klappern, die Kürbisse, in einem fort, während daß sie mit den Füßen gewaltig stampfen, die Arme in einander werfen, und so laut sie können, jammern. Die älteste oder berühmteste Schwarzkünstlerinn steht bei dem Haupte des Sterbenden am nächsten, und trommelt von Zeit zu Zeit auf einer ungeheueren und schrecklichen Kriegstrommel auf eine gleichfalls schrecklich lärmende Weise. Eine andere, welche auf alles Acht hat, was mit dem Kranken vorgeht, nimmt ihm einigemal die Ochsenhaut ab, womit er bedecket ist, beobachtet seine Mienen, und begießt ihn, wenn er noch Athem zieht, weidlich mit kaltem Wasser, zu welchem Ende ein Becken mit Wasser unter dem Bette bereit gehalten wird. Als ich das erstemal diese Ceremonien mit ansah, dauerte mich der Kranke seines unseligen Looses wegen, weil ich befürchtete, daß ihn, wenn er auch den Anfällen der Krankheit nicht unterläge, dennoch der immerwährende Lärm der Trommel und das unerträgliche Geheul der Weiber aufreiben, oder die Last der harten Ochsenhaut erdrücken möchte: denn man muß wissen, daß man den Kranken vom Kopf bis auf die Fußsohle mit einer Ochsenhaut bedecket, welche so dick als ein Brett und nicht selten noch schwerer ist. Unter dem Vorwande des Mitleids üben sie an den Sterbenden eine solche Grausamkeit aus, damit nämlich die umstehenden Weiber nicht ihre Zückungen in dem Todeskampfe sehen, und ihr letztes Röcheln anhören dürfen. Um sich selbst zu verschonen, schonen sie der andern nicht, und quälen sie um sich die Betrübniß zu ersparen. Auch

nach-

nachdem sie sich unserem Unterrichte anvertrauet hatten, konnten diese Wilden durch all unser Ermahnen und Bitten nicht dahin gebracht werden, daß sie diesen unmenschlichen Gebräuchen entsagt hätten. In der Folge verstanden sie sich doch dazu, besonders die aus dem Stamme der Riikahè; denn die Nakaikötergehe sind auf ihre alten Cäremonien weit mehr erpicht.

Hört man den Athem des Sterbenden nicht von Weitem, wie den Blasbalg in der Schmiede, und macht seine Lunge eine kleine Pause, so ruffet alles mit einem Zettergeschrey, daß er nicht mehr am Leben sey. Der Auflauf ist allgemein, und alle wiederholen einstimmig: Chitkackà. Lauaua. Er ist nicht mehr. Er ist todt. Sogleich kommen alle verheuratheten Weiber und Wittwen des ganzen Fleckens in dem obenbeschriebenen Aufzuge zusammen, ein gemeinschäftliches Wehgeklage anzustimmen. Während daß sie mit ihrem betäubenden Gejammer, dem Klappern der Kürbisse und dem Lärmen der mit Rehhäuten überzogenen Häfen, auf die sie wie auf kleinere Trommeln klopfen, die Luft erfüllen, in langen Reihen einherziehen, und sich mit erzwungenen Thränen abmatten, erschallet oft unvermuthet eine Stimme, daß der als todt beklagte wieder zum Leben aufgewachet sey. Auf den freudigen Zuruf: La natateuge, er lebt schon wieder, der aus einem Munde in den andern und aus einem Ohre in das andere herumgeht, hört das Jammergeheul der Weiber sogleich auf, als deren einige nach Haus, andere aber zu dem Kranken hineilen um ihm in seinem Hin- und Herwanken zwischen Leben und Tod beizustehen, und ihn mit ihrem Todesgewinsel solang zu quälen, bis sie ihn aus dem Leben hinausgejammert haben. Hierauf ist das erste und

wichtig-

wichtigste Geschäft der Anwesenden, dem Todten Herz und Zunge aus der Wurzel herauszureißen, zu sieden, und dem nächsten besten Hunde zum Auffressen vorzuwerfen, damit derjenige, welcher an dem Tode des Verstorbenen Schuld ist, gleichfalls sobald als möglich sterbe. Dieses habe ich oben schon aus einander gesetzet. Der Leichnam wird noch warm nach ihrer Nationalart gekleidet, in eine Ochsenhaut eingehüllet, und mit ledernen Riemen darein gebunden. Um das Haupt wird ein besonderes Tuch oder auch was immer für ein Kleidungsstück gewickelt. Daß dieser Gebrauch auch bei den Juden geherrschet habe, erhellet nicht nur aus der Geschichte der Wiedererweckung des Lazarus sondern auch aus anderen Urkunden. Die christlichen Quaranier pflegen auch itzt noch das Haupt des Verstorbenen in das nämliche Tuch zu hüllen, in das sie den Leichnam wickeln, aus keinem andern Grunde, als damit nicht der freye Anblick der Gesichtszüge des Verstorbenen den Anwesenden neue Betrübniß verursache, und das traurige Andenken des in einer offenen Trage zur Erde Bestättigten erneuere. So wie die wilden Abiponer keinen Sterbenden ansehen wollen, so wollen sie auch keinen Todten in ihrem Hause dulden. Niemals eilet man mit den Speisen so sehr aus der Küche, damit selbe warm auf die Tafel kommen, als die Abiponer mit ihren Leichen zum Grabe eilen. Diese werden oft, ehe sie noch kalt sind, auf Pferden dahin getragen, wo man sie dann sogleich begräbt. Das Grab aufzuscharren und das Leichenbegängniß mit Wehklagen zu verherrlichen, reiten die dazu bestimmten Weiber spornstreichs voraus. Vielleicht verfallen hier nicht wenige meiner Leser auf den Gedanken, daß viele Abiponer begraben werden, weil man sie für todt hält, im Grunde aber nur darum sterben, weil man sie begräbt. Es wäre nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Elenden erst in der Ochsenhaut,

die

die fest um sie herumgeschnüret wird, oder unter der Erde ihren Geist völlig aufgeben. Allein da die Abiponer, ehe sie den Leichnam eingraben, Herz und Zunge aus demselben herausreißen, so bleibt in Ansehung ihres Hinschiedes kein Zweifel mehr übrig. Aber das besorge ich, daß sie oft nur Halbtodten das Herz ausschneiden: so daß diese oft wieder zu sich selbst kommen würden, wenn man sie nicht zu voreilig eines zum Leben unentbehrlichen Eingeweides beraubte. Weil die Wilden das Begräbniß ihrer Todten so sehr beschleunigen, so waren sie mit uns sehr oft übel zufrieden, daß wir die Leichen der bereits getauften Indianer so viele Stunden lang nicht zu Grabe tragen ließen. Dieses ist den geistlichen und weltlichen Gesetzen, und selbst der Klugheit äußerst angemessen. Man muß sehr darauf sehen, sagt Andreas Queusted, daß man nicht die Leichen zu frühzeitig begrabe. Aus einer zugroßen Eile hat man oft Lebendige für Todte begraben. Die Gebräuche, die man hierinnfalls beybachtete, waren nach dem Unterschied der Völker, Zeiten und Krankheiten sehr verschieden. In den ältesten Zeiten begrub man die Todten erst den vierten Tag nach ihrem Hinschiede. Dieses erhellet aus dem Apollon. Argonaut. XI. als wo es heißt:

Drey ganze Tage verbringen sie mit Trauergesängen, um dem Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen. Den vierten richten sie ihm eine herrliche Grabstätte zu. *)

Diese

*) At vero ornantes supremo funus honore
Tres totos condunt lugubri murmure soles,
Magnifice tumulant quarto.

Diese Zeit wurde verkürzet, wenn man einen vor der Zeit Verstorbenen, das ist ein noch unmündiges Söhnchen oder ein geliebtes Töchterchen zu begraben hatte. Denn in diesem Falle erlaubte der Kaiser, wie Tacitus (annal. 13.) schreibt, durch ein Edikt das Leichenbegängniß zu beschleunigen. Er berief sich deßhalb auf den Gebrauch der Alten, welche die Verblichenen, deren Anblick das Herz zusehr kränkte, aus dem Wege räumten, und ihr Begräbniß weder durch Trauerreden noch durch Pomp zögerten. Allein polizierte Nationen billigen diese Ausnahme nicht, als bei welchen die Zeit des Begräbnisses durch Gesetze festgesetzet ist.

Die alten begruben ihre Todten theils in unterirrdischen Höhlen, theils neben den Landstrassen, oder in den Bergen, sehr oft in den Städten, und sogar auch in ihren eigenen Häusern. Die Abiponer wählen sich zu Grabstätten Wälder und Haine; aber solche, die von dem Orte ihres Aufenthalts etwas entfernt sind, theils um sich die Betrübniß zu ersporen, welche das durch den immerwährenden Anblick der Grabhügel aufgeweckte Bild des Todes ihnen verursachen würde, und theils um die Luft, die sie einathmen, nicht mit den schädlichen Ausdünstungen der verfaulten Körper zu beschwängern. Aus diesen Ursachen mögen es die alten Sycionier einst für einen Greul betrachtet haben, jemanden innerhalb ihren Stadtmauern zu begraben. So erzählet es Plutarch im Arato. Dieses ist auch jüngsthin in verschiedenen europäischen Staaten verbotten worden. Lykurg gestattete es in seinen Gesetzen, weil er seine Spartaner von Jugend auf an den Anblick der Leichen gewöhnen wollte, damit sie auch ihren Nebenmann auf dem Schlachtfelde ruhig erblassen sehen könnten. Die

Abipo-

Abiponer setzen keinen kleinen Theil ihrer Glückseligkeit darein, daß sie in Wäldern und unter dem Schatten der Bäume begraben werden. Hingegen bedauern sie auch diejenigen, denen unter dem Kirchendache eine Grabstätte zu Theil wurde. Sie nennen diese die Gefangenen des Paters. Um nicht ein ähnliches Loos befürchten zu müßen, weigerten sie sich im Anfange taufen zu lassen. Die Grube, wo sie den Leichnam hinlegen, graben sie nicht tief, damit er nicht mit zu vieler Erde belastet werde. Die Außenseite des Grabhügels stecken sie voller Dornhecken an, um selben durch dieser ihre Stacheln wider das Nachspüren des Tiegers, der alle Aeser aufsucht, zu verwahren. Zu oberst auf das Grab setzen sie einen umgestürzten Hafen, damit der Verstorbene, wenn ihn dürsten sollte, ein Gefäß bei der Hand habe. Nahe dabei hängen sie ein Kleid an einem Baume auf, damit er es anziehen könne, wenn ihn die Lust anwandeln sollte aus dem Grabe herauszusteigen. So weit geht die thörichte Vorsicht eines einfältigen aber gutmüthigen Volkes. Neben das Grab der Männer pflanzen sie auch noch eine Lanze hin, damit es ihnen nicht an einem Gewehre zur Jagd und zum Kriege mangle. Ihren Caciquen und anderen im Kriege berühmt gewordenen stellen sie Pferde, die sie zu dieser Absicht mit einem besonderen Gepränge niederstechen, um den Rand ihrer Gräber herum. Diesen Gebrauch haben die meisten berittenen Völkerschaften miteinander gemein. Unsere Patres, welche, wie ich schon anderswo erzählet habe, auf einem königlichen Schiff und auf königliche Befehle gegen die magallanische Meerenge hinabsegelten, sind bei einer Landung auf drey Leichen berittener Indianer gestossen, um welche eben so viele Pferde auf Pfähle aufgestecket waren. Von den Pferden werden meistens die trefflichsten, die ihm in seinem Leben die liebsten waren, und deren

ren er sich am meisten bedienet hat, bei seinem Grabe getödtet. Dieß ist allerdings lächerlich, ich gestehe es, aber noch weit unerträglicher finde ich die Raserey der Taurischen Scyten, die mit ihren Königen diejenigen mitbegruben, die jene in ihrem Leben besonders geliebt, und denen sie zum Beweis ihrer Herzensfreundschaft das Ohrläppchen selbst abgeschnitten hatten, wie Alexander ab Alexandris im 1. B. 6. K. erzählet. Sehr grausam ist auch der Gebrauch der asiatischen Völker, welche die lebenden Weiber und ihre todten Männer zusammbegruben, und selbe nicht nur in dem Ehebette, sondern auch im Grabe vereinigten. Dieß geschah aber nicht ganz ohne Ursache; denn die Weiber pflegten ihre Männer, wenn sie ihrer satt waren, um sie desto eher sterben zu machen, nicht selten zu vergiften. Davor wird sich nun gewiß ein Weib hüten, wenn sie weiß, daß der Tod ihres Mannes auch ihrem Leben ein Ende macht.

Man mag über die Leichenceremonien der Abiponer lachen, wie man will, so wird man dennoch an denselben die Spuren ihres Glaubens an die Unsterblichkeit, die darinn unwidersprechlich liegen, nicht verkennen. Von ihrem Naturtriebe geleitet, scheinen sie von dem Leben der Seele nach dem Tode des Körpers völlig überzeugt zu seyn. Sie wissen, daß nach dem Tode noch etwas übrig ist, welches allzeit fortwähret, und niemals vergeht. Dieses unsterbliche Wesen, das wir die Seele nennen, heißen sie Loakal, oder Lkigihi, das Bild, den Schatten, den Wiederhall. Wo es aber nach seiner Trennung von dem Körper hinkomme, was aus ihm werden soll, ob es der Freude genießen, oder mit Leiden für seine Fehltritte in diesem Leben büßen werde, um das bekümmern sie sich wenig. Die Wilden des magallanischen Landes glauben, daß die Tod-

ten unter der Erde leben, Gezelte sich aufschlagen, mit der Jagd ihre Zeit vertreiben, und daß die Straußen nach ihrem Tode ebenfalls dahinkommen. Von diesem Unsinne sind die Abiponer nicht angestecket; sie vermuthen nur, daß nach dem Tode noch etwas übrig bleibe, und irgendwo sich aufhalte, gestehen aber aufrichtig, daß sie weder den Ort noch sonst etwas davon wissen. Die Seele oder Schatten der Verstorbenen, sie heißen selbe mehelenkachie, fürchten sie, und behaupten, vermuthlich durch die Ränke und Betrügereyen ihrer Schwarzkünstler hintergangen, daß sie den Lebenden erscheinen, wenn man selbe, um sie um die Zukunft zu befragen, durch magische Beschwörungen aus dem Grabe heraufbannet. Als ich einst an dem Ufer der Parana unter freyem Himmel, wie es daselbst gewöhnlich ist, übernachtete, und die Abiponer ihre Stimme, weil sie an den Bäumen und Krümmungen des jenseitigen Ufers anprellte, wiederhallen hörten, so schrieben sie dieses den körperlosen Schatten und Geistern, welche in den Wüsteneyen herumirrten, zu, bis ich ihnen endlich die Natur des Wiederhalles erklärte. Die Ruilili, eine Art kleiner Enten, welche bei der Nacht schwarmweise mit einander fliegen, und so gewiß traurig zischen, halten sie für die Seelen der Verstorbenen, und nennen sie mehelenkachie, die Schatten. Aus diesen und anderen angeführten Gründen läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Abiponer, ihrer unglaublichen Rohheit in den übrigen Dingen ungeachtet, dennoch an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Es ist daher eben so sonderbar als unausstehlich, daß selbe Männer in Zweifel ziehen, welche sich selbst eine höhere Weisheit zumuthen. Die Gewohnheit bei den Grabhügeln Häfen, Kleider, Lanzen und Pferde zurückzulassen, als wenn die Verschiedenen ihrer bedürften, oder selbe brauchen könnten, ist Unsinn der Wilden, aber ein ihnen ver-

verzeihlicher Unsinn; indem wir selbst von den polizirten Römern Dinge lesen, welche von den bisher angeführten eben nicht sehr verschieden sind. Setzten sie nicht auch zu ihren Urnen einen Hafen oder Krug, und zuweilen auch deren mehrere? Besprützten sie nicht das Grab mit Wein, Honig, Milch, Meth, ꝛc. Bestreuten sie es nicht mit Blumen? Sie legten sogar ein förmliches Soupee hinein, welches die Seelen ihrer Einbildung nach hätten verzehren sollen. Deswegen sagt Ovid:

„Izt irren die leichten Schatten und die „des Grabes enthobenen Körper herum; izt „zehren sie das hingelegte Mahl auf.“ *)

Es ist unglaublich, wie gewissenhaft die Abiponer die Ehre, ordentlich begraben zu seyn, den ihrigen zu verschaffen suchen. Sehen sie, daß einer von ihrer Nation auf dem Schlachtfelde umgekommen ist, so ziehen sie den entseelten Leichnam mitten unter den Feinden heraus, um selben in ihrem Vaterlande gehörig zu begraben. Dennoch lösen sie auf der Reise, um sich die Last zu erleichtern, das Fleisch von den Knochen ab und graben es ein, wo sie können. Diese aber stecken sie in ein Leder, und bringen sie so zu Pferde oft zweyhundert Meilen weit nach Hause, wo man dann erst das ordentliche Leichenbegängniß begeht. Ist ihnen der Feind auf dem Halse, und

*) Nunc animae tenues, et corpora functa sepulchris
Errant, nunc posito pascitur umbra cibo.
Fast. II.

und müssen sie den todten Körper auf dem Felde zurück-
lassen, so liegt seinen Verwandten nichts mehr am Her-
zen, als wie sie bei der ersten Gelegenheit die Ge-
beine wieder finden mögen; und sind auch nicht eher
ruhig, als bis sie selbe mit Mühe und Gefahr wie-
der gefunden haben. Diese pflegen sie hernach gleichsam
im Triumphe, wie ich im nächstfolgenden Hauptstücke sa-
gen werde, zu Pferde nach Haus, und daselbst auf va-
terländischem Grund und Boden unter die Erde zu brin-
gen. Eben so sorgfältig brachten auch die Alten die
Gebeine oder die Asche der auf der Reise Verstorbenen in
ihr Vaterland zurück. So ließ die Agrippina die Asche
des Germanikus nach Rom führen, wie Tacitus in sei-
nen Jahrbüch. 3. meldet. Eben dieses wünschte sich auch
Ovid in seiner Verbannung.

Laß, sagte er, meine Gebeine in einer kleinen
Urne nach Rom führen. So werde ich wenig-
stens nach dem Tode kein Verbannter mehr
seyn. *)

Daß auch die Lacedämonier von diesem allgemeinen
Gebrauche nicht abgewichen sind, versichert uns Plutarch
im Agesilaus. „Da es aber bei den Spartanern
gebräuchlich war, die Leichen der anderen, wel-
che im Auslande starben, daselbst einzugraben,
die ihrer Könige aber nach Haus zu bringen, so
ließen die Lacedämonier, weil sie keinen Honig
bei der Hand hatten, Wachs zerschmelzen, gos-

 sen

*) Ossa tamen facito parva referantur in urna;
Sic ego non etiam mortuus exul ero.
L. Tristium 3.

sen es um den todten Körper, und führten ihn so nach Sparta."

Die Abiponer begnügen sich auch nicht mit jedwedem Grabe. Sie sorgen sehr dafür, daß die Väter zu ihren Söhnen, die Weiber zu ihren Männern, die Enkel zu ihren Großvätern gelegt werden, und überhaupt, daß jede Familie eine besondere Grabstätte für sich habe. **Das Alterthum giebt den Gräbern einen höheren Grad von Ehrwürdigkeit,** sagt Cicero (Philipp. 9.) Da diese Nation einst näher gegen Norden zu gewohnet hat, nämlich an dem mitternächtlichen Ufer des grossen Flußes Inatè, so wissen sie auch, daß daselbst mehr Denkmäler von ihren Voraltern existiren, und tragen dafür, als für Heiligthümer, eine tiefe Ehrfurcht. Sie pflegen die Gebeine ihrer Landesleute, wo sie auch immer wegen ihrer beständigen Herumwanderungen vergraben liegen, aufzusuchen, und mit inniger Seelenfreude mit den Gebeinen ihrer Voraltern zu vereinigen und zu vermischen. Dieß ist der Grund, warum sie selbe so vielmal ausgraben, versetzen, und die größten Länderstrecken mit sich fortschleppen, bis sie ihnen zuletzt in dem alten Waldmausoläum ihrer Familie ihre bleibende Ruhestätte anweisen. Sie pflegen selbe nicht mit Grabschriften, indem sie keine Buchstaben haben, zu zieren sondern durch gewisse Merkbilder, die sie in die Bäume einschneiden, und andere von ihren Ahnen ererbte Charaktere zu unterscheiden. Von jeher lag die Errichtung der Familienbegräbnisse berühmten Männern am Herzen, als welche sie sich, ihren Kindern, und ihrer übrigen Nachkommenschaft widmeten. Die Römer nannten sie Ruhestätten, Requietoria, oder Familiengräber, weil sie für eine Familie ausschließungsweise bestimmt waren. Dieses bestättiget auch die heilige Schrift an

mehre-

mehreren Orten. So kaufte Abraham von dem Hethäer Ephron die Höhle eines Ackers nahe bei der Stadt Hebron um vierhundert Seckel zum Besitz eines Begräbnißes, wo zuerst sein Weib Sara, hernach er selbst, in der Folge aber Isaak, Rebekka und Lia, und zuletzt Jakob, welcher sich diesen Trost von seinem Sohn Joseph auf das dringendste ausbat, hingeleget wurden. Man sehe hierüber das 47. 49. und 50. Kapitel des Buches Genesis nach. Ich wollte dieses sowohl aus der heiligen als weltlichen Geschichte anmerken, um meinen Lesern zu zeigen, daß die Abiponer in dem Meisten, was ich von ihren Begräbnißgebräuchen bisher gemeldet habe, weiter nichts thun, als was auch die Alten gethan haben, und, ihrer besonderen Wildheit ungeachtet, andere Völker in der Menschlichkeit und ehrerbietigen Achtung gegen die Todten weit zurücklassen.

Es gab viele Völker, welche gegen die Verstorbenen Grausamkeiten ausübten, die allen Glauben übersteigen. Von vielen werde ich nur wenige berühren. Die Hyrkaner hielten Hunde, von welchen sie ihre Todten zerreißen ließen, wie Strabo im 11. Buche erzählet. Andere Scyten als die Massageten, Debicier und Essedonier aßen ihre Leichen unter dem Fleische anderer Thiere mit auf. Noch andere hängten sie an Bäume auf. Einige Aethiopier warfen sie ins Meer. Die Perser schälten, wie Agatheus im 11. Buche redet, ihr Fleisch von den Beinen herab, und streueten beides auf die Felder aus: denn sie hielten für groß Unrecht, die Todten in einen Sarg oder eine Urne zu verschließen und mit Erde zu bedecken. Flogen die Vögel nicht sogleich auf ihr in den Feldern ausgestreuetes Fleisch hin, so mußten diese ihrer Meinung nach einen verruchten Lebenswandel geführet haben. Die Brachmanen

warfen ihre Leichen den Geyern, die Päanier den Fischen, die Parther den Vögeln und Hunden von aller Art vor: die Gebeine aber verwahrten sie in einem Grabe auf. Menschlicher als diese dachten einige Aethiopier, welche sich gläserner Särge bedienten. Die Babylonier erwiesen ihren Verstorbenen eine süße Ehre; denn, wenn wir dem Herodot glauben wollen, so bedeckten sie den entseelten Körper mit Honig. Die Magi machten ihre Todten in Wachs ein, ehe sie selbe begruben. Bei den Aegyptiern war es der Brauch die Leichen mit Aloe, Myrrhen, Cederholz, Honig, Salz, Harz, Judenpech, Rauchwerken und Salben sorgfältig einzubalsamiren, und in den Särgen verschlossen zu Hause aufzubewahren. Dieß ist der Ursprung und der Stoff der ägyptischen Mumien, wie Plinius, Pompejus, Mela, Stobäus, Silius Italicus und andere bezeugen. Aber ich bewundere meine eigene Geduld in Anführung der verschiedenen Begräbnißgebräuche, welche man bei allen Beschreibern der Alterthümer angemerket findet. Ich wollte dadurch blos meine Leser vermögen, daß sie die Leichencäremonien der Abiponer weniger lächerlich finden möchten, indem weit belachenswürdigere bei anderen Völkern im Schwange giengen. Lasset uns nun nach Amerika zurückkehren. Die Brasilianer und Quaranier, die zahlreichsten unter allen paraquayischen Völkerschaften, (zwo Nationen, die in Sprache und Sitten viel mit einander übereinkommen) fanden einst das Ausgraben der Gräber zu beschwerlich: diese hungrigen Menschenfresser begruben daher alle Verblichene in ihrem Magen. Sie sehnten sich mit einer so heißen Fraßgier nach Menschenfleisch, daß sie dieses den Rebhünern, Rehen, Wildschweinen, und allen Leckerbissen vorzogen. Sie giengen daher öfters auf eine Menschenjagd aus. Die Gefangenen, welche sie zu Hause sorgfältig mästeten, schlachteten sie bei ihren öffentlichen

sterepen ab, welche auch von daher ihren Namen erhielten. Hatten sie ihr Fleisch aufgezehret, so behielten sie die Gebeine auf; zermalmten sie zu Mehl, und machten neue Gerichte und Schmausereyen daraus. Die Mütter frassen sogar die unzeitige Leibesfrucht, deren sie sich zu frühe entladen hatten, mit vielem Appetit auf. Doch muß man auch gestehen, daß die Quaranier in der Folge menschlicher geworden sind, und ihre Todten in grosse Kannen von Thon in der Stellung geleget haben, in welcher die Frucht im Mutterleib die Zeit ihrer Reise erwartet. Als ich die Wilden in Mbaeverà aufsuchte, stieß ich mitten in den Wäldern auf ein ausgehauenes Feld, und fand daselbst drey solcher Kannen, deren eine jede einen Menschen fassen konnte, aber leer, vermuthlich weil sie für erst künftig Sterbende bestimmt waren. Der Boden der Kannen war dem Himmel, und die Mündung der Erde zugekehret. Von Menschen konnten wir keine Spur entdecken, wiewohl wir deswegen alle Winkel und Ecke des Waldes weit und breit ausgiengen. Nun wollen wir von den Begräbnissen zu den Exequien und was sonst noch auf jene folget, übergehen.

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Trauer, den Exequien, und den übrigen Leichencäremonien der Abiponer.

Was die Abiponer nach ihrem alten Herkommen in Absicht auf ihre Trauer unternehmen, scheint theils das Andenken des Verstorbenen zu vertilgen und theils dasselbe zu verewigen bestimmt zu seyn. Alles, was derselbe von Geräthschaften hinterläßt, wird in einem eigends dazu aufgerichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrannt. Ausser den Pferden, die sie ihm zu Ehren bei seinem Grabe niederstechen, tödten sie auch kleines Vieh, wenn er eines besaß. Das Haus, worinn er gewohnet hat, und welches aus Leinen und Holz nicht unfein zusammengefüget ist, reissen sie nieder, und zerstören es vom Grund aus. Die Wittwe, die Kinder und übrigen Hausgenossen ziehen anderswohin, und müssen sich oft in einem fremden Haus, und oft auch mit Binsendecken elendiglich behelfen. Dennoch wollen sie lieber den Beschwerden der abwechselnden Witterung blosgesetzet seyn, als den vaterländischen Sitten zuwider ein bequemes Haus bewohnen, das ihnen durch den Tod ihres vielgeliebten Mitbewohners zum traurigen Aufenthalt geworden ist.

Den

Den Namen eines Jüngstverstorbenen auszusprechen ist bei ihnen ein Greul, weßwegen mancher mit Faustschlägen gezüchtiget, mancher verwundet, und überhaupt viel Blut vergossen worden ist. Ich erinnere mich, daß dieses unter den Betrunkenen oft zu den blutigsten Zänkereyen Anlaß gegeben hat. Bringen es aber die Umstände mit sich, daß des Verstorbenen erwähnet werden soll, so sagen sie: **Der Mann, der nicht mehr ist.** Ioale, eknam chitkaeka, und umschreiben seinen Namen mit mehreren Wörtern. War der Name des Abgeschiedenen von einem gemeinen Nennworte (Nomen apellativum) abgeleitet, welches nämlich ein Thier oder sonst was bedeutete, so wird dasselbe sogleich öffentlich verruffen, und in dessen Stelle ein neues von was immer für einem indianischen Mütterchen erfundenes gesetzet, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, da ich von der Sprache der Abiponer handelte. Aus diesem Grunde kommen jährlich eine Menge neuer Wörter auf, welche durch den Tod der Indianer in einer Nacht, wie die Erdschwämme, ihr Daseyn erhalten. Während der sieben Jahre, die ich mich bei den Abiponern aufgehalten habe, ist die Benennung des Tiegers dreymal verändert worden. Anfangs hieß er nihirenak, hernach apañigehak und zuletzt Laprîretrâc das ist der Fleckichte oder Buntscheckichte. Einen Spanier nannten sie vorhin Kaamèlk, nachmals Rikil; deßgleichen den Krokodil einst Pecùe, in der Folge Kaepethak. Die Erfindung der neuen Wörter statt der alten abgeschafften steht den alten Cäremonienmeisterinnen zu. Sonderbar ist es, daß die Nation sich nach der Willkühr einer abgelebten Vetel richtet. Auch der stolzeste Abiponer füget sich nach ihrem Ausspruche. Die neu erfundenen Benennungen der Dinge werden allen Horden, sie mögen noch so weit aus einander liegen, auf das eilfertigste kundgemacht; und ein jeder faßt sie dermaßen in sein Gedächtniß, daß sich, was in ka-

wundern ist, kein einziger vergißt, und ein Wort entfallen liesse, welches allen sonst immer geläufig war, itzt aber auf einmal der Vergessenheit feyerlich überantwortet ist.

Alle Freunde und Verwandte des Verstorbenen verlieren gleichfalls ihre alten Namen und erhalten dafür neue. In der neuen Kolonie S. Karolus und zum h. Rosenkranz starb die Gattinn des vornehmsten Caciquen an den Pocken. Vorher hieß er Revàchigi, nachher aber Oàhari. Seiner Mutter, seinem Bruder und Gefangenen, deßgleichen den Brüdern der Verstorbenen wurden unter vielem Gepränge neue Namen beigeleget. Die betagte Mutter des Caciquen hatte einen raudichten Hund, der selbst der Luft nicht werth war, die er einathmete, innig lieb. Diese fragte ich, was denn bei der grossen Namenveränderung ihrem Schooßhündchen für ein Prädikat zu Theil geworden wäre, um ihr zu verstehen zu geben, daß wir über ihre Gebräuche spotteten, da wir selbe dazumal noch nicht abbringen konnten. Wegen des Hinschiedes eines kleinen Kindes verwechseln oft ganze Familien ihre bisherigen Namen mit neuen.

Stirbt ein Cacique, so schneiden sich alle Männer, die unter ihm standen, um ihren Schmerz an Tag zu legen, ihr langes Haar ab. Dieses habe ich selbst gesehen, da die Caciquen Ychamenraikin, Debayakaikin, und Alaykin zwar nicht an einem Orte und dem nämlichen Tag aber mit gleichem Heldenmuthe fechtend auf dem Wahlplatze ihren unerschrockenen Geist aufgaben. Den Weibern eines verstorbenen Mannes werden gleichfalls die Haare geschoren, und schwarz- und rothgefärbte Mäntelchen aus Caraguatafäden, welche den Kopf

decke

bedecken und von den Schultern bis auf die Brust reichen, umgegeben. Dieses Mäntelchen müßen die Wittwen Zeit ihres Lebens tragen, wenn sie nicht Gelegenheit haben eine neue Verbindung zu treffen, und sich dadurch von dem leidigen Gesetze der ewigen Trauer loszusagen. Einst hatte ich einen Gast aus dem Orden des h. Franziskus von der Observanz bei mir. Als die Abiponerinnen seine Kaputze sahen, fragten sie mich, ob dieser Spanier auch seinem Weibe zu Ehren traure. Der geschorne Kopf und die Kaputze gaben ihnen Anlaß, diese Frage an mich zu stellen, uns aber, über sie zu lachen. Die verwittibten Abiponer pflegen gleichfalls auf ihren geschornen Köpfen zum Zeichen ihrer wahren oder verstellten Trauer eine netzförmige Haube von Wolle, die ihm eine alte Cäremonienmeisterinn unter dem Geheule der Weiber und dem Schwelgen der Männer öffentlich aufsetzet, zu tragen, und wieder abzulegen, sobald ihm das Haar nachwächst. Dieß sind die Verbindlichkeiten und Gebräuche der Abiponer in Absicht auf ihre Trauer. Nun wer ist in der Geschichte so wenig bewandert, der da nicht wüßte, daß die Römer, Griechen und Jüden beinahe das Nämliche beobachtet haben? Daß sie sich bei den Leichenbegängnissen die Haare abgeschnitten, und selbe in die Gräber geworfen hätten, bezeugen Homer, Catull, und fast alle Dichter. Uns mögen Ovids Verse in dem Briefe der Canace genug seyn.

Non mihi te licuit lacrymis perfundere justis,
In tua nec tonsas ferre sepulchra comas.

(Ich konnte dich nicht mit meinen Thränen netzen, noch meine abgeschornen Locken in dein Grab bringen.)

Daß

Daß die Weiber mit geschornem Haupte und einem Trauerkleide getrauert haben, erhellet aus dem Amphitruon des Accius: Aber wer ist denn dieses Weib mit dieser kläglichen Kopfschur und dem Klagekleide? *) wie auch aus Virgils Versen im 9. B. der Aeneide.

Evolat infelix et foemineo ululatu
Scissa comas. — — —

(Die Unglückliche eilet hervor mit geschnittenen Haaren, voll weiblichen Jammers.)

Daß die Wittwen einst das Haupt umhüllten, ersieht man aus der Trauer der Cornelia, der Gattinn des Pompejus, von welcher Lukan im 9. B. dichtet.

Sic ubi fata, caput ferali obnubit amictu
Decrevitque pati tenebras — —

(Als die Stunde des Verhängnisses schlug, hüllte sie ihr Haupt in die Todesbinde, entschlossen das Licht nicht wieder zu schauen.)

Dieser Gebrauch das Haupt zu verbinden, währte viele Jahrhunderte, und ist auch heut zu Tage bei den Wittwen in Europa fast überall Mode. Wenn man die Sache genau betrachtet, so findet man bald, daß die Frauenzimmer sich lieber verschleyern als scheeren lassen, weil

*) Sed quaenam haec est mulier funesta veste, tonsu lugubri?

weil sie wissen, wie prächtig sie ein langes Haar kleidet. Stobäus versichert in seinen Kollektaneen, daß in Indien alle, die ihrer Verbrechen wegen eine öffentliche Schande verdienen, auf königlichen Befehl mit der Kopfschur bestraffet werden. In den quaranischen Kolonien war diese eine der empfindlichsten Strafen, die man den lüderlichen Indianerinnen zuerkannte, wenn man sie auf eine andere Art nicht bessern konnte. Eben diese Gewohnheit herrschet auch in einigen europäischen Ländern. Wie viel ließe sich aus der h. Schrift und den weltlichen Geschichtschreibern anmerken! Allein die Unerschöpflichkeit des Stoffes macht das Stillschweigen räthlicher.

Nun wollen wir auch sehen, was den Abiponern in ihrer äußersten Betrübniß bei dem Absterben der Ihrigen Trost giebt, und ihnen ihre Trauer zur angenehmsten Pflicht macht. Das Todtenmahl war bei den Alten eine ihrer wichtigsten Leichenceremonien. Die Lateiner nannten es Silicernium und Cicero gab ihm (nach dem Zeugniße des Gronov) den Namen Circumpotatio, (das Herumtrinken) Die Abiponer weichen hierinnfalls von diesem alten Herkommen nicht einen Nagelbreit ab. Alle übrigen Begräbnißgebräuche befolgen sie mit Unwillen, diesen mit tausend Freuden. Die Sorge des Einscharrens und Beweinens der Verstorbenen lassen sie den Weibern übrig; und gehen dafür in die Wälder, Honig für das öffentliche Saufgelage zu sammeln, bei welchem sich alle gegen den Abend einfinden. Während daß sie mit einander zechen und schreyen, ermüdet sich ein ganzes Chor Weiber, die da in langen Reihen herumstehen, mit ihrem Klageheul. Da bei diesem Gastgeboth keine Speise aufgesetzet wird, so kann man es kein Leichenmahl sondern ein Leichentrinken oder mit dem Ci-

vero

cero seine circumpotatio nennen. Erst nachdem die Nacht ganz verschwelget worden ist, fängt die wahre Trauer an, wenn nämlich ihr Göttertrank bis auf den letzten Tropfen ausgeschlürfet worden und nun nichts mehr zu trinken übrig ist. Nach dem ersten Jammer haben die Weiber auch noch über etwas anderes und im Ernste zu jammern, wenn sie nämlich ihre von Faustschlägen entstellten oder von Blut triefenden Männer voll Wunden aus dem Saufgelage nach Haus führen.

So bald man uns von dem Tode eines Abiponers die Nachricht brachte, dauerte uns immer der armen Weiber, weil allemal die Exequien, die Leichenanstalten, das Begraben und Beweinen des Todten auf sie fielen. Denn außerdem, daß sie die Leichen reihenweise zum Grabe begleiten, unabläßig und einstimmig beklagen, und begraben müßen, liegt ihnen auch ob den Wittwer zu scheeren und die Wittwe einzubinden, die Namen ihrer Verwandten zu verändern, das Leichentrinken zu veranstalten, das Haus des Verstorbenen niederzureißen, und die Leichenklage neun Tage hindurch öffentlich fortzusetzen. Diese ist zweyfach; die eine wird bei Tage von allen verheuratheten und verwittibten Weibern angestimmet: die zweyte hingegen wird des Nachts aber nur von einigen und zwar in einem eigends hierzu bestimmten Hause herabgelärmet. Zu dieser kömmt keine, die nicht besonders dazu eingeladen wird. So wie die Verfasser der Heldengedichte im Eingange derselben die Calliope anruffen, eben so sollte ich itzt vom Apelles Pinsel und Farben fordern um ihr Leichenbegängniß treffend schildern zu können. Der ganze Parnaß mit allen seinen Musen und Calepinus mit allen seinen Wörtern sind nicht im Stande dasselbe genau darzustellen, wenn sie nicht auch musikalische Noten zu Hilfe nehmen. Zu den gesetzten

Stunden versammeln sich alle Weiber des Fleckens und zwar Vormittags und Nachmittags. Ihre Haare fliegen; ihre Brust und Schultern sind entblößt und ihr Kleid hänget ihnen von den Lenden herab. Ob ihr Blick und ihre Mienen mehr Traurigkeit oder Schrecken verkündigen, weiß ich in der That nicht. Ihre mit Dornen gezeichneten Gesichter tragen zu beyden nicht wenig bei. Man stelle sich Bachantinen und Furien vor, wie sie die Alten gemahlet haben, und man hat eine ächte Idee von ihnen. Sie heulen auch den ganzen Tag nicht an einem Orte allein, sondern sie ziehen prozessionsweise nicht zwey und zwey sondern einzeln in langen Reihen auf dem Platze von einem Ecke zum andern. Man zählet ihrer manchmal bei zweyhundert. Im Gehen hüpfen sie wie die Frösche, und werfen ihre Arme stets herum. Jede trägt in der rechten Hand eine mit Saamen angefüllte und deßwegen klappernde Kürbiß, welche sie nach Erforderniß des Gesanges schütteln. Außer diesen klopfen auch einige mit Stöckchen auf Häfen, welche mit einer Rehhaut überzogen sind und Trommeln vorstellen, aber einen unausstehlichen Lärm machen. Auf drey oder vier Kürbiße kömmt ein solcher Trommelhafen. Das schreckbarste aber für die Ohren ist das Geschrey der Zusammenheulenden. Sie fallen und steigen mit ihrer Stimme wie Singende, biegen den Klang derselben um, und trillern mit unter. Allein, wer kann so was einen Gesang nennen? Vermuthlich heulen unsere Wölfe noch erträglicher. Wenn sie so einige klägliche Stroffen abgesungen haben, schweigen sie von Zeit zu Zeit still, fallen auf einmal von dem höchsten Ton auf den niedrigsten herunter, und machen dadurch ein pfeiffendes Gezische. Man sollte schwören, daß ihnen jemand unvermuthet einen Dolch in das Genick gestossen hätte. Durch dieses jählinge Gewimmer wollen sie die Wuth ausdrücken, die sie ergriffen hat, und wünschen demjenigen, der

an dem Tode des Verstorbenen Schuld ist, wer er auch immer seyn mag, das Aergste auf den Hals. Bisweilen machen sie im Singen eine Pause, und grunzen im Tone eines Recitativs einige Verse daher, worinn sie die Naturgaben und Thaten des Verblichenen erheben, und die noch Lebenden mit kläglicher Stimme zum Mitleid und zur Rache zu bewegen suchen. Oft vergiessen sie bei ihrem Gesang Thränen, nicht aus Empfindung sondern aus Gewohnheit, und aus Ungedult, weil sie lieber zu Haus ausruhen möchten als Stunden lang mit Auf- und Abgehen sich ermüden, und durch die beständige Anstrengung ihrer Kehle sich heiser schreyen. Die meisten tragen ein Geschenk des Verstorbenen als: Straussenfedern, Glaskugeln, Messer, Säbel u. d. g. zum Andenken desselben herum. Eine Abiponerinn trug einst bei der Trauer ihres Vaters dessen Beinkleider, die ihm vormals der spanische Statthalter geschenkt hatte, in der Hand auf dem Platze. Allein sie nahete sich im Singen zu sehr einem Hunde; denn dieser sprang auf sie zu, und nahm ihr die Hosen. Die abiponischen Knaben und Mädchen betrachten diesen öffentlichen Trauergesang, den ein Europäer ohne Lachen nicht anhören kann, als eine gottesdienstliche Cäremonie, und horchen demselben still und ehrerbietig zu. Ich will ja niemanden gerathen haben, der singenden Weiber zu spotten. So klagen sie bei Tage. Nun aber wird Tag und Nacht in einem fort geklaget. So groß ist ihre Klagewuth. Wir wollen daher auch ihr nächtliches Gejammer kurz beschreiben.

Unter der Dämmerung stellen sich alle zum Leichendienst eingeladenen Weiber in der eigends dazu bestimmten Hütte ein. Eine alte Schwarzkünstlerinn steht denselben vor, leitet ihren Gesang und ordnet die übrigen

Gebräu-

Gebräuche an. Ihr Geschäft ist auf zwo grosse Kriegstrommeln wechselweise zu klopfen und mit weinerlicher Stimme ein Lied herzusingen, das die übrigen im gleichen Tone nachsingen. Dieser höllische Gesang, welchen sie mit ihren Kürbisklappern und Trommelschall akkompagnieren, währet täglich, bis die Sonne aufgeht; und wird acht Tage lang unverändert fortgesetzet. In der neunten Nacht werden die Häfen der Verstorbenen, wenn man eines Weibes wegen trauert, mit einem gewissen Gepränge zerbrochen. Uibrigens singen sie itzt kein Trauerlied mehr sondern einen freudigeren Gesang, welchen aber die alte Trommlerinn öfters mit ihrer tiefen und drohenden Stimme unterbricht, indem sie ihre Mitsängerinnen aus vollen Backen zur Fröhlichkeit und zur heftigeren Anstrengung ihrer Stimme zu ermuntern scheinet. Dieses läßt sich besser mit Noten als mit Worten ausdrücken. Das Nachtklagen hebt sich mit dem Untergange der Sonne an, und endet sich bei ihrem Aufgange. Man muß sich allerdings über die Geduld der Weiber verwundern, die so viele Nächte schlaflos zubringen; noch mehr aber über die Männer, welche des Lärmens von Trommeln, Kürbißen und dem polternden Geschrey der Weiber ungeachtet ruhig und ungestört fortschnarchen. Nämlich wie die Tauben, die sich in einem Thurme gelagert haben, durch das Läuten der Glocken nicht mehr erschrecket werden, so haben sich auch die Abiponer von Jugend auf an das Geheul ihrer Gattinnen gewöhnet, und sind dabei gleichsam taub. Ich meines Theils hätte eher bei dem Ufer eines Sees mitten unter dem Gequäcke der Frösche als bei dem Gewinsel der Weiber eingeschlaffen. Noch mehr aber wurde ich durch den unerträglichen Klang der Trommelhäfen betäubet.

Sie trauern aber nicht blos bei den Leichenbegängnissen. Sie begehen den Schatten ihrer Ahnen zu Ehren alle Jahre gewisse Tage eben so feyerlich und mit dem nämlichen Lärmen. Ein Weib darf sich nur an ihre verstorbene Mutter erinnern, sogleich löset sie sich die Haare auf, greift nach der Kürbiß, läuft mit einigen Weibern, die ihr mitheulen helfen, den Platz ab, und erfüllet die Luft mit ihrem Gejammer. Dieses ereignet sich fast alle Tage. Es vergeht selten eine Nacht, daß man nicht hie und da in den Hütten eine solche Klagesängerinn höret. Die eine beweinet ihren Sohn, die andere ihren Vater, ihren Mann, oder ihre Mutter. Dieses verrichten sie stehend, das Gesicht gegen die Begräbnißstätte des Verstorbenen gerichtet, und schütteln immer ihre Kürbiße fleißig dabei fort. Sie haben einen außerordentlichen Hang zum Weinen; aber es kostet ihnen auch keine Mühe. Seneka schreibt (Consol. ad Albin. c. 15.) Das schöne Geschlecht darf weinen; ja es hat sogar ein Recht dazu, aber kein unbeschränktes, und darum haben ihnen unsere Vorfahren zehn Monate zugestanden ihre Männer zu betrauern. Die Abiponerinnen lassen sich durch dieses römische Gesetz in ihrer Trauer keine Schranken setzen. Sie klagen, so lang sie leben, und weinen, so oft, und wann sie wollen: denn Thränen vergießen können sie leichter als schweigen. Darum sind bei ihnen die stillen Nächte etwas äußerst seltnes. Noch öfters aber hört man sie gegen den Anbruch des Tages heulen. So wie, wenn einer gähnt, auch die Umstehenden zum Gähnen gereizet werden, eben so steckt auch das Klagefieber der einen die zweyte an, diese die dritte, die vierte u. s. f. also zwar, daß gegen die Morgendämmerung allem Ansehen nach mehrere heulen als schlaffen. Dieser Klägerinnen sind in denen Flecken die meisten, in denen es die meisten Wittwen giebt. Während aber daß bei

dem Hinschiede eines Abiponers die Gassen vom Wehgeschrey, vom Heulen und Winseln der Weiber erschallen, und die Luft von lautem Jammer wiederhallt, wie Virgil sagt *) bleiben die Männer nichts weniger als müßig. Sie suchen ihren Schmerz, weswegen die Weiber weinen und weheklagen, durch Vergießung des feindlichen oft auch ihres eigenen Blutes an Tag zu legen. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen trachtet nämlich auf der Stelle so viele Mitkrieger als möglich zusammen zu bringen und führet sie wider die Feinde an, durch deren Waffen derselbe um sein Leben gekommen ist. Er ist schuldig den ersten Angriff zu thun, und sollte nicht eher wieder zu den Seinigen zurückkehren, als bis er den Tod seines Verwandten nachdrücklich gerächet hat. Allein der Erfolg fällt nicht allemal nach Wunsche aus, und diese Helden müßen oft unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen.

*) Lamentis, gemituque et foemineo ululatu
Tecta fremunt; resonat magnis plangoribus aether.
L. 4. Aeneid.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Von dem feyerlichen Versetzen der Gebeine.

Noch ist uns etwas von den Cäremonien zu sagen übrig, welche die Abiponer bei dem Versetzen der Gebeine der im Auslande Verstorbenen in ihr Vaterland und Familienbegräbniß zu beobachten pflegen. Ich habe bei mehreren dergleichen Versetzungen zugesehen und gelachet. Ich werde hier kurz jener berühmten gedenken, welche in Ansehung des Caciquen Ychamenraikin, der noch als ein Wilder von anderen Wilden in einem Treffen erschlagen worden ist, statt gehabt hat. Der Wahlplatz war von S. Hieronymus wenigstens vierzig Meilen entfernet. Ein reitender Both brachte uns die Nachricht, daß zwar der Feind geschlagen sey, daß aber auch unser Cacique durch einen Pfeil sein Leben eingebüßet habe. Die Betrübniß, in die uns der Tod unseres geliebten Ychamenraikin versetzte, unterdrückte in uns alle Freude über den erfochtenen Sieg. Kein Mensch dachte daran darüber zu jauchzen. Alles war bestürzt, weinte, und jammerte. Von Stunde an hoben die Weiber ihr Wehklagen an, und setzten es Tag und Nacht mit einem jämmerlichen Lärmen und nicht ohne ungeheuchelte Thränen zu vergießen fort, welche da sie ihnen vom Herzen quollen, nicht so bald als sonst vertrocknet seyn

mußten.

mussten. Diesen Caciquen, der sich eine Menge Weiber genommen hatte, sahen immer alle Abiponerinnen mit Vergnügen. Unterdessen kam ein zweyter zu uns geritten mit der Nachricht, daß man des anderen Tages die Gebeine des Umgekommenen nach dem Flecken bringen würde. Diese wurden, nachdem man das Fleisch davon abgeschälet und auf dem Felde begraben hatte, in Leder eingemacht und auf ein Pferd gepacket. Um sie also nach Würde zu empfangen, machten der vornehmste Schwarzkünstler Hanetrain und sein Kunstgenosse Lamamin alle nöthige Anstalten, bestimmten das Haus, in welchem die traurigen Uiberbleibsel abgesetzt werden sollten, und ordneten in demselben alles dazu gehörige an. Die ganze Weiberschaare zog der Leiche drey Meilen weit entgegen. Bey der Ankunft in den Flecken selbst hielt der ganze Leichenzug folgende Ordnung. Voraus ritten die zween Schwarzkünstler auf Pferden, welche mit Schällen ganz behängt, und mit Satteldecken und Straussenfedern prächtig gezieret waren. In der Hand trugen sie eine Lanze mit einem metallenen Glöckchen, die sie stets schüttelten, damit man sie von allen Seiten nicht nur sah, sondern auch hörte; denn sie ritten weder langsam noch mit den übrigen in einer Reihe. Bald sprengten sie im Gallopp auf und ab, bald kehrten sie wieder auf die Strasse zurück und schlossen sich an die übrigen Reihen an. Hierauf folgte die ganze Schaare der Klagesängerinnen in dem schon oben beschriebenen Aufzuge. Wegen ihrer Menge und besonderen Ordnung waren sie sehenswerth aber dem Ohre schlechterdings unerträglich. Das Geklapper von so vielen Kürbissen, der Schall von so vielerlei Trommeln, der Mißklang von so vielen polternden Stimmen schienen selbst den Himmel zu betäuben. Den Weinenden strömmten die Thränen so gewaltig aus ihren Augen, daß sie nicht so fast ihren geliebten Caciquen zu betrauern, als seinem ankommen-

den Gerippe den Weg erweichen und benetzen zu wollen das Ansehen hatten. Ein schönes gleich einer Tapete bemahlenes Tuch wurde an sechs Lanzen von eben so vielen Abiponern ausgespannt wie ein Baldachin getragen, unter welchem andere die Leichengebeine auf ihren Schultern trugen. Den Zug beschloß der übrige Hause der Abiponer zu Pferde, auf deren Gesichte Freude wegen des erfochtenen Sieges und Betrübniß wegen des Verlustes ihres Führers sichtbar ausgedrücket waren. Jeder hatte eine Lanze, einen Köcher und Pfeile; und einen geschornen Kopf zum Beweise ihres Schmerzens, den man in ihren Mienen deutlich lesen konnte. Rechts und links ritten hinter den Uiberwindern Schaaren von Knaben, Mädchen und Weibern, welche in dem letzten Treffen, nachdem man die feindlichen Indianer theils niedergemacht und theils in die Flucht geschlagen hatte, gefangen worden waren, also zwar, daß dieses traurige Schauspiel weniger einen Leichenzug als einen Triumph vorstellte. Zu beiden Seiten sah man auch eine ungeheuere Menge unberittener Pferde nach geendigter Unternehmung auf ihre Weide eilen. Auf alle Wege und Stege hatten sich Knaben und Mädchen hingestellt, welche der Trauer vergassen, und durch den noch nie gesehenen Auftritt in Erstaunen gesetzt wurden. Nachdem die Gebeine in dem für sie bestimmten Ort niedergelegt waren, wurden die Exequien neun Tage hindurch begangen, und wie gewöhnlich Tag und Nacht fortgesetzet. Damit selbe ununterbrochen fortgehalten wurden, liefen die Schwarzkünstler welche eine Lanze mit einer Schälle in der Hand trugen, alle Häuser ab, und bestimmten einem jeden Weibe ihre Stunden, die sie bei der Leichenklage mitzulärmen hätte. Indessen beschäftigte die Männer nichts so sehr als das Todtentrinkgeboth, wobei sie sehr Sorge trugen, daß dieses einzige Trostmittel in ihrer Betrübniß der Würde

des verstorbenen Caciquen angemessen seyn möchte. Und in der That ist es nicht leicht zu entscheiden, ob die Männer im Trinken, oder die Weiber im Weinen mehr Ehre eingeleget haben. Nachdem alles dieses zu Hause wie gewöhnlich verrichtet war, wurden einige von beiden Geschlechtern ausgewählet, welche die Gebeine einige Tagreisen weit nach dem Familienbegräbniß des Ychamenraikin bringen, und daselbst nach vaterländischem Gebrauch zur Erde bestatten sollten. Man muß aber auch wissen, daß alles dieses zu einer Zeit vorgieng, da die Abiponer noch keine Christen wären. Auf eben die Art hat man die Versetzungen der Gebeine auch anderswo vorgenommen, außer daß man sich dabei keines Baldachins bediente, weil diese Ehre ihrer Meinung nach blos ihren Caciquen gebühret. Einst wurden die Gebeine von sieben Abiponern, welche die Spanier niedergemacht hatten, in den Flecken gebracht. Man fügte daraus durch eine sorgfältige Auswahl sieben Menschengerippe zusammen, und setzte jedem Todtenschädel einen Hut auf, auch legte man ihnen Kleider an. In einer geräumigeren Hütte errichtete man aus Rohricht eine Art von Trauergerüst, setzte zuoberst die Gerippe darauf und erwies ihnen theils mit Wehklagen und theils mit Trinken neun Tage lang die letzte Ehre, worauf man sie in ihre Begräbnisse bringen ließ.

Meinethalben mag immer ein Europäer, um seine Grabstätte unbekümmert, wie Diogen wenig darnach fragen, was für ein Schicksal auf seinen Leichnam wartet, und mit Virgil ausruffen: Facilis jactura sepulchri, oder: Der Himmel decket den, den keine Urne deckt, *) so denken dennoch hierinfalls auch die wilden

*) Coelo tegitur, qui non habet urnam.

Amerikaner ganz anders. Sie halten es für das größte Unglück, wenn sie unbegraben unter freyem Himmel verfaulen müßen. Blos aus Rachgier werfen sie die Körper ihrer Feinde verächtlich hin, machen sich aus ihren Knochen Kriegspfeifen und Schalmeyen, und bedienen sich ihrer Schädel statt Becher. Von einem Freunde hingegen begraben sie, wenn sie können, auch das kleinste Beinchen sehr ehrerbietig und tragen dafür unglaublich viele Achtung. Wir wußten, daß einstens die Quaranier, als sie noch Wilde waren, die Gebeine ihrer Schwarzkünstler (Abapayè) in Kapseln allemal sorgfältig auf die Reise mitgenommen, und darein wie auf Heiligthümer all ihr Vertrauen gesetzet haben. Endlich gelang es unseren Missionären diese Uiberbleibseln des alten Aberglaubens und Hindernisse unserer Religion zu entdecken, worauf sie dann selbe den Quaraniern wegnahmen, auf einen Scheiterhaufen warfen, und zu Asche verbrannten. Diejenigen von dieser Nation, welche man aus den Wäldern in unsere Flecken brachte, lernten durch nichts eher unseren Gottesdienst in Ehren halten, als wenn sie sahen, daß wir ihre Landesleute mit vielem Gepränge und feyerlichem Gesange zur Erde bestatteten. Alle die Ehre, die man den Leichen erweiset, sehen die Uibriggebliebenen als sich selbst erwiesen an, und entbrennen dadurch vor Liebe gegen die Religion und ihre Lehrer. Während der 11 Jahre, die ich dem Unterrichte dieser Nation widmete, habe ich mich dessen vielfältig überzeuget. Der älteste von den Indianern, die mich auf meiner Reise in die Wälder Mbaeverà begleiteten, bestärkte mich gleichfalls in meiner Meinung. Um den wilden Caciquen zur Annahme unsres Glaubens in unseren Kolonien zu bereden, sagte er zu ihm in meiner Gegenwart: Mein Bruder! Diese Priester lassen sich unser Wohlseyn recht sehr angelegen seyn. Sie

tragen

tragen eine ausserordentliche Liebe zu uns, und überhäufen uns täglich mit ihren Wohlthaten. Im Leben unterrichten, nähren und kleiden sie uns, und nach dem Tode begraben sie uns in einer weissen Leinwand, und singen uns sogar bei unserem Grabe. Unter die vornehmsten Beweise unseres Wohlwollens gegen die Indianer zählte er weislich den Anstand unserer Exequien; weil er wußte, wie sehr selbe die Wilden interessiren.

Nachdem wir bisher von den Krankheiten, Aerzten, Arzneyen, dem Tode und Begräbnisse der Abiponer umständlich gehandelt haben, werden hier meine Anmerkungen über die vielen tödtlichen, allen aber gefährlichen Schlangen und anderen schädlichen Insekten nicht am unrechten Orte stehen. Ohne Zweifel wird es den Europäern nicht unangenehm seyn, die Hilfsmittel kennen zu lernen, mit welchen sich die Amerikaner entweder wider die Schlangen verwahren, oder ihre Bisse heilen, und die Wirkungen ihres durch alle Nerven verbreiteten Giftes hemmen.



Dreyßigstes Hauptstück.

Von den merkwürdigsten Schlangen.

Man erwarte nicht, daß ich mich hier in eine umständliche und vollständige Beschreibung aller amerikanischer Schlangen einlassen werde: denn als ich in Amerika war, war ich mehr besorgt ihnen auszuweichen, als sie zu zählen und zu betrachten. Dennoch werde ich das Merkwürdigere und Zuverläßigere, aber nur, in soweit es hieher gehöret, anführen; weil ich eigentlich blos die Geschichte der Abiponer, und nicht die der Schlangen zu schreiben Willens bin. Wer sich in dieser Materie genauer unterrichten will, darf nur die berühmten Naturforscher den Linneus, Wilhelm Piso, Markgraf und andere, welche dieselbe erschöpfet haben, nachschlagen. Indessen getraue ich mir dennoch meine Leser zu versichern, daß sie in diesem Kapitel von mir manches vernehmen werden, was die ebengenannten Schriftsteller nicht berühret haben. Kurz sie werden innen werden, daß auch die manchmal etwas Nützliches zu Markte bringen, von denen man es am wenigsten erwartet. Viele schrieben von den Schlangen, die doch in ihrem Leben keine andere als geschnitzte oder gemahlene gesehen haben. Wir hingegen, die wir in Amerika ergrauet sind, sahen nicht nur überall Schlangen von aller Art, sondern wir wohnten sehr oft mit ihnen unter einem Dache.

In

In Paraquay giebt es beinahe zwanzig Gattungen der Schlangen, die an Namen, Farbe, Grösse, Gestalt und ihrem Gifte von einander unterschieden sind: noch mehrere aber in dem benachbarten Brasilien. Das quaranische Lexikon enthält, wenn ich mich nicht irre, auf zweyen Blättern ihre Namen und Eigenschaften. Die bekannteren sind: Mboÿtiñi, oder Mboÿchiñi.. Quiririò. Yacaninà. Mboÿhobi. Mboÿquatia. Mboÿpequazù, oder Cucurucù. Mboÿpè miri. Tareÿmboyà. Mboÿquazù, oder Yboyà. Mboÿroÿ. Curiyù. Ybiboboca. Yacapecoayà. Yararacà. Cacaboyà &c. Ich würde auch die Namen der übrigen anführen, wenn ich nicht befürchtete, durch den Uibelklang dieser quaranischen und brasilianischen Wörter, welche die Farbe und besondere Eigenschaft fast aller Schlangen ausdrücken, die Gedult meiner Leser zu ermüden. Eine Schlange überhaupt heißt bei den Quaraniern Mboÿ, bei den Abiponern Enenaik, bei den Spaniern Vivora, bei den Portugiesen Cobra. Im Latein hat jede Art einen besonderen Namen; allein bis izt ist der Streit unter den Grammatikern und Naturkündigen noch nicht ausgemacht, welche man Seps, cenchris, anguis, coluber, aspis, &c. nennen soll: also zwar, daß es schwer hält für die amerikanischen in Europa unbekannten Schlangen die wahre lateinische Benennung ausfindig zu machen.

Zuvorderst aber müßen wir einer Schlange erwähnen, welche sich durch ihr Gift und die an ihrem Schwanze hängende Schelle von allen anderen unterscheidet. Die Spanier nennen selbe Vivora de Cascabel oder Tañedor; die Franzosen Serpent au chaperon oder Serpent à sonnettes; die Deutschen die Klapperschlange; die Quaranier

ranier Mboÿchini; die Brasilianer Mboÿçiningâ; die Indianer in Mexiko endlich Teuhtlacocauhqui, die Frau der Schlangen. Im Latein hat sie noch keinen Namen. Chossin, der Verfasser eines französischen Wörterbuchs, nennt sie Sepedon, ein Wort, welches die lateinischen Klassiker, meines Wissens, nicht kennen. Ich möchte ihren Namen lieber aus dem Griechischen entlehnen und sie Crotalus oder Crotalophorus (von κρόταλον, eine Klapper) taufen. Diese Bestie ist eben so schrecklich anzusehen als zu hören, so dick als ein Mannsarm bei dem Ellenbogen, und fünf Schuhe lang, nicht selten auch noch länger. Sie hat eine gespaltene Zunge, einen plattgedrückten Kopf wie ein Viper, kleine schwärzlichte Augen, und in der obern Kinnlade unter anderen vier besonders scharfgespitzte, hohle und krumme Zähne, aus welchen sie ihr Gift herausspritzt. Sperret sie ihren Rachen auf, so nimmt man darinn auch noch andere kleine Zähne gewahr. Der Rücken, welcher über beide Seiten weit hinausraget, ist braunlichtgelb, und am Rückgrade mit lichtgelben Streifen wie ein Kreuz durchschnitten. Ihre Haut ist gleich dem Krokodil mit braunen aber weicheren Schildern bedecket. Auf dem Bauche aber hat sie grosse parallelogramenförmige und etwas gelblichte Schuppen. Zu hinterst an dem Schwanze hänget die Klapper, von welcher sie ihren Namen erhielt, und die glatt, dürre, aschengrau und einen Zoll breit ist. Inwendig sind zwo hohle, durch ein zartes Häutchen in der Mitte von einander geschiedene Zellen, worinn eine Art von einem eben nicht sehr runden Küchelchen stecket, das bei jeder Bewegung der Schlange hin und wieder geworfen wird, und dadurch ein Geklapper macht, wie unsere Kinderklappern oder Kinderrodeln zu machen pflegen. Alle Jahre wächst wie bei den Hirschgeweihen an der Klapper ein neues Glied, das mit den vorigen, wie die Ringe einer Kette, mittelst ihrer Wirbel zusammen-

hängt,

hängt, also zwar, daß man aus den Gliedern der Klapper das Alter der Schlange abnehmen kann, so wie die Zahl der Aeste der Hirschgeweihe das Alter der Hirschen zu erkennen giebt. Je älter also eine Schlange wird, desto mehr klappert sie, weil sie desto mehr Schellen an sich hat. Ein Abiponer tödtete einst an einem und ebendemselben Mittage zwo Klapperschlangen, deren die eine 4 und die andere 12 Jahre alt war, wie man dies aus den Gliedern der Klappern, die er mir angebotten hatte, ersah. Wenn diese Schlange aufgebracht ist, krümmt sie sich zusammen. Wenn sie auf jemanden losgeht, so kriecht und windet sie sich so schnell auf ihn hin, daß sie beinahe zu fliegen scheinet. Zum Glück und zur Warnung für die Menschen gab der vorsichtigste Schöpfer diesem schrecklichen Thiere die Klapper, damit man sie auch von weitem hören, und ihr entgehen kann. Man hält mit Grund ihr Gift für angreifender und zerstörender als der übrigen Schlangen ihres: denn wie wir aus eigener Erfahrung wissen, so bleiben die Heilmitel, wodurch wir die von anderen Schlangen Gestochenen allemal zuverläßig retteten, bei denen, die von der Klapperschlange mit ihrem fürchterlichen Gift angespritzet worden waren, ohne Wirkung. Auf diese wartet ein gewisser wenn gleich langsamer Tod; indem sich die tödtliche Kraft des Giftes aus der Wunde allmählig in alle Glieder ausbreitet. Auf der Seite, auf welcher jemand gestochen worden ist, erstarren Arm, Fuß, Aug und Ohr: bald darauf dringt das Gift auch auf die andere Seite, lähmet die Sinne, und verursachet Wahnwitz und die unleidentlichsten Schmerzen, besonders an dem äußersten Ende der Hände und Füße, als aus welchen das stockende Blut zurücktritt, und die deßwegen so blaß als Leichen aussehen. Dieses alles habe ich selbst an zweenen guaranischen Jünglingen, die von einer solchen Klapperschlange vergiftet worden sind, beobachtet. Kei-

ner von ihnen hatte noch das achtzehnte Jahr erreichet; aber beide waren stark vom Körperbau, und genossen einer blühenden Gesundheit. Der eine stand zwölf und der andere vierzehn Tage, wie ich selbst mit dem innigsten Herzenleid sehen mußte, die empfindlichsten Qualen aus, bis endlich der Tod ihren Leiden ein Ende machte; indem die Gewalt des Giftes die Wirkungen der heilsamsten und bewährtesten Arzneyen vereitelte. Sobald man mir also die Nachricht gebracht hatte, daß jemand von einer solchen Schlange gestochen worden wäre, so versah ich ihn zur Stunde mit allen Heilmitteln der Religion nach römischem Gebrauch, um dem ihm bevorgestandenen Wahnwitze zuvorzukommen. Ein Klapperschlangenbiß hat auch eine junge und starke Indianerinn an den Rand ihres Lebens geführet. Sie entgieng zwar zum Erstaunen aller dem Tod; aber sie blieb lahm, und führte ein äußerst mühseliges Leben.

Was ich bisher von den schrecklichen und gewaltsamen Wirkungen des Giftes der Klapperschlangen gesagt habe, wird durch ein Schreiben aus Williamsburg in Virginien vom 28. September 1769, welches nachmals in das wienerische Diarium bei van Ghelen von 6. Jäner 1770 eingedrücket wurde, vortrefflich bestättiget. Folgendes ist der Innhalt desselben. Zu Ende des Junius schlich sich in der Grafschaft Johnston in Nordkarolina eine Klapperschlange bei eitler Nacht in ein Haus, in welchem vier Kinder auf der Erde lagen. Das kleinste war das erste, welches dieselbe mit ihren vergifteten Zähnen verwundete. Aufgeweckt durch das Geschrey des Unmündigen eilte der Vater ihm zu Hilfe. Allein ihrer ansichtig und von ihr gebissen zu werden, war eines. Indessen daß er sich um etwas umsah, um die grimmige Bestie zu erschlagen, so spritzte sie auch die übrigen drey

Kinder

Kinder mit ihrem Gifte an. Sogleich sprang man den Verwundeten mit aller möglichen Sorgfalt, und allen Arzneyen, die man bei der Hand hatte, bei; aber vergebens: denn der Vater starb mit seinen vier Kindern den Tag darauf. Daß sie alle an dem Gifte starben, wundert mich nicht; aber das wundert mich, daß ihre Marter nicht mehrere Tage anhielt, wie es in Paraquay zu geschehen pflegt: allein die Verschiedenheit der Erd-Luft = und Himmelsstriche schärfet oder schwächet das Gift der Schlangen, so wie selbe ihre Farben ändert. Zudem ist es sehr natürlich, daß die schwachen Kinderchen der Heftigkeit des Giftes oder des Schmerzens eher unterlagen. An dem Tod ihres Vaters aber ist meines Erachtens nicht blos die empfangene Wunde, sondern auch seine herzangreifende Betrübniß über den Verlust seiner Söhnchen Schuld; man wollte denn sagen, daß die Schlange in ihrem Grimme auf diese Unglücklichen ein tödtlicheres Gift ausgelassen habe, welches ihnen daher auch früher den Rest gegeben hätte. Man höre, was Wilhelm Piso, dieser berühmte holländische Arzt, den die Generalstaaten eigends nach Brasilien geschicket hatten, um die Beschaffenheit dieses Landes zu erforschen, von der Klapperschlange spricht. Steckt sie, sind seine Worte, das Ende ihres Schwanzes in den Hinterleib eines Menschen, so stirbt derselbe auf der Stelle. Viel später verscheiden die, welche sie mit ihrem Rachen oder den Zähnen vergiftet. Das letztere stimmt mit meinen Erfahrungen in Paraquay ganz überein; das erstere mit der Vernunft, und der menschlichen Natur: denn wenn das Gift in die Eingeweide gelassen wird, so hat dasselbe den freyesten Zugang zum Herzen, der Lebensquelle, und kann also diese ungehindert stocken machen, und zu Grunde richten.

Hat also, wird man fragen, die sonst wohlthätige Natur wider dieses zerstörende Gift gar kein Mittel in ihrem Schoose zubereitet? Vielleicht giebt es ihrer mehrere? Allein die menschliche Spurkraft hat noch keines entdecket, wenigstens kennt man in Paraquay keines. Wahr ists; in den Büchern findet man eine Menge solcher göttlicher Arzneyen bis in den Himmel erhoben. Allein, wer sich ihrer bediente, erfuhr gar bald, daß die ihnen beygelegten Lobsprüche eitel Wind waren. Der so unumstößlich wahre Ausspruch des berühmten Sydenham: **Die Kranken werden in den Büchern kuriret, und sterben zu Hause in den Betten**, gilt hauptsächlich von denen, die von der Klapperschlange gebissen werden. Diesen setzen die Brasilianer Schröpfköpfe an, um die vergiftete Wunde zu erweitern und zu trocknen. Bisweilen binden sie auch um das gebissene Glied die Binse Jacapè herum, damit das Gift nicht weiter um sich greife. Manchmal brennen sie dasselbe mit einem glühenden Eisen. Wenn das Gift noch nicht bis zum Herzen gedrungen ist, läßt man den Kranken Tipioca trinken und sucht ihn dadurch zum Schwitzen zu bringen. Einige Indianer nehmen in der äußersten Noth ihre Zuflucht zu dem zerquetschten Kopf der Klapperschlange, und legen ihn auf die Wunde auf. Mit diesem Mittel verbinden sie auch den Gebrauch des Speichels nüchterner Menschen, als mit welchem sie jene öfters beschmieren. Selbst Galenus, Plinius, Scaliger und andere sollen diesem Speichel eine nicht gemeine Heilkraft in Schlangenbissen beygeleget haben. Allein ich getraue mir nicht auch nur von einem einzigen, der von einer Klappernschlange gebissen worden ist, zu behaupten, daß er durch eines von allen angeführten Mitteln dem Tode entgangen sey; ich habe vielmehr wichtige Gründe daran zu zweifeln; weil die bewährtesten Arzneyen, die den von andern

Schlan-

Schlangen Verwundeten allemal die trefflichsten Dienste thäten, den Unglücklichen, die von der Klapperschlange vergiftet worden waren, nicht die geringste Linderung verschaften. Man mag sagen und schreiben, was man will, so werde ich dennoch, durch meine vielmaligen Erfahrungen belehret, nie von der Meinung des Herrn Markgrave, welcher selbst eine Zeitlang in Brasilien war, abgehen. Es giebt daselbst, sagt er in seiner Naturgeschichte, eine äußerst giftige Schlange (nämlich die Klapperschlange) wider dessen Gift noch kein Gegenmittel bekannt ist. Allein so giftig die Zähne dieser Schlange sind, wenn sie beißt, so heilsam sollen sie werden, wenn man sie statt einer Arzney braucht. Man sagt, daß sich die Mexikaner, um sich die Kopfschmerzen zu vertreiben, Hals und Genick damit zerstechen. Auch soll ihre Fette auf die Lenden oder andere Theile des Körpers gestrichen in Geschwulsten viele Heilkraft äußern. Desgleichen soll auch ihr Kopf auf dem Halse eines mit dem Halsweh behafteten demselben trefflich zu statten kommen. Mit dem allem mag es seine Richtigkeit haben: aber in Paraquay wußten wir von diesen Arzneymitteln nichts.

Unter den giftigen Schlangen gebühret die zweyte Stelle einer zwölf, manchmal auch fünfzehn Fuß langen, welche dick, aschengrau, mit schwarzen Punkten, deren Anblick jedermann Schrecken einjaget, besprengt, unter dem Bauche gelblicht, und ihres besonderen Giftes wegen, das sie im Beißen von sich läßt, fürchterlich ist. Die Brasilianer nennen sie Cucurucu, die Quaranier oder Mbóĭpeguazù. Aus ihren Eigenschaften schließe ich, daß sie die nämliche ist, welche beim Plinius Haemorrhoà und bei anderen Haemorrhois heißt. Diese Schlange findet sich häufig in den Gegenden, in welchen eine warme und feuchte Witterung, das Element der



Schlangen herrschet. Das Gift, welches sie durch ihren Biß in den menschlichen Körper hineinjagt, entzündet alle Adern; und treibt das kochende Blut durch den Mund, die Nase, Ohren, Augen, Nägeln, kurz durch alle Oeffnungen und Schweißlöcher des Leibes heraus. So erzählt es nebst anderen glaubwürdigen Schriftstellern unser P. Patritius Fernandez in seiner Geschichte der Chiquiten, bei welchen er sich mehrere Jahre aufgehalten hat. Er sagt auch, daß fast niemals ein Mensch von einem solchen Schlangenbisse stirbt, weil das meiste Gift mit dem Blute weggeht. Ich meines Theils, (man sehe, wie aufrichtig ich in meinen Erzählungen zu Werke gehe,) habe weder eine solche Schlange noch auch einen von ihr Gebissenen gesehen, wiewohl sie in dem benachbarten Brasilien nichts seltnes seyn soll, als wo die Indianer ihren Kopf statt eines Umschlags auf die Wunde legen. Das nämliche thun sie auch mit frischen aber etwas gebrannten Tabackblättern. Die Wurzeln von der Caapia, Jurepeha, urucuy, malvisco und Jaborandy werden dem Patienten zum Schweißtreiben eingegeben. Man sagt, daß die Wilden in Brasilien diesen Schlangen den Kopf, als worinn das meiste Gift stecket, abschneiden, und sich das übrige Fleisch gehörig zurichten und es aufzehren. In Paraquay sieht man außer den Mboÿpèquazú auch Mboÿpè miri, welche fast um nichts dicker als ein gemeiner Schreibkiel sind. Dennoch haben sie in ihrem kleinen Körper mehr Gift als die größere Schlange dieses Namens. Eine solche habe ich einst, weil sie stets meinen Füßen nachstellte, in Ermanglung anderer Waffen mit einem Federmesser um das Leben gebracht; indem mir die Gefahr Muth einflößte. Der abgeschnittene Kopf war mein Siegeszeichen.

Die Yacaninà muß man allerdings unter die grössteren und gefährlicheren Schlangen zählen. Sie ist zwo bisweilen auch drey Ellen lang und so dick wie ein Mannsarm. Sie bäumt sich auf den hintersten Gelenken ihres Schwanzes in die Höhe, und fliegt gleichsam auf diejenigen los, die sie anfällt. Die Quiririò erschrecket durch ihren blossen Anblick selbst die Entschlossensten. Die Ursachen hievon sind theils ihre ungeheure Grösse, theils die fürchterlichen Farben, womit sie bemahlet ist, und theils auch ihr im höchsten Grade scharfes Gift. Ich habe ihrer zwo mit dieser Hand, mit der ich schreibe, in Stücke zerhauen, die eine in unserem Hausgarten, als mir einige Indianer leuchteten; die andere in meinem Zimmer. Die dunkelgrüne, schwarzgefleckte und äusserst lange und dicke Mboÿhobi strotzet von dem ärgsten Gift, und findet sich fast überall in den Feldern. Hingegen wohnet die Mboyquatia hauptsächlich in Häusern. Sie hat ihren Namen von ihren schönen und bunten Farben erhalten. Ihr Körper ist klein, aber ihr Gift ausserordentlich zerstörend. In den Seen und Flüssen giebt es auch eine Menge Wasserschlangen von verschiedener Gestalt und einer ungeheuern Grösse. Man glaubt, daß sie nicht giftig sind; dennoch haben sich Schwimmende vor ihnen allemal zu fürchten, weil ihre schrecklichen Zähne nichts mehr von dem, was sie einmal gefaßt haben, auslassen. Sie winden sich um die Thiere und erdrücken sie dadurch. Hierunter nennen die Quaranier eine Mboÿroÿ, die kalte Schlange, weil sie sich gern in kälteren Gegenden und im Schatten aufhält. Eine andere, welche acht bis neun Ellen lang und verhältnißmäßig dick ist, heißt Curiyù. Die Indianer weiden sich an ihrem Fleische. Besonders merkwürdig ist eine überaus grosse aber ganz unschädliche und gutartige Schlange. Die Spanier in Paraquay heißen sie (ver-

 muth-

nemlich in der peruanischen Sprache oder in der Quichua) Ampalaba; die Guaranier nennen sie Mboyquazù, die grosse Schlange, die Brasilianer Yboyà, die Abiponer Achiguehì al; die Portugiesen Cobra de Veado, die Rehschlange. Sie ist dicker als ein Mann um seine Brust und grösser als alle Wasserschlangen. Sie sieht dunkelkastanienbraun aus und darum dem Stamme eines moosichten Baumes sehr ähnlich. Als ich einst durch das Gebiet von S. Jago reisete, sprengte mein Pferd (an dem Ufer eines Teiches in der Gegend des süssen Flusses nahe bei dem Flecken Soochoncho) auf einmal erschrocken mit mir von der Strasse weg. Da ich meinen Gefährten, einen jungen Spanier, um die Ursache des Schreckens meines Pferdes fragte, antwortete mir dieser: Siehst du denn nicht dort auf dem Ufer die Schlange Ampalaba liegen? Ich hatte sie wohl gesehen, aber für den Stamm eines Baumes gehalten. Weil ich nun besorgte, daß mein Pferd noch scheuer werden und mich hinabwerfen möchte, so wollte ich nicht an diesem Orte still halten um die funkelnden Augen, die kurzen und äusserst spitzigen Zähne, den fürchterlichen Kopf und die buntgefleckten Schuppen dieses Unthieres zu betrachten. Einige Jahre nachher besah ich dennoch zwo solcher Schlangen zu Timbò an dem Ufer eines Sees mit aller Aufmerksamkeit und zwar zu Fuße. Sie pflegen sich unter dem Wasser aufzuhalten, gehen aber dessen ungeachtet oft auf das Gestad heraus, und besteigen sogar zuweilen hohe Bäume. Allem Ansehen nach sind sie nicht giftig, wie sie denn auch keinem Menschen nachstellen. Doch behaupten alle Spanier und Indianer einstimmig; daß die Ampalabas auf die Kaninchen und Rehe lauern, als welche sie durch ihren Athem allein an sich ziehen, und dann mit offenem Rachen, ohne selbe mit den Zähnen zu zermalmen, ganz verschlingen. Deswegen

nennen

nennen sie die Portugiesen Cobras de veado, Rehschlangen. Der Schlund, durch den ein Reh marschiren soll, werden meine Leser denken, muß entsetzlich weit, und derjenige, der sich so was aufbinden läßt, entsetzlich leichtgläubig seyn. Ich gestehe aufrichtig, daß ich es nie gesehen habe; dennoch getraue ich mir nicht eine Sache zu bezweifeln, für deren Richtigkeit mir so viele Augenzeugen und glaubwürdige Schriftsteller haften. Um andere zu übergehen, beruffe ich mich blos auf den Marcgraf, welcher in Brasilien alt geworden und einer der scharfsinnigsten Naturforscher gewesen ist. Diese Schlange (er redet von der Ampalaba) nennen die Brasilianer Mboy Quazù das ist die große, denn ich habe es selbst gesehen, wie sie ein ganzes Reh verschlang. Mit diesem Manne stimmen alle Spanier und Indianer in Paraquay überein.



Ein und dreyßigstes Hauptstück.

Von ebendenselben und anderen Insekten.

Wenn man schon die erwähnte Größe der Ampalaba für fabelhaft und übertrieben hält, was wird den Schriftstellern bevorstehen, die noch weit unglaublichere Dinge geschrieben haben. Man lese blos des Aldrovandi erstes Buch von den Schlangen und man wird gleich auf der ersten Seite diese Worte zu beherzigen finden: In dem dritten Theil der Geschichte von dem portugiesischen Indien (ich glaube, es ist von Brasilien die Rede) liest man, daß man daselbst nicht weit vom Meere weg ungeheuere Schlangen antrifft, die sich fast immer in den Flüßen aufhalten, und deren Größe man aus ihrer Nahrung abnehmen kann, indem sie ganze Hirschen verschlingen sollen. Der Meinung des portugiesischen Schriftstellers ist auch ein spanischer, nämlich unser Pater Eusebius Nierenberg in seiner Naturgeschichte 12. B. 17. K. wo er von einer einfältigen Schlange handelt, welche auf mexikanisch Canauhcoatl heißt, und die ich für unsere Ampalaba zu halten in dem Nachfolgenden Gründe zu finden glaube. Ich will seine Worte, in sofern sie zu meiner Absicht dienen, hierhersetzen. Er sagt: Sie ist so dick als ein Mann, mehr aber als doppelt so lang; hat

ihren

ihren Aufenthalt in Steinfelsen und Höhlen (vielleicht wo keine Teiche und Felsen sind) und lebt von den Thieren, die sich ihr nähern, und die sie durch ihren Athem an sich zieht. Es geschah zuweilen, daß sich die reisenden Indianer auf sie niedersetzten in der Meinung, daß es ein Block Holz wäre, (so ungeheuer und ungeschlacht ist sie) und ihres unsichern und schrecklichen Sitzes nicht eher gewahr wurden, als bis die Schlange allgemach vorbeischlüpfte, und sie erattert aufsprangen. Doch soll sie ganz unschädlich seyn, und fast niemanden beißen. Man hat Schlangen dieser Art von einer solchen Größe gefunden, daß achtzehn Soldaten darauf gesessen sind, weil sie selbe für einen Block hielten. Die Spanier nennen sie Culebras bobas, dumme Schlangen. Sie stellen den Hirschen nach und verbergen sich deßwegen unter die Gebüsche nahe bei den Wegen, auf welchen die Hirschen ihrem Futter nachzugehen pflegen. Kommen ihnen einige in die Nähe, so ziehen sie diese durch ihren Athem an sich, wie der Magnet das Eisen an sich zieht. Da nun der Hirsch ihrem gierigen Rachen nicht entgehen kann, indem er von ihrem Hauche bezaubert ist, (Uiber die Menschen haben sie nicht so viele Gewalt) so wird er von ihnen umfasset, und erdrücket. Hierauf lecken sie ihre Beute ab und begeifern selbe überall mit ihrem Geifer, damit sie den Hirschen desto leichter verschlingen können, weil ihnen sonst seine rauhen Haare die Ausführung ihrer Absicht erschweren würden. Endlich saugen sie ihn ganz von den Füßen bis an den Kopf in sich. Weil sie den letzteren der Hörner wegen nicht verschlingen können, so behalten sie selben in ihrem Ra-

 chen

chen, bis er faulet. Zuweilen geschieht es auch, daß Ameißen in den stets offenen Rachen dieser Schlange hineinkriechen, diese umbringen, und auf diese Weise den Hirschenmord rächen. Diese Art zu jagen, hat die Natur den unbeholfenen Thieren verliehen, weil sie sonst wegen ihrer Trägheit nothwendig umkommen müßten. In ihrem Athem besteht ihr ganzer Reichthum, und ihre Nahrungsquelle. So schreibt Nierenberg von Wort zu Wort, welcher meines Wissens Amerika nicht selbst gesehen, sondern alles, was er erzählet, aus andern entlehnet hat. Dieser Absatz enthält eine Menge Stellen, welche die ganze Erzählung verdächtig, wenigstens zweifelhaft machen könnten, besonders in den Augen derjenigen, welche um von der neuen Welt zu urtheilen, Europa zum Maaßstab anzunehmen pflegen und alles, was sie nicht begreifen können, als unmöglich oder unglaublich verwerfen, wiewohl uns die Elemente, Ameisen, Bienen, Elephanten und andere Thiere täglich eine Menge natürlicher Wirkungen vor Augen stellen, deren Entstehung wir zwar nicht ganz einsehen, von denen wir aber dennoch ohne Schwierigkeit eingestehen, daß sie das Werk der Kräfte der Natur und keine Wunder sind. Daß die Schlange Ampalaba, von der nämlich die Rede ist, an Größe und Farbe einem völligen Blocke gleiche, habe ich selbst vielmals gesehen. Daß selbe Rehe und andere dergleichen Thiere durch den Hauch an sich ziehe und dann verschlinge, habe ich zwar selbst nicht gesehen, aber andere bezeugen gehöret, denen ich beinahe eben so gut als meinen eigenen Augen zu trauen Ursache habe. Verschlingen diese Bestien in Mexiko sogar ganze Hirschen, so muß ihre Größe daselbst die der paraquayischen meines Erachtens um so viel übertreffen, als Mexiko hitziger als Paraquay ist. Darum mögen auch daselbst die Hirschen kleiner bleiben als in den nördlichen

und

und kalten Provinzen. Uibrigens werde ich mir den Kopf über die Untersuchung der Art und Weise nie zerbrechen; wie der Hirsch von der Ampalaba verschlungen werden kann. Diese Sorge lasse ich der ungeheuern Schlange gerne über. Hält jemand die ganze Erzählung für eine Fabel, so werde ich darum auch mit ihm keinen Zank anheben.

Das bisher angeführte erhält einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn das alles wahr ist, was man von der unglaublichen Grösse verschiedener Schlangen fast zu allen Zeiten schrieb. Aristoteles erwähnet afrikanischer Schlangen von einer so kolossalischen Grösse, daß diese sich selbst über dreyrudrichte Schiffe hermachen, um die Seeleute zu verschlingen. Er erzählet, daß man daselbst Knochen von Stieren gesehen habe, welche nach der allgemeinen Meinung von den gedachten Wasserschlangen aufgezehret worden waren. Plinius bezeuget im 8. Buche 14. K. daß der römische Consul Attilius im ersten punischen Kriege an dem Fluße Bagadra nahe bei der Küste von Afrika eine solche Schlange durch seine Soldaten wie eine Schanze mit Ballisten und anderen Wurfmaschinen förmlich habe belagern und bestürmen lassen. Ihre 120 Fuß lange Haut wurde nach dem Bericht des Gellius nach Rom gebracht. Glaubwürdige Geschichtschreiber versichern uns, daß in Ostindien dergleichen monströse Schlangen zu erlegen, Offiziere mit Truppen ausziehen, Posten und Schildwachen ausgestellet, und Reiter und Fußgänger ausgeschicket werden, die ihnen beizukommen trachten müssen. Pausanias gedenket 30 Ellen langer Schlangen. Hat doch auch Porus, König in Indien, wenn wir dem Strabo glauben wollen, eine 10 Ellen lange dem Kaiser August zum Geschenke über-

 schickt.

schickt. Carolus Clusius beschreibt in seinen Curiositäten ein Fell einer fremden Schlange von neun römischen Schuhen. Aldrovandi sagt, daß man ihm bei dem Großherzog in Florenz eine eben so lange vorgewiesen habe. Aelian schreibt, daß es in der neuen Welt Schlangen mit einem so ungeheuren Rachen gebe, daß sie ganze Ziegen, und nach dem Ravisi auch Stiere verschlingen. Aus der allgemeinen Geschichte des Consalvus Ferdinandus Oviedo ersieht man, daß Cuba, eine mächtige Insel in Nordamerika, Schlangen erzeuge, welche so dick als ein Mannsschenkel und 30 Fuß lang sind. Daß man auf dem Uruquay, einem der drey Hauptflüße von Paraquay, Schlangen von einer unglaublichen Größe antrifft, und daß sich diejenigen, die an dem Ufer des gedachten Flußes reisen, vor ihnen sehr zu fürchten haben, wissen wir alle, die wir auf demselben geschiffet sind. In der Parana, der Königinn der paraquayischen Flüße, sieht man fast überall ungeheure Wasserschlangen mit aufgebäumten Köpfen und Schwänzen herumschwimmen. Der P. Anton Ruyz Montoya, Missionär der Quaranier und überhaupt ein Mann von einer seltnen Tugend, sah einmal (seinem eigenen Geständnisse zufolge) wie ein Indianer, der in der Absicht zu fischen bis an die Leibesmitte unter das Wasser gieng, von einer solchen Wasserschlange verschlungen wurde. Sie spie ihn zwar hernach wieder ganz an das Gestad aus; allein alle seine Gebeine waren dermassen zerquetschet, als wenn er in einer Mühle zermalmet worden wäre. Ich würde zur Bestättigung meiner Erzählungen noch mehrere solche Beweisthümer anführen, wenn ich nicht damit meine Leser zu ermüden fürchtete. Indessen kann ich dennoch jene außerordentlich grosse Schlange, welche die Quaranier Moñay nennen, nicht unberühret lassen. An der Größe ihres Körpers, ihrem weiten Rachen, den funkelnden Augen, grimmigen Zähnen, der gefleckten und mit steifen

Schup-

pen besetzten Haut stellt sie einen Drachen vor, und kann selbst von dem Unerschrockensten nicht nur nicht ohne Schrecken sondern auch nicht ohne Gefahr angesehen werden. Der P. Emanuel Guttierez, dazumal Missionär in der neuen Kolonie S Stanislaus, sah einst auf einer Reise durch die Wüsteneyen von Taruma an dem Ufer des Flusses Yuquiry diese fürchterliche Bestie in der Nähe. Ein Indianer, sein Reisegefährter, verwickelte sie in einen langen Riemen, dergleichen man bei der Pferdjagd braucht, ließ sie durch sein Maulthier, auf dem er ritt, hinter sich schleifen, und gab ihr am Ende glücklich und mit vieler Geschicklichkeit den Rest. So viel Muth hatten die Indianer von S. Joachim nicht, welche ich ausgeschicket hatte, dem königlichen Statthalter, den ich erwartete, den Weg zu bahnen; denn sie kehrten gleich nach Mittag zitternd wieder zurück, weil sie in dem dicken und unzugänglichen Walde eine an dem Gestade eines Baches versteckte Schlange Moñay entdecket hatten. Ihr Schrecken war auf ihrem Gesichte deutlich ausgedrücket. Als ich sie um die Ursache desselben fragte, mahlten sie mir ganz erdattert das furchtbare Ungeheuer ab. Nach wenig Tagen ward ich selbst unvermuthet von der Wahrheit ihrer Erzählung überzeuget. Weil man sich mit der Sage trug, daß der Statthalter des andern Tages anlangen würde, so ritt ich ihm Ehrenhalber mit den vornehmsten Indianern entgegen. Ich bediente mich zu dieser Absicht eines sonst immer artigen, folgsamen und furchtlosen Pferdes. Dennoch fieng dasselbe an, als ich mich dem Bache näherte, wo meine Indianer letzthin die Schlange gesehen hatten, schen zu werden, auszuschlagen, auf Zügel und Zaum nicht mehr zu achten, und mit mir außer dem Wege fortzurennen. Es hatte nämlich daselbst das in seiner Höhle verborgene Ungeheuer gerochen. Das war wenigstens die Meinung aller derer, die mich begleiteten, welche auch

dieselbe zischen gehört haben wollen. Ein Europäer wird es schwerlich glauben, welch eine Spurkraft Pferden und Maulthieren eigen ist, also zwar, daß sie die entferntesten Gegenstände riechen, welche unsere Sinnen bei weitem nicht erreichen. Sie wittern von weitem das Wasser, wenn sie dürstet, deßgleichen die Tieger, ihre Kameraden, und überhaupt alles, was sie fürchten oder verlangen, wie wir vielmals beobachtet haben. Daß die grimmige Monay niemals oder doch nur äuserst selten ein Unheil anrichtet, mag wohl die Ursache diese seyn; weil sie sich nämlich in den tiefsten Wäldern, einsamen Ufern und in ganz abgelegenen Höhlen verborgen hält. Bisweilen verräth sie ihren Aufenthalt durch ein fürchterliches Gezische, und warnet dadurch die Indianer, welche in dem Gehölze jagen, vor der ihnen bevorstehenden Gefahr. Daß die Schlangen zischen, wissen wir auch aus dem Ovid, (Metamorphos. 3.)

— — longo caput extulit antro

Cæruleus serpens, horrendaque sibila misit.

(Die blaulichte Schlange streckte aus der langen Höhle ihr Haupt hervor, und machte ein schreckliches Gezisch.)

Obgleich alle Schlangen hin und wieder streifen, so suchen dennoch einige vorzüglich unter dem Wasser; andere auf dem Waasen, und noch andere in den Häusern und Höhlen einen Schlupfwinkel. Die so prächtig gemahlene aber eben so giftige Mboyquatia, von der ich oben sprach, verkriecht sich in den Spalten und unter

dem

dem Schutte der Mauern. Vielleicht ist dieß die Cenchris, von der Lucrez im 9. B. sagt: Pluribus ille notis variatam tingitur alvum. (Ihr Bauch ist mit verschiedenen Flecken bemahlet) Zu S. Joachim wurden in der Kirche solche Schlangen die Menge umgebracht, aber dennoch nicht völlig ausgerottet, weil immer andere nachwuchsen. Da man also bei der übergrossen Menge der Schlangen in Paraquay vor ihnen nie sicher ist, so rathe ich ja niemanden sich in den Feldern, Wäldern und an den Ufern der Seen niederzusetzen, ehe er den Ort, wo er sich setzen will, genau untersucht hat. Sorglose und unvorsichtige Indianer werfen sich auf die Erde nieder, wo es ihnen einfällt, und darum werden ihrer auch sehr viele von den verborgenen Schlangen gestochen. Als meine Gefährten einst von der langen Reise, die sie mit mir zu Fuß gemacht hatten, ganz ermüdet waren, legten sie sich gegen Abend an einem Orte nieder, um welchen ich alte verfaulte Palmstöcke, die Ueberbleibseln eingegangener Hütten, in Menge herum liegen sah. Ich erinnerte sie, sich aufmerksam umzusehen, wo sie die Nacht hinbrächten, und daß sie die Palmstöcke, diesen Lieblingsaufenthalt der giftigsten Insekten, wegräumen, und sorgfältig untersuchen sollten, um ihr Leben wider alle Zufälle in Sicherheit zu setzen. Sie befolgten meinen Rath. Wie sie den ersten Block weghoben, fanden sie darunter gleich in meinem Beiseyn eine Schlange, welche auf siebenzehn Eyern brütete, und schon darum mehr zu fürchten war. Die Eyer waren mit einer zarten und weissen Haut überzogen, ohne Schaale, und an ihrer konischen Gestalt einer Eichel ähnlich; aber grösser als diese. Die zwischen den Flüssen Acaray und Monday gelegenen Wälder kann man wegen ihrer hitzigen und feuchten Lage mit Recht die Pflanzstätte der giftigsten Schlangen nennen. So oft ich in denselben

sen Wilde aufsuchte, so oft sah ich in einem Tage mehr Schlangen, als mir sonst in einem ganzen Monate zu Gesichte kamen. Sie stiessen uns so zu sagen bei jedem Schritte rechts und links auf.

Oft habe ich mich gewundert, daß einige Alten, die Schlangen zu verscheuchen, Feuer zu machen anrathen, indem sie meiner eigenen Erfahrung zufolge am meisten dadurch herbeigelocket werden. Um der Wärme willen kriechen sie dem Feuer zu, und schleichen sich heimlich, wie wir oft gesehen haben, in die verschlossenen und warmen Zimmer. **Ihr Knaben! fliehet von hier. Eine kalte Schlange liegt im Grase verborgen** *) sagt Virgil: und zwar mit Recht; denn die Kälte ist ihr eigen. Galenus hat ihr nicht an einem Orte ein kaltes Temperament zugeschrieben; und darum glaubt Aristoteles, daß sie die Kälte auch an einem anderen nicht ertragen kann. Für die Ursache dieser Kälte hält Plinius ihr weniges Blut. Gewiß ist, daß die Schlangen von einem desto angreifenderen Frost gequälet werden, je mehr sie vom Gift und je von einem schärferen Gift sie strotzen. Darum stocket denen, die von denselben gebissen werden, sogleich das Blut, und die äussersten Theile des Körpers erstarren ihnen vor Kälte, weil der Umlauf desselben gehemmet ist, und es sich daher immer weiter zurückzieht. Warum sind die Schlangeneyer blos von einem zarten und dünnen Häutchen überzogen, wenn es nicht wegen der den Schlangen angebohrnen Kälte ist? Denn die Hühner, welche hitziger Complexion sind, legen ihre Eyer in festen Schaalen.

Daß

*) Frigidus, o pueri! fugite hinc, latet anguis in herba.

Daß die Schlangen Frost leiden, und darum der Wärme nachgehen, wissen wir aus einer fast täglichen Erfahrung. In den unermeßlichen Wüsteneyen von Paraquay mußten wir oft viele Wochen in freyer Luft zubringen. Der Himmel war unser Dach und die Erde unser Bett. Sobald wir auf dem Felde unser Nachtlager aufgeschlagen und ein Feuer angemacht hatten, sobald sahen wir auch die Schlangen, welche sich bisher in der Nähe verborgen gehalten hatten, herzukriechen, um sich zu wärmen. Fallen des Sudwinds wegen die kühlen Nächte ein, so schliefen sie unter die auf der Erde niedergelegten Pferddecken und Sättel, thun aber niemand etwas zu Leide, da sie weiter nichts als Wärme suchen. Als mir einst spanische Soldaten des Morgens mein Pferd sattelten, fanden sie unter meinem Sattel, der mir immer des Nachts die Dienste eines Kopfküßen versah, eine ungeheuere, grüne und kohlschwarzgefleckte Schlange ganz zusammengerollet. Man kann sich vorstellen, wie mir bei dem Anblick eines solchen Schlafkameraden', der unter meinem Haupte gelegen hatte, zu Muthe war. Wir haben beobachtet, daß die Schlangen den wollenen Pferddecken, besonders wenn sie von dem Schweiße des Pferdes feucht sind, sehr nachgehen. Man kann also diese zur Verhütung aller Gefahr nie zu weit von den Menschen entfernen. Wenn es ihnen auf der Erde zu kalt ist, so kriechen sie auf die Hütten und sogar auch auf die Kirchendächer, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen, fallen aber bei der Nacht, wenn sie der Frost zu sehr angreift, in die Zimmer herab zur nicht geringen Gefahr der darinn sich Befindlichen. In dem neuen Flecken Conception fühlte ich bei der Nacht im Schlafe, daß mir der linke Fuß zusammgepreßet wurde. Der Schmerz weckte mich auf, und ich bemerkte, daß sich eine Schlange um meine Wade herumgewunden hatte. Durch das heftige Schlenkern des Fußes schlenderte

herte ich sie endlich mit vielem Geräusche auf die Erde. Da ich kein Licht hatte, getrauete ich mir weder zu schlafen, noch aus dem Bette einen Fuß zu setzen; aus Furcht, das Uibel ärger zu machen, indem ich im Finsteren den Ort, wo die Schlange lag, nicht ausnehmen konnte. Indessen weckte mein Geschrey meinen Amtsgenossen, den P. Joseph Sanchez, auf, der nur durch eine dünne Wand von mir geschieden war, und nun mit einem Licht in der Hand mir zu Hilfe eilte. Da er die Schlange unter meinem Bette erblickte, so hieb er ihr mit der nächsten besten Art den giftschwangeren Kopf weg. Hätte dieser Pater die Gefahr, worinn ich schwebte, nicht mit Augen gesehen, so würde man vermuthlich die ganze Geschichte für einen Traum oder ein Märchen gehalten haben. Wenn man des Abends Licht in das Zimmer bringt, so muß man die Thüre sorgfältig hinter sich zumachen; weil sich die in der Nähe befindlichen Schlangen bei Erblickung des Lichts sogleich in das Haus hineinschleichen. Sie lassen sich sogar in den von Ziegeln oder Steinen gemauerten Gemächern, die ohne alle Spalten und mit Ziegeln bedecket sind, und bei sorgfältig verschlossenen Fenstern sehen, so daß niemand errathen kann, wie sie hineingekommen seyn mögen; die Schlange nämlich war schlauer als alle Thiere der Erde, welche Gott der Herr erschaffen hatte, wie Moses im Buche Genes. 3. K. sagt. Hievon durch eine langwierige Erfahrung überzeugt, fürchtete sich einer meiner Gesellschaftsgenossen dermassen vor diesem Thiere, daß er sich niemals eher zur Ruhe begab, als bis er Tisch, Sessel, Bett und alle Winkel des Zimmers mit einem Stocke sorgfältig ausgeklopfet hatte. Ich lachte oft über die ängstliche aber gewiß nicht überflüßige Sorgfalt des guten Alten; denn er mochte hingehen, wohin er wollte, so stieß er auf Schlangen, welche ihm zugiengen. So wie

einige Menschen mehr von den Schnacken, Flöhen und Wanzen auszustehen haben, so scheinen anderen hinwiederum mehr die Schlangen zuzusetzen. Vielleicht daß ihre wärmeren Ausdünstungen diese giftigen und erfrornen Bestien zu ihnen hinlocken? So sehr man sich im Gehen und Sitzen von ihnen in Acht zu nehmen hat, so haben sich dennoch Schlaffende noch mehr vor ihnen zu fürchten; weil sie sich vor selben, sobald sie keine Bewegung an ihnen wahrnehmen, weniger scheuen, und diesen daher, da sie sich dessen am wenigsten versehen, hinterlistig vom Leben helfen.

Indessen mangelt es vielen Schlangen keineswegs an Muth, so daß sie auf alle, die ihnen in den Weg kommen, losgehen, einen Satz nach dem andern machen, um sie einzuholen, und, wenn sich diese nicht durch die Flucht retten, oder jene nicht umbringen, selbe grimmig beissen. Ich habe ihrer mehrere an verschiedenen Orten, wenn sie sich aufbäumten und mit offenen Rachen die Zunge schlängelnd meinen Füßen näherten, mit mehr Dreustigkeit als Geschicklichkeit erschlagen. Bei dergleichen Gefechten kömmt das meiste auf die Geschwindigkeit an, mit der man den Streich führet. Ein spanischer Lieutenant versicherte mir einst, daß zu Ceuta in Afrika eine grosse Schlange des Nachts auf einen seiner Dragoner zu Pferde gesprungen sey, durch seinen Stiefel durchgebissen, und ihn dadurch vergiftet und getödtet habe. Dieses kam mir gar nicht unglaublich vor, nachdem ich in dem Skaliger gelesen hatte, daß einst bei Verona eine Schlange mit einer Lanze erlegt worden, ihr Gift aber auf der Lanze bis zu der Hand des Thäters geronnen, und ihm und seinem Pferde, auf dem er saß, tödtlich gewesen sey. Einen ähnlichen Vorfall erzählt Matthiolus von einem Hirten, welcher samt einem Reitenden und dessen Pferd mittelst

des Hauchs einer solchen Bestie, eben als sie mit dem Tode rang, vergiftet worden war, wie ich mirs vorstelle. Ich beruffe mich dießfalls auf das Ansehen des Pomponius Mela, nach dessen Zeugniß um den Fluß Rhyndakus gegen Bithynien zu grimmige Schlangen sich aufhalten, welche auf dem Felde öfters ihren Rachen aufsperren und die über ihnen fliegenden Vögel mit einem so pestilentischen Hauche anblasen, daß sie sogleich aus der Luft herabfallen, und von jenen begierig verschlungen werden. Ebendieses bestättiget auch unser Maffei in seiner Geschichte von Indien 2. B. Hier sind seine Worte: Ebendaselbst (in Cananor einem Reiche in Ostindien) ist der Athem der Schlangen so greulich und zerstörend, daß sie durch ihren Hauch allein tödten sollen. So wenig ich an der Wahrheit dieses Vorgebens zweifle, so bin ich dennoch überzeugt, daß die Schlangen weit mehr Menschen mit ihren Zähnen als mit ihrem Hauche vergiften. Ich wenigstens, dem mir das Aufsuchen, Unterrichten und Nähren der Indianer meine meiste Zeit wegnahmen, hatte niemals Musse den Körperbau und die Glieder dieser Bestien genau zu betrachten. Die sich damit eigends abgegeben haben, versichern, daß die Schlangen- und Vipernzähne an der Wurzel hohl, krumm und zweyzackicht sind. Aus diesen Zacken sollen sie, wenn sie zornig sind, das in ihren Zahnwurzeln enthaltene Gift ausspritzen. Allein das gilt nicht von allen. Man findet in Paraquay so, wie auf der Insel Kuba (nach Aelians Berichte) unschädliche und gutartige, denen es entweder an Gift oder an Mordlust mangelt, es sey dann, daß sie jemand zum Zorn reitzte, denn auch die Mücken haben ihre Galle. Die zornigen Menschen pflegen wir in unserer deutschen Provinzialsprache giftig zu nennen, wenn nämlich ihre Galle zu kochen anfängt. Nach der Meynung des Plinius ist das Gift der Schlangen weiter nichts als die Galle, welche aus den Adern in die Bläschen

chen ihres Rachens getrieben, von ihnen neben den Zähnen aufbewahret und auf alle, die ihnen nahe kommen, ausgespritzet wird. Denn wenn es in dem ganzen Körper verbreitet wäre, so müßte ihr ganzer Körper vergiftet seyn. Nun aber ist ers nicht, weil nicht wenige Amerikaner die meisten Schlangen, nachdem sie Kopf, Schwanz, Eingeweide und Galle davon weggeschnitten haben, begierig aufzehren und für einen Leckerbissen halten. Ich beneide sie wahrlich darum nicht.

Es ist bekannt, daß einige Schlangen Eyer legen, andere aber lebendige Jungen wersen. Von den Eyern, welche ich gefunden habe, ist von mir oben Erwähnung geschehen. Die Amerikaner glauben, daß aus den Schlangenäsern Junge hervorwachsen. Sie schaffen also selbe, wenn sie welche umbringen, weit von ihren Häusern weg, werfen sie auch nicht blindlings auf die Erde, sondern hängen sie an einen Zaun oder Baum auf, damit sie in der Luft und an der Sonne gedörret werden, und aus der Erde keine Feuchtigkeiten an sich ziehen, folglich keinen Jungen das Daseyn geben können. In dem benachbarten Brasilien stießen zween aus unserer Gesellschaft auf eine schreckbare aber todte Schlange, an der eine kleine lebendige hieng. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholet hatten, störten sie mit ihrem Stock in dem Aas herum, woraus dann 11 kleine darinn ausgebrütete Schlangen hervorkrochen. Die Ursache dieser mir ungezweifelten Thatsache laße ich den Naturforschern zu untersuchen über.

Von zweyköpfichten, gekrönten Schlangen, mit einem Horne oder mit mehreren rc. liest man beim Albertus Magnus, und anderen Schriftstellern seiner Zeit,

 und

und sogar auch bei einigen Neueren eine Menge mehr wunderbarer als glaubwürdiger Anekdoten. Ich meines Theils habe dergleichen Unthiere nirgends als in den Büchern der Alten gesehen. Dessen ungeachtet bin ich nicht von der Zahl derjenigen, welche allem, was sie nicht selbst gesehen haben, die Existenz rund absprechen. Kann denn nicht ein Produkt, daß Amerika gar nicht hervorbringt, in Afrika und Asien etwas alltägliches seyn? Auf jedwedem Boden gedeihet nicht alles. Indessen kann ich freylich von den ebentheuerlichen Schlangengestalten nichts anderes vermuthen, als daß sie Geburten der Einbildungskraft und in irgend einem erhitzten Gehirne ausgehecket worden sind. Beliebte es einigen Geschichtschreibern uns Menschen ohne Kopf, mit einem Auge auf der Brust und mit Straußenfüßen aufzuführen, warum hätten andere den Schlangen keine Kronen und Hörner aufsetzen, oder ihre Köpfe nicht vervielfältigen sollen? Sie wußten ja, daß die Leichtgläubigen einer Geschichte einen desto höheren Werth beilegen, je mehr ungereimtes und unerhörtes Zeug darinn vorkömmt. Zuweilen hatten sie auch ihre Augen getäuschet, und der Welt Märchen statt Wahrheiten aufzutischen verleitet. Ein Beispiel mag hier genug seyn. Die Schlange, welche man Caecilia oder Amphisbaena, auf deutsch die Blindschleiche und auf guaranisch Ybiyá nennet, wird von den meisten Schriftstellern als zweyköpfig dargestellet, aber unrichtig. Sie verfielen auf diesen Irrthum, theils weil jene nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit dem Schwanze sticht, und vergiftet, und theils weil Kopf und Schwanz an Größe und Gestalt einander so ähnlich sehen, daß man sie kaum unterscheiden kann, es sey dann, daß man sie sehr aufmerksam betrachtet. Sie haben statt der Augen blos zween ungemein kleine Punkte, und an des Schwanzes Ende eine hintere Oeffnung. Ihre Dicke gleichet der eines kleinen Fingers, ihre Länge aber be-

trägt

trägt mehr als eine Spanne. Sie ist weiß, glasfärbig und mit kupferrothen Linien und Ringen zierlich gestreifet, wohnet unter der Erde, und nähret sich mit Ameißen. Die Wirkungen ihres Giftes sind furchtbar.

Bei der Schlangenmusterung sollen drey wegen ihres Giftes mit denselben verwandte Insekten den Beschluß machen. Die Assel scolopendra (auf spanisch Cientopies, auf guaranisch Yapeuzà, auf abiponisch endlich Kapalkatai) hat einen länglicht runden, kegelförmigen Körper, der eine Spanne lang, zween Zolle breit und mit einer harten knorpelartigen und aschengrauen Rinde bedecket ist. Vom Kopfe bis zu dem Schwanze wimmelt alles von Füßen, die ich weder zählen mochte, noch auch füglich konnte. Ihr Gift ist beinahe eben so zerstörend als das Schlangengift, ihr Biß aber nicht nur sehr schmerzlich sondern auch gefährlich. Nachdem ich achtzehn Jahre in Paraquay zugebracht hatte, sah und fühlte ich zuerst diese Bestie, welche ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Als ich einst in meinem Zimmer Mittagsruhe hielt, biß sie mich. Ich wachte auf, und bemerkte, daß der Theil der Hand zwischen dem kleinen und dem Ringfinger anfänglich erröthete, nachmals aber aufschwoll und mir Schmerzen verursachte. Da die Geschwulst und Entzündung immer zunahm, so zweifelte ich nicht mehr, daß mich ein vergiftetes Thierchen gestochen hatte. Gegen den Abend legte ich mir ein Heilmittel auf, wovon unten ein mehreres folget. Als ich gegen den Anbruch der Nacht in meinem Zimmer auf und ab spatzierte, hörte ich unter den eisernen Werkzeugen, die unter der Bank lagen, einen ungewöhnlichen Klang. Ich gieng mit dem Licht hinzu, und sah die Assel, die mich gebissen hatte, die ich aber auch sogleich dafür tödtete und den Tag darauf in dem Hofe

 des

des Hauses aufhieng, um sie den Indianern zu zeigen. Diese gestanden mir einstimmig, daß sie gedachtes Insekt in den Häusern, auf dem Felde und an dem Ufer öfters gesehen, sich aber allemal ihres Giftes wegen vor demselben gefürchtet hätten. Dieses Insekt darf man mit dem kleineren Asselwurm (oniscus) nicht verwechseln. Der letztere heißt auf quaranisch ambuà. Dieser Wurm ist braun, rund, zween Zolle lang, fast um nichts dicker als eine Schreibfeder, und mit rauhen, aber zierlich gelben Haaren bedeckt. Auf dem Kopfe sieht man rechts und links zwo Reihen weißer Flecken. Er wackelt auf acht kurzen und dicken Füßen. Alle Theile des menschlichen Körpers, die er berühret, werden heftig entzündet, also zwar, daß man ihn aus der Klasse der giftigen Thiere nicht ganz ausschließen kann.

Die Scorpionen, welche die Spanier alacranes, die Quaranier Yapeuza, (so heißen sie auch die Asseln) die Abiponer aber Kapalkatailate, die Mütter der Asseln nennen, sollen an der Gestalt von den europäischen in nichts unterschieden, aber ihres weniger angreifenden und heilbareren Giftes wegen auch minder gefährlich seyn. In Paraquay muß es meines Erachtens nur sehr wenige geben, weil ich in den zwanzig Jahren, in denen ich die meisten Striche und Winkel dieser Provinz durchgezogen bin, nicht einen einzigen zu Gesicht bekommen, und auch von keinem Menschen gehöret habe, der von ihnen gestochen worden wäre. Das weiß ich noch, daß zu Conception ein spanischer Viehhirt, der in unserem Hause an einer Krankheit darniederlag, von einer Scorpion, welche ihren Kopf etlichemal aus der Wand hervorstreckte, also erschrecket wurde, daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte, und stets ein Messer in

der

der Hand behielt; um sich dieser Bestie zu erwehren. Spinnen, (die Quaranier nennen sie Ñandù, die Abiponer hingegen Aualiñi) giebt es aller Orten von verschiedenen Arten und Gestalten. An den Wänden sieht man allenthalben Spinnen mit einem plattgedrückten Körper herumkriechen, welche auf quaranisch Ñandupè, auf spanisch aber Arañas chatas heissen, und vom Gifte strotzen. Am meisten aber hat man sich vor gewissen grossen Spinnen in Acht zu nehmen, welche die Spanier arañas peludas, das ist, die behaarten, und die Quaranier Ñanduquazù die grossen nennen, und vielleicht die nämlichen sind, welche im Latein den Namen phalangia führen. Ihr Körper ist drey Zolle lang, und besteht aus zweenen Theilen. Der vordere ist grösser, ungefehr zween Zolle lang, anderthalb breit, und etwas flach gedrückt; der hintere hingegen sieht runder aus, und an Grösse und Gestalt einer Muskatnuß gleich. Ihr durchlöcherter Rücken vertritt die Stelle eines Nabels. Ihre blitzenden Augen bestehen in zweenen kleinen Punkten. Ihre langen und überaus spitzigen Zähne lassen viele ihrer besonderen Schönheit wegen in Gold fassen, und brauchen sie zum Zähnebutzen und zu anderen Dingen. Die ganze Haut dieser Spinne ist mit kurzen und schwärzlichten Haaren überdecket, die aber so zart und weich anzufühlen sind, daß man sie für Seide halten möchte. Sie hat zehn lange, behaarte und mit mehr oder weniger Knötlein versehene Füße, denen allen am Ende eine Art von Krebsscheere angefüget ist. Diese Beine thun ihnen die Dienste der Hände und Füße. Im Zorne beißt sie jedermann. Den kaum sichtbaren Biß verrathen eine gewisse Feuchtigkeit, schwarzblaue Geschwulst und der darauf folgende heftige Schmerz. Das Spinnengift haben wir für den menschlichen Körper, wenn es in selben gedrungen war, nicht nur gefährlich,

son-

sondern auch tödtlich gefunden. Kaum konnten wir den von der grossen Spinne gestochenen mit allen Arzneymitteln, welche sonst wider das Schlangengift vortrefflich wirkten, ihr Leben retten. Diese Spinne hält sich meist in Zäunen, Baumhöhlen und Ritzen der Mauern auf, wo sie sich wie die anderen alle mit Weben abgiebt. Von den übrigen schädlichen oder beschwerlichen Insekten von Paraquay werden wir nächstens zu sprechen haben. Itzt müssen wir zu den Heilmitteln eilen; denn in allen Arten von Vergiftungen ist jeder Verzug mit den Arzneyen gefährlich.



Zwey und dreyßigstes Hauptstück.

Von den Heilmitteln wider die vergifteten Schlangenbiße.

Hier wollen wir nun die Mittel auseinandersetzen, wodurch man sich theils wider die giftigen Insekten verwahret, und theils von dem bereits eingedrungenen Gifte derselben wieder befreyet. In den alten Büchern findet man eine Menge Vorschriften, wie man die Schlangen schrecken und hindannhalten kann; allein wer sich in Amerika nur ein wenig umsieht, wird sich bald von ihrer Unzulänglichkeit überzeugen. Sie taugen wohl die Bogenzahl eines Werkes zu vergrößern, aber auch außerdem zu nichts. Ich will ihrer einige anführen. Nach dem Vorgeben der Alten fürchtet sich die Schlange vor dem Menschen. Isidor schränkt (Lib. 12. origin. c. 4.) diesen Satz blos auf den nackten Menschen ein, und läugnet selben von den Bekleideten; denn sie sollen blos jenen für ihren Herrn erkennen und fürchten. Wenn dem also ist, wer soll von den Schlangen weniger zu besorgen haben, als die ganz nackten Wilden? Und dennoch wer wird öfter von ihnen gestochen? Ich meines Theils werde immer der Meinung seyn, daß ein vom Kopfe bis auf die Ferse Bepanzerter den Schlangenstichen weit weniger bloßgesetzet ist. Wer sich im Schlafe vor den Schlangen fürchtet, soll sich nach dem

Rath des Avicema, zu Hause Pfauen, Kraniche, Schwanen oder Storchen unterhalten, weil diese mit jenen in Feindschaft leben. Wenn sie wie einst die Gänse im Kapitolium die ganze Nacht wache blieben, dann würde freylich keine Schlange zu mir in die Nähe kommen; ich würde mirs selbst im Traume nicht einfallen lassen. Andere rathen uns um das Haus herum Rauten, Wermuth, Beifuß, Stabwurz und Rosmarin (Kräuter, welche die Schlangen nicht leiden können) anzupflanzen. Ich würde ihren freundschaftlichen Rath gern befolgen, wenn man nicht auf diese Art täglich das Bett in den Garten oder den Garten in das Bett versetzen müßte, und vielleicht vergeblich versetzte; denn ich habe nirgends mehr Schlangen und mehr von den Schlangen verwundete gesehen, als zu S. Joachim, wo doch der Platz und alle Gäßen von Beifuß strotzten. Meines Wissens ist in den 33 Flecken der Quaranier kein einziger Garten, wo es nicht Rauten, Wermuth, Beifuß und andere Kräuter die Fülle gäbe. Allein wie viele und wie grosse Schlangen halten sich nicht unter denselben auf. Um sich vor diesen Bestien sicher zu stellen, soll man sich, nach der Meinung anderer, zu einem Feuer hinlagern. Ich habe schon gesagt, daß die Schlangen wegen des ihnen eigenen Frostes ider Wärme nachgehen, und zum Licht und Feuer elen. Galenus will, daß man sich mit Lilienwurzeln oder wilden Majoranblättern räuchern soll. Andere geben den Rauch von Hirschhorn oder Hirschhaut von altem Schuheleder, Reh- oder Gemsenhorn, Elephantenzahn, oder Haut, Brunnenkreß, Schwefel und Harz für den Schrecken aller Schlangen aus, und bestättigen es mit dem Beispiele der Römer. Die Soldaten des Kato in Afrika, welchen die Schlangen beständig zusetzten, zündeten Latich, Galban, Tausendguldenkraut und Stabwurz an, und befreyeten sich dadurch von der Gefahr und der Beschwerde. So erzählt es Lukan im

9. Buche von dem bürgerlichen Krieg. Aber zugegeben, daß der Gestank dieses abscheulichen Rauches die Schlangen verscheuchet, so werden wir doch eben so ungezweifelt aus dem nämlichen Grunde aus dem Hause fliehen müssen. Denn welche Nase wird diesen unerträglichen Geruch aushalten können? Außerdem wird der Rauch immer ein eben so mühsames als leicht verfliegendes Mittel wider die Schlangenbisse bleiben. Kurz die Schlangen werden sich nur so lange fürchten und entfernt halten, als der Rauch dauert; nun aber wird dieser durch jedes wehende Lüftchen zerstreuet. Um denselben beständig zu machen, müßte man auch ein ewiges Feuer unterhalten. Das ist nun freylich ein Stück Arbeit, welches blos die Vestalinen erträglich finden können. Oder wird wohl jemand auf seinen langwährigen Reisen durch unermeßliche Wüsteneyen diese Kräuter, um Rauchwerk davon zu machen, mit sich tragen wollen oder können? Nach dem Plinius und Lukrez soll der Speichel eines nüchternen Menschen den Schlangen den Tod bringen, wenn selber in ihren Rachen gespieen wird. Gesetzt es wäre dem also, wird man denn die Schlange nicht leichter und sicherer mit einem Stocke oder auf was immer für eine Weise erschlagen, als ihren Rachen aufsperren, um sie anspeyen zu können? Wer ist so unerschrocken, oder vielmehr so einfältig, daß er sich zu etwas solchem entschließen könnte? und so geschickt, daß er sich bei der Ausführung seines Vorhabens keiner Gefahr blossetzte?

Mein Urtheil hierüber ist folgendes. Mehr als alle bisher angeführten Verwahrungsmittel der Alten wider die Schlangen schätze ich die, deren sich die Amerikaner bedienen, theils, weil sie mit weniger Cäremonien verbunden sind, und theils weil ihre Wirksamkeit

durch

durch eine langwährige Erfahrung bewähret ist. Indessen gebe ich sie dennoch nicht für so unträglich aus, daß sich die, welche sich derselben bedienen, nie in ihren Hoffnungen betrogen fänden. Dieses Privilegium haben auch die ausgesuchtesten Arzneyen der Europäer nicht, wie wir täglich erfahren. Die christlichen Quaranier hiengen sich, so oft sie mich auf meinen Reisen in die Wälder begleiteten, und mir Wilde aufsuchen halfen, allemal frischen Knoblauch an ihre Gürteln. Auch wurde nicht ein einziger von einer Schlange gestochen, obschon wir diese Bestien in grosser Anzahl zu Gesicht bekamen. Nach dem Beispiele der Indianer hatte ich auch immer bei meinem Bette Knoblauch an einem Faden hängen, von der Zeit, daß mich, wie ich oben gesagt habe, eine Schlange im Schlafe überfallen hatte. Daß der Knoblauchgeruch den Schlangen nicht behage, schrieben schon die Alten Unsere Bauern wissen dieß eben so gut, als welche ihre Milchtöpfe mit Knoblauch reiben, damit sich nicht die Schlangen, welche sonst ausserordentliche Liebhaberinnen von der Milch sind, heimlich hineinschleichen. Dieses Vertrauen auf die Kraft des Knoblauchs hatte sich in mir nicht wenig verringert, als ein Pater aus meiner Gesellschaft im Garten eine Schlange auf einer Knoblauchpflanze hängen sah. Allein meistens haben die Pflanzen und ihre Blätter eine ganz andere Kraft als ihre Wurzeln und Früchte. Vielleicht daß die Schlange blos vor dem Knoblauch allein und nicht auch vor ihren Sprossen einen Abscheu trägt?

Die berittenen Abiponer und Mokobier hängen sich an den Arm oder Hals einen Krokodilzahn als ein sicheres Amulet, wie sie sich einbilden, wider alle Schlangen an. Diesen Wilden ahmen nicht nur viele Missionarien sondern auch die meisten Spanier nach, welche sich darum

der-

dergleichen Zähne oft um einen hohen Preis einhandeln. Ich habe Spanier gekannt, welche, wenn sie ein Stück Hirschhaut auf ihrem Leibe tragen, sich vor allen Schlangenstichen gesichert glaubten. Wirklich sehen wir, daß die Hirschen und Rehe einen angebohrnen Haß gegen die Schlangen äußern: auch waren alle Alten der Meinung, daß jener ihre Hörner und Häute wider dieser ihre Bisse verwahren. Einige beschmieren sich, um nicht vergiftet zu werden, an Händen und Füßen mit Rettichsaft. Diese Mittel getraue ich mir weder sammt noch sonders zu verwerfen, weil sie sich auf die Erfahrungen der Amerikaner gründen. Ihnen nützt manches, dessen Kräfte auch die scharfsichtigsten Europäer noch nicht kennen. Der Kluge wird indessen diesen Verwahrungsmitteln der Amerikaner nie so trauen, daß er darüber die Regeln der Behutsamkeit außer Acht ließe, und der Gefahr vergäße, in der man oft vor den Schlangen am meisten schwebet, wenn man sich derselben am wenigsten versieht.

Darum möchte ich allen Amerikanern angerathen haben, so viel als möglich auf ihrer Hut zu seyn. Müßen sie auf dem Feld ihr Mittag- oder Nachtlager aufschlagen, so sollen sie eine Gegend dazu wählen, wo keine Hecken, Rohre oder Höhlen sind, und welche von den Ufern der Seen und Flüsse etwas entfernt liegt. Auch mögen sie sich fleißig herumsehen. Das hohe Gras, die faulen Stämme, die Schlupfwinkel der Gesträucher und Felsen sollen sie vielmal ausstören, wenn sie irgendwo sich setzen oder niederlegen wollen. Da die Indianer diese Vorsicht nicht beobachten, so setzen sie sich oft der Gefahr aus von den Schlangen gebissen zu werden. Wie eine Eichel dort liegen bleibt, wo sie vom Baume herabfällt, so werfen sie sich auch überall nieder, wo sie die

Lust

Lust anwandelt ausruhen zu wollen. Der Schlangen halber unbekümmert und unbesorgt, schlaffen sie wie die Ratten, und eben darum wachen sie oft heulend von jener ihren Bissen auf. Auf der Reise gehen sie mit blossen Füßen, und begaffen ohne Unterlaß die fliegenden Vögel, oder die auf den Bäumen herumhüpfenden Affen, anstatt daß sie den gefährlichen Pfad, auf dem sie wandeln, keinen Schritt aus den Augen lassen sollten. Die Abiponer werden seltner von Schlangen gestochen, theils, weil sie beritten, und theils, weil sie behutsamer sind; die Quaranier hingegen sehr oft, nicht nur, weil sie meistens zu Fuße gehen, sondern auch ihrer Unvorsichtigkeit wegen. Die Gegend um S. Joachim, welche ziemlich hitzig und mit Pfützen, Bächen und Wäldern umgeben ist, wimmelt von dergleichen vergifteten Thierchen. Kaum vergieng eine Woche, daß nicht einige Indianer von denselben verletzet wurden. Den Indianerinnen wiederfuhr dieses weit seltner, weil sie ihrer häuslichen Beschäftigungen wegen auch seltner in den Wäldern und Feldern herumstreifen, und außerdem auch behutsamer und furchtsamer sind; es wäre denn, daß jemand sagen wollte, daß die Weiber von den Schlangen mehr als die Männer gefürchtet, oder geliebet, und darum auch weniger gebissen würden. In den acht Jahren, die ich in dem besagten Flecken zugebracht habe, sind ungemein viele von verschiedenen Schlangen gestochen worden, aber, was zum Erstaunen ist, alle bis auf zween Jünglinge, die eine Klapperschlange um das Leben gebracht hatte, genasen wieder, und zwar durch den Gebrauch eines und ebendesselben Mittels. Nun mögen mir meine Leser mit Aufmerksamkeit zuhören, da ich ihnen diese wunderbare und, so zu sagen, himmlische Arzeney, die das Gift tödtet, den Vergifteten aber das Leben giebt, kund mache. Sie ist außer Paraquay eben so unbekannt, als den Paraquayern ersprießlich, und besteht

im

in einer schneeweissen und in Rücksicht auf Stengel, Zweige, Blätter und Geruch einer europäischen Lilie durchaus ähnlichen Blume, welche aber etwas kleiner als jene ist. Die Spanier nennen sie die Narde. Sie wächst auf jedwedem Boden, grünet zu allen Jahrszeiten, und leidet weder bei langwieriger Trockenheit noch auch durch den Reif Schaden. Diese den von Schlangen Gestochenen so heilsame Blume habe ich weder in einem europäischen Garten gesehen, noch auch in einem Kräuterbuche jemals angetroffen. Wissen doch auch die berühmtesten Botaniker, die ich darüber vielmal befragt habe, nicht das Geringste von derselben. Nachdem ich alle Gattungen der Narde sorgfältig untersucht habe, fand ich, daß man die paraquayische zu keiner der bekannten rechnen könne. Wie, wenn sie vielleicht die celtische Narde oder die Spica nardi italica oder die S. Magdalenablume wäre! Denn von dieser schreibt Woyts in seinem medizinisch=physischen Magazin, daß sie wider die Bisse vergifteter Thiere und in Pestfiebern treffliche Dienste thue. Allein ihre Beschreibung paßt auf unsere paraquayische Narde durchaus nicht. Eben dieser Schriftsteller macht auch von der baumartigen indianischen Lilienblume (Flos indicus liliorum arborescens) Erwähnung, welche man nach D. Hessens Bericht in Holland den **indianischen Blumenbaum** nennt. Sie soll den weißen Lilien ähnlich seyn, ungemein wohlriechende Blüthen treiben, und Winter und Sommer grünen, außerdem aber einem Myrthenbaum gleichsehen. Hieraus erhellet, daß zwischen diesen indianischen Blumen und unserer Narde ein himmelweiter Unterschied obwalte. Eben so wenig kömmt auch mit dieser die peruanische Narde überein, welche mir der durchlauchtige und weltberühmte Fürst Wenzl von Lichtenstein hier zu Wien in seinem Pallaste im Weingeiste gewiesen hat. Der berühmte Professor der Kräuterkunde zu Wien, Herr von

Jaquin

Jaquin, welchen einst der Kaiser Franz seine Wissenschaft zu bereichern nach Amerika geschickt hatte, gestand mir aufrichtig, daß er die paraquayische Narde nicht kenne. Ob ich nun gleich den Namen nicht weiß, den ihr die europäischen Völker geben, so werde ich dennoch ihren Gebrauch auseinandersetzen. Ihre Wurzel wurde, sie mochte nun frisch oder dürr seyn, in kleine dünne Stückchen geschnitten, und eine Zeitlang in Brandwein geweichet. Diesen legten wir nun sammt der Wurzel zum Theil auf die Wunde auf, welche die Schlangen gemacht hatten, und zum Theil gaben wir selbe den Verwundeten zu trinken. Meistens ist eine Dosis davon hinlänglich. Wiederholt man sie zwey- oder dreymal, so wird die Wirkung des Giftes gänzlich gehoben; die Geschwulst vergeht, und die Wunde heilt zu. Je mehr man mit dem Gebrauch dieses Mittels eilet, desto leichter und gewisser wird das Umsichgreifen des Giftes gehindert. Durch eine achtzehnjährige Erfahrung belehret, erkenne ich diesem Gegengift vor allen anderen den Vorzug zu; denn es hat noch allemal über das Gift aller Schlangen, das der Klapperschlange ausgenommen, gesieget. Die Indianer, die ich mit der Wurzel der gedachten Narde behandelt habe, könnte ich unmöglich zählen, aber betheuern kann ich, daß ihr Gebrauch niemals ohne Wirkung war. Einst biß eine Schlange einen Quaranier, der auf dem Felde auf der Erde lag, in den Hintern. Wie der Elende in meinen Flecken gekrochen kam, bereitete ich ihn mit den Trostmitteln der Religion zum Tode, den der heftige Schmerz der aufgeschwollenen Wunde, und das ungewöhnliche Geheul, das derselbe dem Verwundeten auspreßte, zu verkündigen schienen. Da ich nur noch wenige Tropfen Brandwein zu Hause vorräthig hatte, so ließ ich selbe sammt der Nardewurzel den Kranken theils trinken theils auf seine Wurzel auflegen.

Wei-

Weil aber dadurch das Gift noch nicht aus dem Leibe wich, wie man aus den heftigen Schmerzen des Patienten abnehmen konnte, so nahm ich statt des Brandweins anderen Wein zu den Wurzeln, und stellte dadurch denselben innerhalb drey Tagen vollkommen wieder her.

Indessen war die Natur nicht so sparsam, daß sie den Menschen außer der Narde, welche nicht allen bekannt ist, kein Heilmittel wider die Schlangenbisse verliehen hätte. Bei den verschiedenen Völkern sind auch verschiedene im Brauche. Aus vielen werde ich nur wenige anführen. Daß den Tabackblättern eine vorzügliche Kraft wider die Schlangenstiche eigen ist, läugnet niemand. Einem Quaranier, welcher auf einer Reise in Gesellschaft mit seinen Gefährten die Mittagsruhe pflog, gab eine Schlange auf den Fuß zween Bisse. Man batt mich um eine Arzney. Ohne Zweifel würde ich ihm Nardewurzeln gegeben haben, wenn ich eine bei der Hand gehabt hätte, allein wir waren viele Meilen von dem Flecken weg. Nun mußte auf der Stelle Rath geschafft werden. Ich erinnerte also den alten Vater des Verwundeten, daß er sogleich ein Tabackblatt in den Mund nehmen und beide Wunden aussaugen sollte. Dieser antwortete mir, daß er es schon gethan habe. Hierauf ließ ich die Wunden mit Tabackrauch beräuchern, und gekaueten Taback statt eines Umschlags darauflegen. Der Verwundete mußte gleichfalls Taback kauen, dessen Saft verschlingen, und durch ein Rohr, so viel er konnte, schmauchen. Ich gab ihm auch eine Schaale Brandwein, ein Getränke, das uns auf den Reisen in verschiedenen Zufällen besonders wohl zu statten kam, zu trinken. Dadurch dämpften wir endlich die Gewalt des Giftes, und stellten dem Kranken seine Kräften wieder in so weit

her, daß er mit Hilfe eines Stockes übrigens aber gesund bis in den Flecken mit uns gehen konnte. Die Hitze des Brandweins vertreibt die tödtliche Kälte des Giftes, und giebt dem Magen und dem Blut ihre natürliche Wärme wieder. Beides wird, wenn man den häufigen Gebrauch des Tabacks mit dem vorigen vereinbaret, desto sicherer bewerkstelliget; denn wenn man den Schlangen ein Tabackblatt in den Rachen steckt, so bleiben sie, wie der P. Gumilla erfuhr, auf der Stelle todt. Eben dieser Schriftsteller berichtet uns auch, daß die Einwohner in Neugranada, die Schlangenbisse zu heilen, Schießpulver in Brandwein trinken, und sich damit kuriren. Es ist auch ganz begreiflich, daß hitzige Mittel das kalte Gift aus dem Leibe schaffen. Sobald die Mokobier, Abiponer und Tobas (berittene Nationen in Paraquay) fühlen, daß sie von einer Schlange gestochen worden sind, so legen sie sogleich Jungferwachs, das ist, ein ungeschmolzenes, als welches ihrer Meinung nach das Gift aus der Wunde herausziehen soll auf dieselbe. Sonst lassen sie auch solches von ihren Aerzten aussaugen. Bisweilen schaben sie auch mit einem Messer etwas von einem Krokodilenzahn ab, trinken das Abgeschabene im Wasser, und binden zugleich auf die Wunde einen ganzen Krokodilzahn fest auf. Diesem Mittel schreiben sie ihre Wiederherstellung zu. Die Spanier setzen ihr Vertrauen gleichfalls darauf. Um die giftabtreibende Kraft der Krokodilenzähne zu erforschen, warf unser Apothecker zu Kordova in Tukuman zweenen Hunden eine gleiche Portion des allerschärfesten Giftes in einem Rindfleische vor. Einem von diesen hatte er einen Krokodilenzahn umgebunden, dem andern aber nicht. Der ohne Zahn soll nach wenigen Stunden todt, der andere aber mittelst seines Krokodilzahnes lebendig und gesund geblieben seyn. Allein alles dieses konnte mich nie dahin bringen, daß ich mich jemals auf Krokodilenzähne verlassen hätte. Wird ein Hund von

einer

einer Schlange verwundet, so binden ihm die Abiponer um den Hals Straußenfedern. Dieses Mittel ist ihrem Vorgeben zufolge, von ihren Vätern auf sie gekommen, vermuthlich weil sie nichts besseres wissen.

Die Portugiesen verschwenden ihre Lobsprüche meistens an den Schlangenstein (Piedra de cobra) welcher bisweilen aschengrau, und bisweilen schwarz aussieht und allerlei Größe hat. Man hält ihn für den Giftmagneten, denn gleichwie der Magnet das Eisen an sich zieht, so soll jener auf die Wunde gelegt alles Gift in sich hineinschlürfen. Um ihn abermal in der nämlichen Absicht brauchen zu können, legt man selben in Milch, weil er darinn das eingeschlürfte Gift von sich lassen soll. Die mit indianischen Waaren handeln, scheinen diesem Stein, um seinen Werth zu erhöhen, ein anderes Vaterland, eine andere Entstehungsart und Benennung angedichtet zu haben. Sie sagen, man finde denselben blos in den Staaten des Grosmogols in den Eingeweiden einer Schlange, die sie Cobra de capello nennen. Indessen hält ihn der berühmte Kämpfer und andere für einen künstlichen, nämlich für ein Stück halbgebranntes oder kalcinirtes Hirsch- oder Ochsenbein, dessen sich auch ein jeder, der denselben nur ein wenig aufmerksam betrachtet, aus seinen kleinen Oefnungen überzeugen kann. Daß man Unverständigen Katzen für Haasen, Glas für Diamanten, und gedörrte Zwetschgen statt Tamarinden verkauft habe, ist weder neu noch etwas seltnes. Was aber der sogenannte piedra de cobra auch immer seyn mag, so weiß ich dennoch aus Erfahrung, daß er an der Menschenhaut und der Wunde kleben bleibt. Ob er auch das Gift aussauget, weiß ich auch itzt noch nicht. Ich behaupte auch nicht, daß es nicht irgendwo in der Welt eine Schlange geben könne, aus der man zur Heilung

Dd 2 der

der Schlangenstiche dienliches Steinchen genommen wird. Existirt eine solche, so haben die Kaufleute allem Ansehen nach dieses Steinchen aus Gewinnbegierde nachzumachen gesucht und darum Thierknochen kalcinirt, und jenem gleich gebrannt. Aber wie vielmal lassen sich nicht die leichtgläubigen Europäer durch dergleichen Kunstgriffe berücken? Den Stein, den man zuweilen in dem Magen der Stachelschweine antrifft, ist in der Medizin von vielfältigem Nutzen, und in Europa sehr kostbar. Die Stachelschweine (auf spanisch porcospin, auf französisch aber Porc-epic) sind wie der Igel auf dem Rücken mit Stacheln bewaffnet, und halten sich am häufigsten in Ostindien besonders aber um Malaga auf. So wie man bei den Elendthieren, Huenacken, Vicuñas und Gemsen sehr oft Bezoarsteine findet, so entdeckt man auch in jener ihrem Magen einen gleich den Aepfeln kugelrunden Stein von verschiedener Größe, der, wie er aus Ostindien kömmt, zu Lissabon mit Goldfaden auf Filigranart überzogen um 3 bis 400 Gulden unserer Währung verkaufet wird, wie mir ein ansehnlicher Mann in erstgedachter Stadt, in der ich 1748 sieben Monate lang auf die Abfahrt der Flotte wartete, erzählet hat. Ebenderselbe versicherte mir auch, daß gewinnsüchtige Europäer die Eingeweide der geschlachteten Stachelschweine in Indien trocknen, zusammenschneiden und daraus mittelst gewisser Zusätze eine Masse zusammsetzen, welche, wenn sie verhärtet ist, dem kostbaren Stein der Stachelschweine vollkommen gleichet, und nachmals in Europa um theures Geld abgesetzet wird. Man trauet diesen unächten Steinen die Heilkraft der ächten, wo nicht ganz, dennoch zum Theil zu. Da mögen nun die Käufer und Aerzte zusehen! Mir wenigstens ist noch heut zu Tage der Gebrauch dieses Steins (la piedra del porco spin) gänzlich fremd. Wer weiß nicht, daß die, welche mit indianischen Waaren handeln, eben so betrügerisch und

gewinnsüchtig die chinesischen Dinten- oder Tuschzeltchen, welche von den Architekturzeichnern gebraucht, und von den Franzosen Encre de la chine genennet werden, auch mit chinesischen Charakteren bezeichnet sind, häufig nachmachen? Kenner unterscheiden sie bald von den ächten. Man glaubt, daß die Chineser ihren Tusch aus einer schwarzen und harzichten Erde, oder auch (wie unser P. Trigautius, dieser berühmte Chineserapostel, dafür hält), aus Ruß und dem Rauche des Olivenöls zusammesetzen. Aber wie weit hat mich die piedra de cobra, von meiner Laufbahne abgeführet! Indessen wird es dennoch viele nicht reuen dieses hier gelesen zu haben.

Die alten Aerzte hielten den Knoblauch für eines der trefflichsten Heilmittel wider die vergifteten Schlangenbisse. Avicena sagt, daß ihm dessen Nützlichkeit längst bekannt wäre. Matthiolus räth den von Schlangen Gestochenen Knoblauch und gewässerten Wein an. Außerdem will er auch, daß sie ein Brechmittel und etwas Theriak einnehmen, die Wunde mit kaltem Wasser abwaschen, und die Region der Blase mit warmen Schwämmen warm halten sollten. Wenn wir dem Zeugisse des Volaterranus glauben wollen, welches Mizald (cent. 8.) anführet, so schlich sich einst in den Mund eines schlaffenden Bauers eine Schlange. Nachdem er erwacht war, nahm er Knoblauch zu sich, und stellte dadurch seine Gesundheit wieder her. Welche Heilkraft wider das Gift im Knoblauch stecke, mag man aus nachstehender Erfahrung schliessen, die ich selbst gemacht habe. Als einst ein Quaranier einen Garten umzäunete, wurde er von einer darunter verborgenen Spinne von der Gattung der haarichten, die ich oben beschrieben habe, in den Fuß gebissen. Er fühlte wohl den Schmerzen, aber er verschwieg denselben sehr unklug. Das Gift äußerte da-

her bald seine verderblichen Wirkungen, und das Bein schwoll immer mehr auf. Wie er nun sah, daß zu diesem Uiebel auch noch Magenschmerzen hinzukamen, und von der Gefahr überzeugt war, die ihm drohete, rief er mich endlich zu Hilfe. Rindsuppe, worinn ich eine Menge Knoblauch sieden ließ, und welche der Patient trank, befreyeten ihn sogleich von dem Gift, der Geschwulst und dem Schmerzen. Ich schätze auch den Rath des Dioskorides nicht geringe, als welcher den von Schlangen Verwundeten Rettichsaft zu trinken gab. Die Alten rathen uns mit eben dem Saft die Hände zu waschen, wenn wir uns vor den Anfällen der Schlangen bewahren wollen; denn die Erfahrung und die größten Naturforscher lehren uns, daß nicht blos der Rettichsaft sondern sogar der Rettichgeruch den Schlangen und dem Gift im höchsten Grade zuwider ist. Andere machen in eine lebendige Taube einen Einschnitt, binden selbe oder auch ein entzweygeschnittenes Huhn auf die von der Schlange gemachte Wunde auf, und glauben, daß selbe das Gift ausziehen. Noch andere setzen in die Stelle des Huhnes einen aufgeschnittenen Bock, oder den Magen einer frisch geschlachteten Ziege. Einige bestreichen den Schlangenstich mit Ziegenmilch, und erzählen dabei, daß ein Bauer seinen von einer Schlange vergifteten Fuß durch wiederholtes Eintauchen in Ziegenmilch wieder hergestellet habe. Ziegenkäs soll auf die Wunde aufgelegt die nämliche Wirkung hervorbringen. Dioskorides läßt den vergifteten Theil mit Hirschmark oder Ochsenmist beschmieren. Galenus legt kalcinirtes und pulverisirtes Hirschhorn mit Eßig vermischt darauf. Vegetius empfiehlt in dieser Absicht frischen mit attischem Honig, Wein und dem Harn eines Menschen abgetriebenen Schweinsmist, um die Wunde damit bestreichen zu lassen. Zu diesen Heilmitteln der alten Welt wider das Gift hat die neue Welt auch neue, wovon ebenfalls die

vornehm-

nehmsten Aerzte nichts wußten, hinzugefüget. Sie bestehen in Kräutern, Pflanzen, Wurzeln, Oelen, Harzen, Baumfrüchten, Häuten gewisser Thiere ꝛc. Ich werde die, welche die Paraquayer am beßten kennen, hier kurz berühren. Die grüne Ananas, eine auf den dortigen Feldern sehr gemeine Frucht, zerstossen sie, und legen sie hernach als einen Umschlag auf die vergifteten Bisse auf. Die indianischen Aerzte geben ihren vergifteten Patienten das Kraut Tarope, welches die Spanier Contrayerba, oder higuerilla die kleine Feige nennen, weil seine Wurzeln den Geruch und die Milch einer Feige haben, zu essen und zu trinken. Von dem Kraut Mboÿcaà kauet man die Blätter, und schlürfet den Saft; einen Theil der gekauten Blätter legt man auf die Wunde. Daher heißt dieses Kraut Mboÿcaà, das ist, das Schlangenkraut. In eben dieser Absicht wird auch die Kraft des Krauts Macaanguacaà. das ist das Kraut der Aente macangua gerühmet. Diese bewahret sich mit ihren Flügeln wie mit einem Schilde wider die Schlangen, verfolget sie, und tödtet sie mit ihrem Schnabel. Wird sie von diesen im Kampfe verwundet, so ißt sie dieses Kraut als ihre Medizin. Das Ycipo moroti und der bejuco de quayaquil leisten das Nämliche. Durch den Schweiß treibt die Wurzel von den Pflanzen Urucuÿ, jurepeba, jaborandi &c. das Gift aus. Diese Arzneymittel der Amerikaner wider das Gift mögen immer ihren Werth haben. Nichtsdestoweniger werde ich mit Erlaubniß aller alten und neuen Aerzte denselben allemal die obengerühmte Nardewurzel vorziehen, weil mir der glückliche Erfolg bei ihrem Gebrauche niemals fehlschlug. Nicht nur unzählige Menschen, sondern auch Thiere sind ihr das Leben schuldig; denn da Pferde, Maulthiere, Ochsen und Schaafe zu allen Jahrszeiten Tag und Nacht auf dem Felde weiden, so werden sie nicht selten von den Schlangen, Spinnen und

 Tausend-

Tausendfüßen oder amerikanischen Aeseln gestochen. Das Nasenbluten ist ein Zeichen, daß sie ein giftiges Thier gebissen hat. Gießt man ihnen zeitlich Brandwein mit Nardewurzel in den Rachen, so wird wieder alles gut. Wartet man aber, bis das Gift in alle Adern gedrungen ist, dann kömmt man freylich mit jeder Arzney zu spät, und sie bleibt ohne alle Wirkung. Was von mir bisher von den vergifteten Bissen und den Mitteln darwider gemeldet worden ist, habe ich blos als Geschichtschreiber und zwar in der Absicht geschrieben, daß die Europäer hieraus die paraquayischen Gebräuche kennen lernen, nicht aber dieselben nachahmen sollen. Ich habe sie darum an mehreren Orten erinnert, daß sie, wenn sie können, Aerzte und Wundärzte zu Rathe ziehen möchten; weil uns der unvorsichtige Gebrauch der sogenannten Hausmittel öfters in eine größere Gefahr stürzet als die Krankheit selbst. Mißfällt den Medizinern einiges von dem, was ich geschrieben habe, so mögen sie sich darüber satt lachen, wenn sie nur dafür etwas besseres auf die Bahne bringen. Sie mögen aber auch wissen, daß es viele den Europäern zuträgliche Dinge giebt, welche es für Amerika und die Amerikaner nicht sind. Vielen ächt medizinischen Operationen wird sich ein wilder Abiponer gar nicht unterwerfen. Setzt ihm ein europäischer Arzt auf dem vergifteten Theil Schröpfköpfe an, bedient er sich der Lanzette, ätzender Mittel, des glühenden Eisens, der Blutegel rc. und mißlingt ihm die Kur, so werden die Wilden den erfolgten Tod des Verwundeten nicht dem Gift der Schlangen, sondern der Grausamkeit und der Unwissenheit des Heilenden zuschreiben.

Drey

Drey und dreyßigstes Hauptstück.

Von anderen schädlichen Insekten und den Mitteln darwider.

Man solte schwören, daß ganz Egypten mit allen seinen Insekten, die einst die rächende Gotteshand darinn anhäufte, in Paraquay gewandert ist. Man wird sogar in diesem Lande mehrere, beschwerlichere und schädlichere antreffen, als man in jenem gesehen hat. Mehr noch als alle Schlangen, Skorpionen und behaarte Spinnen floh und fürchtete ich mich vor den gemeinen Hausfliegen, welche den unsrigen völlig gleichsehen. Man glaube nicht, daß ich hier im geringsten etwas übertreibe. Was ich gesagt habe, ist mein ganzer Ernst. Dergleichen Fliegen schwärmen überall haufenweise herum. Zu Hause und auf dem Felde ist man von diesen gefräßigen Insekten geplaget. Jaget man sie hundertmal weg, so kommen sie hundertmal wieder. Sie arbeiten sich durch die Nasen- und Ohrenlöcher in den Kopf des Schlafenden hinein, und legen darein unzählige Nisse, die Brut unzählicher Würmerchen, welche hinten und vorne spitzig und röthlicht, übrigens aber weiß sind. Sie vermehren sich stündlich, und zehren alles Fleisch und die Säfte des Hauptes weg. Kommt man den Wirkungen ihres verderblichen Nagens nicht zuvor, so erfolgt ganz gewiß Wahnwitz oder Tod. Ich kannte einen spanischen Schulmeister,

dessen ganzes Gesicht sammt der Nase von den Würmern zerfressen, und dessen ganzes Vorderhaupt von denselben wie eine Kürbiß ausgehöhlet war. Alle diese Würmer und alles dieses Unheil kam von einer Fliege, welche sich, während daß er schlief, in seine Nase hineingeschlichen hatte. Solche Zufälle sind in Paraquay weder selten noch sonderbar. Daß die Würmer durch das Anstreichen der Tiegerfette aus dem Haupt herausgetrieben werden; wie man sich dieser Arzney bedienet; und wie ich dadurch den Indianer Gregorius Piripoti, der bereits an der Schwelle des Todes stand, wieder hergestellet habe, wird meinen Lesern bereits aus dem vier und zwanzigsten Hauptstück dieser Geschichte bekannt seyn. Hier sind noch mehrere Beispiele dieser Art. In dem Flecken zum h. Rosenkranz strotzte ein Abiponer auf eine erbärmliche Weise von Würmern, welche aber hernach, weil sie die Tiegerfette nicht ertragen kunnten, durch zwo Oefnungen, die sie sich ausgenagt hatten, aus seinem Kopf hervorkrochen. Der dadurch von seinem Uibel befreyete Kranke schrieb die Erhaltung seines Lebens einzig der Tiegerfette zu. Eben dadurch kurirte ich auch eine spanische Gefangene, die an ihrem Kopfe von einer Musquetenkugel gestreift worden war. Bei der blutigen und aufgeritzten Haut fanden sich auch wie gewöhnlich die Würmerbräterinnen, die Fliegen, ein, welche sich bis in ihren Kopf hineinminirten, und dadurch die Indianerinn in die äusserste Lebensgefahr setzten. Allein die Tiegerfette, die ich ihr anschmierte, jagte alle diese fräßigen Gäste aus ihrem Neste heraus. Des nämlichen Mittels habe ich mich auch bei anderen Gelegenheiten gleich glücklich bedienet. An diesem so wichtigen und bei der grossen Menge der von Würmern Gequälten so allgemein brauchbaren Arzneymittel ließ ich es meiner Hausapotheke nie ermangeln. Auf das erste Gerücht, daß man einen Tieger erleget hätte, ließ ich sogleich hin-

nahm

nahm seine Fette zu mir, zerließ sie, und bewahrte sie in einem eigends dazu bestimmten Gefäß auf. Ohne diese Vorsicht würde sie ohne Zweifel bei der grossen Sonnenhitze die Fäulniß ergriffen haben. So einen unerträglichen Gestank auch die frische Tiegerfette, so wie das übrige Tiegerfleisch, ausdämpfet, so trinken sie dennoch die Abiponer mit Wasser vermischt wie Cyprewein, und sehnen sich unglaublich darnach. In einigen quaranischen Kolonien wurden, die Fliegenwürmer aus dem Leibe der damit Behafteten zu vertreiben, Pfirsichblätter gebraucht. Ich gestehe, daß ich mit diesem Mittel nie einen Versuch gemacht habe. Ich zog immer das sichere dem mir minder bekannten vor, so sehr es auch andere gerühmet hatten.

Diese Entstehung der Würmer aus der Fliegenbrut wird ein Nordländer schwerlich begreifen oder ein Naturkündiger glauben können. Die Amerikaner hingegen sehen sie täglich vor ihren Augen. Leider ist dieses gefährliche Gezücht nicht nur ihnen sondern auch ihrem Vieh vielmals tödtlich. Gegen den Anbruch des Tages schlachteten wir manchmal einen Ochsen oder ein Schaaf. Sogleich machten sich ganze Schwärme Fliegen über das frische Fleisch her, so daß selbes bald darauf überall mit einem weissen Saamengeschmeiß besäet war. Gegen Abend sahen wir mit Verwunderung, daß es faul, ein Sammelplatz der Würmer, und ganz unbrauchbar geworden war. Die ihr Fleisch unversehrt erhalten wollen, schneiden es in überaus dünne Stücke, und hängen selbe um sie in der Luft zu dörren, in Körben oder Netzen im Schatten auf, so daß zwar die Luft durchstreichen, aber keine Fliege dadurch schleichen kann. Oft wird der Rücken eines Pferdes durch den harten Sattel wundgedrücket oder durch das langwährige Reiten wundgerieben.

Auf

Auf der Stelle kommen die Fliegen, als wenn man sie zu einem Schmause eingeladen hätte, hausenweise herzugeflogen, und lassen eine unendliche Würmerbrut von sich, welche das Pferd zerfleischet, und in wenigen Tagen aufzureiben pflegt. Spritzt aus dem Geschwüre Blut heraus, so ist es ein Zeichen, daß das Thier an den Würmern leidet. Um es zu heilen, bindet man ihm die Füße zusammen, wirft es auf die Erde, und löset ihm mit einem dünnen Rüthchen die Würmer und den Eiter aus der Wunde, worauf man selbe mit gekauten Tobackblättern oder mit Ochsenmist anfüllet. Dieses muß einige Tage wiederholet werden. Kann sich das kranke Vieh lecken, so wird selbes desto eher und gewisser hergestellet. Da aber diese Heilart nicht nur mühsam und eckelhaft, sondern auch zuweilen sehr gefährlich ist, so wollen die Indianer, und die noch träger als diese sind, die Halbspanier auf den Feldern lieber die Aeser herum liegen sehen, als ihre Hände und Füße ermüden. Wie viele tausend Pferde, Ochsen, Kälber, Schaafe und Maulthiere gehen nicht jährlich aus Sorglosigkeit der Viehwärter der Meyerhöfe zu Grunde? Die neugeworfenen Kälber sollten die Hirten alle Tage besichtigen und von selben die Würmer abstreifen, die sich an den meisten anzusetzen pflegen; denn die Fliegen umlägern alsogleich ihren feuchten Nabel und richten sie, wie ich schon gesagt habe, erbärmlich zu. Wenn man also von zehn tausend Kälbern, die in einer Meyerey das Jahr hindurch geworfen werden, vier tausend übrig behält, so hat man vom Glücke zu sprechen, und alle Ursache den Wärtern den verbindlichsten Dank abzustatten. Diese Leute sollte man lieber Wölfe als Hirten heißen, indem sie nicht nur die fettesten Kälber selbst heimlich aufzehren, sondern auch andere unzählige durch ihre Nachläßigkeit von Tiegern, wilden Hunden und Würmern zu Grunde richten lassen. Leider! klagen alle Landwirthe

in

in Paraquay hierüber, wiewohl vergebens; denn alle ihre Drohungen und all ihr Bitten können selbe weder fleißiger noch redlicher machen.

Ich muß aber auch noch eines anderen Arzneymittels wider die Würmer erwähnen. Unser P. Martin Szentivani giebt in seinen Schriften über die Landwirthschaft den Landleuten den Rath, daß sie Olivenöl mit Wasser vermischen, und so ihrem Hornvieh zu trinken geben sollten, als welches, wenn es an Würmern litte, selbe mit den Exkrementen von sich geben würde. Dieses hatte ich einst gelesen. Ich erinnerte mich in Amerika noch daran, und bediente mich des Oeles, die von den Fliegen entstandenen Würmchen zu vertreiben, allemal mit dem beßten Erfolge. Ich hatte eine große englische Docke mit einer schwärzlichten Schnauze, die mich überall begleitete und schützte. Sie war übrigens semmelbraun, schön gebauet, schlank, voll Muth und Stärke, treu, wachsam, aber auch sehr zänkisch. Uiber die indianischen Hunde sah sie wie ein Ries über Zwerge hinaus. Sie biß sich daher mit denselben täglich herum, aber allemal siegreich. Dessen ungeachtet unterlag sie dennoch einmal der Menge Hunde, die sich über sie hergemacht hatten, und die sie weidlich zerzauseten. Die Fliegen propften ihre Wunde mit so häufiger Würmerbrut an, daß wir, weil sie sich nicht mit Händen anrühren, oder auf eine andere Art heilen lassen wollte, an ihrem Aufkommen verzweifelten. Ich kannte dazumal die Kraft der Tiegerfette noch nicht. Ich ließ also einige Tropfen Oel in die Wunde, worauf in meinem Beiseyn die ganze Schaare der verborgenen Maden auswanderte. Sobald ich ihre Köpfe aus derselben hervorragen sah, faßte ich sie sogleich mit einem Zirkel und warf sie heraus. Unterbrachen sie den Zug, so

goß

goß ich abermal Oel darein, bis sie zuletzt alle heraus gezogen waren. Durch dieses Hülfsmittel, welches mich Szentivani kennen gelehret hatte, genas mein getreuer Soldado (so hieß die Docke, weil sie wie ein Soldat mit den Feinden unerbittlich strenge verfuhr) in zween Tagen wieder. Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an diesen Hund, weil er sich viele Jahre hindurch in den gefährlichsten Reisen nicht wenig um mich verdient gemacht hat. Ich könnte nach dem Beispiele des Justus Lipsius noch manches Rühmliche von ihm anführen, welches von den Europäern allerdings bewundert zu werden verdiente; allein genug hievon, weil ich mir von Insekten und nicht von Hunden zu schreiben vorgenommen habe. Ebendieses Olivenöl gießt man auch warm, oder vielmehr lau in die Ohren, um jählings hineingeschlichene Schnacken, Flöhe, oder Mücken daraus zu vertreiben. Man vernehme und belache den Schrecken, der einst meine ganze Seele ohne alle Ursache ergriff und äusserst beunruhigte. Als ich mich einmal des Morgens ankleidete, hörte ich eine Fliege in einem fort und zwar so nahe bei mir sumsen, daß es mir vorkam, als wenn sie durch das Ohr in meinen Kopf eingedrungen wäre. Man kann sich unmöglich vorstellen, wie sehr mich dieser Gedanke ängstigte. Umsonst versuchte ich alle Mittel, die Fliege wieder herauszubringen, indem das mir so schaudervolle Gesumse noch immer fortwährete. Zuletzt machte ich mir in einer Muschel etwas Oel warm, und ließ es mir von einem Knaben in mein Ohr giessen. Weil dasselbe zu heiß war, so verursachte es mir unleidentliche Schmerzen. Aber schmerzlicher als alle diese fiel mir, daß das Sumsen der Fliege noch nicht nachlassen wollte. Diese Angst und die Besorgniß, daß sich in meinem Kopf Würmer ansetzen möchten, liessen mich nicht einen Augenblick ruhen. Geh! sagte ich zu dem Knaben, halte dein Ohr näher zu dem meinigen,

und

horche einmal mit Aufmerksamkeit, ob du das Sumsen des verwünschten Insekts nicht hörest. Er thats und bald darauf erwiederte er lächelnd: Pater! mit dir steht es gut. Die Fliege sumset nicht in deinem Ohr, sondern in deinem Rocke. Ich knöpfte mich sogleich auf, that den Rock um den Hals von einander, und sah, wie die vorhin in den Hemdfalten gesteckte und darum wimmernde Fliege freudig davon flog. Noch mangeln mir Ausdrücke diejenige Freude zu beschreiben, die sich damals nach verschwundener Gefahr meines Inneren bemächtigte. Dennoch konnte ich des ausgestandenen Schreckens lange nicht vergessen; denn die Ohrenschmerzen, die Folge des zu heiß dareingegossenen Oels, wichen lange Zeit nicht von mir und erinnerten mich nicht nur öfters an die gefangene Fliege, sondern machten mich deßwegen nicht selten lachen. So wird man öfter durch eingebildete Gefahren als durch wirkliche beunruhiget. Ich will diesem allem noch ein anderes, ganz unverwerfliches Mittel wider die Insekten beifügen. Sobald jemand bemerket, daß in seinem Kopf ein Insekt sich hineingeschlichen habe, so lasse er sich sogleich von einem anderen kaltes Wasser in sein Ohr mit aller Gewalt speyen; denn die Näße wird entweder das Thierchen zum Rückzuge nöthigen, oder demselben aus seinem Aufenthalt ein Grab zubereiten. Dieses hat mir und andern genützt.

In einigen Gegenden von Paraquay besonders aber am Taruma giebt es noch Fliegen einer anderen Art. An Gestalt und Größe kommen sie mit unseren kleinen Fliegen fast ganz überein, außer, daß jene weiß und mit einem fürchterlichen Stachel versehen sind, wodurch sie, wenn sie selben in Menschen oder Thiere lassen, auf einen einzigen Stich eine Menge Blut herauslocken. In Häusern wüßte ich nicht, daß ich sie häufig gesehen hätte.

Sie halten sich mehrentheils bei den Strassen auf, wo sie den Reitenden unerträglich fallen. In den nahe bei einem Walde gelegenen Feldern schwärmen die Bremen in unglaublicher Menge und Manchfaltigkeit herum. Mit ihren Stacheln quälen sie blos die Thiere; Menschenblut behagt ihnen nicht. Mich wundert nicht, daß die Alten gedichtet haben, daß eine von der Juno abgesandte Breme das Mädchen Jo rasend gemacht habe. Daß die folgsamsten Pferde und Maulthiere durch die unleidentlichen Qualen, welche sie von den Stacheln der Bremen auszustehen haben, oft gleichsam von Sinnen kommen, in Wuth gerathen, und auf Zügel nicht mehr achten, haben wir selbst vielmal gesehen. Aber noch gefährlicher sind gewisse grosse Waldwespen, indem die Pferde, sobald sie diese mit ihren Stacheln anbohren, vor Schmerz förmlich zu rasen anfangen. Um sich von diesen grausamen Peinigern zu befreyen, wirft der Gaul oft den Reiter ab, oft aber rennt er mit ihm fort, und wälzt sich auf der Erde. Darum brechen sich viele ihre Beine, darum zerstossen sich viele ihre Köpfe an Steinen und Bäumen; und darum sieht man auch immer so viel Blut auf den Strassen herumliegen. Ich selbst hätte bald, dieser nämlichen Ursache wegen, mein Leben eingebüßet, wiewohl ich auf einem sonst gutartigen Maulthiere ritt; wenn nicht ein Indianer im vollen Carriere auf mich zugesprengt wäre, und mich von dem wütenden Maulthiere und das Maulthier von den eigensinnigen Wespen erlöset hätte. Diese verfolgen auch die Menschen mit ihren Stacheln. Auf ihre Stiche folgen heftige Schmerzen und eine weitausgebreitete Geschwulst. Die meisten legen sich auf den verletzten Theil ein Stück Wasen statt eines Arzneymittels auf. Mir nützte derselbe nichts. Ich beruffe mich diesfalls auf meine Wange. Einst häufte sich in meiner Abwesenheit in unserem Hofe ein unzähliches Wespenheer an, welches an einem Stock

auf

auf die Art eines grossen Ballen übereinander hiengen. Aus Besorgniß, daß sie nicht von einem Vorübergehenden erschrecket würden, sich zerstreuen, und bei diesem Anlasse in mein Zimmer eindringen möchten, schoß ich eine stark mit Pulver geladene Flinte unter sie. Der jählinge Knall jagte sie alle auseinander und in die Flucht, bis auf eine, welche sich im Namen der übrigen an mir rächen wollte, und auf mein Gesicht zuflog. Dieses schwoll des heftigen Stiches wegen, den sie mir gab, entsetzlich auf. Zur Geschwulst gesellte sich ein eben so empfindlicher Schmerz, und ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Da ich des andern Tages darüber klagte, und die gebrauchten Mittel herzählte, lächelte ein alter Abiponer. Warum, sagte er zu mir, beschmierest du deine Wunde nicht mit Rindsfette. Dieses Mittels bedienten wir uns von jeher mit dem besten Erfolge. Ich folgte seinem Rath, und gleich darauf legte sich Schmerz und Geschwulst. Unter der Rindsfette aber verstehen die Abiponer nicht das Unschlitt, sondern das, was man in Paraquay statt des Schmalzes zur Zubereitung der Speisen braucht. Wie gefährlich es ist die Hornissen zu reizen, haben wir auf unseren Reisen vielmal erfahren. Einst zerstörten meine Indianer, die im Walde vor mir hergiengen, ein Wespennest zwar unvorsetzlich, aber dennoch nicht ungeahndet. Nicht wenige wurden von den auseinander schwärmenden Wespen, deren die meisten sich mit aller Gewalt unter meinem Rock zu verbergen suchten, gestochen. Ohne Zweifel würden sie meine ganze Haut mit Striemen bezeichnet haben, hätte ich nicht alsogleich mein Unterkleid von den Indianern besichtigen und die Wespen daraus wegschnellen lassen. Ich übergehe die verschiedenen Gattungen der kriegerischen Bienen, welche, wenn sie ihre Kuchen ausnehmen und plündern sehen, den Honig- und Wachsräubern alle ihre Stacheln muthig entgegensetzen, und ihr mit so saurer

Mühe erworbenes Eigenthum aus Leibeskräften vertheidigen, also zwar, daß man die Amerikaner um ihren süßen Honig nicht beneiden darf, weil ihnen selber so theuer zu stehen kömmt.

Die Schnacken nennen die Spanier Mosquitos, die Quaranier Natiu; die Abiponer endlich Ayte oder Apatáye. Mit beiden Worten drücken sie ihre Menge aus. Das Wort ayte heißt viele, wie ich anderswo gesagt habe. Apatàye wird von Lapatà abgeleitet, welches eine Binsendecke bedeutet, die sie zuweilen statt eines Daches brauchen. So wie keine Rechenkunst zureichet die Schnacken in Paraquay zu zählen, eben so ist auch keine Gedult hinlänglich ihre Ungezogenheit zu ertragen. Wo wir uns immer hinwandten, erfüllten sie unsere Ohren mit ihrem Gesumse und zerstachen unseren Leib mit ihren Stacheln. Man ist von ihnen allemal wie belagert. Diese blutdürstigen Trabanten gehen den Reisenden immer zur Seite. Um sie abzutreiben, möchte man sich tausend Arme wünschen. Fällt ein Frost ein, so ruhen sie in ihren Löchern aus; bei einer Windstille aber, und wenn die Sonne heiß scheinet, schwärmen sie fouragieren aus. Sie sind nie grimmiger als gegen die Morgen- und Abenddämmerung. Wo hohes Gras wächst, in Gebüschen, am Ufer der Bäche und Seen, wo Pfützen in der Nähe sind, in Wäldern, durch welche die Luft nicht durchstreichen kann, rc. findet man einen Schwall Schlangen und Schnacken von aller Art. Fügt es sich, daß man an einem solchen Ort übernachten muß, so darf man an das Schlafen nicht einmal denken. Ist man den ganzen langen Tag vom Reiten durch die Felder oder vom Gehen durch die Wälder, durch die man mit keinem Pferde durchkommen kann, entkräftet, so muß man sich auch des Nachts mit den Schnackenabtreiben vergebens ermüden. Wie oft habe ich

nicht

nicht in solchen schlaflosen Nächten über die langsame Wiederkehre der Sonne geklaget! Ich bedauerte auch die hungrigen und von den Beschwernissen der Reise ganz erschöpften Pferde, die, weil sie weder weiden noch ausruhen konnten, immer unter einer Wolke von bissigen Schnacken um das Feuer herumstanden, und nach Rauch haschten. Ist dieser dick, so verscheuchet er wohl die kleinen sumsenden Peiniger, aber er wird auch dem, der bei dem Feuer auf der Erde schläft, Thränen auspressen, und den Schweiß austreiben, besonders bei heißer Sommerszeit. Den Rauch vom Ochsenmist können die Schnacken nicht ertragen; aber die Menschen können es eben so wenig, es wäre denn, daß ihre Geruchsnerven alle Reizbarkeit verloren hätten. Allein setzen wir auch, daß sich eines Menschen Nase an diesen unausstehlichen Gestank gewöhnen könnte, so wird es ihm doch an Ochsenmist mangeln, weil man in den Wäldern keine Spur von einem solchen findet. Die durch dergleichen Wüsteneyen eine Reise unternehmen müssen, haben oft an den Lebensmitteln, oft an dem Brennholz zum Feueranmachen und manchmal auch an dem Wasser so schwer zu tragen, daß sie des Ochsenmistes, der sie wider die Schnacken schützen soll, gern entbehren. Ich bewunderte die Spurkraft und den Fleiß eines Schwarzen, welcher immer auf der Reise, wenn er schlief, eine harzichte Materie von einem faulen Holze, die bei der Nacht leuchtet und ohne der Nase beschwerlich zu fallen, gelinde rauchet, an der Seite liegen hatte, und darum, wie ich selbst beobachtete, von den Schnacken verschonet blieb. Der Name dieses Harzes ist mir (eben nicht sehr wider meinen Willen) entfallen; denn sie ist eben so mühsam aufzusuchen als schwer zu finden; fast ganz unbekannt, wiewohl allen zu wünschen; weil sich niemand vorstellen kann, was man auf langen Reisen von den Schnacken auszustehen hat. Wir langten nicht selten an

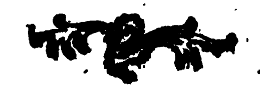
Gesicht und Händen zerfleischet, aufgeschwollen und voll Blut zu Hause an, und sahen uns selbst nicht mehr gleich. Gewiß aber ist es und unwidersprechlich, daß einige mehr, andere minder von den Schnacken geplaget werden. Indessen wer hat es noch untersuchet, ob sie lieber dem süßen oder dem sauern Blut nachgehen? Ich meines Theils habe öfters beobachtet, daß sie die weißen Gesichter begieriger anzapfen als die braunen und auch häufiger daran saugen. Will man auch zu Hause die Nächte nicht schlaflos zubringen, so muß man gegen die Abenddämmerung Fenster und Thüre zuschließen, besonders wenn man ein Licht anzündet; denn diesem flattern sie durch alle Spalten haufenweise zu. Andere Schnacken, welche die Abiponer Ychit, die Spanier aber Gejennes nennen, (vielleicht von Gehenna, als wenn selbe in der Hölle ausgebrätet würden) sind viel kleiner als die vorigen, aber auch viel trotziger. Sie sumsen zwar nicht so unleidentlich wie die anderen; aber sie schleichen sich durch Mund, Nase, Ohren &c. und zerstechen den Theil, auf dem sie sich einmal gelagert haben, jämmerlich.

In Paraquay ist besonders eine überaus kleine Schnacke verschrieen, welche auf quaranisch Mbarigue heißt. Wegen ihres kleinen Körperchens entgeht sie auch dem Auge des Scharfsichtigsten; und dennoch ist ihr Biß äußerst schmerzlich, ich möchte fast sagen, unerträglich. Es ist, als wenn man mit einer glühenden Nadel gestochen würde. In dicken Wäldern und an den Ufern der Bäche schwärmen sie haufenweise herum, und sind besonders abends und bei schönem Wetter zu fürchten. Ihr Stachel thut ihnen die Dienste eines Bajonets, indem sie damit nicht blos die nackte Haut anbohren, sondern auch dünne Kleider durchstechen. Wenn wir uns in den Wäldern etwas länger aufgehalten hatten, kehrten

wir

wir immer mit so vielen rothen Punkten auf unserem Leibe in den Flecken zurück, als wenn wir mit den Pocken wären behaftet gewesen. Wiewohl nun die Haut von so vielen Schnackenstichen brennet, jucket und aufschwillt, so darf man sie dennoch weder mit den Nägeln kratzen, noch mit kaltem Wasser besprengen. Allein wir würden uns über alles dieses hinwegsetzen, wenn es nicht gefährliche Folgen haben könnte. Aus den vielfältigen Stichen der Schnacken Mbarigue entstehen oft ziemlich grosse Würmer, von welchen ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob der giftige Stachel oder eine giftartige Feuchtigkeit oder eine andere zurückgelassene Brut an ihrer Entstehung Schuld ist, oder ob die Schnacken selbst, wie die Indianer glauben, wenn sie sich durch die Haut durchgebohret haben, zu Würmern werden. Das weiß ich, daß an einem Orte auch nur ein Wurm zum Vorschein kömmt. Nachstehende Erfahrung ist ein Beweis hievon. Ich bemerkte einst, daß mein Hund, der mich auf meinen Reisen zu begleiten und zu schützen pflegte, öfters winselte, sich kratzte und jämmerlich litt. Ich zog hierüber meine Gefährten, die Indianer, zu Rath, welche den Ausspruch thaten, daß er mit Würmern angestecket seyn müßte. Sie banden ihm daher in meinem Beiseyn Schnautze und Füße zusammen, und warfen ihn auf die Erde. Hierauf drückten sie seine Haut, wo die Geschwulst hervorragte, fest zusammen, bis zuletzt ein darinn versteckter Wurm mit aller Gewalt heraussprang. Aus siebenzehn Orten drückten sie ebenso viele weiße Würmer in der Dicke eines Apfelkerns und in der Länge eines Nagels von einem Mannsdaum heraus. Da ich über diesen Vorfall erstaunte, (ich hatte bis auf dieselbe Stunde nie von etwas solchem gehört) bezeugten mir alle Indianer einstimmig, daß ihnen das nämliche öfters wiederführe. Das Gesehene jagte mir keine kleine Furcht nicht nur vor den Insekten sondern auch vor der Kur

ein. In Paraquay ist es landkundig, daß die kleinsten Würmer, und beinahe unsichtbaren Mücken viele um ihr Leben gebracht haben. Der P. Felix Villagarzia (ich habe ihn zu S. Rosa gekannt und nach seinem Verdienste hochgeschätzt) wurde, da er in den Wäldern Tarutna die Ytatynguas, die nachmaligen Einwohner des Fleckens S. Joachim, lange Zeit aufsuchte, von Augenschmerzen befallen, und viele Jahre dergestalt mitgenommen, daß er wegen einer Fistel und der darinn sich ansetzenden Würmer öfters dem Tode nahe war. Jedermann wußte, daß die strenge Sonnenhitze in den Wäldern, wo kein Wind durchstreichen kann, und Schnacken von allerlei Art an seinen unsäglichen Leiden Schuld gewesen sind. Aber wir wollen nun merkwürdigere Dinge vornehmen.



Vier

Vier und dreyßigstes Hauptstück.

Fortsetzung der Materie von den Insekten.

In den hitzigeren Gegenden von Nord- und Sudamerika sieht man ein Würmchen, einen wahren Auswurf der Natur, welcher nicht nur täglich vielen Seufzer auspreßt, sondern auch nicht wenige um ihr Leben bringt. Es sieht aus wie der möglich kleinste Floh, dem er auch im Hüpfen nachahmet. Die Quaranier nennen es daher Tû oder Tûngaŷ den bösen Floh, die Spanier hingegen Pique, die Portugiesen bicho dos pes, das Fußinsekt, die Mexikaner Nigua; die Abiponer endlich Aagkani, das Bissige. Es ist so klein, daß es auch der Scharfsichtigste nur bei dem hellsten Lichte gewahr wird; aber so bissig, daß derjenige von Stahl oder Stein seyn müßte, der es nicht fühlte. Es hat auch einen so gespitzten und stachelartigen Schnabel, daß es durch Schuhe, Strümpfe, Stiefel und alle Arten von Kleidern sticht. Anfänglich bleibt es ein wenig an der äußern Haut sitzen, hernach aber dringt es mit einem beissenden Jucken in das Fleisch selbst ein, verbirgt sich darunter wie hinter einem Laufgraben, und umschanzet sich mit einem runden und weißen Bläschen, worein sie ihre Eyer wie fast unsichtbare Nisse hineinlegt. Läßt man dieses Bläschen einige Tage unter dem Fleisch unangetastet, so wird es so groß wie eine unsrige Erbse. Dergleichen Zufälle sind in Paraquay nichts seltenes. Je länger das Bläschen des Würmchens an dem Fleisch kleben bleibt, desto stumpfer wird das Gefühl des Schmerzens. Die-

sen Feind aus seinen Posten zu vertreiben ist niemand so geschickt als die Knaben; denn da sie von Natur ein sehr scharfes Aug haben, so entdecken sie alsogleich den rothen Punkt, als das Merkzeichen des in dem Fleisch steckenden Würmchens. Den Umfang oder Umkreis des Punktes ritzen sie mit einer Nadel auf, öffnen nach und nach Haut und Fleisch und graben endlich die Blase sammt dem Wurme und seinen Nissen ganz heraus. Hält man diese in eine brennende Kerze, so zerplatzt sie wie Schiespulver mit einem gewissen Gekrache. Zerreißt aber der Knab, der mit der Nadel im Fleisch herumgräbt, die noch im Fleisch sitzende Blase, dann steht es mit dem Gestochenen übel; denn die daraus fließende Feuchtigkeit wird eine Quelle neuer Schmerzen, und das zerstreute Nissengeschmeiß der Ursprung neuer Würmchen seyn. Daß dieser amerikanische Floh von einer giftartigen Materie strotze, erhellet daraus, weil die Höhle, woraus er sammt seinen Nachkommen gehoben worden ist, sich entzündet, aufschwillt, und zuweilen, wenn man nicht schleunig hilft, von dem kalten Brand ergriffen wird. Die Nägel der Zehen, als in welche sie sich am meisten einätzen, dorren allzeit aus und fallen ab; man hat sogar zuweilen die Zehen selbst abschneiden müssen, weil sonst das Leben des Patienten auf keinerlei Weise zu retten war. So groß ist das Unheil, das dieses kleine Ungezifer anrichtet! So haben oft die beträchtlichsten Vortheile und Nachtheile die unbedeutendsten Kleinigkeiten zur Quelle.

Die, durch fremde Gefahren belehret, sich vor den Würmern in Sicherheit setzen wollen, sehen vorzüglich in ihren Häusern auf Reinlichkeit; denn jene pflegen aus dem Staub, Unrath und allen Gattungen von Harn zu entstehen. In hitzigeren Himmelsstrichen wachsen sie auch an Oertern, die selten ausgefeget werden, lange unbewohnet bleiben, und der kalten Luft unzugänglich sind,

beson=

besonders wenn noch irgend eine Näße dazu kömmt. In den Gehegen, in welchen die Schaafe, Maulthiere, und auch zuweilen die Pferde verwahret werden, wimmelt alles, wiewohl selbe unbedecket und folglich unter freyem Himmel dastehen, von diesem Geschmeiße, also zwar, daß die hineintrettenden Viehwärter in Ansehung ihrer Füße vor demselben nie sicher sind. In den mehr gegen Süden gelegenen Strichen von Paraquay, wo eine kältere Luft herrscht, kennt man dieses verwünschte Ungezieser nicht. In den Gegenden von Buenos Ayres und Kordova in Tukuman ist noch keines gesehen worden. Die ersten sechs Jahre, die ich in Paraquay zubrachte, kannte ich es nur dem Namen nach: wie ich aber in die neue Kolonie S. Ferdinand versetzt wurde, mußte ich dasselbe wider meinen Willen sehen, fühlen und verwünschen. Selbst die Abiponer wußten von diesen Würmchen nichts, so lang sie noch in Chaco hordenweise und nach ihrer Willkühr herumschweiften. Sie sind erst von den Spaniern von Corrientes, dem Hauptsitz der gedachten Flöhe, welche ihre Kolonie angeleget haben, damit elendiglich angestecket worden. Von diesen haben sie dieses Unheil wie vormals die Pocken geerbet; das war ihre allgemeine Klage. Die an einem solchen Ort wohnen, wo es dergleichen Insekten giebt, sollen ihre Füße wenigstens alle zween Tage von einem Knaben besichtigen lassen. Oft können sie ohne alle Beschwerde von denselben weggenommen werden, wenn sie sich nämlich noch nicht durch die Haut durchgegraben haben. Sieht man, daß sie sich erst in das Fleisch hineinbohren, so darf man sie beileibe nicht mit der Nadel herausstupfen; denn man müßte befürchten, daß das kleine Körperchen von der Nadel zerrissen würde; und der Kopf, welcher immer fest im Fleisch stecket, in demselben stecken bliebe, welches dann unsägliche Schmerzen, und eiternde Geschwüre unvermeidlich zur Folge hätte. Die sich darauf am besten verstehen, warten einen ganzen Tag, bis der

Wurm völlig in sein Bläschen eingemacht ist, und folglich ganz und ohne Gefahr herausgenommen werden kann. Hierzu ist der Nachmittag am besten: denn da die Luft des Morgens rauher und feuchter ist, so wird auch das Fleisch, das man mit der Nadel öffnet, mehr gereizet, der Schmerz heftiger, und das Geschwür immer gefährlicher. Das tägliche Besichtigen der Füsse hat vielen Nutzen, aber auch einige Unbequemlichkeit; indessen wird diese immer grösser, je länger man jenes anstehen läßt. Bei einer einzigen Operation wird der Knab einem solchen Nachläßigen oft 10, 20, und noch mehr Würmer auf eine äußerst schmerzhafte Art mit seiner Nadel herausstechen. Oft wird man wegen der vielen Löcher in den Nägeln, Zehen und wunden Fußsohlen kümmerlich auftretten können, indem die Füße überall von Eiter triefen; aber auch die Schuld davon blos der unterlassenen Vorsicht zuschreiben, und lange dafür büßen müssen. Ich kenne viele, die dieser Saumseligkeit wegen viele Wochen das Bett zu hüten genöthiget waren. Ich erinnere mich leider, daß ich und andere etliche Tage hindurch nicht einen Schritt machen konnten ohne uns auf einen Stock zu stützen. Ich weiß sogar von einigen, die den Gebrauch ihrer Füße dadurch unwiederbringlich verloren hatten.

Ich gestehe, daß diese Würmchen hauptsächlich auf die Füße losgehen. Dennoch schleichen sie auch manchmal auf dem übrigen Körper und zwar mit noch weit größerer Gefahr herum, und nisten bald im Arm bald in den Knieen, oder wo sie es sonst für gut befinden. Mehr könnte ich meinen Lesern ins Ohr sagen, was ich ohne zu erröthen nicht schreiben darf. Da die Hunde immer auf der Erde liegen, so haben sie auch von diesem Ungeziefer mehr auszustehen. Sie bedienen sich aber ihrer Zähne statt der Nadeln, heben jene sehr geschickt heraus, und heilen ihre Wunde mit Lecken. Bisweilen hinken sie aber dennoch

lange

lange Zeit auf ihren ausgefressenen und mit Geschwüren besetzten Füßen herum. Die Schweine, Hausaffen, Katzen, Ziegen und Schaafe werden gleichfalls von den besagten Flöhen scharf mitgenommen. Pferden, Maulthieren, Ochsen und Eseln hingegen können sie nichts anhaben, weil jene durch die Festigkeit ihres Hufes oder ihrer Haut wider ihre Stacheln allzuwohl verwahret sind. Uebrigens müssen die Amerikaner sehr darauf sehen, daß sie die Höhlung, welche das herausgenommene Bläschen zurückläßt, mit spanischem Taback, Asche oder Seife anfüllen. Andere bedienen sich hierzu des Olivenöls oder der aus den Ochsenfüßen ausgesottenen Fette oder auch anderer Schmierereyen. Wer den Gebrauch dieser Mittel außer Acht läßt, setzt sich keiner kleinen Gefahr aus: denn die mit der Nadel gemachte Wunde geht, weil selbe mit dem Gift des hinausgestochenen Würmchens angestecket ist, in ein Geschwür über, eitert, und artet, wenn noch eine Entzündung oder eine starke Bewegung der Füße hinzukömmt, in den kalten Brand oder den Rothlauf aus. Hühnerfette, welche ich auf die verletzte Haut schmierte, und ein darauf gebundenes Kohlkrautblatt verminderten die Hitze, und thaten mir oft die besten Dienste. Man weiß aus Erfahrung, daß einige von diesem Ungeziefer mehr angefochten werden, und auch schwerer zu heilen sind, man mag zu was immer für ein Mittel seine Zuflucht nehmen. Dieser Unterschied gründet sich auf die verschiedene Mischung und Beschaffenheit des Bluts und der übrigen Feuchtigkeiten. Die Brasilianer sollen, um ihre Füße vor diesen Würmchen sicher zu stellen, selbe mit einem Oele, das sie aus den unzeitigen Eicheln des Baumes Acaju auspressen, beschmieren. Die Schiffleute bestreichen sich in eben dieser Absicht mit Theer. Wir bedienten uns, aus Furcht vor diesen und anderen Insekten, schaafSederner Strümpfe; allein die Erfahrung überzeugte uns, daß alles das nur eine schwache Schutzwehre wider ihren Stachel ist.

Die gemeinen europäischen Flöhe, dieses wie die Pest in allen Theilen der Welt verbreitete Ungeziefer, kommen nicht nur auch in Paraquay fort, sondern herrschen daselbst unumschränkt, als wenn sie in diesem Lande zu Hause wären. Da sie an den Hunden am häufigsten wachsen, so nennen sie die Abiponer neteguink Loapakate die Hundsläuse. Sonderbar ist es, daß es selbst zuweilen auf den mit Grase bewachsenen Feldern von Flöhen wimmelt. Die auf dem Fluß Paraquay fahren, und um das Mittags- oder Nachtlager aufzuschlagen an das Ufer hinausgehen, kehren oft, wenn sie gleich auf dem frischesten Wasen schliefen, wo von Menschen oder Hunden nicht die geringste Spur zu sehen war, von Flöhen wie bedeckt in das Schiff zurück. Eben dieses beobachtete ich auch in den an dem Fluß Inespin gelegenen Feldern und auch sonst noch. Wenn grüne Felder von Flöhen strotzen, was kann man erst von dem trockenen Fußboden in Zimmern, worinn weder Ziegeln noch Steine noch auch Bretter gelegt sind, erwarten? In solchen Gemächern habe ich bei den Abiponern sieben Jahre zugebracht, aber auch mich mit diesem zahllosen Geschmeiße Tag und Nacht herumgebalget.

Man wird nun ein amerikanisches Mittel wider die Flöhe wissen wollen: Man hat in der neuen Welt kein anderes, als welches man überall hat, die Geduld. Columella, Athanasius Kircher und andere waren der Meinung, daß, wenn man Kräuter von einem durchdringenden Geruch im Wasser kochet, und dieses auf der Erde ausspritzet, die Flöhe nicht nur verscheuchet, sondern auch getödtet werden. Die Quaranier kochen wenigstens in dieser Absicht das Kraut Caarè, dessen Geruch äußerst durchdringend ist, in Wasser, spritzen dasselbe, wenn es siedet, ins Zimmer, und fegen es alsdann einigemale. Wenn die Flöhe durch dieses Mittel ausgereutet werden, so ist

meines

meines Erachtens nicht sowohl der heftige Geruch des Krautes als das siedende Wasser, womit man sie begießet, an ihrem Untergange Schuld. Ein Haus darf nur von Staub und von Hunden frey seyn, und von den Winden öfters durchgewehet werden, so ist es wider diese kleinen Insekten ziemlich bewahret. Läuse haben die Abiponer, außer auf ihrem Kopfe, keine. Wenn die Indianerinnen den Ihrigen Läuse suchen, so verschlingen sie alle, die sie erwischen. Kömmt ihnen eine besonders fette unter die Finger, so machen sie der zu nächst bei ihnen Sitzenden ein Geschenk damit, und bieten ihr selbe an, wie wir einander eine Prise Taback anzubieten pflegen. Ich würde diesen Gebrauch der Wilden für eine Wirkung ihrer Wildheit halten, wenn ich denselben nicht auch bei den gemeinen Spanierinnen in Paraquay selbst vielmal beobachtet hätte. Schwerlich wird ein Europäer einen Amerikaner um diese Leckerbissen beneiden.

Wanzen, wie die unsrigen, giebt es in den spanischen Kolonien die Menge. In den Flecken der Indianer habe ich nie eine gesehen. Die Abiponer nennen sie Patà. In Kordova und anderen Orten in Tukuman flattern fliegende Wanzen, die man daselbst Binchuccas nennet, häufig herum. Untertags halten sie sich in den Spalten der Dächer und Schränke verborgen; des Nachts aber kommen sie, wenn der Himmel heiter und die Luft ruhig ist, schwarmweise auf die Schlafenden angeflogen, denen sie so viel Blut aussaugen, daß sie selbe blos jammern, keineswegs aber schlafen lassen. Den Theil, auf den sie sich setzen, quälen sie mit einer unerträglichen Hitze, daß sie mehr zu brennen als zu beißen scheinen. Die rothen Fleckchen, diese Merkmale des ausgestandenen Schmerzens, sehen gerade wie Brandmale aus. Nach einer beschwerlichen Reise von fünfzehn Tagen, die ich durch Wüsteneyen, und unter unaufhörlichen Regengüßen zu Pferd

gemacht

gemacht hatte, erreichte ich endlich den kleinen zum Gebiet von S. Jakob gehörigen Flecken Salabina; denn die Ruhe war mir diese Nacht nicht nur erwünscht, sondern auch schlechterdings unentbehrlich. Allein meines äussersten Bedürfnisses zu schlafen ungeachtet konnte ich dennoch kein Auge zuthun. Ich fühlte, daß alle meine Glieder brannten, zerstochen und gepeiniget wurden, ohne daß ich die Ursache dieses ungewohnten Schmerzens mit den Fingern auffinden oder auch nur errathen konnte. In der Nähe war niemand, den ich darüber hätte fragen können. Als endlich der Tag angebrochen war, bedauerten mich alle, die meine rothen Flecken sahen, und versicherten mir, daß ich von fliegenden Wanzen so zugerichtet worden wäre. Auf einer andern Reise übernachtete ich bei einem vornehmen Geistlichen, welcher, so bald wir das kleine Abendmahl eingenommen hatten, mit mir und allen seinen Hausleuten auf das nahe Feld hinaus wanderte, um daselbst die Nacht hinzubringen; weil ihrem Vorgeben nach kein Mensch unter einem von Wanzen angesteckten Dache in heißen Sommernächten schlafen könnte. Glückliche Abiponer und Quaranier, die ihr diese fliegenden Blutegel nicht kennet! Ich wenigstens habe in ihren Gegenden keine gesehen. Wenn man die Zuckermelonen nicht sogleich abbricht als sie reif sind, so setzen sich darinn zur Stunde eine Art abscheulich stinkender Wanzen an, welche den ganzen Garten verwüsten.

Unter dem schädlichen Ungeziefer gebührt auch eine Stelle einem Insekt, welches von den Spaniern Garrapata von den Quaraniern Yatebù und von den Abiponern òerél genennet wird, und vermuthlich zur Klasse der Zecken gehöret, die auf griechisch κρότων auf französisch morpions und auf latein ricini heißen. Die paraquayische Garrapata ist so groß als eine Linse, zuweilen auch noch größer; und sieht an ihrer Gestalt einer Landschildkröte gleich.

gleich. Auf dem Rücken trägt sie einen Schild wie die Schildkröten, aber runder als diese. Sie ist dunkelbraun und zum Theil buntschäckicht. Ihr plattgedrückter Körper, woran ein viereckichter Kopf wie ein Schnabel hervorraget, ruhet auf acht kurzen Füßen. Mit diesen hängt sie sich aus Leibeskräften an die Haut und das Fleisch des Menschen, indem sie die Hacken derselben darinn einsetzt, den Schnabel aber gräbt sie ganz hinein. Da sie nun das Blut aus irgend einem Theile des Körpers an sich saugt, so verursachet sie ein beschwerliches Jucken und Brennen, worauf eine Geschwulst folget und der Eiter oft vier Tage und oft auch noch länger fließt. Das Geschwür aber selbst heilet kaum innerhalb zwoen Wochen zu. Da dieses Ungeziefer seinen Kopf tief in das Fleisch stecket, so ist es ungemein schwer dasselbe ganz herauszubringen. Reißt man aber den Leib ab, und bleibt der Kopf in dem Fleisch zurück, dann steht es mit dem Patienten noch schlimmer. Das Geschwür wird lange eitern und jucken, bis er das Gift herausziehen kann. Dieses Menschen und Vieh beschwerliche Insekt hält sich in den Feldern noch mehr als in den Wäldern auf. Sein eigentlicher Tummelplatz und wo man es schwarmweise antrift, ist bei faulen Bäumen und hauptsächlich bei Rohrblättern. Wie man sich daselbst auf die Erde niederlegt, so wühlet und jucket es auf dem ganzen Körper. Je mehr man sich reibt, desto gewisser vergrößert man sich den Schmerz und die Geschwüre. Ich erinnere mich, daß ich deren auf meinem ganzen Leib etliche und sechzig alte und neue in einer einzigen Nacht gezählet habe. Wenn wir oft in der Absicht, Wohnplätze der Wilden aufzusuchen, unsere Reisen in die Wälder in die dritte Woche fortsetzten, so bekümmerten wir uns wenig um die Tieger, Schlangen, Waldteufeln (Diablos del monte, wie sie die Spanier, oder Caruguà, wie sie die Quaranier nannten) Unsere ganze Sorgfalt zog hauptsächlich das verderbliche Ungeziefer auf sich, das kriechend oder

fliegend

fliegend auf die Vorüberziehenden lauert. Oft klagten wir, daß wir zu wenig Augen hätten dasselbe zu entdecken, und zu wenig Hände es abzutreiben. Die zur Abtrocknung des Schweißes und zur Auffrischung des bei Tage von der Reise abgematteten Körpers so nothwendigen Nächte erklecken uns kaum, die Garrapatas auszuziehen, die wir am Tage über aufgesammelt hatten, und die sich bei uns aufs Neue beherbergen wollten, zurückzuweisen. So lang sich die Spanier in den Wäldern mit Zubereitung des paraquayischen Thee's abgeben, so lang kehren sie alle Tage mit einer Bürde Baumreiser vom Baum Caà und mit einem Schwarm Garrapatas in ihre Hütte zurück. So bald sie ihre Last abgeleget haben, eilen alle zu dem nächsten See oder Fluß um sich abzuwaschen, und lassen sich (denn sie legen ihre Kleider ab) von einander wechselweise besichtigen, und die in der Haut steckenden Garrapatas herausziehen. Ließen sie diese tägliche Vorsicht außer Acht, so würden sie der Eiter und die Geschwüre innerhalb wenig Tagen aufreiben.

Die Hirschen, Rehe, Affen, Ameißenbären, Hunde und alles Gewild, das sich auf dem Felde oder im Walde aufhält, strotzen immer ihrer vielen Haare wegen von Garrapatas. Einst brachte mir ein Indianer ein Reh, das erst einige Tage alt war. Als ich meinen Kopf zu nahe daran hielt, und es zu unbehutsam betastete, sprang eine Garrapata von demselben auf mich und mir gerade in das Ohr, in welches sie Schnabel und Füße so fest einsetzte, das es eines Angelhackens bedurfte, um selbe los zu machen. Ich wüßte nicht, daß den Amerikanern ein Mittel sich dieses Geschmeißes zu erwehren, oder dessen Bisse zu heilen bekannt wäre. Das Beste ist, wenn man sich nicht kratzt. Varro führt (im 2. B. von der Landwirthschaft 9. Kap.) wider die Zecken ein

Mittel

Mittel an. „Einige, sagt er, zerstossen griechische Nüsse „(er versteht darunter die Mandeln) im Wasser, und „bestreichen damit die Ohren der Hunde, als auf welchen die Zecken, wenn man sich dieser Salbe nicht bedienet, Geschwüre zurück zu lassen pflegen. Die kleineren Garrapatas fallen noch weit lästiger als die grossen.

Geflügelte und ungeflügelte Ameissen giebt es in Paraguay durchgängig von verschiedenen Arten, und in einer zahllosen Menge. Ich werde davon das Merkwürdigste und mir am meisten bekannte kurz anmerken. Die Abiponer nennen die Ameißen Oëhega, die Quaranier hingegen Tahì, wiewohl sie jede einzelne Gattung derselben mit einem eigenen Namen belegen. Die kleinsten unter allen sind roth, aber auch die schlimmsten. So wie der Magnet das Eisen an sich zieht, so zieht sie auch der Zucker, Honig und überhaupt alles Süße an, das sie nun plündern und verschleppen. Einen Vorrath von deraleichen Schleckwerk vor ihnen zu verwahren, muß man sehr listig und nicht selten auch sinnreich seyn. Das Süße vermehret ihre Galle und schärfet ihr Gift. So bald sie sich auf die Haut setzen, beißen sie unerträglich, worauf eine Blase auffährt, welche oft mehrere Tage mit vielen Schmerzen anhält. Ich trank einst aus einer Kürbiß, die mir bei dem Zuckern des paraquayischen Thees die Stelle einer Theeschaale versah, ohne die geringste Vorsicht Wasser, und in diesem unzählige an dem Boden klebende Ameißen mit. Allein wie sehr hat mich nicht dieser Trunk gequälet! in welch eine Gefahr gestürzet! Nach so vielen zu Land und zur See überstandenen Gefahren war ich dem Tode nie näher als damals. Die Mandeln schwollen mir auf, und die ganze Kehle war auf einmal voller Geschwüre, entzündet, und so verenget, daß ich zween Tage lang kaum einen Tropfen Wasser oder ei-

nige Brosamen durch selbe hinabslassen konnte. Außerdem hatte ich die größte Mühe Athem zu holen; reden und schlafen konnte ich gar nicht. Selbst am Mariä Himmelfahrtstage war ich nicht einmal im Stande das Meßopfer zu verrichten. Alle dießfalls angewandten Mittel waren fruchtlos; bis ich endlich meine Kehle mit Gerstenwasser mit wildem Honig und Essig vermischt immerfort netzte und meinen Hals etlichemale mit Hühnerfette beschmierte, da dann die Hitze und die Geschwulst der Kehle nachließ, und ich von der wirklich drohenden Gefahr, in der ich schwebte, befreyet wurde. Diejenigen Ameisen aber, die ich ganz verschluckt hatte, verursachten mir ein solches Kitzeln in der Lunge, und einen solchen Husten, daß ich wie ein Engbrüstiger nicht anders als sitzend schlafen konnte. Ich hustete oft ganze Nächte. Blos der Schwefel, den ich auf glühende Kohlen warf, oder vielmehr dessen Dampf, den ich mit dem Mund auffieng, verschaffte mir einige Linderung, indem selber den Schleim losmachte, und dadurch den Husten etwas stillte. Zu Ende des Septembers unternahm ich eine Reise zu Pferd. Nachdem ich einigemale unter freyem Himmel übernachtet hatte, stellte mir der wohlthätige Einfluß der frischen Luft meine Gesundheit wieder her, und der Husten hörte gänzlich auf. Um meinen Lesern einen Beweis von dem Gift der rothen Ameisen zu geben, und sie zu warnen, daß sie aus keinem Geschirre trinken ohne in dasselbe hinein gesehen zu haben, glaubte ich ihnen dieses unglückliche Ereigniß erzählen zu müssen.

Auf die kleinsten Ameisen, die ich jemals gesehen habe, lasse ich die größten folgen. Die Guaranier nennen sie Izaù. Sie sind den Menschen keineswegs gefährlich, wohl aber den Gebäuden, die sie untergraben. Kirchen und Häuser unterminiren sie mit unsäglicher Wuth.

heit. Sie höhlen die Erde in krummen Schlangengängen tief aus, und schleppen die ausgegrabene Scholle, wie sie denn groß und stark sind, auf das freye Feld hinaus. Wenn ihnen in der Folge die Flügel wachsen, so fliegen sie, so bald sie Regengüsse ahnden, haufenweise weg, aber eher so unglücklich als Ikarus und blos mit dem Unterschied, daß dieser ins Meer fiel, jene aber, wenn ihre Flügel vom Regen naß geworden sind, auf die Erde fallen und zu Grunde gehen. Sie steigen in die Höhe, um einen desto gefährlicheren Fall herab zu thun. Da nun die Regengüsse in die unterirdischen Gänge der Ameißen eindringen können, so werden ihre Höhlen ausgetränket; der Grund und Boden, worauf die Häuser stehen, ausgefressen, und die hölzernen Pfeiler, auf welchen die Mauern, das Dach und die Balken ruhen, sinken anfangs, und fallen zuletzt, wenn man selbe nicht zeitlich unterstützt, sammt dem Haus ein. Der ganze Hügel, auf dem der Flecken S. Joachim stand, war eine Pflanzstätte der Ameißen, und voll unterirdischer Kanäle und Minen. Wir stunden daher in unserem Haus, und der daran gebauten Kirche eben so viele Gefahr als Unbequemlichkeit aus. Auf dem Hochaltar konnte oft mehrere Tage keine Messe gelesen werden, indem die versteckten Ameißen bei regnerischem Wetter in langen Reihen aus ihren Höhlen hervor flogen; weil sie aber nicht lange fliegen können, auf den Priester, den Altar und das Kirchengeräth herabfielen, und alles verunreinigten. Verstopfte man ihnen heut zehn Ausgänge, durch welche sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrachen, so waren morgen wieder zwanzig andere eröffnet. Einst brach des Abends ein fürchterliches Ungewitter aus. Schreckliche Blitze durchkreuzten den Himmel, und Donner brüllten von allen Seiten her. Ein gewaltiger Platzregen vermehrte unsere Angst und verwandelte unseren Hof in einen See, weil die Mauer den Abfluß des Wassers hinderte. Mein

Amtsgefährte flüchtete sich in mein Zimmer. Indessen kam der indianische Küster zitternd mit der Nachricht, daß der Boden der Kirche einsinke, und die Wände sich spalten und neigen. Ich eilte also mit meiner Latern dahin. Kaum war ich außer der Thürschwelle meines Zimmers, als ich in der Erde eine Kluft gewahrnahm. Weil ich mir aber dabei keine weitere Gefahr vorstellte, so fiel ich an der Stelle, wo der Hochaltar gestanden hatte, und die Erde tief nachgesunken war, auf einmal bis an die Schultern in den Schlund, drang mich aber eben so behende, weil mir der Küster die Hand reichte, aus demselben heraus; denn es schien, als wenn die Ameißen unter dem Hochaltar ihre Hauptstadt angeleget hätten. Diese Höhle war viele Ellen breit und tief, also zwar, daß sie einem förmlichen Keller gleichsah. So vielmal die Indianer die Grube mit saurer Mühe ausfüllten, so vielmal gruben sie die Ameißen wieder auf. In dieser allgemeinen Angst aber rief ich so viele Indianer, als nur möglich war, zusammen, damit sie die sinkende Wand der Kirche mit Balken und Holzwerk unterstützen halfen. Die Quaranier ermangelten auch nicht aus einem besonderen Triebe der ihnen eigenen Gottesfurcht und ihrer Ergebenheit gegen ihre Väter mehrere Stunden unverdrossen bei der Kirche zu arbeiten, also zwar, daß sie einerseits vom Schweiß und andererseits vom Regen trieften. Allein da die Gefahr so groß war, so konnten wir uns auf keine Menschenhände mit Zuversicht verlassen. Ich mußte daher auf meines Mitpriesters Zureden mein Zimmer noch in der nämlichen Nacht räumen, weil es durch gemeinschäftliche Pfäle und Balken so an die Kirche gefüget war, daß der Umsturz der letzteren auch den Einfall des ersteren unausbleiblich nach sich gezogen hätte. Ich habe einst von nahe an die Provinz Quayana gelegenen Inseln gelesen, daß daselbst Felsen und Berge von den Ameißen ausgehöhlet, die Mauern untergraben, und die Einwohner

nur aus ihren Häusern vertrieben worden wären. Ich glaube dieß sehr gerne, nachdem ich selbst nicht nur ähnliche Ereignisse, sondern noch weit unglaublichere gesehen habe.

Was Ameißen vermögen, habe ich erst in Paraquay kennen gelernt. Einzeln betrachtet, sind sie alle schwach, und, mit den meisten anderen Insekten verglichen, klein; allein ihre Zahl, unermüdete Arbeitsamkeit und ihre Einmüthigkeit machen sie fürchterlich und erhöhen das Maaß ihrer natürlichen Kräfte. Wenn man die kleinste möglichste Größe oft genug vervielfältiget, so wird sie ansehnlich. Das grosse Weltmeer ist blos aus Tröpfchen zusammengesetzet, und dennoch wie schreckbar tobt es nicht zuweilen! Auf den Feldern, besonders an denen, die bei dem Fluß Parana liegen, sahen wir drey und mehr Ellen hohe, von den Ameißen aufgescharrte Erdhaufen, die steinernen Pyramiden vollkommen glichen, auf einer sehr breiten Grundfläche ruheten, und aus einem festen Stoffe bestanden, der einem Stein an Härte nichts nachgab. Dieß sind die Vorraths- und Blockhäuser der Ameißen; aus deren Gipfel sie ruhig auf die jähligen Ueberschwemmungen und die herumschwimmenden Aeser der trägeren Thiere hinabsehen können. An einem andern Orte fanden wir die ganze grosse Ebene mit kleineren Ameißenhaufen also besetzt, daß wir nicht ein Fleckchen antrafen, auf welches das Pferd ohne Gefahr zu stolpern seinen Fuß sicher hätte niederlassen können. Wir entdeckten auch auf dem Felde oft so breite Ameißenpfade, daß man darauf geschworen hätte, Xerxes wäre mit seinem ganzen Heer darüber gezogen. Die pyramidenförmigen Erdhaufen höhlen die Spanier sorgfältig aus, und bedienen sich ihrer hernach zum Brodbacken statt eines Ofens. Bisweilen zermalmen sie selbe zu Staub, welcher ihnen hernach, wenn er mit Wasser abgeknettet ist, beim Pflastern

ihren Häuser vortrefflich zu statten kömmt. Dieses Pflaster sieht wie ein Stein aus; hält eben so lang an, und soll den Flöhen und anderem Ungeziefer sehr zuwider seyn. Nun höre man, was sie in der Hauswirthschaft Uebels stiften. Sie kommen in einer endelosen und ausgebreiteten Reihe zu den Getreidesäcken angezogen, und schleppen, indem sie ihre Wanderschaft Tag und Nacht (wenn der Mond scheinet) fortsetzen, einige Metzen nach und nach mit sich weg. Fruchtbäume entblättern sie oft gänzlich, wenn man ihre Stämme nicht mit Ochsenschwänzen umwindet, um ihnen das Hinaufsteigen unmöglich zu machen. Die Getreidhalmen fressen sie so ab, als ob sie mit der Sichel wären abgeschnitten worden. Das Bischen Wein, das man zum Meßlesen braucht, muß aus Chili bei 400 Meilen weit in Paraquay geführet werden. Die Ursache hievon ist, weil die zahllosen Ameißenschwärme Weingärten und Weinstöcke, die die ergiebigste Weinlese versprechen, völlig absouragiren. Die Spanier sind dem Weinbau so wenig als dem Wein feind. So bald sie sich in Amerika festgesetzt hatten, so bald verlegten sie sich auch darinn auf die Anpflanzung der Reben; allein in Paraquay ersetzten ihnen diese ihre Mühe nicht. Da ihnen also die Ameißen alle Jahre die Frucht ihrer Arbeit wegfrassen, und ihnen aller Schweiß, den ihnen die Kultur der Weingärten auspreßte, keinen Tropfen Wein eintrug, so gaben sie diese gänzlich auf, und begnügen sich mit dem Froschgetränke, es sey denn, daß sie zuweilen eines Brandweins aus Zuckerrohren, oder eines Weins aus Chili habhaft werden können. Außer den tukumanischen Kolonien Cordova, Rioja, und Catamarca erhält man kaum so viele Trauben, daß man daraus Wein pressen könnte. Aus Mangel desselben konnten oft die Priester in den von Buenos Ayres und Tukuman am meisten entlegenen Ortschaften selbst nicht einmal an hohen Festtägen Messe lesen. Unstreitig netzen

sich

sich die Europäer ihre Stirne mit mehr Weihwasser, als die Paraquayer Wein durch ihre Kehle bringen. Statt des Weines bereiten sich die gemeinen Spanier ein Getränke aus türkischem Korn oder andern Früchten. Gelingt es ihnen durch ihre rastlosen Bemühungen die Ameisen aus dem Weingarten auszurotten, so fressen die ungeheuren Wildtauben- und Wespenheere die hie und da hervorkeimenden Weinbeere ab.

Uebrigens sind die verschiedenen Gattungen der Ameisen nicht nur das Verderben der Reben sondern auch der Gärten. Was man immer von Garten- oder Hülsenfrüchten aussäet, wird von ihnen bis auf die Wurzel rein aufgezehret. Setzt man heut eine junge Pflanze in die Erde, so wird man sie morgen vergebens suchen. Den Pfeffer aber rühren sie nicht an, seines herben Geschmacks wegen. Läßt man in dem Zimmer ein Stück rohes oder gebratenes Rindfleisch, so wird man es sogleich von Ameisenschwärmen überdeckt finden. Sie speisen allen Unrath, selbst die Aeser von Käfern, Kröten und Schlangen. Einen Vogel, den ich in seinen Kefig eingesperret, und mit Fleisch gefüttert hatte, fand ich, als ich in das Zimmer zurückkehrte, von den Ameisen aufgezehrt. Sie machen sich sogar über die Schlafenden her. Wenn man des Nachts fest schläft, so rücket bald aus der Wand und bald aus dem Boden ein Ameisenschwarm hervor, arbeitet sich ins Bett hinauf, und zersticht den Schlafenden, wenn er sich nicht eilends durch die Flucht rettet, von allen Seiten. Man darf mir dießfalls allerdings glauben; denn ich habe es selbst erfahren. In den Kolonien der Quaranier ist dieß nichts seltenes. Deßwegen läßt man daselbst die ganze Nacht das Licht brennen; denn man hält ein angezündetes Blatt Papier, welches in einen Haufen heranziehender Ameisen geworfen wird, für

für das einzige Mittel selbst zu verscheuchen. Die Portugiesen heißen diese Thierchen nach einem alten Sprichwort die Königinnen von Brasilien. Auch wir erfuhren, daß diese Beherscherinnen von Paraquay, weit mächtiger sind als der vorgegebene König Nikolaus. Ohne Zweifel würde man mit weit weniger Mühe alle Wilden unterjochen, als die Ameisen bezähmen: denn was man immer für Kunstmittel und Anstalten ausdenken möchte, so könnten sie doch damit nur eine Zeitlang vertrieben, nie aber völlig ausgerottet werden. Viele haben sich oft zu diesem Zwecke mit vielen Kösten Taglöhner gemiethet, ihre Gruben zerstören und theils Feuer hineinwerfen und theils ihre Eyer wegnehmen lassen. Der Erfolg davon war, daß man des anderen Tages in dem nämlichen Garten statt der alten neue sah. Steckt man in ihre Höhlen Schweinsmist, Kalk, oder Wohlgemuth, oder bespritzet man selbe mit Harn, so ziehen sie sich zwar zurück, aber sie graben sich wieder in der Nähe neue Gruben. Der Schwefel ist hierzu noch unter allen das beste. Hier ist die Methode, wie man sich desselben bedienen muß; (wir hatten sie von den Portugiesen gelernet.) Man muß nämlich die Haupthöhle der Ameisen, die man im Garten oder Acker gewahrnimmt, ausspüren. Hierauf steckt man in das größere Loch, das zu ihren unterirrdischen Schlupfwinkeln führet, eine Glutpfanne mit glühenden Kohlen. Mittelst eines Blasbalges fachet man das Feuer und, indem man Schwefel darein wirft, den Rauch an. Alle andere Löcher, woraus man Rauch herauswirbeln sieht, muß man fleißig mit Leimen verstopfen, damit der Rauch nicht weiter mehr herauskann. Hernach werfe man allen Schwefel in das Feuer und fache es mit dem Blasbalg an, da dann der Rauch in die ganze Höhle dringt, und alle Ameisen, die darinnen sind, erstickel. Dieses Mittel ist in

Pa-

Paraquay von vielen glücklich gebraucht worden. Wie aber! wenn es den Bewohnern jener Wüsteneyen an Schwefel und an Geduld gebricht! Je nun so wird es ihnen auch an Trauben, Feld- und Baumfrüchten gebrechen. Die Ameißen werden alles verwüsten, alle Bemühungen des Landmanns vereiteln, und nur der Schwefelgeruch kann sie zu Paaren treiben.

Plinius erzählt im 11. Buch 31. Kap., daß in einigen ostindischen Provinzen Ameißen herumziehen, welche an Größe den ägyptischen Wölfen, an der Farbe aber den Katzen gleichen, und Hörner tragen. Ich gestehe es, daß man in Paraquay keine von der Art und Größe sieht; vielleicht aber sind sie blos von Schriftstellern im Traume, sonst aber von niemand gesehen worden. Plinius ist überhaupt nicht der Mann, auf dessen Worte ich schwören möchte; denn er pflegt den Erzeugnissen des Auslandes durchgängig eine übertriebene Größe oder Kleinheit, und wunderbare Kräften und Eigenschaften anzudichten. Allein obschon die paraquayischen Ameißen so groß eben nicht sind, so haben sie dennoch Kräften und Waffen genug die Menschen zu zerbeissen, und zu zerfleischen. Ich erinnere mich einer ganz hieher gehörigen Stelle aus dem Suetonius, wo er vom Nero, der immer seiner Schandthaten wegen des Nachts von Schreckenbildern geängstiget wurde, folgendes schrieb: **Wiewohl er nie zu träumen pflegte, so sah er dennoch nach der Hinrichtung seiner Mutter im Schlafe, als ob er auf einem Schiffe das Steuerruder geführet, und man ihm dieses aus den Händen gewunden hätte. Hierauf wäre er von seiner Gemahlin Oktavia in die abscheuligste Finsterniß geschleppet und bald von einem Heere geflügelter Ameißen bedecket, bald etc.** Nicht ohne Grund schwebten die

Ameisen, dieses Tag und Nacht unruhige, und allzeit unerträgliche Geschmeiße, dem Nero im Schlafe als höllische Peiniger vor Augen. Was Nero träumte, erfuhren wir in Paraquay, leider! durch so viele Jahre; denn sie plagten uns nicht nur auf dem Felde, sondern auch zu Hause, besonders wenn sie gereizt wurden, unabläßig, indem sie das Ihrige eben so tapfer vertheidigen, als sie sich wacker das Fremde zueignen. Die Spanier nennen einen gewissen Baum den Ameisenbaum, die Chiquiten aber Auci n'ocoepez. Sein überaus weiches Holz ist von allen Seiten wie ein Sieb durchlöchert, und von den Ameisen bewohnet. Diesen Baum darf man auch nicht von Weiten anrühren: denn sogleich würden zahllose Ameisenschwärme, als wenn man ihnen die Losung gegeben hätte, auf allen Seiten hervorbrechen, um den Unvorsichtigen zu zerfleischen. An seiner ganzen Haut würden sie keinen Fleck unzernagt lassen, und ihn folglich durch ihre Menge, wie Nero träumte, ganz aufreiben.

Allein ich würde den Ameisen unrecht thun, wenn ich itzt, nachdem ich ihr Arges so haarklein auseinander gesetzet habe, nicht auch des Guten, das sie leisten, erwähnen wollte. Einige von einer größern Art haben an dem hinteren Theil ihres Körpers ein kleines mit einer schneeweissen Fette angefülltes Kügelchen hängen, welche sich die Spanier und Indianer von mehreren sammeln, im Feuer zerlassen, und wie Butter mit vielem Appetit verzehren. Ich habe ihnen oft zugesehen, keinen aber um diesen Leckerbissen beneidet, noch hat mich jemals darnach gelüstet. Andere kleinere machen auf gewissen Sträuchern, auf welchen die so köstlich riechende Frucht Quabira miri wächst, ein von Natur ungemein weißes Wachs. Es besteht aus kleinen Körnchen, die man sammelt, schmilzt, und zu

Al-

Altarkerzen verwendet. Zündet man diese an, so düften sie einen Wohlgeruch aus, an dem ihnen kein Weihrauch gleich kömmt. Da sie aber sehr weich sind, so schmelzen sie bald, und verbrennen schneller als jede andere, wiewohl sie doppelt so hoch als diese zu stehen kommen. Auch giebt es Ameißen, welche Körnchen von einem wohlriechenden Harz in ihre Schlupfwinkel zusammtragen, und die man statt des Weihrauchs brauchen kann. In einigen Gegenden von Asien sammeln die Ameißen Goldkörnerchen von den Goldbergwerken. Da nun die Indianer ihre Höhlen, diese reichen Goldgruben, plündern möchten, so machen sie sich bei strenger Sonnenhitze darüber her; allein die fleißigen Thierchen vertheidigen ihre Schätze mit so vieler Entschlossenheit, daß jene oft mit leeren Händen abziehen müssen, aber eben darum in ihrer Flucht weniger gehindert sind. Einige Gattungen der Ameißen geben für gewisse Bären, die deßwegen Ameißenbäre heißen und von den unsrigen ganz unterschieden sind, eine Speise ab. Allein hievon habe ich anderswo mehr gesagt. Oft stieg in mir der Wunsch auf, daß die, welche in Europa mit Nachtigallen- und Lerchenfutter handeln, eine Reise nach Amerika thun möchten, weil sie dort ganze Schiffsladungen von Ameißeneyern finden würden. Sie würden sich nicht nur für ihre Unternehmung über alle ihre Erwartung belohnet sehen, sondern auch den gedachten amerikanischen Provinzen einen ganz angenehmen Dienst erweisen.

In öden oder erst neuangebauten Gegenden giebt es ungeheuere Kröten (die Quaranier heissen sie Cururu, die Abiponer Hiy'meya und die Spanier Zapo) in einer unglaublichen Menge. Zu Conception, einem von uns von dem Fluß Narahagem an das Ufer des Rio Salado übertragenen Flecken, wimmelte es auf allen

Gassen

Gassen und Strassen von so vielen Kröten, und jene waren so schläpfrig, daß wir nicht auf der Erde sondern auf Eiß herumzugehen glaubten. Die Kapelle, unsere Hütten, alles war voll von ihnen. Sie fielen nicht selten von dem Dach auf den Boden, den Tisch und das Bett herab. Sie können an der Wand herum und wie die Fliegen hinauf und herabkriechen. Wird das Küchenfeuer nicht auf einem erhabenen Heerde, sondern auf der Erde angemacht, so schleichen sie sich oft in die Häfen und Töpfe. Ich schüttete einst aus einem kupfernen Gefäß siedendes Wasser in die dabei gestandene Kürbiß, dergleichen man sich in Paraquay statt der Theeschaalen bedient, um paraquayischen Thee und Zucker darein zu thun. Das Wasser floß sparsam und schwarz. Nachdem ich nun in das Gefäß hineingesehen hatte, so fand ich darinn mit Erstaunen eine gesottene Kröte, welche das Wasser abscheulich färbte, und von demselben so aufschwoll, daß sie die ziemlich enge Mündung des Gefäßes ganz verstopfte. Zum h. Rosenkranz, einer Kolonie, welche ich an das Ufer eines grossen Sees hingebauet hatte, findet man gleichfalls einen Schwall Kröten. In der Kapelle sah ich immer, wenn ich die Messe zu lesen hineingieng, unzählige; und ob man gleich durch zwey ganze Jahre stündlich ihrer eine Menge tödtete, so schienen sie doch, anstatt weniger zu werden, sich täglich zu vermehren. Es giebt noch eine andere Gattung der Kröten, welche von den Spaniern Escuerzos genennet werden, noch einmal so groß als die europäischen sind, und dem Menschen nicht nur beschwerlich fallen, sondern auch, wenn man sie reizt, nicht wenig gefährlich werden. Um sich zu rächen pissen sie, und spritzen ihren Harn auf eine ungemeine Weite wider den, der sie beleidiget hat. Das Auge, das nur im geringsten davon getroffen wird, erblindet auf der Stelle. Kein Mensch zweifelt, daß nicht nur ihr

Harn

Harn sondern auch ihr Speichel, Blut und ihre Galle von einem äusserst verderblichen Gifte strotzen. Nach dem Zeugnisse bewährter Schriftsteller rösten die Brasilianer die Kröten, zerreiben sie hernach zu Pulver, und vergiften dadurch ihre Feinde, indem sie es unter ihre Speisen und Getränke mischen. Die Vergifteten empfinden bald, daß sich ihre Kehle entzündet und austrocknet. Sie werden auch von einem Erbrechen, dem Schluchzen, Ohnmachten, Wahnwitz, Glieder- und Bauchschmerzen und nicht selten mit der rothen Ruhr gequälet. Läßt noch die Gewalt des Giftes ein Heilmittel zu, so soll dasselbe durch Purganzen und Vomitive, durch öfteres Schweiß treibendes Herumgehen und durch Bäder aus dem Leib geschafft werden. In eben dieser Absicht wird auch zuweilen der Kranke in einen mittelmäßig heissen Ofen, oder in ein frisch aufgeschnittenes Vieh gelegt. Ausserdem braucht man auch verschiedene Gift abtreibende Kräuter und Wurzeln. Hierunter gehört der Vorzug dem Kraut, das die Brasilianer Nhambi nennen. Wird mit dessen Saft der Rücken oder der Kopf der Kröte, nachdem man diese Theile etwas auf dem Boden gerieben hat, beschmieret, so fällt die giftige Bestie auf der Stelle todt um. Eben diese Wirkung macht auch der Schnupftaback, wenn man welchen auf ihren Rücken leget. So bezeugen es wenigstens die die glaubwürdigsten Schriftsteller. Hieraus mag man auf die Kräfte der Krauts Nhambi und des Tabacks wider das Krötengift schliessen. Die amerikanischen Kröten sind übrigens aschengrau oder kastanienbraun; man sieht auch buntgefleckte, mit Warzen besetzte, und nach Art der Igeln gestachelte. Daß einige Wilde gewisse Kröten essen, habe ich gelesen, aber nicht selbst gesehen. Daß das Pulver gedörrter und pulverisirter Kröten den Schweiß und den Harn treibe, und in der Wassersucht, der Pest und den Fiebern die trefflichsten Dienste thut,

habe

habe ich von europäischen Aerzten gehört, nach deren Vorschrift man auch aus einer zerstossenen Kröte einen Umschlag macht und denselben den Wassersüchtigen auf dem Rücken in der Gegend der Nieren auflegt. Wenn wir dem Woyts glauben wollen, der alles das anführt, so soll das Krötenöl den Kropfichten sehr ersprießlich seyn. Ebenderselbe empfiehlt auch wider das Krötengift, und dessen verderbliche Wirkungen Flußkrebsen, Hirschhorn, Weinblüthen und ich weiß nicht mehr, was alles. So sehr die paraquayischen Frösche (die Abiponer heißen selbe dergetetè) an Farbe, Grösse und ihrem Gequäcke von einander verschieden sind, in so unglaublicher Menge finden sie sich allenthalben. Sie schreyen und lärmen ebenso wie die europäischen, auch klagen sie wie diese in dem Schlamme ihre alte Klage fort, und fallen daher den Einwohnern und Reisenden gleich lästig. Sonst schaden und nützen sie niemanden, wiewohl man sie in Europa sowohl in der Küche als auch in der Apothecke braucht. Zu allen wird man einen Amerikaner eher bereden können, als daß er einen Frosch ässe, oder sonst einen Gebrauch davon machte. Mir grauet vor denselben nicht weniger. Ich fürchte, daß man mir Kröten statt Frösche auftische, so wie man manchen schon Katzen statt Haasen vorgesetzet hat. Wer weiß nicht, daß sich in Europa ganze Nationen der Frösche enthalten? Ich weiß wohl, daß es Unterscheidungsmerkmale giebt, woran man leicht eine Kröte von einem Frosch unterscheiden kann. Wie aber! wenn die Augen der Köchinnen manchmal umnebelt sind, und manchmal schlummern, so wie sie schon öfters Schierling für Petersilge und giftige Schwämme für genußbare auf die Tafel gesetzt haben, entweder, weil sie durch die Aehnlichkeit dieser Dinge getäuschet wurden, oder weil sie ihre Unterscheidungszeichen nicht aufmerksam genug beobachteten.



An Blutegeln (die Abiponer nennen sie Ypichi) haben die Seen, welche blos vom Regenwasser entstehen, nie einen Mangel; dennoch erinnere ich mich nicht, jemals so grosse wie die unsrigen gesehen zu haben. Vier Jahre lang mußte ich beständig Wasser trinken, worinn es von Blutegeln wimmelte: die ich aus meinem Becher meistens mit dem Löffel herausfischte. Bisweilen seihete ich dasselbe, wenn ich Zeit hatte, durch ein Leintuch. An die Abiponer, welche täglich in den Seen baden, schwimmen und spielen, hängen sie sich die Egel allenthalben an. So bald sie aus dem Wasser hervorkommen, läßt sich einer von andern absuchen. Wunderbar ist es, daß noch keiner dieser Blutsauger jemanden durch irgend einem Kanal in den Leib hineingebrochen ist. In dem Flecken zum h. Rosenkranz waren einst alle Gassen nach einem heftigen Platzregen voller Egeln. Wir alle lachten und wunderten uns über dieses uns ganz fremde Ereigniß. Die Abiponer hingegen, welche stets mit blosen Füssen herumgehen, beschwerten sich bitter, daß die bißigen Egeln, wo sie immer hintratten, sich an ihre Beine anhiengen, und fest kleben blieben. Allein diese Plage währte nicht lange; denn nach einer Stunde waren alle diese ungebettenen Gäste verschwunden. Wahrscheinlich sind sie dem nahen See zugeeilet.

In den Berghöhlen halten sich überaus grosse Fledermäuse, welche die Quaranier Mbopi und die Abiponer Cahit nennen, verborgen. Viele aber flattern in den Häusern und Feldern herum, und sind Menschen und Vieh gleich gefährlich. Nach dem, was unser Maffei (im 2. B. von Indien S. 35. nach meiner Ausgabe) schreibt, sollen in Cananor Fledermäuse mit Fuchsschnautzen und Fuchszähnen in der Größe eines Hünergeyers herumschwärmen, welche man

daselbst

daselbst den ausgesuchtesten Gerichten beizählet. So wie die Fledermäuse in Cananor den Menschen eine Speise abgeben, so geben hinwiederum die Menschen in Paraquay den Fledermäusen einen Trank ab; denn diese schleichen sich daselbst heimlich in die Zimmer, und saugen denen, die sie in einem tiefen Schlaf und schlecht zugedecket antreffen, bald aus ihren Füssen und bald aus ihren Armen Blut heraus, aber mit einem so sanften Kitzel, daß sie die Schlafenden nicht so fast zu beissen als zu streicheln scheinen; indem sie über die Wunde, die sie ihnen mit den Zähnen beissen, durch das Plätschern ihrer Flügel eine angenehme Kühle verbreiten. Erst wenn sie aufwachen, sehen sie an den mit Blut bespritzten Bettdecken, daß ihnen eine Fledermaus die Aufwartung gemacht habe. Die von ihnen an der Haut gemachte Wunde ist meistentheils weder schmerzlich noch gefährlich; es sey denn daß sich Fliegen, welche immer dem Feuchten nachgehen, darinn ansetzen. Schon aus diesem Grunde sind die Bisse der Fledermäuse den Pferden und Maulthieren gefährlicher; denn da ihr wunder Rücken den Fliegen immer bloßgesetzet ist, so bringen sie oft die aus dieser ihrem Saamengeschmeise ausgebrüteten Würmer, und das dadurch verursachte tiefe Geschwür um das Leben. Diesem Uebel zuvorzukommen, bestreuet man die noch frische Bisse der Fledermäuse mit warmer Asche.

Man könnte Paraquay mit Recht nicht nur als die Pflanzstätte sondern auch als das Paradies der Mäuse und Ratten (die Quaranier nennen sie Angujà die Abiponer Patagnik) ansehen. Da man daselbst täglich so viele Ochsen schlachtet, und von denselben so viel wegwirft, so stehen den paraquayischen Ratten, während daß die europäischen kümmerlich etwas zu nagen finden, Tag und Nacht die herrlichsten Schmause vor ihren Augen.

Sie

Sie vermehren sich daher auch ins Unendliche. Zu Buenos Ayres sahen wir täglich mit Erstaunen ganze Heerden Ratten, welche etwas grösser als unsere Eichhörner sind, aus den alten Wänden auf den Platz herausziehen. Meine Gefährten und ich zählten oft über fünfhundert auf einem Haufen beisammen. Zu Kordova in Tukuman hieng einst ein ganzer Ochs aber ausgezogen und ausgeweidet in einer Schreinerwerkstätte an einem Balken. Als des Morgens einige Laybrüder hineintratten, sahen sie von Weitem, daß der ganze grosse Ochs von Ratten strozte. Sie wollten aber noch genauer wissen, wie viel Fleisch selbe in der Nacht aufgezehret hätten, und giengen daher näher zum Ochsen hin. Wiewohl sich nun die meisten Ratten aus Furcht vor ihnen aus dem Staub gemacht hatten, so fanden sie dennoch in dem durch so viele Zähne ausgehöhlten Fleisch, als sie dasselbe befühlten, bey dreyhundert Ratten wie in einem Laufgraben verborgen. Hierauf empfand ich einen solchen Eckel vor dem ausgefressenen Fleisch, daß ich mich zween Tage lang nicht zur Tafel setzte und mit Brod vorlieb nahm. Ein schätzbarer Vortheil, den ich aus diesem meinen Grauen zog, war, daß man das Fleisch nachmals in einem schicklicheren und reinlicheren Ort aufbewahrte. Oft fiel ein ganzes Heer Ratten aus den südlichen Gegenden von Buenos Ayres trouppenweise in Tukuman ein, und verwüstete Aecker, Häuser und Scheuern. Ueber die Flüße, die ihnen in dem Wege standen, setzten sie ohne alle Furcht mit Schwimmen. Die ungeheure Felderstrecke, durch welche sie zogen, war nach ihrem Abzuge wie gebähnet und von Fuhrwägen befahren. Die paraquayischen Landleute verliessen, erschrocken über die zahllose Menge der Ratten, ihre Hütten, und ergriffen lieber die Flucht als die Waffen. So wird auch der kraft- und nervenloseste Haufe durch seine Menge fürchterlich. Auch glaube man nicht,

 daß

daß es den paraquayischen Ratten blos um Rindfleisch zu thun ist; sie lüstet es auch nach Menschenfleisch und scheinen also zur Klasse der Menschenfresser zu gehören: denn die Schlaffenden beissen sie nicht selten tüchtig. Ich habe einen aus meiner Gesellschaft gekannt, den eine Ratte in seinem Mittagsschlaffe überfiel, und einigemale in den Finger biß. Seine von Blut triefende Hand habe ich selbst gesehen. Außerdem giebt es gar keine Tröbelwaare oder Lumpen, die sie nicht zerbissen und zernagten und in ihr Magazin scharrten, um sich daraus ein Nest oder eine Speise zu bereiten. Seidene Bänder stahlen sie gleichfalls aus den Brevieren und verwandten sie zu ihren Kindbetten. Sie mausen auch Tüchein, Hauben, Strümpfe und andere Lein- und Wohlfetzen, schleppen selbe in ihre Schlupfwinkel, und bedienen sich ihrer statt der Küßen und Bettdecken. Diese beschwerlichen Diebe verursachen nicht nur den Hausleuten vielen Schaden, sondern setzen auch das Haus selbst täglich der Gefahr einer Feuersbrunst aus; denn sie sind dreust genug bei der Nacht die brennenden Unschlittkerzen mit ihren Zähnen anzupacken und damit in ihre Höhlen zu eilen, wobei sie die Hütten der spanischen Landleute oft anzünden. Sie haben mir deßwegen in der neuen Kolonie zum h. Rosenkranz nicht wenig zu schaffen gegeben. Wir mußten des Nachts ausv erschiedenen Gründen ein Licht brennen lassen. Hatten wir kein Unschlitt, so nahmen wir dazu eine Art Fette, die wir aus den Ochsenfüssen herauskochten. Fast alle Nächte stahlen uns die Ratten aus der Lampe, die immer auf dem Boden stand, den Tocht sammt dem Blech, worinn dieser steckte, um das stockende Oel schlürfen zu können. Um ihrer Verwegenheit Einhalt zu thun, mußten wir in der Folge das Blech mittelst einer kleinen Kette von Meßing an die Lampe festmachen, und mit einem eisernen Ge-

mich

nicht beschweren. Wider Diebe muß man bald List und bald Gewalt brauchen.

Die gewöhnlichste und fast alle Jahre wiederkehrende Landplage in Paraquay sind die Heuschrecken — Insekten eines scheußlichen Anblicks und von ungemeiner Grösse. Die Abiponer nennen sie Aorkaüi. Sie sind länger als der Mittelfinger. Wenn so ein zahlloser Schwall Heuschrecken heranzieht, so steigt an dem äusersten Ende des Gesichtskreises eine fürchterliche Finsterniß empor; die Sonne wird umnebelt, und selbst das Mittagslicht verdunkelt. Man sollte schwören, daß eine Regen- Donner- und Hagelträchtige Gewitterwolke im Anzuge wäre. Oft griffen meine Abiponer nach ihren Waffen und stellten sich in Schlachtordnung, weil die von weitem gesehene Heuschrecken der Staubwolke glichen, welche die feindlich gegen uns gesinnten Wilden mit ihren Pferden, indem sie immer mit verhängtem Zügel heransprengten, zu erregen pflegten. Wo sich die Heuschrecken immer niederlassen, berauben sie die Aecker ihrer Früchte, die Bäume ihrer Blätter, das Feld seiner Gräser, und folglich Menschen und Vieh ihrer Nahrung. Die ungemein zahlreiche Brut, die sie zurück lassen, setzet das Jahr darauf die Verwüstung fort und vermehret das Elend. Um also zu verhindern, daß sich die heransliegenden Heuschrecken nicht niederlassen, und die mit allerlei Früchten besäeten Felder nicht abfressen, wird getrommelt und gelärmet; man feuert Flinten wider sie ab, und schlägt mit den Palmästen stets in der Luft herum. Kann man sie durch alles dieses nicht abtreiben, so bemüht sich alles, was sich in den quaranischen Flecken nur regen kann, selbe auf der Erde aufzulesen, und zu vertilgen. Ich sah oft mit Vergnügen, wie man zuweilen an einem Tage mehrere Metzen von diesen Thieren sammelte, und sie bald zum Feuer und bald zum Wasser verdammte. Die

Abiponer hingegen wollen lieber die Heuschrecken verzehren als ersäufen oder verbrennen. Sie schlagen ihrer daher mit langen Rüthchen, so viel sie können, im Fluge aus der Luft auf die Erde herab, stecken sie daran wie an Bratspieße, braten sie hernach bei einem langsamen Feuer, und schmausen sie mit eben der Lust, mit der wir Rebhüner oder Schnepfen speisen: wiewohl nicht ohne Unterschied; denn sie essen blos die Weibchen mit Ausschluß der Männchen. Wir dürfen auch dieses den Wilden nicht verargen. Im Buch Levitici (11. K. 22. V.) werden die Heuschrecken den reinen Thieren beigezählet. Nach dem Diodorus aus Sicilien (3. B. 3. K.) dem Plinius (6. B. 30. K.) und dem h. Hieronymus (im 2. B. wider den Jovinian) sollen die Juden, Aethiopier, Lybier und Parther diese Insekten gesotten, oder gebraten oder zu Mehl zerrieben, auch gesalzen und geräuchert gegessen haben. Wenn so viele Völker Heuschreckenfresser gewesen sind, warum sollen wir Anstand nehmen, die Heuschrecken, welche Johannes der Taufer nach dem Zeugniß der h. Schrift in der Wüste aß, für wahre Heuschrecken und nicht für ein Kraut, einen Fisch oder Krebsen gleiches Namens zu halten, wie einige Schriftausleger der Meinung sind, welche bald ἀκρίδας bald ἀκρόδας bald ἐγκρίδας und bald ἀχράδας lesen, weil sie nicht begreifen können, daß die Heuschrecken eßbar sind, wie ich doch selbst bei den Wilden mit Augen gesehen habe. Ich würde nie fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Insekten, wovon Paraquay strotzet, anführen wollte. Aus dem bisher gesagten mag man auf das Uebrige schliessen, was ich hier Kürze halber übergehe. Wenn man von dergleichen Ungeziefer verfolgt wird, so ist man ohne Zweifel ärger daran, als wenn man sich wider Löwen, Tieger oder Krokodilen zu wehren hat. Diesen kann man durch die Flucht entgehen oder mit einem Gewehr den Rest geben, nicht

aber jenen, oder doch weit schwerer und seltener. Sie sind so schädlich, weil man sie nicht sieht; und fürchterlicher als die grossen Thiere, weil sie zahlreicher, oder richtiger, unzählbar sind. Ich habe mir vorgenommen in diesem Kapitel blos von den schädlichen Insekten, welche den Tod, oder Krankheiten oder sonst einen Schaden verursachen, zu schreiben. Welch einen unerschöpflichen Stoff fände ich vor mir, wenn ich auch die unschädlichen Insekten der Luft, der Erde und des Wassers auch nur leicht berühren wollte! Welch eine Manchfaltigkeit und Menge von Fliegen, Würmern, Bienen, Hummeln, Hornissen, Heuschrecken rc.! Wie vielerlei Arten der Johanneskäferchen, die bei der Nacht wie Sterne glänzen! Einige sind so gros wie Maykäfer und leuchten blos, wenn sie die Flügel schütteln; andere mit den Augen allein, aber so sehr, daß man dabei ein Buch lesen könnte. Noch andere schimmern mit dem Hintertheile. Endlich giebt es auch etwas grössere Würmer, die an dem ganzen Leib funkeln. Faule Holze, Rohre, Baumblätter, Wurzeln rc. verbreiten des Nachts wie die Diamanten, Rubine, Schmaragde, Chrysolithen, Topasse rc. in besonders feuchten Gegenden ein grünes, rothes, gelbes oder blaues Licht, und geben einen prächtigen Anblick. Dieses Schauspiel hatten wir in den zwischen den Flüssen Acaraÿ und Mondaÿ gelegenen Wäldern Mbaevera alle Nächte vor Augen. Ich habe manches von diesem leuchtenden Unrath aufgehoben, und in meinen Flecken gebracht, wo es so lang leuchtete, als es feucht war. Begoß ich es mit Wasser, so erhielt es seinen vorigen Glanz, welcher am Ende aber dennoch aufhörte, ohne daß die Nässe denselben jemals wieder herstellen konnte. Dergleichen leuchtende Materie ist mir sonst in Paraquay niemals zu Gesicht gekommen. So wie die Blumen die Felder schmücken, so zieren auch unzählige Schmetterlinge durch

 ihre

ihre liebliche Farbenmischung die Ufer der Bäche und die Einfassungen der Wälder. Allein von diesen und andern Insekten sind mit aller erschöpfenden Genauigkeit eine Menge Bücher geschrieben worden, die in jedermanns Händen sind. Wir müssen wieder zu unsern Abiponern sehen, welche in Paraquay mehr Schaden angerichtet haben als alle Insekten. Denn nachdem beinahe alle wilde Völkerschaften ihren Nacken unter das spanische Joch gebeuget hatten, schnitten die unüberwundenen Abiponer noch immer und besonders in diesem Jahrhundert den Spaniern unverdrossen die Köpfe ab. Sie verheerten die ganze Provinz weit und breit, wie Strassenräuber, durch beinahe tägliche Ueberfälle, durch Brand, Mord und Raub, entblößten einen grossen Theil derselben von Einwohnern, nahmen diesen Vieh und Haabschaften weg, und verachteten, als entschlossene Vertheidiger ihrer alten Freyheit, mit vielem Stolze die Tapferkeit und die Schlauheit der Spanier, so wie ihre Herrschaft. Bei den Spaniern heißen die Abiponer Mörder und Räuber; aber diese rühmen sich Krieger zu seyn; ob mit Recht oder Unrecht, mögen meine Leser entscheiden, denen ich nun ihre Kriegsordnung und was sonst noch zum Kriege gehört, vorzutragen Willens bin.



Fünf

Fünf und dreyßigstes Hauptstück.

Von den kriegerischen Eigenschaften der Abiponer.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich die kriegerischen Eigenschaften der Abiponer schildern soll. So reichhaltig auch die lateinische Sprache an Ausdrücken ist, so fällt mir doch keiner bei, der dem Bilde entspräche, das me n langer Umgang mit gedachten Wilden meinem Gedächtnisse eingedrücket hat. Daß die Abiponer kriegerisch, unverdrossen und behende in Ausführung ihrer Entwürfe sind, wird auch kein Spanier in Zweifel ziehen. Dennoch möchte ich sie nicht unerschrocken und tapfer nennen. Denn auch Cicero unterscheidet (2. Philipp.) den Muthigen von dem Starkmüthigen. Damit er dir, sagt er, wo nicht Stärke der Seele, dennoch Muth zutrauete. *) Ich will die Geschichte der Abiponer und nicht ihre Lobrede schreiben. Nun aber ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dem Leser die Sache, wie sie ist, ohne alle Schminke vor Augen zu legen. Dem Redner allein ist es erlaubt, Dinge, die seinem Helden nicht zum Ruhme gereichen, zu übergehen, ihre Farbe zu erhöhen, wenn es ihm gut deucht; und die Mängel, die über seinen Vorwurf ein minder vortheilhaftes Licht verbreiteten, mit einem Schleyer zu verhüllen. Ich liebe die Auf-

*) Ut cognosceret te, si minus fortem, attamen strenuum.

sichtigkeit zu sehr, als daß ich nicht unverholen meine Gedanken heraussagen sollte. Ich möchte wahrlich weder den Spott noch den Haß der göttlichen Wahrheit, der ich ganz huldige, auf mich laden.

Die Abiponer sind äußerst kriegsruhmsüchtig. Ihr Herz hängt ganz an den Waffen. Mit Lanzen und Bögen und überhaupt mit Gewehr aller Art wissen sie vortrefflich umzugehen. Im Reiten thut es ihnen niemand zuvor; auch erduldet niemand die Beschwerden des Kriegs, der Witterung, der Reisen, des Proviantmangels mit mehr Standhaftigkeit als sie. Ueber Flüße, die Schiffern und Schiffen gleich gefährlich sind, setzen sie unerschrocken mit Schwimmen. Ihre Wunden, wenn ihnen welche zu theil werden, sehen sie, als wenn es nicht ihre eigene wären, gelassen und ohne zu wimmern an. Sie haben sich alles eigen gemacht, was wir den europäischen Kriegern ohne Ausnahme wünschen, aber bei den wenigsten gewahrnehmen. Dieß einzige können sie noch nicht: nämlich den Tod verachten und den Ruhm aus den Gefahren herausholen. Sie prahlen sich mit ihrem Heldenmuthe, aber sie fürchten sich von ganzer Seele auf dem Bette der Ehren zu erblassen. Muthig sind sie, aber starkmüthig keineswegs. Der Starkmüthige bleibt auch gelassen, wenn der Himmel einstürzt, und kennt gar keine andere Wechselwahl als Sieg oder Tod. Zwar wollen die Abiponer auch überwinden; aber sterben wollen sie durchaus nicht. Sie verwünschen den Sieg, der auch nur einem einzigen von ihnen das Leben kostet. Sie hassen die Lorber, die mit Cypressen umwunden sind, und verabscheuen jeden Siegesjubel, der durch die Seufzer auch nur einer einzigen Wittwe oder Waise unterbrochen wird. So süß und rühmlich es auch ist für das Vaterland zu sterben, so glauben sie dennoch mit Owen dem Dichter, daß es noch süßer ist für das

Vater-

Vaterland leben zu können. *) Umsonst geben sich diese amerikanischen Krieger für eine Heldennation aus. Sie zagen gar zu sehr vor dem Tode. Ich wenigstens werde sie nie den Helden beizählen. Plutarch tadelt an dem Perseus, König in Macedonien, seine allzugrosse Liebe zum Leben (φιλοψυχίαν) sehr nachdrücklich und heißt sie eine unkönigliche Schwachheit. Grosse Männer müssen auch mit einem grossen Muth über die Schrecken des Todes hinwegsehen. Es ist wahr, die Weisen verargen uns diesen uns angebohrnen Trieb der Selbsterhaltung nicht; wenn wir uns dadurch nur nicht verblenden lassen und schändliche Dinge thun oder leiden. Der mag das Leben gering schätzen, der dessen Werth nicht kennt, oder es nicht zu geniesen weiß. Nun aber ist das Leben so schätzbar, daß Cicero eine Ameiße der schönsten Stadt vorzieht, weil diese gefühllos, jene aber nicht nur mit Sinnen, sondern auch mit Willen, Verstand und Gedächtniß ausgerüstet ist. Aus eben dem Grunde schreibt Augustin (L. 2. animadv. in Manich.) jedweder Fliege mehr innere Vortrefflichkeit als selbst der Sonne zu. Und Salomon sagt (Eccles. 9. v. 4.) Ein lebendiger Hund ist besser dann ein todter Löwe. Da also jeder seine Tage zu verlängern suchen soll, so verdiente Pheres, welcher sich für seinen Sohn Admet, König von Thessalien, zu sterben geweigert hatte, in den Augen der Geschichtschreiber Nachsicht. Vielleicht daß er sich die Stelle des Euripides zu Gemüth führte: Die Zeit in der Hölle währet lang. Dieses Leben hingegen ist kurz aber angenehm. Auch haben wir nicht zwo Seelen. Wir leben nur mit einer. Werth ist uns dieses göttliche Licht, ewig werth!

*) Pro patria sit dulce mori licet atque decorum,
Vivere pro patria dulcius esse reor.

Mit ihrem Leben gehen die Abiponer gewiß nicht verschwenderisch um. Mehr als alle Gottheit betten sie die Schiedsrichterinn der Treffen, die goldene Sicherheit, an. Wo sie diese nicht wissen, da bringt sie kein Mensch auf den Wahlplatz. Wo es zweydeutig aussieht, da ziehen sie sich zurück, wenn sie können. Sie drohen immer andern und fürchten sich selbst ohne Unterlaß. Dem Glücke trauen sie nicht sehr. Ehe sie sich also zu einer kriegerischen Unternehmung entschliessen, kundschaften sie die Beschaffenheit des Orts, die Zahl der Feinde und die zu ihrem Vorhaben dienlichste Stunde mit einer ängstlichen Sorgfalt einigemale aus. Auf jede wahre oder vermuthete Gefahr lassen sie ihre Lanze, und, wären sie auch noch so erbittert, auf der Stelle ihren Muth sinken. Agis, König der Spartaner, brüstete sich, wie Plutarch in seinen lakonischen Kernsprüchen meldet, seine spartanischen Völker fragten im Kriege nie, wie viel der Feinde und wie stark sie wären, sondern blos, wo sie wären, um sie alsogleich angreifen und schlagen zu können. Die Abiponer lassen sich nie so blindlings in ein Treffen ein. Sie eilen langsam, weil ihnen alles verdächtig scheint, und wagen keinen Angriff, ehe sie nicht alles genau ausgeforschet haben. Erst suchen sie sich sicher zu stellen, dann aber fallen sie so schnell als der Blitzstrahl über ihre Feinde her, indem sie bald dem schlauen Hannibal und bald dem bedächtlichen Fabius nachahmen. Sie wissen, daß die Kühnen oft vom Glücke begünstiget, oft aber auch, wenn man nicht vorsichtig alle Gefahren überdacht hat, von demselben verlassen werden. Wie wir also, wenn wir zu Pferd über einen reissenden Fluß setzen wollen, zuvor die Untiefen desselben zu gewinnen suchen, um nicht von den Wirbeln hingerissen zu werden, so nahen sich auch jene ihrem Feinde nicht eher, als bis sie alles rein überlegt haben, um den Sieg so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Die von Natur furchtsamen Amerikaner würden

das

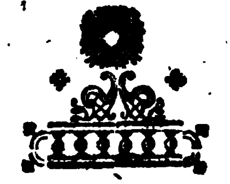
das für Verwegenheit ansehen, was wir in Europa Tapferkeit nennen. Sie denken oft und lange darüber nach, was sie einmal zu unternehmen Willens sind. Sie führen keinen Streich anders als überdacht, während daß die Hand, die selben führt, bei jedwedem Geräusche zittert. Selten tretten sie ihrem Feinde geradezu unter die Augen: sie überfallen ihn meistens aus einem Hinterhalt. An entschlossene Leute, die ihnen die Spitze weisen und auf ihrer Hut sind, wagen sie sich nicht sehr oft. Sie fürchten sich nie weniger, als wenn sie bemerken, daß man sie fürchtet. Durch ihre Verschmitztheit und schnellen Pferde richten sie weit schrecklichere Verwüstungen an, als durch ihre Macht, und kommen überhaupt mit den alten Hunnen sehr überein. Ich will ganz kurz anführen, was der h. Hieronymus (im 30. Br. an den Ozean, welcher die Grabschrift der Fabiola betitelt ist) von ihnen schreibt. Auf einmal, sagt er, erzitterte ganz Morgenland auf die von allen Seiten eingelaufenen Nachrichten, daß von den hintersten Gegenden an der mäotischen Pfütze zwischen dem beeißten Donfluß und den unzähligen Völkerschaften der Massageten, wo die Felsenpäße des Alexanders an dem Caucasus die wilden Nationen im Zaum halten, ganze Schwärme Hunnen hervorgebrochen wären, welche auf ihren schnellen Pferden hin und her flatterten, und alles mit Mord und Schrecken erfüllten. — Sie waren überall zugegen, wo man sie am wenigsten vermuthete, übereilten noch das Gerücht von ihrem Anzuge, schonten weder der Religion, noch des Ansehens, noch des Alters, noch des Gewimmers der Unmündigen. Die nämliche Klage ertönte einst in Paraquay über die Abiponer, die da in den vorigen Jahren einen grossen Theil dieser Provinz ins Verderben, und zur Verzweiflung gebracht haben, ehe sie nämlich von uns in

Kolo-

Kolonien versammelt und in der Religion und den Sittenpflichten unterrichtet worden waren. Ich werde an einem andern Orte die blutigen Niederlagen anführen, die sie unter den Spaniern und zwar meistens dazumal angerichtet haben, wenn kein Mensch an sie dachte. Diese ihre unvermuthete Ueberfälle brachten sie durch ihre Pferde und Künste zu Stande, von denen ich nun alles haarklein erzählen werde. So sehr ihre Zaghaftigkeit zu tadeln ist, so bewunderungswürdig und den Regeln der Kriegskunst angemessen ist ihre Art Krieg zu führen. Die Frucht davon war, daß sie entweders ohne oder doch nur mit einem kleinen Verlust, und meistens mit einer Menge Köpfe, die sie den Spaniern abgeschnitten hatten, siegreich nach Haus kehrten, ganze Heerden Vieh und Gefangene im Triumpfe vor sich hertrieben, und mit der in des Feindes Land geraubten Beute wie mit Siegeszeichen sich brüsteten. Die Kunst, saget Flav. Vegetius (im 3. B. 10. K.) ist den Streitenden nothwendig, wodurch sie ihr Leben zu erhalten und den Sieg zu erlangen in den Stand gesetzt werden. In dieser Absicht bedienten sich selbst die Helden des Schilds und des Schwertes, dieses zum Angriff, jenes zur Vertheidigung. Den Abiponern sind ihre Schlauheit, die Behendigkeit ihres Körpers, und die Geschwindigkeit ihrer Pferde statt des Schildes und zuträglicher noch als alle Schilde. Sehen sie etliche ihrer Landesleute auf dem Wahlplatze fallen, so machen sie sich sogleich aus dem Staub. Sind sie aber in die Enge getrieben, und ihnen alle Gelegenheiten zu entfliehen abgeschnitten, dann wehren sie sich auf das herzhafteste, indem ihre Furcht in eine Wuth übergeht. Der Dichter Martial verglich einen Soldaten mit einem Hunde, und heißt den Aergsten den Bravesten. Die erste Eigenschaft eines Hundes, sagt Seneka, ist die Spurkraft: wenn er das Gewild auswittern, die

zwey-

zweyte die Leichtigkeit des Laufes, wenn er es einholen, und die dritte die Kühnheit, wenn er es angreifen und ihm den Fang geben soll. *) Ob die Abiponer die Eigenschaften eines guten Hundes, die auch den gute Soldaten ausmachen, besitzen, können meine Leser aus dem Folgenden abnehmen. Itzt wollen wir von ihren Waffen, Kundschaftern, Kriegsrathsversammlungen, Unternehmungen gegen die Feinde, ihrem Kriegsvorrath, ihrer Art zu fechten, den Folgen ihrer Siege, und den Verheerungen handeln, die sie in Paraquay angerichtet haben.



Sechs

*) In cane sagacitas prima est, si investigare debet feras; cursus, si consequitur; audacia, si mordere, & invadere.

Sechs und dreyßigstes Hauptstück.

Von den Waffen der Abiponer.

Bei den Abiponern steht keiner in Ansehen, der sich nicht durch seine kriegerischen Eigenschaften auszeichnet. Darum sucht ein jeder mit einer ganz besondern Sorgfalt seine Waffen glänzend, brauchbar und auf alle Fälle streichfertig zu erhalten. Sowohl zum Angriff als auch zur Vertheidigung bedienen sie sich hauptsächlich des Bogens und der Lanze. In ihren Gegenden wächst ein, so lang es frisch ist, purpurfärbiges Holz, welches in ihrer Sprache Neterge heißt, in Paraquay sonst nirgends gesehen wird, und dem Stahl an Härte gleichkömmt. Diesen Baum spalten sie, schneiden sodann ein Stück heraus und runden es mit einem Messer, oder in dessen Ermanglung mit einem geschärften Stein so künstlich, daß es jederman für gedrächselt ansehen würde. Um es gerade zu machen, wird es bei einem Feuer öfter gehitzet, und dann zwischen zweenen Pfählen rechts und links gebogen. Auf diese Weise verfertigen sich die Abiponer ihre Lanzen, welche um nichts kleiner als die macedonischen Sarissae sind, indem ihre Länge mehr noch, als fünf oder sechs Ellen beträgt. An beiden Enden werden sie zugespitzt in der Absicht, theils damit, wenn das eine stumpf soll geworden seyn, das andere noch zum Stechen gebraucht werden kann, und theils damit sie, wenn man auf dem Felde übernachtet, in die Erde eingestecket werden können. Einst fochten sie mit hölzernen Lanzen, da sie nämlich vom Eisen noch nichts

wußten;



wusten; bisweilen machten sie auch ein Hirschgeweihe statt des Sticheisens daran fest. Sie ahmten hierinnfalls gewissermassen den Fennen, einem alten deutschen Volke, nach, von welchem Tacitus schreibt: Die Fennen setzen ihr ganzes Vertrauen auf ihre Pfeile, an welche sie aus Mangel an Eisen statt der Spitzen Beine stecken. Allein nachdem sie den Spaniern eiserne Speise theils abgetauschet und theils mit Gewalt abgenommen hatten, wissen sie selbe an ihre Lanzen mit vieler Geschicklichkeit fest zu machen, und diejenigen damit zu durchbohren, die ihnen solche gegeben hatten. Die mit Eisen versehenen Lanzen heissen sie Catlaàn, die Spanier aber Lanzas. Wenn sie schon im Begriffe sind das Treffen anzuheben, schmieren sie selbe mit Unschlitt, damit sie solche desto leichter und tiefer in den Leib ihres Feindes hineinstoßen. Wir haben oft Lanzen gesehen, die vier Handbreiten weit mit feindlichem Blut überronnen waren. Mit so grosser Gewalt stießen sie ihr Mordzeug den Wilden, die unsere Kolonie angriffen, in die Seite. Da ihre Gezelte und Hütten meistens niedrig sind, so stecken sie ihre Lanzen bei der Schwelle in die Erde, um sie gleich im Nothsfalle bei der Hand zu haben. So viel man daselbst Lanzen sieht, so viele Krieger wohnen darinnen. So wie europäische Feldherren um die Schwäche ihrer Völker und ihren Mangel an Kriegsvorrath zu verdecken, zuweilen hölzerne und angestrichene Kanonen auf ihre Batterien hinsetzten, um dadurch dem zahlreichen Feind Furcht einzujagen, so pflanzten wir mit der nämlichen Klugheit Lanzen von Rohr oder dem nächsten besten Holze vor die Häuser der abwesenden Abiponer hin. Dadurch wurden oft die feindlichen Kundschafter hintergangen und berichteten den Ihrigen, daß der Flecken mit wehrhaften Leuten bis zum Ueberfluß besetzt sey, weil sie aus der Anzahl der Lanzen auf die Zahl der streitbaren Männer geschlossen hatten. Diese Kriegslist

schreckte

schreckte oft die Wilden, die sich bereits zum Sturm angeschicket hatten, und rettete uns. So fechten nicht nur die Europäer in ihren Lägern, sondern auch die Amerikaner in ihren Hütten öfters mit List als mit Gewalt. Troja, das durch keine Waffen bezwungen werden konnte, wurde von den Griechen mit Betrug eingenommen. Auch darum verdienen die Abiponer gerühmt zu werden, daß sie nicht nur auf die Verfertigung ihrer Waffen vielen Fleiß, sondern auch auf die Verzierung, Reinhaltung und Abglättung derselben eine außerordentliche, ich möchte fast sagen, übertriebene Mühe verwenden. Ihre Lanzeneisen glänzen immer wie Silber. Oft schämte ich mich der Spanier, wenn ich sie mit schlechten verrosteten und unbrauchbaren Gewehren vor den Abiponern antraf, die ihnen bald ihre Trägheit und bald ihre Armuth verwiesen. Jene bedienten sich oft eines Rohres, oder eines ungeschlachten Pfahles, oder eines knottichten Stockes, oft auch eines Baumastes statt einer Lanze; und banden statt des Sticheisens ein Stück von einem zerbrochenen Messer oder Degen mit einem Riemen daran. Blos die reicheren haben Flinten, welche aber meistens schadhaft und dem Feind minder gefährlich als furchtbar sind. Außerdem findet man sehr wenige, welche damit gut umzugehen wissen. Allein man bemerke auch, daß ich bisher von den spanischen Landleuten, die wider die Wilden zu Felde ziehen müssen, gesprochen habe; denn regelmäßige Trouppen sieht man außer Buenos Ayres und Montevideo in ganz Paraquay nicht.

Die Pfeilbogen werden aus dem nämlichen Baum Netergè wie die Lanzen gemacht, und zwar in der Größe eines Mannes. Wenn man die Sehne nachläßt, sind sie schnurgerade wie Stäbe, und haben die Krümme der türkischen und tartarischen nicht. Die Sehne des Bogens wird meistens aus den Gedärmen der Füchse, zuweilen

wellen auch aus ungemein starken Fäden gewisser Palmbäume zugerichtet. Um bei dem Pfeilschießen die Bogensehne ohne Schmerz fest anspannen zu können, ziehen sie eine Art hölzerner Handschuhe an. Der Köcher ist aus Binsen geflochten, und mit einer bunten Schnur von Wollfäden gezieret. Die Pfeile sind eine Elle und eine Spanne lang, und bestehen aus einem Rohre, an dessen Ende eine Spitze von Bein, Eisen oder sehr hartem Holze befestiget ist. Die hölzernen Spitzen sind ärger als die eisernen, die beinernen aber (man macht sie aus der Röhre des Unterbeins der Füchse) am ärgsten: denn wenn man sie aus der Wunde herauszieht, zerbrechen sie oft wie Glas. Der Theil, der im Leib stecken bleibt, erreget nun eine Geschwulst und ein äußerst schmerzhaftes Geschwür, welches den Verwundeten keinen Augenblick ruhen läßt. Alles Holz hat von Natur etwas Giftartiges in sich, und verursacht auch mehr Geschwulst und Schmerzen als das Eisen. Ich schreibe dieß aus eigener Erfahrung. Ein solcher hölzerner Pfeil, den mir ein Wilder von dem Volksstamm der Natakebit durch den Arm geschossen hatte, trieb der verwundeten Hand etliche Stunden lang häufigen Schweiß aus, das gewöhnliche Anzeichen der Vergiftung. Die Abiponer hingegen, welche meine Wunde so sehr schmerzte, als wäre es ihre eigene, wünschten mir mit vielem Frohlocken Glück, daß die Pfeilspitze nur von Holz nicht von Bein war. Ich habe auch diesen Unterschied der Pfeilspitzen durch die sorgfältige Behandlung der damit Verwundeten, deren Wunden ich so vielmal mitangesehen habe, kennen gelernet. Die eisernen hält man für die mindergefährlichen und unschädlichsten. Die Abiponer vergiften ihre Pfeile niemals, wie doch viele amerikanischen Völker zu thun pflegen. Ich habe schon einmal gesagt, daß die Chiquiten, eine kriegerische Nation in Paraquay, von allen benachbarten Wilden blos darum gefürchtet werden, weil, wenn ein ihriger Pfeil auch nur das äußerste Häutchen ver-

letzt und einen einzigen Tropfen Blut herauslockt, die Geschwulst sich sogleich in dem ganzen Körper ausbreit[et] und der Verwundete ohne Rettung nach wenigen Stun[-]den sterben muß. Das so fürchterliche Gift, wom[it] die Chiquiten ihre Pfeilspitzen zu bestreichen pflegen, wi[s-]sen sie allein aus der Rinde eines uns unbekannten Bau[-]mes herauszuziehen, und besitzen bis auf diesen Tag au[s-]schließungsweise dieses grausame Geheimniß. Ich verwun[-]derte mich oft, daß ihnen noch keiner dasselbe abgeschr[e-]cket oder abgeschmeichelt hat. Sogar auf der Jagd be[-]dienen sie sich zur Erlegung des Gewildes solcher vergif[te-]ter Pfeile. Sie schneiden hernach den verwundeten Th[eil] davon weg und essen das übrige ohne Nachtheil; so wi[e] auch die Quaranier von den Ochsen und Kälbern, die dur[ch] einen giftigen Schlangenbiß um ihr Leben gekommen sin[d,] blos das von der Schlange angefressene Stück wegwerfen, und das übrige ohne Furcht und Schaden verzehren. D[aß] auch die wilden Einwohner an dem Fluß Urinoko ihr[e] Pfeile mit einem äußerst tödtlichen Gift, das sie selbst zu[-]bereiten, bespritzen, erzählet der P. Joseph Gumilla i[n] seiner Geschichte weitläuftig. So weiß man ebenfalls, daß sich die Parther und Scythen vergifteter Pfeile be[-]dienet haben. So sagt Ovid (l. 3. Trist. el. 10.)

Pars cadit hamatis misere confixa sagittis,
Nam volucri ferro tinctile virus inest. *)

Und Horaz: Venenatis gravidam sagittis pharetram **) Woraus sie ihr Gift zusammengesetzt haben, erzäh[-]

let

*) (Ein Theil fällt, mit hackichten Pfeilen jämmerlich durchbohret; denn das fliegende Eisen ist mit Gift übertüncht.)

**) (Den mit vergifteten Pfeilen beschwängerten Kö[-]cher 2c.)

et uns Bariçelli aus dem Lange, Plinius und Aristote-
es. Allein ich machte mir ein Gewissen daraus es wie-
ıer zu sagen, weil vielleicht jemand dieses teuflischen Kunst-
ückes mißbrauchen könnte.

Die Federn, durch welche der Flug des Pfeiles be-
ördert wird, nehmen die Abiponer aus den Rabenflü-
geln. Wenn also die Abiponer auf eine Rabenjagd aus-
giengen, so wußten wir, daß ein Krieg vor der Thüre
war. Denn zu diesem bereiten sie sich vor, wenn sie sich
einen Vorrath von Pfeilen machen. Von den Federn
binden sie jede einzeln an das Ende des Rohres zu beiden
Seiten mit einem überaus dünnen Faden an. Jedermann
erkennet in Paraquay die Vilelas, oder wie sie von den Abi-
ponern genennet werden, Rakegkanraikals treffliche Pfeilschü-
zen. Diese binden die Federn nicht mit einem Faden an den
Pfeil sondern leimen selbe mit dem Leim, den sie sich aus
der Blase des Fisches Vagre zubereiten, sehr künstlich
daran; die Spitze aber stecken sie nur leicht an das Rohr.
Aus dieser Ursache sind ihre Pfeilschütze äußerst gefährlich;
denn wenn man das Rohr aus dem Fleisch des Verwun-
deten herauszieht, so bleibt hernach die Spitze allein in
demselben stecken. Die Quaranier gehen hierinfalls weni-
ger gewissenhaft zu Werke, und nehmen zu ihren Pfei-
len bald Federn von Papagayen, und bald auch von an-
dern Vögeln. Wenn oft mehr als vierhundert ihre Pfeile
in dem nämlichen Augenblick nach einem und ebendemsel-
ben Ziele abdrücken, und gleich darauf die auf die Erde
gefallenen oder in dem Brette steckenden sammeln, so kennt
jeder an der Farbe der Federn die seinigen. Endlich hat
jede Nation in der Verfertigung ihrer Bogen und Pfeile
eine eigene Methode. Die kürzeren Pfeile sind gefährli-
cher als die langen; denn da man sie im Treffen schwe-
rer ausnimmt, so vermeidet man sie auch schwerer. Die
längeren haben den Vorzug, daß sie mit mehr Nachdruck

 durch

durch die Luft fahren, und ein weiteres Ziel erreichen. Daß die Abiponer im Pfeilschießen wenige ihres gleichen haben, ist eben so gewiß als leicht begreiflich. Sie üben sich darinn schon von Jugend auf, und noch als Knaben erschießen sie die Vögel im Flug. Bei einem Wettschießen, da man für die besten Schützen einige Preise ausgesetzet hatte, war eine Citrone in einer äußerst weiten Entfernung das Ziel. Auf eine so grosse Anzahl Schützen verfehlten dasselbe nur sehr wenige. Alle Spanier, die dabei zusahen, erstaunten über ihre Geschicklichkeit. Man findet auch Quaranier, die in dieser Kunst keinem etwas nachgeben. Karl Morphy, aus Irrland, königlicher Statthalter von Paraquay (er hatte seine Studien zu Paris mit vielem Ruhme geendet, sich bei den Spaniern durch sein militärisches Talent längst berühmt gemacht, und an allen Siegen des Peter Zevallos über die Portugiesen Theil, und war überhaupt ein Mann von einer unbeschreiblichen Redlichkeit und vieler Geselligkeit) besuchte mich im Jahr 1767 zu S. Joachim und blieb vier Tage in meinem Hause. Um meinem militarischen Gast nachmittags die Zeit zu vertreiben, ordnete ich auf dem Platz ein gleichfalls militärisches Schauspiel an. Uiber neunhundert Pfeilschützen mußten ihre Pfeile auf einen von Holz geschnitzten Wilden zu Pferde abdrücken. Es ist unglaublich, mit was für einer Schußrichtigkeit die meisten den Kopf und die Brust ihres Zieles trafen, wiewohl sie ungemein weit von demselben abstanden. Eine Menge Reiter brachten ebendasselbe in vollem Galopp mit ihren Lanzen und Pfeilen zu Stande. Der Statthalter rühmte und bewunderte die Geschicklichkeit meiner Indianer so sehr, daß ich diese ihm so willkommene Waffenübung Nachmittags einigemale wiederholen lassen mußte. Denen, die sich am meisten dabei hervorgethan hatten, gab er mit eigener Hand kleine Geschenke, die ich ihm aus dem Hausvorrath des Fleckens gebracht hatte, als Messer, Scheren,

en, Glaskugelschnüre, vergoldete Kreuze, allerlei Zeug nd d. g. Ich wenigstens bin fest der Meinung, daß di ıdianischen Pfeilschützen weit besser als unsere Scharfschü- en zielen. Auf der Jagd üben sie sich täglich im Bogen- hießen, als welches ihnen, da sie noch in Wäldern her- mirrten, ihren Unterhalt gab. Auch mußte ein unge- hickter Pfeilschütz oft und lange fasten, während die übri- en schmauseten. Der Hunger ist die beste Würze, aber uch der beste Lehrmeister verschiedener Künste. So wie lso die Indianer ausserordentlich gefräßig sind, so sind ie auch vortrefliche Schützen. Affen, die zu oberst an em Gipfel eines Baumes miteinander spielten, Papa- geyen und was sie sonst noch von Vögeln oder vom Ge- vilde sahen, schossen sie oft in meinem Beiseyn auf einen Schuß herab. Das Nämliche wiederfuhr auch den Fi- chen, wenn sie welche in einem durchsichtigen Wasser er- blickten.

Man hat daselbst Pfeile von verschiedener Art. Ei- nige sind länger und dicker, die nämlich, welche zur Er- legung des grösseren Gewildes bestimmet sind. Auch die Pfeilspitzen haben nicht einerlei Form. Einige sind flach und gerade: andere haben auf einer Seite einen Wider- hacken, andere auf beiden Seiten. Endlich sind auch einige mit einer vierfachen Reihe Widerhacken besetzt. Daß die Amerikaner diese Pfeilgattungen keineswegs er- funden, sondern daß sich schon die Geten und andere Völ- ker des Alterthums derselben bedienet haben, erhellet aus dem kurz vorher angeführten Verse des Ovid: Pars cadit hamatis misere confixa sagittis. Einen Pfeil mit was immer für Widerhacken kann kein Mensch aus dem Fleisch herausbringen, wenn er ihn nicht mit beiden Hän- den herumtreibt, so wie man in der Chokolade mit ei- nem Sprüheholze Schaum zu erregen pflegt. Durch die- ses Hin- und Hertreiben des Pfeiles macht man wohl ei-

 ne

ne Oeffnung, durch welche die Widerhacken aus dem Fleisch herausgezogen werden können: allein wie wird nicht der Verwundete dabei gemartert! Ich zittere noch, wenn ich daran denke: denn der Pfeil, von dem ich getroffen worden war, hatte drey Widerhacken. Zerbricht die Spitze, und bleibt nur ein kleiner Theil davon in dem Fleisch stecken, so kömmt es mit dem Verwundeten in Ermanglung chirurgischer Instrumente wirklich auf das Aeusserste. Sehen die Abiponer, daß die Splitter des Pfeiles in einem fleischichten Theil, z. B. in dem Schenkel oder in dem Arm zurückgeblieben sind, so schneiden sie sich mit einem gemeinen Messer das Stück Fleisch, worinn das Bruchstück der Pfeilspitze stecket, selbst heraus. Sie wüten wider ihren eigenen Körper, um ihn wieder herzustellen, heilen eine Wunde mit der andern, und bedienen sich eines Arzneymittels, welches ärger ist als die Krankheit selbst. Der berühmte Cacique Ychoalay, von dem wir noch oft sprechen werden, ließ sich einst mit seinem alten Rivalen, dem Oaherkaikin in ein überaus hitziges Gefecht ein, in welchem er mit einem beinernen Pfeil, der ihn an dem Hinterhauptsbein nahe beym Genicke getroffen hatte, gefährlich verwundet wurde. Da man selben herausziehen wollte, brach er, und ein grosser Theil davon blieb in dem Hinterhaupt wie ein Nagel tief stecken. Weil der Schmerz immer heftiger ward, so ritt der Cacique auf unseren Rath von S. Hieronymus nach Santa Fe, einer Stadt, welche von dem ersteren Ort sechzig Meilen weit wegliegt, um sich von einem Franciskanerbruder, der ein Portugiese und Wundarzt war, kuriren zu lassen. Vor allem mußte eine Incision gemacht werden, damit dieser die beinerne Pfeilspitze, die in dem Hinterhauptbein steckte, mit seiner chirurgischen Zange anfassen und herausziehen konnte. Die ganze Operation gelang nach Wunsche, wiewohl der arme Cacique dabei unsägliche Schmerzen auszustehen hatte. Allein dieser ertrug

nich

nicht nur das blutige Herumschneiden auf seinem Kopf standhaft ohne einen Klagelaut von sich hören, und ohne sich von seinen Schmerzen etwas anmerken zu lassen, sondern sprach auch dem Wundarzt, der aus Furcht, ihn zu sehr zu martern, zauderte und unentschlossen zu Werke gieng, einigemale Muth zu. Mir scheint, sagte er, du fürchtest dich? Fürchte dich nicht, schneide, bohre, thue, was du willst, frey ohne allen Anstand. Ich, der ich so vielmal mit Lanzen, Pfeilen und Flinten verwundet worden bin, habe mich längst an den Schmerz gewöhnet. Wie endlich der Wundarzt die beinerne Spitze aus der Wunde hob, strömmte das Blut häufig heraus, wie aus einem Faß, in dem der Zapfe losgegangen ist. Diesem Schauspiel sah der Indianer heiter zu und dankte seinem Erretter von ganzem Herzen. Dies alles gieng in dem Hause, und unter den Augen eines vornehmen Spaniers vor, welcher über die Standhaftigkeit, womit sein alter Freund Ychoalay seine Marter ertrug, erstaunte, und über seine Wiederherstellung eine innige Herzensfreude empfand.

Wenn die Abiponer auf den Kampfplatz tretten und den Feind angreifen wollen, legen sie einige ausgesuchte Pfeile auf die Seite um sie zu einem entscheidenden Auftritt aufzubehalten. Das war auch so bei den Alten gebräuchlich. Hierauf spielt Jesaias an, da er sagt: **Er hat mich hingelegt wie einen ausgewählten Pfeil; in seinem Köcher verbarg er mich** *) (49. K. 2. V.) Wie nämlich vorsichtige Seefahrer von ihrem festesten Anker, den sie den Nothanker nennen, blos in der äußersten Gefahr Gebrauch machen, so pflegen auch die amerikanischen Streiter immer

*) Posuit me sicut sagittam electam; in pharetra sua abscondit me.

einen Pfeil von vorzüglicher Güte bereit zu halten, um sich desselben sowohl zu ihrer Vertheidigung zu bedienen, als auch denjenigen, dem sie am liebsten vom Leben helfen möchten, damit zur Erde zu strecken.

Wollen sie gewisse Vögel oder andere kleinere Thiere nicht umbringen sondern lebendig fangen, so nehmen sie hierzu Pfeile, an deren Ende statt der Spitze eine hölzerne oder wächserne Kugel festgemacht ist. Durch diese werden die Thiere wohl betäubet und niedergeworfen, aber nicht getödtet. Können sie zuweilen ihren Pfeilen eines zwischen diesem und dem Ziele liegenden Hindernisses wegen die gerade Richtung nicht geben, so machen sie einen Bogenschuß, sowie die Bombardiers in Belägerungen ihre Bomben zu werfen pflegen. Dieser letzteren bedürfen die Abiponer zur Einäscherung der Häuser nicht; denn sie drücken Pfeile, an deren Spitze brennende Baumwolle oder ein anderer Brandstoff angeklebet ist, auf die hölzernen oder stroherner Dächer ab, und setzen damit auf der Stelle alles in Brand, wenn es auch noch so weit weg läge. Verschiedene spanische Ortschaften sind durch diesen betrübten Kunstvortheil ein Raub der Flammen geworden. In dem Flecken zum h. Rosenkranz, den ich für die Abiponer erbauet hatte, ließ ich das Stroh, womit mein Haus gedeckt wurde, mit Leimen wohl überknetten, um es unentzündbar zu machen und vor den Feuerpfeilen der Wilden zu sichern. Eine hölzerne Warte, woraus man die Bewegungen der herumschwärmenden Feinde von Weitem entdecken konnte, überkleidete ich in gleicher Absicht mit Ochsenhäuten. Auch habe ich meines Zweckes bei diesen meinen Vorsichtsanstalten nicht verfehlet.

Die Lanze und der Bogen sind, wie ich schon gesagt habe, die vorzüglichsten Waffen der Abiponer, aber

nicht

nicht die einzigen; denn sie pflegen auch außerdem drey mit Leder überzogene und an dreyen Riemen, die sich aber in einen endigen, hängende Steinkugeln mit der Hand in einem Kreise herumzudrähen und gleich darauf mit der äußersten Wurfrichtigkeit auf Menschen oder Vieh zu schleudern, um ihnen die Knochen zu zerschmettern oder sie doch so zu verstricken, daß diese sich nicht mehr von der Stelle bewegen und also ohne Weiters mit Lanzen oder Messern niedergestochen werden können. Dieser fürchterlichen Waffe (die Spanier nennen selbe Las Bolas, die Abiponer hingegen Noaharharancatè) bedienen sich vorzüglich die südländischen Wilden in dem magallanischen Lande, wie ich schon im vorläufigen Buche mit mehrerem gesagt habe. Die gemeinen Spanier, und alle Indianer und Schwarzen sieht man nie auf das Feld hinausreiten, ohne daß sie von ihrem Sattel oder Gürtel solche steinerne Kugeln herabhängen hätten. Und in der That machen auch alle vielfältig davon Gebrauch. Von dem hölzernen Kolben, welchen die Spanier Macana und die Abiponer Yiele oder Hepiginrankate nennen, und womit sie zu Hause spielen, auswärts aber im Krieg oder auf der Jagd Feinde und Gewild erlegen, habe ich in dem siebenden Hauptstück, von der langen Lebensdauer der Abiponer weitläuftiger gehandelt. Auf die Schleuder, womit die Guaranier so trefflich umzugeben wissen, halten die Abiponer nichts. Blos die Knaben brauchen sie zuweilen die Vögel zu schrecken und zu stillen. Diese haben auch einen Bogen, an welchem statt der Schnur ein drey Finger breites, aus einer dem Hanf ähnlichen Materie gewebtes Band festgemacht ist. Dieses spannen sie nun an, und schnellen damit statt der Pfeile Thonkugeln auf die Vögel und anderes kleines Gewild, um es zu tödten. Das Blasrohr, woraus man Küaelchen oder Bolze bläst, kennen die Abiponer auch dem Namen nach

nicht: doch sollen einige Indianer in Peru bei den Moxos und Baures, wie ich höre, davon Gebrauch machen. Da diese keine eiserne Stiften haben, so stecken sie grosse, in einen giftigen Saft eingetauchte Dorne in das hölzerne Rohr und blasen selbe mit aller Macht auf das Gewild oder ihre Feinde dergestalt, daß diese eine Zeitlang sinnlos daliegen und von jenen ohne alle Gefahr alsogleich umgebracht werden. Freylich muß man dieses nicht dem schwachen Dorn, sondern der Stärke des Giftes zuschreiben.

Von den Schilden, als einer Schutzwehre, wissen die Abiponer nichts; doch bewahren sie den größten Theil ihres Körpers mit einem Panzer, welcher aus einer ungegärbten Elendthierhaut gemacht und aus- oder inwendig mit einer Tiegerhaut besetzet wird. Er sieht ganz einem Levitenkleid ähnlich. In der Mitte hat er eine Oeffnung, damit man den Kopf dadurch stecken kann, und langet beiderseits bis auf den Ellenbogen und des Leibesmitte. Gemeine Pfeile dringen durch selben nicht, wohl aber Lanzen und Musketenkugeln, wiewohl er auch zuweilen diesen wiedersteht und ihrer Gewalt Einhalt thut. Zu dem Panzer thaten sie auch noch eine handbreite Gurte aus dem nämlichen Leder des Elendthieres, welches die Spanier la gran bestia, die Abiponer Alalek, die Quaranier Mborebi, und die gemeinen Paraquayer Antâ nennen; seitdem ihr vornehmster Anführer Debayakaykin am Unterleib mit einer Lanze verwundet worden war. Dieser Rüstung bedienen sie sich, wenn sie sich mit andern Indianern in ein Gefecht einlassen, wiewohl viele auch ganz nackt auf den Kampfplatz tretten, und die Gefahr für desto geringer ansehen, je mehr sie durch ihre Leichtigkeit in den Stand gesetzt werden den tödlichen Streichen auszuweichen: denn so wie der Panzer durch seine

Dicke

Dicke den Körper verwahrt, so verlieret dieser wegen jenes seiner Schwere und Ungeschmeidigkeit an Behendigkeit, worauf doch bei der Vertheidigung, nach ihrer Art zu fechten, überaus viel ankömmt. Haben sie mit den Spaniern zu thun, so lassen sie Bogen und Panzer zu Hause, weil dieser ihnen wider Pulver und Bley schwerlich etwas helfen würde. Ihr ganzes Vertrauen setzen sie auf feste Lanzen, schnelle Pferde und ihre Hinterlist. Zu Fuß binden sie selten mit ihnen an, es sey denn, daß sie die Noth dazu treibt. Sie fechten lieber von der Ferne als in der Nähe, weil sie stets für ihr Leben besorgt sind, und es sicher stellen wollen. Sie geben ihren Feinden mehr Stiche als Hiebe. Obgleich die meisten mit Säbeln, die sie entweders den Spaniern abgekauft oder im Kriege abgenommen haben, umgürtet sind, so bedienen sich dennoch nur die wenigsten derselben. Nachdem wir nun die Waffen der Abiponer kennen, wird es meines Erachtens auch der Mühe werth seyn die Gelehrten mit den Benennungen derselben und ihres übrigen Kriegsgeräths bekannt zu machen.

Der Bogen. Netelřanře. Eben diesen Namen geben sie auch der Flinte. Das Wort scheinet von Netè abzustammen, welches ein Ungewitter bedeutet.

Die Bogensehne. Netelřanře Lkaeřhè.

Der Pfeil. Lanařhà. Eben so nennen sie auch die Musketenkugel, die sonst auch in ihrer Sprache Lpetà (ein Korn) heißt.

Das Schießpulver. Neteľranře Leenřa (das Flintenmehl.)

Ein hölzerner Lanzenstock ohne Stecheisen, welcher auf spanisch Dardo heißt, Netergè welches aber eigentlich der Name des Baumes ist, aus dem

selber

selber geschnitzet wird. Ebendenselben bezeichnen sie auch mit dem Wort Loheletè.

Eine Lanze mit dem Stícheisen. Catlaàn, welches Wort auch das Stícheisen allein bedeutet.

Ein Messer. Latakan. Dessen Spitze. Lapachik. Dessen Schneide Ylëra. Das Häft Lay.

Ein Säbel. Kategraik.

Las Bolas oder die drey Steinkugeln. Noahakhakankatè.

Eine Schleuder. Kepakinianrat.

Eine Macana oder ein hölzerner Kolbe. Yüelè oder Hepiginrankatè.

Ein Panzer. Loachimà.

Eine Gurte. Nalegè oder Naataikiè.

Eine Art von Beckelhaube, die sie mit Glaskugeln und Federn zieren, und auf den Kopf setzen. Letapehè oder Ratahè.

Die schönen Vogelfedern der Beckelhauben. Laàkate.

Schwarzer, rother, oder weisser Anstrich, womit sie sich vor dem Treffen das Gesicht bemahlen. Namenkà.

Schallmeyen, Hörner, und verschiedene Kriegspfeiffen. Lahaurè.

Der Krieg. Anegla oder Nahamatřek oder Noelakieřek. Nuichiriera.

Ein Krieger, Zanksüchtiger. Oelakiraik.

Ein Herzhafter. Yapòt oder Ehooraik.

Ein Sieger. Oagenraik.

Ein Kundschafter, Ausspäher, Emissär, Vorläufer. Namalatenianraik oder Ealraik.

Ein spanischer Soldat. Nauachek.

Ein Pfeilschütz. Nainranak. Ein geschickter Pfeilschütz. Uiychak. Ein ungeübter. Patenraik.

Der

Der Wahlplatz. Nahamatřalatè oder Naloatřalatè oder Kimitřalatè.

Ein Bogengefecht. Noàtařek.

Ein Lanzengefecht. Nahamatřek oder Noaařanřek.

Ein Faustgefecht zwischen Betrunkenen. Nemargetřék.

Ein Kriegsgefangener. Loàk.

Ein Feigherziger, Flüchtling. Netachkaìk. Natergèk. Yakalò. Nematanřaik.

Ein Anführer im Kriege. Nelařeyřàt.

Eine Niedermetzelung, ein Blutbad. Lanamichiriñi yoaliripì.

Die Beute. Retapřankatè oder Auarařankatè.

Eine Feldtrommel. Lamelgè.



Sieben und dreyßigstes Hauptstück.

Von den Auskundschaftern und den Kriegsrathsversammlungen der Abiponer.

Ihre Art Krieg zu führen ist nach der Verschiedenheit ihrer Feinde, mit denen sie selben führen, verschieden. Anders gehen sie zu Werke, wenn sie mit den Spaniern und anders, wenn sie mit Wilden, die ihnen gleichen, zu thun haben. Dennoch kann man ihnen überhaupt nachsagen, daß sie sich in Bekriegung was immer für Völkerschaften keineswegs übereilen. Wenn sie den Sieg nicht, so zu sagen, in den Händen haben, so ergreifen sie die Waffen niemals, wiewohl sie sich auch oft in ihrer Rechnung betriegen, wie die europäischen Generale. Oft wurden ihnen Cypressen zu Theil, wo sie Lorber einzuerndten gehoffet hatten. Sie giengen aus (wie das spanische Sprichwort sagt.) Wolle zu suchen und kamen geschoren zurück. Das Kriegsglück ist immer veränderlich.

Ehe sie sich zu einer feindlichen Unternehmung wider andere entschliessen, pflegen sie allemal Kundschafter auszuschicken, welche die Gegend, die überfallen werden soll und die Wege, die dahin führen, genau untersuchen, die Menge der Einwohner und ihrer Nachbarn, die ihnen zu Hilfe kommen können, die Zugänge

zu ihren Häusern pünktlich ausforschen, sich um die zu einem Hinterhalt dienlichsten Posten, und verdeckten Wege, durch welche sie sich heimlich in die Flecken schleichen, und durch welche sie sich im Falle der Noth wieder sicher zurückziehen könnten, sorgfältig umsehen, und die Viehweiden die Anzahl ihrer Wärter und andere dergleichen Umstände haarklein in Erfahrung bringen mußten. Diese Emissäre setzen auch ihren Auftrag mit so vieler Verschmitztheit in das Werk, daß sie, während daß sie alles sehen, von niemanden gesehen werden.

Die Pferde lassen sie entweder an dem ungangbaren Ufer eines Flusses oder in einem Walde zurück, und kriechen bald wie die wilden Thiere auf allen Vieren; bald aber verstecken sie sich hinter ein Gebüsch oder unter die Baumäste und beobachten alles, was um sie herum sowohl in der Ferne als auch in der Nähe vorgeht. Ja sie machen sich sogar, von dem nächtlichen Dunkel begünstigt, zuweilen zu den Häusern der Spanier und horchen ihnen bei ihren Unterredungen zu. Ob sie nun gleich die Sprache nicht verstehen, so bemerken sie dennoch aus der Aussprache, ob mehr Männer oder Weiber darinn sind. Um sich nicht durch ihre Fußtapfen zu verrathen, und keinen Verdacht von einem feindlichen Ueberfall zu erregen, binden sie sich an die Füße ein Stück von einer Haut; denn durch diese Vorsicht machen sie ihre Fußtritte unkenntlich, oder vertretten selbe gänzlich. Sind die Gegenstände ihres Forschens etwas entfernet, so klettern sie auf einen Baum oder steigen auf des Pferdes Rücken hinauf wie auf einen Schämmel. Sie schicken selten einen Kundschafter allein aus, meistens ihrer zween oder drey. Diese theilen sich des Nachts auf verschiedene Wege aus; der eine nimmt diesen, der andere jenen. Vorher aber haben sie sich schon über den Ort und die Zeit verabredet,

det, wo und wann sie wieder zusammentreffen werden. Um ihr Wort desto pünktlicher halten zu können, ahmen sie gleichfalls abgeredter massen bald die Stimme eines Vogels und bald die eines Gewildes nach. Dieß ist die Loosung, an der sie sich wechselweise erkennen und wodurch sie einander wieder finden. Allein auch diese List setzt viele Behutsamkeit voraus: denn wenn sie bei der Nacht das Zwitschern eines Vogels nachmachen wollten, der sich nur bei Tag hören läßt, so wüßten die Spanier sogleich aus Erfahrung, daß es von den Kundschaftern der Wilden herrührte; so würden sie daher auch zeitlich die nöthigen Anstalten zu ihrer Vertheidigung treffen, die Anschläge der Feinde vereiteln, und sogar, wenn sie Muth genug und ein Pferd bei der Hand haben, die Kundschafter selbst, weil sie zu Fuß wandern, ohne Mühe einholen. Ich erinnere mich noch wohl, daß sich dieser Fall, wiewohl sehr selten, ereignet hat. Oft giebt ein Ausspäher dem andern durch abgebrochene Baumäste oder allerlei Grasgebünde zu erkennen, daß er schon vorausgegangen ist. Niemand aber taugt zu einem Kundschafter besser als diejenigen Abiponer, welche einst in der Jugend von den Spaniern im Kriege gefangen, und erzogen worden, nachher aber mit oder ohne Erlaubniß ihrer Herren wieder zu ihren Landesleuten zurück gekehret sind. Denn außerdem daß sie stets auf die Spanier erbittert und rachsüchtig sind, haben sie auch von ihrer Sprache und ganzen Gegend so genaue Kenntnisse, daß sie frey selbst in ihren Flecken herumgehen, sich für ihre Freunde ausgeben, und, da sie spanisch reden, und spanisch gekleidet sind, durchgängig für Spanier gehalten werden. Mittelst dieser Maske nehmen sie alles auf dem öffentlichen Platz und am hellen Mittag in Augenschein, forschen nach allem, was mit ihrem Vorhaben in Beziehung zu stehen scheint, sehen, welche von der Miliz Geschäfte

halber

halber abwesend oder reisefertig, und wie viele Wägen mit Waaren befrachtet sind, und hören, wohin der Zug geht. Auf diese Fuhrwägen sprengen nun die Wilden in den ungeheueren Wüsteneyen zu, und plündern selbe ohne Widerstand, nachdem sie Fuhrleute und Bedeckung niedergemacht haben. Meistens gebrichts diesen an Waffen, noch mehr aber an Muth. Wie viel Unheil die Abiponer, welche aus der Kriegsgefangenschaft der Spanier entlaufen, oder die Spanier, welche von den Abiponern gefangen worden, angerichtet haben, weiß leider! ganz Paraquay.

Sobald die Kundschafter von ihrer Reise zu Haus angelanget sind, und den Ihrigen von allem, was sie sahen, oder hörten, einen umständlichen Bericht abgestattet haben, werden alle zur Kriegsrathsversammlung, und zugleich auch zu einem öffentlichen Trinkgelage eingeladen; denn mit trockener Kehle trauet sich kein Abiponer Scharfsinn genug zu, etwas gehörig zu überlegen. Beim Weine berathschlagen sie sich, wie Strabo von den Persern sagt, über die wichtigsten Dinge, und glauben, daß diese ihre Rathschlüße mehr gelten, als die, welche sie nüchtern gefaßt haben. [illegible] dergleichen Trinkgelagen bei den Cretensern und allen Griechen, wenn sie sich über Kriegs- oder Friedensangelegenheiten berathschlagten, üblich gewesen sind, bezeuget Justus Lipsius. Mitten also unter den Bechern trägt der Cazique, der die Unternehmung in Vorschlag gebracht hat, seine Meinung vor, und frägt die andern um die ihrige. Alsdann stellt er ihnen das Beispiel ihrer Väter, die Beweggründe des Ruhmes, der dabei einzuernden, und der Beute, die dabei zu erhaschen ist, vor, und ermahnet sie bei der Ausführung ihres Vorhabens herzhaft zu Werke zu gehen. Durch das häufige Zutrinken erhitzet er nicht nur ihr

Blut sondern auch ihren Muth; denn der Meth, den sie si aus Honig oder Johannsbrod und Wasser bereiten steigt, kaum daß man davon auf die Zunge genommen hat, wie der feurigste Wein in den Kopf, welcher durch das Geschrey und den Gesang der Betrunkenen, und den Lärm der Trommeln und Kürbisse unglaublich erhitzt wird, so daß alle darüber gleichsam in Wuth gerathen. Die Heldenthaten ihrer Ahnen und die einst erfochtenen Siege sind der Gegenstand ihrer Lieder. Wenn je ein Schauspiel des Belachens werth war, so ist es dieses. So viele Abiponer, so viele Eisenfresser. Jeder ist in seinen eigenen Augen ein Hektor, Epaminandas, oder Hanibal Man möchte sie auch für solche halten, wenn man blos auf ihr mit Blutstriemen schrecklich bemahltes Gesicht, auf ihre mit Narben besetzte Brust und Arme und auf ihre funkelnden Augen Rücksicht nimmt, und ihre gefecht- und mordsüchtige Heldensprache hört. Könnte man ihnen aber in ihr Inneres hineinsehen, so würde man bald gewahr werden, daß sie von Außen ganz anders scheinen, als sie von Innen sind. Man würde eine Schaale ohne Kern, unter der Löwenhaut den Haasen, und hinter ihrem donnernden Geschrey eitel Irrlichter, kurz leere Prahlerey entdecken. Ob sie gleich in ihrer Trunkenheit, ihrer selbst nicht mächtig, [illegible] der Erde herumkriechen, so glauben sie doch noch immer die Welt aus ihren Angeln heben zu können. Sie würden mit Caligula dem ganzen Menschengeschlecht, wenn es nur einen Hals hätte, auf einen Streich das Haupt vom Rumpfe ablösen. Hätten sie im Gefechte so viel Muth, als sie beim Zusammentrinken Drohungen ausstoßen, so würden sie in Amerika längst alle Spanier auf die Haut gelegt haben. Allein diese Trunkenbolde posaunen besser, als sie fechten, wie ein gewisser Schriftsteller sagt. Sie sind nur mit ihrer Zunge Helden. Beim Tanz und

Weine



Weine sind sie so unerschrocken wie Löwen, im Treffen aber wie Haasen zaghaft.

Fällt ein Abiponer durch die Hand eines Feindes, so pflegt der nächste Verwandte des Getödteten (wie denn die Amerikaner überaus rachgierig, und dieß gleichsam vermög eines bei ihnen allgemein eingeführten Gesetzes sind) seinen Tod zu rächen. Die Pflicht dieses Anverwandten ist, seine Landesleute, oder Hüttengenossen, oder auch Auswärtige einzuladen, mit ihm gemeinschäftliche Sache zu machen, sie wider den Feind anzuführen, und den Angrif zuerst zu thun. So sahen wir Söhne den Tod ihrer Eltern, und Väter den ihrer Söhne und Enkel rächen. So wie sie den Nationen," mit denen sie in Freundschaft stehen, zuweilen Beistand leisten, so pflegen sie auch manchmal diese um den ihrigen anzugehn, wenn sie sich entweders selbst zum Kriege rüsten, oder von andern angegriffen zu werden befürchten, mit denen sie es allein nicht aufzunehmen wagen. Allein auf die Hilfsvölker ist sich wenig zu verlassen, wie Europa täglich erfährt. Nichts ist so unzuverläßig und schwankend als die Freundschaft der Indianer; denn da sie die Verbindlichkeit der Bündnisse, die sie mit ihren Nachbarn eingehen, blos nach dem Nutzen abmessen, den selbe ihnen abwerfen, so wenden sie oft ihren beßten Freunden den Rücken, wenn sie sich nur den geringsten Vortheil davon versprechen.

Acht und dreyßigstes Hauptstück.

Von dem Anmarsche der Abiponer wider den Feind, ihrem Proviant und Lager ꝛc.

Merkwürdig ist es, daß die Abiponer ihre Entschlüße in Ansehung der kriegerischen Unternehmungen, die sie im Rausche gefaßt haben, nüchtern zur gesetzten Zeit pünktlich vollführen, ohne daß sie sich dabei säumten oder übereilten, es sey denn, daß ein unvermutheter Vorfall Aufschub gebietet, oder ein wichtiger Grund sie die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigen heißt. So wie sie keine Kalender haben, so haben auch bei ihnen die Tage und Monate keinen Namen. Indessen wissen sie genau, an was für einem Tag der Mond aufgeht, zu- und abnimmt. Dieses Mondeswechsels bedienen sie sich statt eines Zeitmasses, die Tage anzugeben und zur Reise zu bestimmen, also zwar, daß alle, welche die Unternehmung mitmachen, wenn sie auch viele Tagreisen weit von einander entfernt wären, an dem gesetzten Tag, und sogar auch zur bestimmten Stunde an dem Ort ihrer Vereinigung richtig zusammentreffen. Denn ungeachtet sie für die Stunden keine Namen und auch kein Instrument haben, welches ihnen dieselben anzeigte, so ersetzen sie dennoch diesen Mangel mit ihren Fingern, als womit sie auf jene Himmelsgegend weisen, welche zu der Zeit die Sonne oder ein anderes nächtliches Gestirn erreichen wird. Am liebsten reisen sie, wenn von dem abnehmenden Monde

nur

ur noch wenig mehr zu sehen ist, weil sie dann im
finsteren weniger zu befürchten haben, und auch schwerer
eobachtet werden können. Zur Rückkehre wünschen sie
ch, im Fall sie ihr Heil in der Flucht suchen müßten,
elle Nächte des zunehmenden Mondes. So vorsichtig
enken sie auf alles, wovon ihre Sicherheit abhängt,
nd so wenig verabsäumen sie davon das Geringste. Die
Reise selbst aber tretten sie gemeiniglich um Mittagszeit
i der strengsten Sonnenhitze an, nicht in einem Haufen,
ondern zerstreuet. Auf den Abend aber kommen sie al-
mal an dem abgeredten Orte zusammen.

Wenn in Europa ein König den andern mit Krieg
berziehen will, so muß er nicht nur volle Zeughäuser,
ondern auch eine volle Schatzkammer haben, um den
ngeheuern Aufwand für Proviant und Magazine, und
en Sold der Kriegsvölker bestreiten zu können. Ein
eldherr der Abiponer darf sich um alles dieses nicht be-
immern. Jeder von ihnen ist zu allen Zeiten mit Pfer-
en, einer fürchterlichen Lanze, Köcher und Pfeilen hin-
inglich versehen. Nun sind dieses ihre einzigen Werkzeuge im
Kriege. Die Köpfe, die die Abiponer den Spaniern ab-
chneiden, die vielen tausend Pferde und Maulthiere,
e sie diesen aus ihren Meyereyen wegtreiben, die Kin-
er, die sie den Müttern aus ihrem Schooße wegneh-
en, und der daraus für sie entspringende Ruhm sind
inen Sold und Siegeszeichen zugleich. Wenn gleich
ie Kolonie, über welche sie sich hermachen wollen, über
vey hundert Meilen weit von ihrem Wohnplatz entfer-
it ist, so nimmt dennoch kein Abiponer auf die Reise
ehr als drey Pferde mit, deren eines er zum reiten
raucht, die andern zwey aber vor sich her treibt, um
e wechselweise ausruhen zu lassen. Sie würden sich
hämen Lebensmittel auf die Reise mitzunehmen. Auch
ihrt keiner etwas eß- oder trinkbares mit sich. Einst

sollen sie sich mit gebratenen Kaninchen zur Wegzehrung versehen haben. Vermuthlich müssen sie damals im Jagen noch nicht so geübt, und an Pferden ärmer gewesen seyn. Zu unsern Zeiten stechen sie mit der Lanze das nächste beste Gewild gleichsam im Vorbeigehen nieder, um es zu verzehren. Finden sie im Wald keine Baumfrüchte, so treffen sie doch auf dem Feld Straussen, und ganze Haufen Straußeneyer, wie auch Wildschweine, Kaninchen, Rehe, Hirschen, Löwen, Tieger, Rebhüner, eßbare Wurzeln u. d. gl. an. In der Luft wimmelt alles von Vögeln, in den Bächen und Seen aber von verschiedenen Aenten, Wasserschweinen rc. Hat nur ein Wilder ein Gewehr in der Hand, so wird es ihm an Lebensmitteln nie gebrechen. Schon die Palmbäume allein, wovon in den dortigen Gegenden alles voll ist, geben ihm mancherlei Nahrung. Um nicht im Jagen einander beschwerlich zu fallen, und einen desto grössern Fang thun zu können, ziehen sie niemals schaarenweise mit einander, sondern einzeln zerstreut, es sey denn, daß sie sich wegen des nahen Feindes geschlossen halten müssen. Sonst breiten sie sich weit auf dem Felde aus, und kommen nur zu Nachts oder zu Mittags wieder zusammen. Denn sie wissen die Oerter genau, wo sie Wasser und Holz zur Feuerung finden, und was das hauptsächlichste ist, wo sie vor feindlichen Uiberfällen gesichert und verborgen sind.

Kürbisse und Ochsenhörner, welche den Paraquayern bald Schaalen und bald Becher abgeben, halten sie für ein überflüßiges Gepäcke; denn sie schlürfen lieber das Wasser wie die Hunde mit abwärts gekehrtem Munde, oder aus der hohlen Hand, und glauben Muskat zu trinken, wenn es süß ist. Oft mangelts ihnen nicht an Seen und grossen Flüßen. Diese führen aber oft salzichtes, und oft wie Galle so bitteres Wasser mit sich, welches weniger den Durst

löschet

löschet, als den Magen beschweret und selbst vom Viehe nicht getrunken werden kann. Das eiserne Messer sehen sie als ein zum Reisen unentbehrliches Werkzeug an: deßgleichen den Wetzstein, um jenes schärfen zu können; endlich auch zwey Hölzchen, durch deren Aneinanderreibung sie selbst zu Pferde in einem Nu Feuer machen; denn sie pflegen die Felder anzuzünden, damit das unter dem hohen Grase verborgene Gewild aus Furcht vor dem Feuer hervorspringe, und ihnen, geschlachtet und gebraten, ein Mittag- oder Abendmahl abgebe. Den Wetzstein und die zwey Hölzchen stecken sie unter ihre Sättel. In diesen wenigen Fahrnissen besteht das ganze Reisegeräth der Abiponer. Ein glückliches Volk, das alles das Gepäcke und allen den Troß von Fuhrwägen entbehrlich findet, welche in Europa nicht nur der Staatskasse, sondern auch den Kriegsheeren zur Last fallen; denn es ist unglaublich, wie sehr sie die Trouppen im Marsche aufhalten, sie mögen nun dem Feind nacheilen und ihn verfolgen, oder vor ihm fliehen. Unsere Abiponer bleiben Tag und Nacht unter freyem Himmel. Bald werden sie also von der Sonne gebraten, und bald von viele Täge lang anhaltenden Regengüssen tüchtig durchweichet. In der heftigsten Sonnenhitze gehen sie mit blossem Kopf. Ihr Kleid, das entweder aus Schaafwolle, oder Otterhäuten zusammengenähet ist, lassen sie über ihre Schulter, Arme und Brust hinab, und wollen lieber von den grausamen Schnacken unausgesetzt zerfleischet werden, als bei der strengen Wärme in ihrem Schweiße schwimmen. Der Wasen ist des Nachts ihr Bett, der Sattel ihr Kopfküß, und der Himmel ihr Dach. Ist nun jemals für einen Feldherrn ein prächtigeres Gezelt aufgeschlagen worden? Jeder bedienet sich selbst: und sogar der Anführer des ganzen Geschwaders braucht weder zur Zubereitung seiner Eßwaaren noch zur Pflege seines Pferdes jemanden. Wenn sie über breite Flüße, breiter noch als die Donau, oder

ungeheuere Seen setzen müssen, so bedürfen sie dazu weder Kähne noch Brücken. Haben ihre Pferde nicht mehr Boden, so springen sie von denselben herab in das Wasser: und tragen in der linken Hand ihr Kleid (denn sie entkleiden sich völlig) und ihre Lanze, mit der rechten hingegen, mit der sie zugleich den Zügel des neben ihnen schwimmenden Pferdes lenken, rudern sie. So arbeiten sie schwimmend und miteinander kurzweilend dem entgegengesetzten Ufer zu. Läßt sich das Pferd von der heftigen Gewalt des Wassers abwärts mit fortreißen, so weisen sie es von Zeit zu Zeit mit Faustschlägen auf den rechten Weg zurück, der sie nämlich zu einem niedrigern Ufer führet, wo ihnen weder Schlamm noch Bäume das Aussteigen beschwerlich machen. Fühlen sie sich von dem langwährigen Schwimmen ermüdet, so halten sie sich an den Schwanz des Pferdes an. Alles dieses wird den Europäern unerhört, und mehr bewunderungswürdig als glaublich vorkommen. Allein in unsern Augen sind dieß, weil wir es so vielmal mit angesehen haben, ganz ungezweifelte Thatsachen.

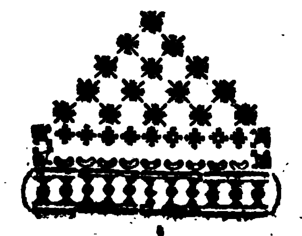
So bald sie sich auf den Weg begeben, schicken sie täglich auf alle Seiten hin Kundschafter aus, welche, wenn sie eine Spur von einer fremden Völkerschaft, oder sonst einen feindlichen Anschlag wider sie gewahr werden, dem Geschwader sogleich von ihrer Entdeckung Bericht erstatten müssen. Ihr Nachtlager schlagen sie gemeiniglich an einem Orte auf, der rückwärts und auf den Seiten mit einem Morast, Fluß oder dicken Walde umgeben ist, wo sie folglich vom Feinde weder überraschet noch umrungen, sondern viele von wenigen zurückgetrieben werden können; und der ihnen auf alle Fälle die Flucht erleichtert. Sie lagern sich in einem Halbzirkel herum. Jeder steckt seine Lanze bei seinem Haupt in die Erde. Ihrer vier oder fünf haben allzeit ein eigenes Feuer mitten unter ihnen;

es

es sey denn, daß sie aus Furcht von dem Feinde lieber verborgen bleiben wollen, und daher die Finsterniß dem Lichte vorziehen. Sie hüten sich manchmal sorgfältig ein Feuer anzumachen, um sich nicht durch dessen Helle, oder Rauch zu verrathen. In andern Fällen hingegen war es von grossem Nutzen die Feuerhaufen zu vervielfältigen; weil die Feinde dadurch hintergangen wurden: indem man aus der Anzahl derselben auf die Menge der um selbe herumliegenden Mannschaft zu schliessen pflegt. Durch diese Kriegslist soll der berühmte Cortes, wenn ich mich noch recht erinnere, die mexikanischen Wilden getäuschet haben. Indessen die einen schlafen, müssen die andern, die zu diesem Geschäfte ausgesendet werden, auf dem Felde herum patrouilliren, theils um die daselbst weidenden Pferde, die da oft vor den Schnacken und oft vor den Tiegern davon laufen, zu hüten, und theils ihre schlafenden Mitbrüder vor der Gefahr, wenn ihnen eine bevorsteht, zu warnen, und durch den Schall ihrer Kriegstrompeten zu erwecken: denn diese vertrauen ihre ganze Sicherheit und ihr Leben der Treue und Wachsamkeit der herumreitenden Piquets an. Und in der That ich erstaunte oft über die strenge Pünktlichkeit, mit welcher diese Leute in unseren Kolonien die Pflichten einer Wache in ihrem ganzen Umfange erfüllten. Ganze Nächte ritten sie in der stürmischesten Witterung um den Flecken in den Feldern herum, wenn sich auch nur das unbedeutendste Gerücht von einem Feinde, der im Anzuge wäre, verbreitete. Von Zeit zu Zeit gaben sie uns durch den fürchterlichen Lärm, den sie mit ihren Kriegspfeifen und Hörnern erregten, Beweise von ihrer Wachsamkeit. Aber eben dadurch geschah es, daß die Feinde, weil sie sich bereits entdecket sahen, ihren vorgenommenen Uiberfall nicht in das Werk setzten; denn die Wilden wagen sich überhaupt nur an die Unvorbereiteten, welche sich keines Angriffes versehen. In den ganzen sieben Jahren, die ich

 der

der Seelen- und Leibespflege der Abiponer gewidmet habe, erfuhr ich noch allemal, daß sich in den Nächten, die wir aus Furcht vor den Feinden schlaflos und unter den Waffen zubrachten, von denselben nicht eine Seele zeigte; daß sie hingegen in furchtbaren Haufen in unseren Kolonien wüteten, wenn kein Mensch an sie dachte. So wahr ist es, daß man den Feind nie mehr zu fürchten hat, als wenn man ihn gar nicht fürchtet.



Neun und dreyßigstes Hauptstück.

Von dem Uiberfall und den Anstalten, welche die Abiponer dazu vorkehren.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher ängstlichen Vorsicht sie alles zu einem Angriff dienliche vor demselben in Bereitschaft setzen. Sie überdenken alles haarklein, was sich bei demselben ereignen kann. Um sich nicht in ihrer Meinung zu betriegen, pflegen sie sich allemal von einem ihrer Zauberer auf der Reise begleiten und in ihrer Unternehmung leiten zu lassen. Diesen ziehen die bis zum Unsinne leichtgläubigen Abiponer, weil sie ihm die Wissenschaft des Künftigen und Abwesenden zutrauen, öfters zu Rathe, und ehren ihn wie ein delphisches Orakel. Seine Worte sind ihnen heilig. Hohe und Niedrige leisten seinen Winken Folge. Sie sind noch weit abergläubischer als die alten Römer, welche sich ohne den Rathschluß der Vogel- und Eingeweidedeuter in keinen Krieg einließen. Entspricht auch der Erfolg den Voraussagungen des Schwarzkünstlers nicht, so wird doch kein Mensch auf ihn unwillig oder mißtrauisch. Strafte ihn auch die Erfahrung täglich Lügen, so werden ihn dennoch die Abiponer dafür zu Hause mit einem ansehnlichen Theil der Beute belohnen. Soll der Angriff den folgenden Tag unternommen werden, so untersuchen sie mit Argusaugen die wahre Lage der Sachen, und schreiten erst dann zur Ausführung ihres Vorhabens, wenn sie sich überzeugt haben, daß dabei gar keine Gefahr ist. Sie lassen hierauf an einem Orte, wo sie niemand sehen kann, die Pferde, die sie nicht brauchen, sammt den Zäumen und Sätteln

zurück,

zurück, nebst einigen, die selbe hüten müssen. Ihrem Gesicht geben sie mit allerlei Farben ein schreckbares Aussehen, wie es einst bei den alten Deutschen üblich war, und bei den meisten amerikanischen Völkern noch ist. Den Feinden nach ihrer Meinung noch mehr Furcht einzujagen, setzen sich einige eine Krone von Papageyenfedern, andere eine mit glänzenden Glas- oder Schneckenschaalenkugeln behangene Mütze von rother Wolle, noch andere aber einen grossen Geyerflügel auf den Kopf. Ich habe einen Abiponer gekannt, welcher die Haut eines Hirschkopfs sammt dessen Geweihen wie einen Helm auf seinen Scheitel fest machte, so oft man sich zum Treffen rüstete. Ein anderer band sich, ehe er auf den Kampfplatz tratt, einen hohlen, wohl eine Spanne langen Tukaschnabel an seine Nase. Ich habe immer beobachtet, daß die, welche so gern durch ihre erkünstelte Gestalt schrecken wollten, aus allen die feigsten waren. Die Unerschrockensten bekümmern sich um alles das wenig, sondern tretten ihrem Feind ganz nackt, wiewohl immer mit bemahltem Gesicht unter die Augen. Doch ist bei ihnen durchgängig der Brauch, daß sie sich von allen ihren Pferden die besten auslesen, selbe ganz abdecken, und dann halb nackt besteigen. Statt des Zaumes binden sie ihnen einen Riemen an ihr Maul, damit sie sich desselben wie eines Zügels bedienen können. Alles was das Pferd beschweren, oder in seiner Hurtigkeit aufhalten könnte, nehmen sie dem Pferde sorgfältig ab, damit sie sowohl im Angreifen als im Ausweichen desto behender seyn mögen.

Für die bequemste Zeit einen Uiberfall zu bewerkstelligen, halten sie die Morgen- oder Abenddämmerung, da es aber doch so licht seyn muß, daß man alle Gegenstände ausnehmen kann. Denn bei Auf- oder Untergang der Sonne treffen sie mehrere zu Haus und noch dazu meistens im tiefen Schlafe an, so, daß sie selbe ohne Mühe erschla-

erschlagen können, da hingegen untertags die Meisten Geschäfte halber von Hause abwesend sind. Wie aber des Morgens und Abends immer so viele Mordthaten verübet wurden, fiengen die Spanier an behutsam zu werden, zu dieser Zeit sonderlich auf ihrer Hut zu seyn, und durch ihre Wachsamkeit die Anschläge der Wilden zu vereiteln. Dieses bewog die Abiponer, um die Vorsicht der Spanier durch eine neue List zu täuschen, von ihrem alten Grundsatze zuweilen abzugehen, und selbst am hellen Mittage über diese unvermuthet herzufallen, so bald sie sich einen glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung versprechen konnten. Nach dem Beispiel der Abiponer richteten sich gleichfalls die Mokobier, die Tobas und übrigen Wilden, also zwar, daß wir in den abiponischen Kolonien keine Stunde im Tage vor ihrem Uiberfalle sicher waren, oder wenigstens uns sicher glaubten. Bei der Nacht aber werden sie schwerlich einen Angriff unternehmen, indem sie immer besorgen, im Finstern möchte jemand verborgen seyn, der sie umbrächte. Wenn sie von ungefehr des Nachts in einer freundschäftlichen Absicht in mein Zimmer hineintraten, und dasselbe ohne Licht war, ergriff sie sogleich die Angst: Wie schwarz ist dein Haus, schrieen sie zaghaft, Kemen nenegin Greërigi, oder la naà! nenekauvigi. Indessen scheuen sie dennoch auf freyem Feld die Finsterniß nicht, wenn sie Pferde wegtreiben, Wache halten, das Feld auskundschaften oder sonst was thun. Die Oaekakolot, eine der wildesten Nationen (die Spanier nennen sie Quaycurus oder Lenguas) haben das Besondere, daß sie wider den Brauch anderer Wilden meistens bei der Nacht in die Kolonien einfallen, und darinn greulich wüten. Sie pflegen immer einige aus ihrem Mittel vorauszuschicken, damit diese heimlich einige Pallisaden, welche man zur Sicherheit des Orts um denselben herumpflanzet, ausheben, und dem nachkommenden Haufen einen Zugang öffnen, da sie dann die Einwohner,

wohner, welche sich nichts weniger als ihres so nahen Lebensendes versehen, im tiefen Schlafe ermorden. Schon dadurch hat dieses berittene Volk allenthalben Schrecken verbreitet. In unseren Kolonien wenigstens hat man ihrentwegen unzählige Nächte gewachet. Die Arier, eine der streitbarsten Nationen des alten Deutschlandes, pflegten gleichfalls bei der Nacht zu fechten. Die Arier, sagt Tacitus, ein auf ihre Stärke, an welcher sie alle kurz vorher angeführten Völker übertreffen, trozendes Volk, lassen noch ihrem angebohrnen Grimm die Kunst und die Zeit fröhnen. Sie greifen mit schwarzen Schilden, gefärbtem Leibe und bei stockfinsterer Nacht an, und ängstigen ihren Feind durch die Furcht selbst, und das Düstere des mordsüchtigen Heeres; indem niemand den fremden und so zu sagen höllischen Anblick desselben aushält; denn die Augen werden immer in allen Treffen zuerst überwunden.

Beim Angriffe selbst gehen die Abiponer nicht allemal auf gleiche Weise zu Werke. Wollen sie eine christliche Kolonie überfallen, so nähern sie sich derselben heimlich auf unbekannten Wegen und in der größten Stille. Hierauf besetzen sie alle Zugänge dicht mit Reitern, damit den Einwohnern alle Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten ist. Andere erbrechen zu Fuße die Thore der Wohnplätze. Sehen sie dabei Gefahr, so drücken sie von Weitem vorne an der Spitze mit brennender Baumwolle oder einem anderen Brandstoff behangene Pfeile häufig nach den Häusern ab, welche dann, wenn sie mit Stroh oder Holz bedecket sind, sogleich Feuer fangen, und die Einwohner in die äusserste Noth versetzen. Die, den Flammen zu entweichen, sich auf die Gasse retten wollen, bekommen durch Lanzen oder Pfeile ihren Rest; wenigstens entgehen sie, selbst Knaben und kleine Mädchen nicht ausgenommen,

nommen; der Gefangenschaft nicht. Die sich aber aus Furcht vor den Wilden im Hause verborgen halten, werden elendiglich verbrennet. Es ist eben so gewiß als unglaublich, daß viele die Hände der Wilden noch mehr als die Flammen fürchten. In dem nahe bei Corrientes gelegenen Flecken des Jakob Sanchez zündeten die Wilden, wie wir alle wußten, eine Kirche an, welche sammt dem Priester, der am Altar Messe las, und den Indianerinnen, Kindern und wenigen Männern (die andern waren wegen ihrer Geschäfte auf dem Lande abwesend) zu Asche verbrannte. Den Ort, wo sich diese Trauergeschichte zutrug, habe ich auf einer Reise durch denselben selbst gesehen. Itzt ist von allem außer der Brandstätte des eingeäscherten Fleckens und einigen dort angepflanzten Bäumen nichts mehr übrig. Eben so wollten auch viele Pflanzer in Tukuman und dem Gebiete von Assumtion lieber durch das Feuer der Brandpfeile der Wilden als durch ihre Lanzen umkommen. Nachdem alles todt oder gefangen ist, nehmen die Abiponer, was sie nur immer brauchen können, mit sich; ja sie schleppen auch vieles, das sie nicht brauchen können, mit, um es zu zerbrechen oder in den nächsten Fluß zu werfen, damit es auch den Christen nichts mehr nützen kann. Ich übergehe hier die merkwürdigsten Verheerungen, die sie vor Zeiten fast in ganz Paraquay angerichtet haben, weil ich ihrer an seinem Orte gedenken werde.

Finden die Abiponer für gut, die spanischen Truppen anzugreifen, so pressen sie mit verhängtem Zügel auf sie los, aber nicht in geschlossenen Reihen wie die Europäer. Sie dehnen sich vielmehr so weit aus, daß sie in verschiedenen Haufen über ihren Feind zugleich von vorne, rücklings, und auf beiden Flügeln herfallen, und mit ihrer Lanze, die sie über des Pferdes Kopf hinüber strecken, jeden, der ihnen in den Wurf kömmt, nieder-

stossen.

stossen. Sie führen ihren Stoß: um aber keinen zurück zu erhalten, sprengen sie eben so schnell zurück, als sie hinansprengten, erholen sich wieder, und kehren so einigemale auf den Kampfplatz zurück. Jeder kommandirt sich selbst. Jeder folgt seinem eigenen Gutdünken. Ihr Pferd können sie mit der äussersten Geschwindigkeit vielmal nacheinander im Kreise herumdrähen; auch richtet sich dasselbe nach jedem ihrer Winke. Sie hängen sich oft mit den Füßen an des Pferdesrücken auf, und machen in dieser Stellung wie die Seiltanzer allerlei Wendungen und Krümmungen. Zuweilen verstecken sie sich auch ganz unter den Bauch ihrer Rosse, um von den Kugeln nicht getroffen zu werden. Durch diese List entgehen sie denselben vielmals, indem sie durch diese immerwährenden Drähungen und Veränderungen ihrer Lage das Auge des Spaniers, der auf sie zielet, täuschen und ermüden. Stehendes Fußes fechten wie die die Europäer wollen sie durchaus nicht, und halten den für einen Thoren, der immer auf dem nämlichen Fleck kaltblütig aushält, und seine Brust dem Mordbley zum Ziele darstellet. Daß ihr vorzüglichster Kunstvortheil im Kriege in dem hurtigen Hin- und Wegschwenken bestehe, versichern alle einstimmig. Wer diese Gelenksamkeit der Abiponer und ihren Charakter recht kennt, wird seine Flinte nie gegen sie abfeuern, wenn er nicht seines Schusses gewiß ist. Denn haben sie einmal den Knall derselben gehöret, ohne daß einer von ihnen gefallen ist, so legen sie ihre Furcht vor dem europäischen Gewehre ab, und werden dadurch nur um so verwegner. So lang sie jemand mit gespanntem Hahn auf sie zielen sehen, sind sie voller Angst, und weit mehr um die Erhaltung ihres Lebens als um die Niedermetzelung anderer bekümmert.

Die unzeitige und verwegene Eilfertigkeit zu schiessen hat manchen das Leben gekostet; das bedächtliche und

kluge

kluge Zaudern hingegen manchen das Ihrige gerettet, wie eine Menge Beispiele aus unserem Jahrhundert beweisen. Wir wollen deren einige kurz anführen. In dem Gebiet von S. Jakob de Storen kamen unter der Dämmerung auf einmal Abiponer von einem jähen und unwegsamen Felsen, den nie eines Menschen oder Pferdes Fuß betretten hatte, herabgeritten, und fielen in den spanischen Flecken Las Barrancas ein. Es kostete ihnen auch keine Mühe die Einwohner im Schlafe zu erwürgen. Ein Hauptmann, Namens Hilarius, mit dem ich einige Jahre darauf einen sehr vertrauten Umgang pflog, wurde theils von dem Geheule der Wilden und theils von dem gräßlichen Wimmern der Sterbenden wache, und stellte sich unter dem Eingang seines Hauses mit seiner Flinte hin, die er stets dem feindlichen Haufen zukehrte. Der Erfolg davon war, daß sich kein einziger zu ihm in die Nähe wagte. Durch dieses bloße Drohen rettete er sich und sein Töchterchen mitten unter den Leichen ihrer erschlagenen Nachbarn. Der Kapitän hat mir bei meiner Durchreise die Stelle, wo dieses vorgieng, selbst gewiesen. Ein anderer Spanier hielt einem Haufen Abiponer, als er sie den mit Pallisaden nur schlecht verwahrten Hof seines Hauses umringen sah, eine ungeladene Flinte entgegen, und zielte damit bald auf diese und bald auf jene. Die Feinde von ihrem Vorhaben abzuhalten, war dieß hinlänglich. Ich habe einen Kapitän mit Namen Gorosito gekannt, der sich unter den Soldaten von S. Jago ungemein hervorgethan hatte. Seine Flinte aber war von der Art, daß man gar keinen Schuß damit thun konnte. Als ihn ein Soldat fragte, warum er selbe nicht wieder zurecht machen ließe, antwortete er, daß er es nicht für nöthig fände. Es ist genug, sagte er, daß man den Wilden die Flinte weiset, wenn sie auch nichts taugt, weil sie auf den bloßen Anblick derselben erzit-

 tern.

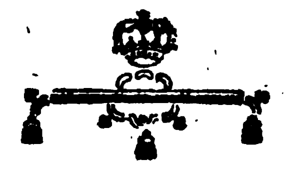
tern. Sie wissens nicht, daß mein Gewehr einen Feh-
ler hat. Ich habe bei verschiedenen Scharmützeln mit
Ruhm und unbeschädigt mitgefochten. Aber wozu bedarf
ich fremder Zeugnisse und Erfahrungen? Habe ich doch
selbst durch sieben Jahre ganzen Schaaren eingefallener Wil-
den mit einer Flinte, ohne daß ich selbe auch nur ein
einzigesmal abgefeuert hatte, vielmal Furcht eingejagt,
und zwar so sehr, daß sie nicht einmal der Kapelle und
den Pallisaden meines Hauses nahe zu kommen, vielwe-
niger darinn etwas zu verheeren sich getraueten.

Wie gefährlich es aber ist, die Musketen zu vor-
eilig abzufeuern, haben wir in Paraquay vielmal, be-
sonders aber zu meiner Zeit in einer neuangelegten india-
nischen Kolonie, wo wenige Besatzungssoldaten wegen der
vielen Einfälle der Wilden die Gränzen von Tukuman be-
wachen mußten, erfahren. Diesem Flecken setzten einst die
aufrührischen Mataquayer gegen den Abend mit Waffen
von aller Art zu. In der Angst feuerten die Soldaten
alle ihre Musketen wider die Wilden ab, aber zu ihrem
nicht der Feinde Schaden; denn diese steckten, ohne ihnen
Zeit zum Laden zu lassen, mit ihren Feuerpfeilen sogleich
alle Häuser in den Brand, schossen auf die Soldaten, die
sich auf den Platz herausretten wollten, einen Hagel von
Pfeilen mit Widerhacken ab, und benahmen ihnen alle
Gelegenheit zur Flucht. Zween aus unserer Gesellschaft,
welche daselbst der Seelsorge vorstanden, nämlich der P.
Franz Ugalde, ein Biskayer, und Romanus Harto aus Na-
varra (ich wohnte mit ihnen vormals in Cordova unter
einem Dach) erfuhren ebenfalls in der Blüte ihres Alters
in der nämlichen Umzäunung die ganze Wuth der Wilden,
eben als sie auf das Seelenheil der sterbenden Soldaten
und ihre eigene Sicherheit bedacht waren. Mit tödlichen
Pfeilwunden überhäufet, und unter dem Schutt der bald

darauf eingeäscherten Kirche begraben, wurde der erste von diesen ein Opfer der Flammen, also zwar, daß von ihm nichts als ein kleines Beinchen übrig blieb, das wir nachmals in einer andern Kirche begruben. Ohne Zweifel ist er in den Aufenthalt der Seligen übergegangen. Dieß war wenigstens die Meinung aller derer, die seine ungeschminkte Gottesfurcht und liebenswürdige Herzensreinigkeit kannten und bewunderten. Sein Leben, welches zu Madrit spanisch herauskam, ist zu Wien in das Lateinische übersetzt worden. Sein Amtsgefährte, der P. Romanus Harto (Wir fuhren miteinander von Lissabon nach Paraquay auf dem nämlichen Schiffe) wurde von zweenen Pfeilen verwundet. Ungeachtet ihm nun diese tief in der Seite stacken, so kroch er dennoch unter Begünstigung der Nacht von seinen Hauspallisaden in den nahen Wald, und entgieng dadurch dem Tod und den Augen der Wilden. In seinem Blut schwimmend, von den heftigsten Schmerzen seiner Wunden und dem daraus entstandenen unleidentlichen Durst gequälet, brachte er die Nacht zwischen den Bäumen unter freyem Himmel zu, bei dem schrecklichsten Ungewitter, unter Stürmen, Regengüßen und Donner. Keine Seele war zugegen, von der er einige Hilfe erwarten konnte. Wie es am Himmel grau ward, kroch er auf das Feld hinaus, wo er durch eine besondere Wohlthat der Vorsicht einen Soldaten antraff, der Tags vorher mit seinem Pferd die Flucht ergriffen hatte. Dieser nahm ihn nun auf das Pferd, und brachte ihn zu den Spaniern nach einer ungemein weiten Reise, wo er dann endlich wieder geheilet wurde. Was hat nun zu dieser Trauergeschichte, zu so vielen Mordthaten Anlaß gegeben? Blos die unzeitige Eilfertigkeit der Handvoll Soldaten in Abfeuerung ihrer Musketen. Der blinde Lärm erschütterte nur die Luft; den Indianern hingegen flößte er Muth ein, so, daß sie nur desto furchtfreyer

freyer und kühner auf die Spanier losgiengen, ehe sie
noch ihre Musketen laden konnten. Man sagte auch,
daß es den meisten an Pulver, allen aber der Muth ge-
mangelt habe, indem sie über die unvermuthete Erschei-
nung der Wilden, den Brand ihrer Wohnungen und den
Anblick so vieler Getödteten ganz ertattert waren. Wenn
man Wilde zurückschlagen will, muß man weder zaudern,
noch auch unvorsichtig zu Werke gehen. Man muß die
Hand nicht in den Busen stecken; aber doch auch immer
von seinem Waffenvorrath etwas auf alle Fälle zurück be-
halten; denn die Indianer, welche keine Gelegenheit ih-
rem Feind zu schaden ungenützt vorbeigehen lassen, bre-
chen denen bald die Hälse, die entweder keine Waffen ha-
ben, oder mit denselben nicht umzugehen wissen. Wenn
also dreyßig Musketiers einen Posten vertheidigen sollen,
müssen sie in drey Klassen abgetheilet werden. Zehn näm-
lich müssen ihre Musketen wider den heranprellenden Feind
lösen, während daß die zweyten Zehn laden, und die drit-
ten sich schußfertig halten. Wenn sie also im Schießen
so miteinander abwechseln, werden sie immer noch Zeit
haben ihr Feuergewehr zu laden, und die Indianer Ursa-
che sich zu fürchten. Man richte sich nach diesem Grund-
satze, und dreyßig Musketiere werden immer dreyhundert
Amerikaner in die Flucht schlagen. Feuern hingegen drey
hundert Mann ihre Musketen auf einmal ohne Erfolg ab,
so werden sie gegen dreyßig Wilde den Kürzern ziehen,
es wäre denn, daß ihre Kugeln angegriffen, und einige
auf die Haut gelegt hätten. Denn die Abiponer nehmen,
wie alle übrigen Amerikaner, so bald sie von ihren Lan-
desleuten etliche fallen sehen, nach allen Seiten den
Reißaus. Die ganze ungeheure Länderstrecke scheint ih-
nen manchmal auf ihrer Flucht zu enge zu werden.
Man darf nur auf einen Baum, worauf eine Schaar
Vögel sitzt, einen Schuß thun. Schnell werden sie
alle

alle ihr Heil in der Flucht suchen, so bald nur zween oder drey davon getroffen worden sind. Eben so darf nur einer oder der andere Amerikaner auf dem Platze bleiben, und die übrigen werden sich sogleich erschrocken aus dem Staube machen. So wenig wollen sie den Sieg mit dem Verlust ihres Lebens erkaufen. Was mag also wohl die Ursache seyn, daß sie so allgemein gefürchtet werden? Ich will es sagen.



Vierzigstes Hauptstück.

Wodurch sich die Abiponer so fürchterlich machen, und wann man sie wirklich zu fürchten hat.

Da die Abiponer von Natur furchtsam sind, so machen sie sich blos durch die Kunst furchtbar. Den Mangel an Herzhaftigkeit, die vielen angebohren ist, suchen die Wilden durch den Lärm ihrer Kriegstrompeten, ihre hinterlistigen Uiberfälle, unglaubliche Geschwindigkeit, schrecklich bemahlten Gesichter und buntfärbigen Federkronen zu ersetzen. Wenigstens machen die Abiponer von diesen Künsten allemal Gebrauch, so oft sie einen Angriff thun wollen, oder von andern einen befürchten. Sie halten selbe für Hilfsmittel dem Feind Angst einzujagen; ich aber hielt sie allemal für Beweise ihrer angebohrnen Zaghaftigkeit. Sie zieren ihren Kopf mit Federn von allerlei Vögeln, die sie entweder wie einen Kamm in die Höhe richten, oder wie eine Krone zusammordnen. Kurz sie gehen ins Treffen wie zu einer Hochzeit, als wenn sie ihres Sieges schon gewiß wären; weil sie glauben, daß dem Feind, so bald er ihre Zuversicht bemerkt, der Muth sinken werde. Diese Gewohnheit den Kopf mit Federn zu zieren ist nicht nur uralt, sondern auch fast allen Völkern des Erdbodens gemein. Ihre Helme sehen wir durchgängig mit Federbüschen von allerlei Farben wie mit einem Kamm aufgestutzet. Daher sagt Virgil im 12. B. seiner Aeneide: Tum galeam Messapi habilem, cristisque decoram induit — (dann setzte er sich den ge-

schmei-

schmeidigen und mit einem Federbusch geschmückten Helm des Messapus auf.) Und ein anderer Dichter: Galeam quassabant rubra minitantem vulnera crista. (Sie schüttelten den Helm mit seinem rothen Wunden drohenden Federbusch.) Die Cymbrer und Teutonen steckten sich außer den Vogelfedern noch aufgesperrte Rachen wilder Thiere auf ihre Beckelhaube, damit sie auf dem Schlachtfelde noch grimmiger aussähen. Aus dieser Ursache tragen die europäischen Grenadiere noch itzt Bärenmützen, und die Reiter einen mit einem Federbusche gezierten Hut. Wenn wir dem Jovius, einem Geschichtschreiber, glauben wollen, so zeichnete sich der Bassa Cassan (ein türkischer Heerführer, der mit fünfzehntausend Türken Oberösterreich verheerte) unter allen durch seinen prächtigen Federbusch aus. Es war ein Geyerflügel, welcher vorn an der Stirne aus einer göldenen Scheide herausgieng, und, damit ihn alle kennen konnten rc. Andere Geschichtschreiber nennen diesen Mann nicht den Cassan, sondern den Hassan Bassa.

Mit dem Gebrauch der Federn vereinbaren die Abiponer auch noch vor dem Gefechte den Anstrich: denn sie färben ihr Gesicht bald weiß, bald purpurroth meistentheils aber schwarz. Diesen Dienst thut ihnen der Ruß, den sie von den Töpfen und Häfen abschaben. Auf der Reise, wo sie keinen solchen Ruß haben können, machen sie ein Feuer auf, und schwärzen sich mit dessen Rauch und klein zerstossenen Kohlen. Die Frucht eines Baumes, den die Quaranier Urucuý nennen, giebt eine rothe Farbe, womit man auch die Wolle färben kann. In Ermanglung aller Farbmaterialien bei unvermutheten Fällen durchstechen sie ihre Zunge mit einem Dorne, und bestreichen sodann mit dem häufig daraus hervorquellenden Blut ihr Gesicht. Sie bemahlen sich aber nicht alle auf

einerlei Art. Die einen machen sich blos die Stirne schwarz, die anderen nur ein Wang, noch andere alle beide. Es giebt auch einige, die sich mit allerlei regellosen, und andere, die sich mit schneckenförmigen Zügen ihr ganzes Antlitz beschmieren. Manche machten sich blos um ihre Augen einen doppelten Kreis. Viele schwärzen sich ihr Gesicht so sehr, daß sie Mohren vorstellen. Man glaubt Gespenster und höllische Larven von des Pluto Gefolge vor sich zu sehen. Die bekanntesten, mit denen ich täglich umgegangen war, erkannte ich nicht mehr, wenn sie sich bei der Annäherung des Feindes, den sie zurückschlagen wollten, so mit allerlei Farben angekleret hatten. Diese Gewohnheit ist auch den übrigen paraquayischen Völkerschaften, besonders aber den berittenen eigen. Sogar die alten Deutschen waren dafür eingenommen, wie aus den oben im vorigen Hauptstücke angeführten Worten des Tacitus, erhellet, als wo er sagt: **Die Arier greifen mit schwarzen Schilden, gefärbtem Leibe und bei stockfinsterer Nacht an, und ängstigen ihren Feind durch die Furcht selbst und das Düstere ihres mordsüchtigen Heeres, indem niemand den fremden, und sozusagen höllischen Anblick desselben aushält; denn die Augen werden in allen Treffen zuerst überwunden.**

Die Abiponer machen sich nicht nur den Augen sondern auch den Ohren ihrer Feinde furchtbar. Vor dem Gefechte lassen sie immer ihre Hörner, Kriegspfeifen, Schallmeyen und Trompeten, an Ton, Farbe und Gestalt äusserst verschiedene Instrumente, erschallen. Die von Horn brüllen, die hölzernen klingen, die beinernen aus den Rohrbeinen grosser Vögel und andern vierfüßigen Thieren tönen scharf und pfeiffend: die von Rohr hingegen machen ein unausstehliches Gebrumme. Diejenigen Kriegs-

pfei-

feifen, welche man aus dem Schwanz eines am gan-
en Leib bepanzerten Thieres macht, (die Spanier nen-
en es Armadillo, die Quaranier Tatù, die Abiponer
Tauíklaip oder Katoiraik,, die gemeinen Paraquayer
ber Kirikintschù) erfüllen, wenn man statt des Mund-
tückes ein Rohr daran stecket, nicht nur die Ohren,
ondern auch die ganze Gegend mit einem entsetzlichen
Lärme. Der Ausdruck verläßt mich, wenn ich den Bau
und den Gebrauch aller ihrer Kriegsschallmeyen beschrei-
ben will. Gewiß ist, daß in einer abiponischen Schlacht-
ordnung so viele trompeten als streiten. Mit dieser
schreckbaren Feldmusik verbinden sie noch ein abscheuli-
hes Geheul, welches sie mit der Hand machen, indem
ie diese schnell zu den Lippen hin- und wieder davon
wegführen. Mit diesem scheint das übereinzustimmen,
was Tacitus von den alten fechtenden Deutschen mel-
det. Sie bestreben sich vorzüglich einen rauhen
Ton und ein abgestoßenes Gebrumme mit ihren
Lippen zu erregen, indem sie ihre Schilde an
den Mund halten, damit ihre Stimme im Ab-
prellen völler und tiefer werde. So sagt auch
Ammian Marcellin im 16. B. Die, welch sich
mit Schlachten durch langwührige Kriege so
zu sagen vertraut gemacht haben, erschrecken
ihre Feinde entweder mit ihren Gebärden oder
sie machen ein entsetzliches Feldgeschrey, welches
selbst in der Hitze des Treffens mit einem kleinen
Gesumse anfängt, und sich immer mehr erhebt
wie Fluthen, die an Felsen anprellen. Beide
Schriftsteller erwähnen deutlich des Kriegsgeheules, der-
gleichen die Abiponer durch das wiederholte Lippenstossen
anzustimmen pflegen. Uebrigens war fast keine Nation,
die nicht während des Gefechtes in ein Geschrey aus-
brach. Polybius bezeugt im 15. B. daß die Römer
nach ihrem vaterländischen Gebrauch im Treffen zugleich

 ge-

geschrieen und zugleich mit ihren Schwertern, indem sie mit selben auf die Schilde klopften, ein Getöse erreget hätten. Mit diesem stimmt auch Cäsar überein, da er im 7. B. von dem gallischen Kriege sagt: Die Feinde lieferten die Schlacht, während daß von beiden Seiten geschrieen wurde. Die Türken wiederholen noch itzt mit lautem Geschrey ihr gewöhnliches: Allaha Schikir. Gott sey gelobet, so oft sie auf den Feind anlaufen. Allein nur Neugeworbene fürchten sich vor ihnen; alte versuchte Leute, die sich auf ihre Kriegskenntnisse verlassen können, lachen über sie. Wenn die Abiponer in ganzen Geschwadern heransprengen, ruffen sie so laut, als sie können: Laharàlk! Laharàlk. Gehen wir, gehen wir: so wie sich die Quaranier mit ihrer Yahà! yahà! die Mokobier mit ihrem Zokolàk! Zokolàk! die Spanier mit ihrem Vamos oder Vamonos zum Treffen aufzumuntern pflegen. Eben dasselbe wiederholen auch andere mit anderen Worten vor dem Angriff. Die Franzosen schreyen immer Allons! Allons! Auf! hinan!

So lang die Abiponer fechten, wenden sie, sowohl ihre Streiche zu führen, als auch den feindlichen auszuweichen, stets ihre Augen auf alle Seiten. Sie ruffen auch unablässig mit rauher und so zu sagen heiserer Stimme drohend ihr Ho - Ho - Ho - wodurch sie den Feind herausfodern und sich selbst noch mehr zu entflammen suchen. Unstreitig hat die bei den europäischen Kriegsheeren gewöhnliche Feldmusik und der Lärm ihrer Trommeln keinen andern Endzweck als die Truppen aufzumuntern und zu leiten, und dem Feinde Furcht einzujagen. Dennoch wird kein Mensch längnen, daß man nicht sowohl vor Alters als auch zu unsern Zeiten mehrere Siege schweigend als lärmend erfochten habe. Möchten sich doch die Spanier in Paraquay diese Wahrheit

heit zu Herzen nehmen, als welche allemal, wie die Wilden, ihren Angriff schreyend beginnen. Der königliche Unterstatthalter zu S. Jakob in Tukuman, Franz Bareda aus Andalusien, ein Mann, welcher seine Würde bei 30 Jahren bekleidet, und sich durch seine Thaten im Kriege sehr hervorgethan hat, klagte mir vielmal, daß er bei seinen Soldaten noch nie hätte zuwege bringen können, daß sie sich, wenn sie die Wilden in ihren Wohnplätzen überfielen, des Schreyens enthielten, um ihnen entweder die Gelegenheit zur Flucht abzuschneiden, oder sie niederzumachen, ehe sie zu den Waffen greifen konnten.

Ein kluger Kriegsmann lacht bei dem Getöse, das die Feinde vor, oder während einer Schlacht erregen, und verachtet selbes, weil er weiß, daß blos das Ohr dabei leidet und nicht der Körper. Es ist eben so bewunderungs- als bedauerungswürdig, daß sich auch bärtige Pflanzer in Paraquay vor den Schreckengestalten der Abiponer und ihrem Zettergeschrey so entsetzlich zu fürchten pflegen. Wir sahen nicht nur ihre Augen und Ohren darüber ganz erstarren sondern auch ihre ganze Seele in eine solche Verwirrung gerathen, daß sie ihrer selbst nicht mächtig, sich nicht mehr um Hilfsmittel der Vertheidigung, sondern um eine sichere Gelegenheit zur Flucht ängstlich bekümmerten. Dadurch retten sie wohl manchmal ihr Leben, aber nicht ihre Ehre: noch stellen sie sich dadurch sicher: denn die Wilden werden täglich desto kühner, je feiger man vor ihnen fliehet und sich fürchtet. Wie vielmal haben nicht selbst die Spanier in den Städten gezittert, wenn sich ein fliegendes, oft grundloses Gerücht verbreitete, daß Wilde mit geschwärzten Gesichtern, furchtbar und grimmig in ihrem ganzen Anzuge, auf ihren leichten Pferden heranritten, den Lärm ihrer Kriegspfeifen mit ihrem Mordgeschrey

be-

begleiteten, in der Faust eine ungeheure Lanze, auf dem Rücken einen Köcher voll Pfeilen, nach Mord und Brand schnaubten, und ihren Feinden mit ihren funkelnden Augen Gefangenschaft, Wunden und hunderterlei Todesarten androheten? Man sah sie schaarenweise hin und her laufen, und über ihres Lebens nahes Ende jammern, wenn auch von Weitem von Feinden noch keine Seele zu sehen war. Nicht blos das zarte Geschlecht sondern auch Männer vom Officiersrange verkrochen sich in die von Stein erbauten Kirchen, in die verborgensten Schlupfwinkel, Männer, die, wenn sie dem Feinde die Spitze und ihre Musketen gewiesen hätten, die Wilden mit leichter Mühe zum Rückzuge genöthigt und den panischen Schrecken in ein allgemeines Gelächter verwandelt hätten. Der blosse Ruff, daß Wilde in der Nähe wären, hat oft alle zittern gemacht. Vor wenig Jahren verbreitete sich zu Buenos Ayres auf einmal an einem Sonntage unter Mittag das Gerücht, die südländischen Wilden, welche man daselbst Serranos, Aucas oder Pampas nennt, wären in grosser Anzahl, ich weiß nicht mehr, in welcher Gasse der Stadt eingefallen. Die dadurch entstandene Furcht bemächtigte sich aller Gemüther dergestalt, daß sie, vor Schrecken ganz außer sich und verblendet, wie Wahrsinnige alle Strassen abliefen und mit ihrem Jammer erfüllten. Man hätte darauf geschworen, das Schwert des Feindes sey ihnen schon auf dem Nacken, und ihr Leben ohne Rettung. Manche, die sich in sichere Oerter flüchteten, verloren im Laufen ihre Perüquen, Hüte und Mäntel. Man schickte indessen, die ganze Stadt zu recognosciren, von der dortigen Besatzung Reiter aus; allein sie kamen mit der Nachricht zurück, daß man weder Wilde noch eine Spur von ihnen entdecken könnte. Hierauf fieng es wieder an in den Gemüthern der Einwohner heiter zu werden, und an die Stelle des Zagens tratten bei ihnen

Schaam

Schaam und Reue darüber. Dergleichen Scenen ereigneten sich zu Santa Fe, Assumtion, Kordova, Salta rc. fast alle Tage, wenigstens sehr oft, indeß die Wilden ungeahndet in der ganzen Provinz herumstreifen; denn der furchtsame Pöbel hält alle Sagen für gewisse Wahrheit, und ahndet überall Gefahr, wo keine ist. Besonders merkwürdig und lustig ist der Vorfall, der sich in Corrientes zugetragen hat. Gegen den Abend erscholl in dieser Stadt jählings das Gerücht, ein Hause Abiponer sey eingedrungen, und wüte bereits in der sogenannten Rosengasse. Sogleich lief alles in unsere von Stein gebaute Kirche zusammen. Selbst der oberste Kriegsbefehlshaber, ein alter Mann (ich weiß seinen Zunamen und kenne seine Söhne) gesellte sich den winselnden Mütterchen bei, und seufzete und betete mit. Hier, sagt er, hier in dem Tempel Gottes vor Jesu Christo müssen wir sterben. Unwillig über das unkriegerische Gejammer dieses Kriegesmannes, versetzte hierauf ein eben hinzugekommener Weltpriester, ein junger aber herzhafter Mann: Bei Gott! Hier müssen wir nicht sterben. Wir müssen die Feinde aufsuchen und niedermachen. Kaum hatte er dieses gesagt, als er schnell wie der Blitz auf ein Pferd sprang, und mit seiner Muskete an den Ort hinritt, wo die Abiponer bereits hätten herumwürgen sollen, um den Bedrängten beizuspringen. Allein er fand alles daselbst friedlich, ruhig, im tiefen Schlafe, und kein Mensch dachte an einen Abiponer: er kehrte daher zurück in die Kirche, wo die Feigen noch zitterten, und benachrichtigte sie von der Falschheit der fürchterlichen Zeitung. Man sieht hieraus, welch eine Angst nicht blos das Aussehen und die Gegenwart der Abiponer sondern auch der unzuverlässigste Ruf von ihrer Annäherung der Paraquayern eingejaget hatte.

Zwo Wahrheiten, die mir eine lange Erfahrung außer allen Zweifel gesetzt hat, wünschte ich allen tief einzuprägen. Nämlich, daß die Indianer nie weniger zu fürchten sind, als wenn sie am schreckbarsten aussehen, und das meiste Getöse machen: denn ihr fürchterlicher Apparat bei einem Ueberfall verräth ihre Furchtsamkeit. Mißtrauisch auf ihre Tapferkeit, Kräften und Waffen erwarten sie den Sieg von ihrem buntscheckichten Anstrich, ihren Vogelfedern, ihrem Geschrey, und anderen Schreckenbildern, die sie zu Hilfe nehmen. Allein man darf nur ein wenig Muth und ganz mittelmäßige Waffen haben, so wird man alles das nichts weniger als furchtbar finden und sich darüber, als über kahles Spielwerk, gleichgültig hinwegsetzen. Dieß ist meine erste Erinnerung. Meine zwote besteht darinn, daß man die Indianer nie mehr zu fürchten habe, als wenn sie sich vor uns zu fürchten scheinen. Sie verbergen sich manchmal, schweigen und geben kein Zeichen von sich. Wie die Windstille auf dem Meer die Anzeige eines nahen Sturms ist, so ist auch dieses Schweigen der Wilden gemeiniglich ein Vorbothe des Ueberfalles, den sie zu unternehmen im Begriffe stehen. Sie werden sich auf einmal zeigen, und denen die Hälse brechen, die sich dessen am wenigsten versehen. Sie sind immer da, wo man auf sie gar nicht denkt. Daher sind die Zeiten und Oerter, welche ganz gefahrfrey zu seyn scheinen, immer verdächtig. In der Hitze des Treffens nehmen zuweilen die Abiponer jählings den Reißaus, hauptsächlich in der Absicht, die Spanier zum Nachsetzen zu verleiten, und, da sie ihrer in geschlossenen Haufen nicht mächtig werden können, in zerstreuten Schaaren niederzumetzeln. Daher geschah es nicht selten, daß die vermeinten Ueberwinder den flüchtigen Ueberwundenen unterlagen. Den Grund davon giebt Vegetius im 3. B. 22. K. an, da er sagt: Weil

man

man wider Fliehende kühner und minder achtsam zu Werke geht. Nothwendig aber ist die größere Sicherheit auch mit einer größeren Gefahr verknüpfet. Fliehende Abiponer muß man daher mit aller Vorsicht verfolgen. Die itzt den Siegern den Rücken wenden, werden ihnen bald die Stirne und die Spitze bieten, wie die Parther, von welchen Justin im 41. B. schreibt. Mit ihrem Feinde können sie nicht in der Nähe fechten, so wenig als belägerte Städte erobern. Sie fechten entweder im Hin- vor- oder im Zurückreiten. Oft stellen sie sich auch an, als wenn sie flöhen, damit ihnen die Unbehutsamen nachsetzen. — — Auch können sie den Kampf nicht lang aushalten. Uebrigens würden sie unwiderstehlich seyn, wenn ihr Nachdruck und ihre Ausharrung eben so groß wäre, als ihr Anfall heftig ist. Sie verlassen meistens in der Hitze des Kampfes das Schlachtfeld, fangen aber kurz nachher das Treffen vom neuen an, und setzen ihren Feind in die größte Gefahr, eben da er sie besieget zu haben glaubt. Da Justin von den Parthern schrieb, schilderte er zugleich die fechtenden Abiponer ganz vortrefflich, als welche auch im Fliehen den Spaniern weit gefährlicher werden, als wenn sie sich mit ihnen auf dem Wahlplatze herumbalgen. Sie flüchten sich zu den Pfützen, Wäldern, Hohlwegen, auf die Bergschlünde, Felsen und Hecken, weil sie über alle diese Oerter, wegen der außerordentlichen Behendigkeit ihrer Pferde und ihrer eigenen im Reiten und Schwimmen, leicht hinwegsetzen, während daß die mit ihrem Anzuge und Gepäcke beschwerten Spanier, die ihnen nachsetzen, mit ihren unbeholfenen Pferden im Wasser oder Schlamme stecken bleiben, oder andern Beschwerden des ungebahnten Weges unterliegen, von einander getrennet und dann von den Feinden oh-

ne

ne Mühe mit Lanzen niedergestochen werden. Um andere Arten ihrer Kriegslist zu übergehen, so ziehen sie sich, wenn die Verheerung vollendet ist, die Häuser geplündert und die Einwohner erwürget sind, auf den Schein zurück, und geben sich das Ansehen, als wenn sie ihre Flucht beschleunigten. Wenn man sie bereits viele Meilen weit weg glaubt, wiederholen sie auf einmal den Ueberfall, machen sie über die noch übrigen Spanier, die bereits die Gefahr überstanden zu haben glauben, auf einmal her und schneiden ihrer so vielen, als sie können, die Köpfe ab. So gewiß ist es, daß man die Wilden nie mehr fürchten müsse, als wenn sie sich selbst zu fürchten scheinen. Meine und anderer Erfahrung haben mich hievon oft genug überzeugt.

Wenige Abiponer sind auch einer ihnen um viel überlegenen Anzahl Spanier furchtbar, wenn jene, von allen Seiten umringet, und auf das Aeußerste getrieben werden, also zwar, daß sie nimmermehr entkommen können. In diesem Falle sind sie, sich zu wehren, zu allem entschlossen. Was sie vor sich finden, muß ihnen ein Gewehr abgeben. Ihre Todesangst wird Wuth, und ihr Blut Galle. Ihr Zagen macht sie scharfsehend, und herzhaft, und ist daher mehr als alle ihre Tapferkeit zu fürchten. Sie wollen weder ungerächet noch unrühmlich sterben. Ganz richtig sagt Vegetius im 3. B. 22. K. Die Eingeschlossenen macht die Verzweiflung kühn: und selbst der Furchtsame greift nach den Waffen, wenn keine Hoffnung für ihn übrig ist. Dieses könnte ich mit einer Menge Erfahrungen bestättigen; aber ich will deren nur drey anführen. Ein Abiponer ward einst von einer Anzahl Soldaten von S. Jakob umringet. Sein Weib reichte ihm in einem fort Pfeile und in deren Ermanglung die nächsten, besten

Stücke:

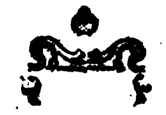
Stücke: und damit gab er allein seinen Angreifern so viel schaffen, daß er erst nach vielen empfangenen und versetzten Wunden auf dem nämlichen Flecken Erde, wo er anfangs stand, todt niedersank. Selbst die von ihm verwundeten Spanier konnten die Standhaftigkeit dieses Wilden nicht genug erheben. Weit und breit erfüllte Nachiralarin, ein mehr durch die Niedermetzelung der Spanier als durch seine Herkunft berühmter Anführer der Abiponer aus dem Volksstamme der Yaaukanigas, alle paraquayische Kolonien mit dem Schrecken seines Namens. Seine Angehörigen oder Untergebenen nannte das gemeine Volk in Paraquay wegen ihrer grauen Katzenaugen Los farcos. Richtiger hätten sie selbe los Garzos geheißen. Von diesem Schwarme begleitet, verheerte Nachiralarin die Gegenden von Corrientes, Santa fe, Cordova und Paraquay mehrere Jahre hindurch mit Mord und Raube, bis er endlich an dem Ufer des Tebiquarÿ von ungefähr 200 Soldaten aus Assumtion angegriffen wurde, und bei der Gelegenheit sein Leben und seine Räuberey beschloß. Mit vierzehn seiner Abiponer in dem Walde umringt und eingeschlossen, vertheidigte er sich wider die Spanier so hartnäckig, daß er erst nach einem Kampfe von etlichen Stunden unterlag, und erblaßte. Dennoch konnte man nicht hindern, daß nicht einige seiner Leute entwichen. Diesen Sieg haben mir die Spanier, die bei diesem Scharmützel mitgefochten hatten, vielmal, aber immer äußerst ruhmrednerisch bis zum Eckel erzählet. Man hätte glauben sollen, sie sprächen von den blutigen Schlachten beim See Thrasumenus bei den Furcis caudinis, bei Höchstädt, Nördlingen ꝛc. Wirklich erwarb sich der Oberbefehlshaber bei dieser Unternehmung, Fulgentius de Yegros, wegen des glücklichen Ausschlages derselben keinen geringen Ruhm. Er gelangte dadurch zu den höchsten militärischen Ehrenstellen, und



sogar zur Statthalterswürde dieser Provinz. Hierzu füge man noch, daß einst zwanzig wilde Abiponer, als sie verübter Todtschläge wegen, von 300 christlichen Mokobiern und neugläubigen Abiponern angegriffen wurden, lieber sterben als weichen wollten. Es ist unglaublich, wie entschlossen sich diese handvoll Leute wider ihre zahlreiche Angreifer gewehret haben. Sie fielen alle auf dem nämlichen Platze, den sie zu Anfange des Treffens inne hatten. Der Anführer des ganzen Haufens, Ychamenraikin, (ein den Abiponern unvergeßlicher Name) wurde gleich im ersten Angriff mit einem Pfeil verwundet, und bezahlte also den Sieg mit seinem Leben. Hieraus erhellet, daß sich auch ein zahlreicher Trupp vor einem kleinen, ihm an Zahl, Waffen und Kräften nachstehenden Haufen zu fürchten habe, wenn dieser auf allen Seiten umringt und durch die enge Lage des Ortes so in die Klemme gebracht wird, daß ihm kein Ausweg mehr zur Flucht übrig ist. Da sie sehen, daß es um ihr Leben geschehen ist, spornet sie die Verzweiflung an, dasselbe so theuer als möglich zu verkaufen. Wütende Rachsucht macht auch die Furchtsamen kühn und dient ihnen statt der Waffen. Der Verlust ihres Lebens, auf das sie bereits Verzicht gethan haben, soll vielen Feinden das ihrige kosten. Selbst die Tieger wüten grimmiger, sobald man ihnen das Entkommen unmöglich macht. Scipio glaubte wirklich, man müße dem fliehenden Feind einen Ausweg übrig lassen. Diesen Grundsatz befolgen meistens die Spanier in Paraquay, indem sie die Wilden großmüthig (oft großmüthiger, als sie sollten, und wider den Willen ihrer Befehlshaber) entfliehen lassen. Franz Barreda, dessen ich kurz vorher mit Ruhm gedacht hatte, erfuhr dieses bei dreißig Unternehmungen, die er als Oberbefehlshaber wider die Abiponer und Mokobier veranstaltete. Diese pflegen sich sorgfältig zu ihren Wohnplätzen zu-

theils

theilhaft gelegene Posten auszusuchen. Sie wählen sich gemeiniglich einen Ort, wo sie einen See, Bach oder Morast vor sich, einen Wald im Rücken und zu beiden Seiten Felder zu Pferdweiden haben. So oft Garreda nun einen solchen Wohnplatz der Wilden anzugreifen hatte, befahl er, wie er mir selbst versicherte, seinen Soldaten immer, denselben von der Seite gegen den Wald zu umringen, damit nicht die Wilden dahin sich retten könnten. Allein seine Leute befolgten seine Befehle nie, weil sie wohl wußten, wie gefährlich es ist, diese Feinde zur Verzweiflung zu bringen, und wie zweydeutig es hernach mit dem Sieg aussähe.



Ein und vierzigstes Hauptstück.

Was für Leute ich unter dem Namen spanischer Soldaten verstehe?

Wenn ich von paraquayischen Soldaten rede, so glaube man ja nicht, daß ich von regulirten und in der Kriegszucht geübten Truppen spreche: denn diese (sowohl Fußvolk als Dragoner) liegen nur zu den Ufern des Silberflußes und in den Cittadellen zu Buenos Ayres und Montevideo in Besatzung. Die Reiterey wird daselbst manchmal auf Streifzüge ausgeschicket, um die südlichen Wilden im Zaum zu halten. Das Fußvolk hingegen wird oft eingeschiffet, und auf dem Silberflusse, dem Schleichhandel zu wehren, gebraucht. In dem übrigen ganzen grossen Paraquay müssen die Pflanzer selbst zu Feld ziehen, man mag nun feindliche Anschläge der Wilden vereiteln, oder solche wider sie ausführen wollen. Jede Stadt zählt in ihrem Gebiet einige Compagnien unregelmäßiger Völker sammt ihren Kapitänen und Lieutenants, denen ein Maestre de Campo und Obristwachtmeister (Sargento major) vorsteht. Ihr Oberbefehlshaber ist der Unterstatthalter selbst, der auch zugleich die oberrichterliche Gewalt ausübt. Die Spanier geben ihm den Titel Theniente de Governador, justitia mayor, y Capitàn à guerra. Ausserdem ist auch in jedweder Stadt eine Kompagnie, welche die Kompagnie der ausgedienten Kapitäne, la Compañia de los Capitanes reformados heißt. Sie müssen den Unterstatthalter, so oft er zu Felde geht, begleiten, und werden gleichsam für seine Leibwache angesehen. Vie-

le

le sind nur Ehrenmitglieder der Compagnie, weil sie in ihrem Leben weder Kapitäns- noch andere Soldatendienste gethan haben. Sie kaufen sich diesen Titel, um der übrigen Kriegslast enthoben zu seyn: indem sie blos dazumal zu Feld zu ziehen gehalten sind, wenn der Unterstatthalter mitzieht. Die Uibrigen werden vom Statthalter oder dessen Stellvertretter zu Kriegsdiensten aufgebotten, ohne daß ihnen von Seite des Königs ein Sold gereichet, oder eine Montur abgegeben würde. Jeder muß sich selbst mit Waffen, Pferden und Mundvorrath versehen und zu Felde dienen, wann und wie oft die Befehlshaber es für gut befinden.

Die Spanier haben sich zu allen Zeiten, und in allen Ländern als tapfere und herzhafte Krieger gewiesen. Wer die Geschichte der alten und neuen Welt durchblättert hat, dem können unmöglich ihre herrlichen Thaten unbekannt seyn. Die spanischen Helden können eben so wenig aufgezählet als genug gerühmet werden. Fertig vom Verstande, fest vom Körperbau, im Kriege unermüdet, in allen Gefahren zur See und zu Lande unerschrocken, abgehärtet wider Witterung und Ungemach was immer für eines Himmelsstriches, und an Geistesgröße von keiner Nation übertroffen, haben sie allenthalben solche Thaten zu Stande gebracht, welche nicht blos die Erwartung ihrer Väter, sondern auch den Glauben der Nachkommen und die Kräften des Menschen beinahe zu übersteigen scheinen. Ich übertreibe keineswegs das Lob odre das Verdienst der Spanier. Es ist vielmehr so groß und so vielfach, daß ich leider! keine demselben angemessene Ausdrücke finden kann. Die Siege, die sie über die streitbarsten Nationen erfochten, die Länder, die sie sich durch die Gewalt ihrer Waffen unterworfen, der größte und reichste Theil von Amerika, den sie sich unterthänig gemacht haben, bleiben ewige Beweise und Denk-

maale der spanischen Tapferkeit, kurz, ihre unzweydeutigsten Tropheen. Beneiden können sie ihre Nachbarn darum, selbe aber läugnen, oder ihnen nehmen niemals. Wer anders von ihnen denkt, versündigt sich wider eine der edelsten und ruhmwürdigsten Nationen. Ich habe mich mehr als zwanzig Jahre unter den Spaniern in Amerika aufgehalten; aber auch eben so lang ihre Tapferkeit und ihren Scharfsinn bewundert. Ich habe diese kurze Vorrede darum vorangeschickt, damit nicht etwa der Ruhm der Spanier durch das, was ich ohne alle Nebenabsicht von der paraquayischen Landmiliz schreibe, beeinträchtiget werde.

Bekanntermassen sind nicht alle, die sich für spanische Abkömmlinge ausgeben, und mit dem ehrenvollen Namen eines Spaniers brüsten, wahre Spanier. Bei einem so grossen Zusammenfluß der verschiedensten Völkerschaften rechnen sich viele unverdienter Weise zu den Spaniern, welche von Schwarzen, Mohren, Indianern und einer spanischen Mutter, oder umgekehrt, oder auch aus einem vermischten Geblüte aller dieser abstammen, und durch ihre, der spanischen Herzhaftigkeit ganz unwürdige Thaten beweisen, daß sie zu einem andern Menschengeschlecht gehören. Ihre gelbe oder dunkelbraune Gesichtsfarbe, ihr bartloses Kinn, und ihre kohlschwarzen, wollartigen Locken überweisen nicht wenige unwidersprechlich ihres afrikanischen oder amerikanischen Ursprungs. Die europäischen Spanier pflegen im Zorne zu den paraquayischen mit vieler Verachtung zu sagen: ò es del ynga, ò de Mandinga. Seine Eltern waren Indianer oder Afrikaner: denn Ynga bedeutete einst einen König von Peru; Mandinga aber heißt die afrikanische, jenseits des sogenannten schwarzen Flusses gelegene Landschaft Nigritien. Unzählige wollen durchaus für ächte Spanier gehalten seyn, aus denen man doch, wenn man alle ihre

Adern mit einer Lanzette öffnete und auspreßte, nicht einen einzigen Tropfen ächtes spanisches Blut herausbringen würde. Es verlohnet sich allerdings der Mühe, die mancherlei Benennungen derjenigen, die von verschiedenen Nationen abstammen, hier anzumerken, weil man dadurch die Schriften von Amerika ungleich verständlicher finden wird. Die in Amerika gebohren sind, deren beide Eltern aber Europäer waren, heissen Criollos. Die Sklaven, die man aus verschiedenen afrikanischen Provinzen aus Angola, Congo, Loango, Mandinga, Madagascar oder der Insel S. Laurentius, den Inseln des grünen Vorgebirgs, welche vormals Hesperides hiessen, und andern Orten in Amerika bringt, oder die in Amerika aus solchen erzeugt werden, nennen Spanier und Portugiesen Schwarze (los negros) von der schwarzen Leibesfarbe. Von den Deutschen werden sie unrichtig Mohren genennet: denn die wahren Mohren oder Mauri in der Barbarey oder Mauritania Tingitana sind nicht alle schwarz; auch haben nicht alle krause Wollhaare. Die in der Stadt Algier (die vormaligen Namen derselben sind Ruscuno und Julia caesarea) gebohren und erzogen werden, sind ächte Mohren, aber am Gesicht so weiß und schön, daß man sie für gebohrne Engelländer halten möchte. Dieses haben mir drey deutsche Karmeliter, welche daselbst in das zweyte Jahr gefangen waren, zu Lissabon erzählet. Die Algierer hingegen, die auf dem Lande wohnen, werden von der Sonne, weil sie daselbst sehr heiß scheinet, nicht wenig abgebräunet. Dennoch unterscheiden sie sich nicht wie die übrigen schwarzen Afrikaner durch aufgestülpte Affennasen, Wollhaare und aufgeworfene Lippen von den Europäern. Wir selbst standen schon im Februar 1748, da noch ganz Italien vom strengsten winterlichen Frost erstarrte, die unglaubliche Hitze des algierischen Himmelsstriches aus, als wir einer eingefallenen Windstille wegen, einen ganzen Tag unweit des Hafens von Algier bleiben und schwitzen mußten.

ten. Auch bedeutet das Wort Aethiopier eigentlich nicht jeden schwarzen Afrikaner durch die Bank, sondern blos die Einwohner Aethiopiens; denn ungeachtet die Aethiopier schwarz sind, so sind doch nicht alle Schwarze Aethiopier, sondern in verschiedenen Landschaften von Afrika zu Hause. Ich glaubte aber dennoch mit dem bei den lateinischen Schriftstellern einmal angenommenen Wort alle Schwarze ohne Unterschied bezeichnen zu müssen, um nicht von dem allgemeinen Sprachgebrauch abzugehen. Bei den Indianern heißen alle Europäer Spanier. Indianer nennet man die, welche von indianischen Eltern herstammen. Da sich nun diese verschiedene Nationen nämlich die Europäer, Indianer und Afrikaner durch Heurathen verschieden vermischen, so erhalten auch ihre Kinder nach Verschiedenheit der Vermischung verschiedene Namen. So heißen

Die von einem Europäer und einer Indianerinn erzeugten Mestizos.

Die von einem Europäer und einer Mestiza Quarterones.

Die von einem Europäer und einer Quarterona Ochavones.

Die von einem Europäer und einer Ochavona Pulchueles.

Die von einem Indianer und einer Puchuela hält man schon für Spanier oder Europäer.

Die von einem Europäer und einer Schwarzen Mulatos.

Die von einem Europäer und einer Mulata Quarterones.

Die von einem Quarterone und einer Europäerinn Saltatràs.

Die von einem Mulaten und einer Indianerinn Calpan mulatos.

Die von einem Calpan mulato und einer Indianerinn Chinos.

Die von Schwarzen und Indianerinnen wie immer abstammen, heißen auch Zambos oder Zambaigos.

Euro-

Europäer erzeugen oft mit Indianerinnen oder Mulaten schneeweisse Kinder, weisser als gewisse spanische: also zwar, daß in Ansehung ihrer die Erinnerung des Virgil statt findet: Nimium ne crede colori (Traue der Farbe nicht zu sehr). Guter Gott! Welch eine Vermischung so vieler an Charakter, Naturel, Farbe, Gestalt, Sitten, Sprache und Religion äußerst verschiedener Völkerschaften. Was für manchfaltige und häßliche Namen! Allein was hindert uns alle diese aus verschiedenen Nationen Abstammenden Hybridas zu nennen? So nannte Sueton im Leben des August einen gewissen Themassinus Epikardus einen Hybridem, weil er einen Parther zum Vater und eine Römerinn zur Mutter hatte.

Aus so vielerlei Menschengeschlechtern sind die paraquayischen Truppen zusammengesetzt. Da nun so viele, die sich mit der spanischen Abkunft brüsten, die Unerschrockenheit im Kampfe eben so wenig, als das Vaterland mit den Spaniern gemein haben, so ist es kein Wunder, wenn diese unbärtigen und feigen Krieger, diese Stiefsöhne der Bellona, von den grimmigen Wilden wie Säugefärkeln abgestochen werden. Allein sie sind zu entschuldigen und sogar auch zu bedauern: denn außer dem, daß es ihnen an Muth fehlet, fehlet es ihnen auch meistentheils an brauchbaren Waffen, wenigstens an der Geschicklichkeit mit selben gehörig umzugehen. Außer dem Schwimmen und Reiten, zwoen Künsten, worinn fast alle Amerikaner geübt sind, wissen sie weder von der Kriegskunst, noch von der Kriegszucht etwas. Können doch auch die Soldaten von Kordova nicht einmal schwimmen. Viele von ihnen holen sich, wenn sie wider die Wilden ausziehen sollen, aus dem nächsten Walde statt der Lanzen knottichte, ungeschlachte Stöcke; machen ein Bruchstück von einem Messer oder Bayonnet oder sonst eine eiserne Spitze daran fest, und dünken sich dann un-

 verbes-

verbesserlich ausgerüstet. Wir haben oft selbst, nicht ohne zu erröthen, gesehen, wie lächerlich diese schlecht mundirten Theatersoldaten den Abiponern, die sie erschrecken wollten, vorkamen. Musketen haben blos die Reicheren, weil sie sehr hoch zu stehen kommen, und oft um keinen Preis zu haben sind. Zu Buenos-Ayres wurden frisch aus Spanien angekommene Karabiner (Flinten, wie sie die Reiter brauchen) in meinem Beiseyn jeder für 25 spanische Thaler, folglich für 50 Gulden unserer Währung verkaufet. Und dieser Preis steigt in dem Maaße (so wie der Preis der übrigen Waaren) als die Kolonien von dem Handelsplatze Buenos-Ayres entlegen sind. Daß eben nicht die schönsten Flinten zu S. Jakob, Assumtion, Corrientes xc. um 40 und auch um 50 Thaler abgesetzet werden, haben mich selbst die Käufer versichert. Bricht an denselben etwas, so findet man selten einen Zeugschmidt, der es wieder zurecht machen könnte. Man sieht also auf den Schultern mancher Soldaten Musketen von der Art, daß man eher aus einem Binsenkolben Wasser, als aus selben ein Fünkchen Feuer herausschlagen könnte. Sie leiden an unzähligen Gebrechen: denn auf den langwühriget Reisen werden sie oft an Baumklötze und oft an Steine angestossen; oft werden sie naß, und oft auf eine andere Art verdorben. Die Truppen müssen daselbst die Nächte immer unter freyem Himmel, oft auch im Regen zubringen, über die größten Flüße schwimmen, und durch Pfützen, unwegsame Wälder und Felsengebirge reiten. Das richtet nun die Musketen zu Grunde, besonders da sie eben nicht auf das sorgfältigste verwahret werden. Hierzu füge man noch, daß die Soldaten sehr oft entweder keine oder doch nur verdorbene Munition bei sich haben. Allein hätten sie auch die besten, und unmangelhaftesten Feuergewehre, so würden sie ihnen dennoch, drückten sie auch zehnmal los, zehnmal versagen. Paraquay bringt nämlich allerlei vortrefliche Flintensteine

hervor.



hervor. Die schwärzesten und röthlichsten sind die feuerträchtigsten, folglich die besten, selbst in den Augen der Europäer. Aber man findet niemand, der sie schneiden und zum Gebrauche der Musketirer zurichten könnte. So hat sich die Natur in verschiedenen Dingen gegen Paraquay freygebig gewiesen; nichts destoweniger leidet dieses Land an vielen Bedürfnissen Mangel, weil es denselben an Künsten und Kunstarbeitern fehlet. In manchen Kolonien liefen die Soldaten auf das Gerücht, daß der Feind im Anzuge wäre, haufenweise in unser Haus und baten uns inständig um Flintensteine, die auch bei uns selten und kostbar waren. Ein Hauptmann war einst ein ganzes Monat mein Reisegefährte. So oft wir uns Mittags oder Abends zu einem Feuer hinsetzten, hatte er immer an seiner Muskete mit ledernen Riemen zu binden: denn er ersetzte damit die längstverlornen Schrauben des Feuerschlosses.

Wie oft sind nicht selbst in unseren Zeiten ganze Truppenabtheilungen, die donnerschnaubend die Wohnplätze der Wilden angriffen, von diesen, weil ihnen ihr rostiger Stahl kein Feuer gab, oder ihr nasses Pulver keines fieng, und also nur die wenigsten zum Schuß gelangen konnten, weidlich ausgeklatschet, und viele unter ihnen mit Lanzen niedergestochen worden. Mit dergleichen bekannten Trauergeschichten könnte ich ganze Blätter anfüllen: allein ich will deren nur zwo, nämlich die neuesten erzählen. In dem Gebiet von S. Jakob streifte ein Schwarm Abiponer herum. Man schickte dreyßig Soldaten aus sie zu beobachten: allein die Wilden überfielen sie gegen den Anbruch des Tages unvermuthet aus einem Hinterhalt, und erschlugen sie alle elendiglich. Diese hatten die Nacht unter freyem Himmel zugebracht. Weil sie ihre Musketen nachläßig verwahret hatten, wurde ihr Pulvervorrath durch den etwas häufig gefallenen

Thau

Thau so feucht, daß es sich kaum im Vesuv entzündet hätte. Dieß war an dem Blutbade Ursache, das zwanzig abiponische Jünglinge unter ihnen angerichtet hatten. Eben so griffen auch einst 200 Mann aus Assumtion unter der Anführung des Fulgentio de Yegros die Wohnplätze der wilden Tobas an. Als die Befehlshaber derselben nach geendigter Unternehmung wieder in den Flecken zum h. Rosenkranz zurück kehrten, hörte ich mit Erstaunen einige jammern, andere aber auf dem öffentlichen Platz im Scherze damit groß thun, daß ihnen beim Angriff der Wilden ihre Musketen versagt und nicht das Geringste genützet hatten, weil selbe verrostet oder feucht gewesen wären. Den größten Theil der Nacht waren sie zu Pferde im Walde zwischen den Bäumen, von welchen der Thau häufig herabträufelte, geblieben, um bei der ersten Morgendämmerung unbeobachtet den Feind überfallen zu können. Von dieser Unternehmung werde ich anderswo mehr sagen. Aus den Verheerungen, welche die Abiponer in Paraquay von Zeit zu Zeit angerichtet haben, und die ich in der Folge nach der Ordnung vornehmen werde, wird ohne Zweifel jedermann schließen, daß es daselbst fast immer den Soldaten an Waffen und den Waffen an Soldaten fehle.

Daß die unregulirten und ungeübten Truppen in Paraquay weder ihr Gewehr gehörig aufzubewahren, noch damit umzugehen gewöhnet sind, ist eben so gewiß, als leicht begreiflich. Wir beobachten ja eben dasselbe bei unserer Land- und Stadtmiliz, wenn sie zum erstenmal Soldatendienste thun. Wer kann von einem Menschen, der Zeit seines Lebens irgend eine Kunst oder ein Handwerk getrieben hat, erwarten, daß er, ohne zum Krieger eigends gebildet zu werden, im Felde einen wohlgeübten Soldaten vorstelle? Ein grosser Haufe ohne Kriegszucht wird wohl das Lager durch seine Anzahl ausfüllen,

füllen, aber auch die Magazine leeren helfen, ohne daß der Feind von ihm einen Nachtheil zu befürchten oder das Vaterland einen Nutzen zu hoffen hätte. Unter denen, welche wider die Wilde zu Feld ziehen, sind viele blos dem Namen nach Soldaten, blos dem Namen nach Spanier. Werden bemittelte Pflanzer von einer besseren Herkunft, die Gewehre hätten, und sich auf dieselben verstünden, zu Kriegsdiensten aufgeboten, so miethen sie vor Geld einen andern, oft ungeschickten Taugenichts, der ihre Stelle vertrette. Andere bestechen die Befehlshaber mit Geschenken, um nicht der Zärtlichkeiten ihrer Gattinnen so lange entbehren, und ihre werthe Person den feindlichen Waffen blossetzen zu müssen. Die Folge hievon ist, daß man die Last des Krieges hauptsächlich auf äußerst rohe und waffenbedürftige Landleute hinüberwälzt, und meistens solche unbewehrte Soldaten den in den Künsten des Kampfes vollkommen bewanderten Wilden entgegen stellt, zum sichtbaren Schaden des Landes und zur Schande der spanischen Nation. Weil das gemeine Volk arm ist, muß es zu Felde dienen, während daß man die Reichen und Begüterten bei ihrer Wirthschaft zu Hause läßt. Da nun jene von Zeit zu Zeit Kriegsdienste machen müssen, und oft bei dieser Gelegenheit einige Monate nacheinander nicht nach Haus kommen, so werden sie von Tag zu Tag dürftiger, und gehen sammt ihren Familien durch die häufigen Mühseligkeiten zu Grunde.

Versieht sie der Oberbefehlshaber der Unternehmung zuweilen mit Musketen, so geben sie ihm solche nach Endigung derselben meistens verdorben zurück, wenn sie auch keine Mücke damit erlegt haben. In dieser Absicht hat sich die Gemeinde der Stadt Assumtion zweyhundert vortreffliche Gewehre sammt den dazu gehörigen Bayonetten auf öffentliche Kosten angeschaft. Kaum waren drey Jah-

re verflossen, als von den zweyhundert nur sechs brauch-
bare übrig, und die anderen alle verdorben waren. Die
Bayonnete mangelten, oder sie waren, weil man sich
ihrer auf der Reise zum Holzspalten und Fleischbraten be-
diente, zerbrochen oder vom Feuer enthärtet. Ein königlicher
Officier von Kordova streifte einst an den dritten Fluß
(el Rio terzero) hin, weil er den wilden Pampern
feindselige Absichten zutrauete. Er versammelte daher auf
dem Lande seine Soldaten, und gab jedem sechs Patronen.
Einer von ihnen füllte sogleich seine Flinte mit diesen sechs
Patronen auf einmal an, und da das Rohr dennoch nicht
ganz voll ward, so beklagte er sich vor seinem Befehls-
haber, daß man ihm nicht genug Pulver gegeben habe,
indem seine Flinte dessen wohl noch mehr fassen könnte.
Ein anderer Soldat aus dem Gebiete von Paraguay lud
seine Muskete mit drey Patronen, und da das Papier
worinn sie stacken, das Zündloch der Musketen verstopfte,
so konnte er sie, aller damit angestellten Versuche unge-
achtet, nicht abfeuern. Endlich bemerkte einer seiner Ka-
meraden den Fehler, und jener wurde dafür von dem
ganzen Trupp tüchtig ausgezischet. Da die Meisten keine
Patrontaschen haben, so verwahren sie ihre Patronen in
immer schlecht, zerreißen und zerstoßen sie, machen sie oft
naß und verschütten das Pulver nicht selten. Viele, die
sich nach ihrer Art rüsten, nehmen ihr Pulver in einem
Ochsenhorn und die Bleykugeln oder Pfosten in einem be-
sonderen Beutel mit sich. Statt des Papiers, das um
das Pulver oder die Kugel zu liegen kömmt, brauchen ei-
nige Baumwolle, andere Moos oder Flachswerch, oder
was sie sonst an der Hand haben. Die meisten zupfen zu
diesem Endzweck aus ihrer wollenen Satteldecke Wolle her-
aus. Weil sie nun alle diese zur Ladung nöthigen Dinge
von verschiedenen Orten zusammen suchen müssen, wo sie
selbe nämlich stecken haben, so brauchen sie zum Laden
unglaublich viele Zeit. Da sie ferners mit dieser Langsam-

keit

keit eine ziemliche Ungeschicklichkeit im Zielen verbinden, so haben sie endlich dadurch so viel zuwegegebracht, daß die Abiponer die Feuerrohre der Europäer von Tag zu Tag desto geringer zu achten anfangen, je mehr sie solche vor Zeiten fürchteten. Diese unschädlichen Schützen sehen sich immer mit vielem Stolze herum, und halten sich für beglückte Erdensöhne, wenn sie, was man aber für ein Wunder zu betrachten hat, ihre Flinte rauchen sehen und knallen hören, wiewohl sie dem Feinde mit ihrem Schuß kein Haar gekrümmet, und blos die Luft getroffen haben. Ich meines Theils halte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß die Paraquayer auf einem guten Pferde mit dem Säbel und der Lanze mehr vermögen, als mit der Muskete. Haben sie zuweilen den Wilden eine Schlappe angehänget, so bewiesen dieser ihre Wunden, daß man solche Ereignisse mehr jener ihrem Stahl als ihrem Bley zuschreiben müsse.

Warum also, wird jemand fragen, übt man diese Pflanzer nicht in den Waffen? Dieses haben lange schon alle Gutgesinnten gewünscht. Man hat auch einigemale wiewohl vergebens den Versuch dazu gemacht; am Ende aber alle Hoffnung aufgegeben. Die vielen Bemühungen der Patrioten sind alle ins Stecken gerathen. Bald mangelte es an Lehrmeistern der Kriegskünste und bald an Lehrlingen. Noch zu meiner Zeit wurde der Obristlieutenant von der Kavallerie, Franziskus Gonzalez, sammt andern Offizieren auf königliche Befehle aus Spanien nach Büenos Ayres gesandt, um die grosse Anzahl Kolonisten der dortigen Gegend im Kriegsdienste zu unterrichten. Allein kein Mensch wollte so was von ihm lernen. Die reicheren Spanier, welche sich in Städten und ansehnlicheren Pflanzungen aufhalten, entziehen sich gemeiniglich dem Ungemach des Soldatenlebens. Die übrigen sind auf den äußerst von einander entlegenen Meyereyen zerstreuet, und

geben

geben sich mit der Viehzucht ab: denn das Vieh ist der vorzüglichste Reichthum von Paraquay, und, da es diesem Lande an Bergwerken gebricht, und an manchen Orten auch der Handel darnieder liegt, nicht selten der einzige. Es ist kein leichtes, so viele Meilen weit von einander entfernte, und bald durch Flüße, bald durch Wälder und unermeßliche Ebenen von einander getrennte Leute auf einem einzigen Exerzierplatz zu versammeln. Hundert Schwierigkeiten werden sich bei der Ausführung eines solchen Entwurfes zeigen. Auf das erste Aufgeboth werden eine Menge in der Kriegsschule erscheinen, nicht um etwas zu lernen, sondern aus Neugierde, die europäischen Reiter zu sehen, die ihnen so lächerlich vorkommen. Den zweyten Tag kommen sie in geringerer Anzahl, weil ihr Vorwitz schon gesättiget ist. Den dritten Tag wird man daselbst schwerlich mehr zehn zählen können. Man mag sie durch königliche Befehle in die Kriegsschule einberuffen, und diese Befehle mit Drohungen begleiten, man wird dadurch nichts ausrichten. Sie werden bald dieß und bald jenes zu ihrer Entschuldigung vorschützen. Der eine wird sich auf seine oder seines Weibes oder seiner Kinder Krankheit berufen. Der andere wird dem Weg, Regen oder Fluß, über den er der stürmischen Witterung halber nicht setzen konnte, die Schuld geben. Noch andere werden sich mit einer dringenden Reise oder mit einem Geschäft, das keinen Aufschub leidet, entschuldigen. Endlich werden auch einige dreust genug seyn, um zu gestehen, daß es ihnen nicht zu kommen beliebt habe. Dieses alles erfuhr F. Gonzalez (ich habe mit ihm genaue Bekanntschaft gepflogen) zu Buenos-Ayres, wo er lange Zeit mit seinen Leuten müßig und voll langer Weile gesessen hatte.

Wie aber, werden vielleicht einige sagen, wenn in jedem Flecken regelmäßige Truppen aus Spanien, um je-

ne

te wider die Wilden zu schützen, zur Besatzung lägen? Auch diesen Vorschlag kann ich nicht billigen. Für die ganze grosse Provinz dürfte ein förmliches Kriegsheer nicht zureichen, und, da es in so kleine Abtheilungen zerstücket werden müßte, wider so viele Feinde eben nicht viel vermögen. Solche Truppen würden wohl die Amerikaner in Geschicklichkeit im Schiessen und Fechten übertreffen, aber im Schwimmen und Reiten und in Ertragung der Beschwerlichkeiten der Reise und Hitze, des Hungers und Durstes diesen bei weitem nicht gleich kommen. Mit dem Troß von Gezelten, Fuhrwägen, Kähnen und Pontons, deren sie nicht entbehren könnten, würden sie die herumflatternden Wilden lange nicht einholen, noch weniger zu ihren Wohnplätzen, welche oft 200 Meilen weit von der Stadt entlegen sind, gelangen. Wirklich freubten sich die spanischen Dragoner, die zu Buenos Ayres in Besatzung lagen, allemal wider die südlichen Indianer auszuziehen, weil sie von denselben öfters verwundet als siegreich zurückkehrten. Bekanntermassen hat das regulirte Fußvolk, das einst der von den Mokobiern und Abiponern so bedrängten Stadt Santa Fé zu Hilfe geschickt wurde, eben nicht viel zu Stande bringen können, weil die Wilden stets dem ordentlichen Gefechte mit der Infanterie auswichen. Ich läugne nicht, daß es dem Pizarro und Cortes gelungen hat, mit ihren europäischen Truppen ganze Indianerheere aufzureiben, in die Flucht zu schlagen und zu unterjochen: allein dazumal waren die Indianer noch unberitten. Wenn diese Helden noch einmal mit den Abiponern, Mokobiern, Tobas, Quaycurus, Serranos und andern berittenen Völkerschaften in Paraquay anbinden möchten, ich stehe ihnen gut dafür, daß sie mehr zu thun fänden und weniger Lorber einerndten würden. Von den ersten Spaniern, welche in Amerika angelanget waren, und bepanzert zu Pferde mit Knebelbärten, blitzenden Schwertern, und

donnerndem Feuergeschoß das Treffen eröffneten, wichen die unbärtigen, nackten und unbewehrten, oder doch mit bloßem Holz bewehrten Indianer, weil sie ihre neuen Feinde für ein unsterbliches Menschengeschlecht ansahen, oder unterwarfen sich ihnen, wenn sie nicht entweichen konnten. Die Wilden hingegen, die heut zu Tage mit den Spaniern Krieg führen, sehen täglich, daß sie überwunden werden und sterben können. Sie haben auch eiserne Lanzen und pfeilschnelle Pferde, mittelst derer sie ihrer Feinde Angriffe vortrefflich zu vereiteln oder sie selbst, wenn es ihnen gut dünkt, anzugreifen im Stande sind. Sie setzen den Spaniern nach und holen sie ein. Oft fliehen sie vor diesen, und oft treiben sie selbe in die Flucht. Vor ihren donnerspeyenden Feuerrohren fangen sie allmählig an, weil sie selbe nur selten losgehen, und dann meistens mit einem unschädlichen Knall losgehen sehen, ihre hohen Begriffe abzulegen, und als minder gefährlich und ihrer Furcht unwerth zu verachten. So sehr hat die Zeit so wie alle Dinge also auch die Art Krieg zu führen, die Sitten, die Gebräuche und die Geistesstimmung der Nationen verändert. Wir lesen, daß einst zehn Europäer hundert Indianer über den Haufen geworfen haben. Zu unsern Zeiten hingegen haben wir vielmal hundert Europäer vor zehn Indianern, die auf sie losgiengen, fliehen gesehen. Daß dieses Schauspiel sich eben so oft ereignet, als es unglaublich ist, wird man aus dem, was ich noch in der Folge hievon schreiben werde, zur Genüge abnehmen.

Mich hat eine lange Erfahrung in Paraquay auf die Meinung geführt, daß die Amerikaner, wenn man sie mit dem gehörigen Kriegsvorrath und mit Waffen versähe, und in denselben gehörig übte, wegen ihrer angebohrnen Geschicklichkeit im Reiten und Schwimmen, und ihrer Abhärtung wider das Ungemach der Witterung und des Krieges wider die Anfälle der Wilden bessere Dien-

ste

sie als europäische Soldaten thun würden. In Paraquay sieht man fast überall junge Leute von spanischer Herkunft und mit wahrem spanischen Muth, scharfsinnig, behende, unerschrocken, groß und stark, und im Reiten zum Erstaunen geschickt. Würde man nun von dergleichen Leuten in jeglichem Gebiete eine Kompagnie an, und gäbe man ihnen tüchtige Offiziers und ordentlichen Sold, wahrhaftig die Indianer würden bald gebändiget, und mit den Spaniern ausgesöhnet seyn, die Bundesgenossen Wort halten, und die Kolonien von ihren Bedrängnissen sich wieder erholen. Würde man aber bei jeder bevorstehenden Gefahr vier oder fünf solcher Kompagnien zusammenstossen lassen, so dürfte kein Wohnplatz der Wilden, wäre er auch noch so bevölkert, der Gewalt ihrer Waffen widerstehen, vorausgesetzt, daß ein Befehlshaber von geprüfter Tapferkeit und Kriegserfahrung an ihrer Spitze föchte. Vierzig solcher Reiter, welche die Stadt Santa fe auf ihre Kosten unterhielt, und Blandenges nannte, haben sich vielmals ungemein hervorgethan. Petrus Zevallos, dieser berühmte spanische General, versicherte einigemale öffentlich, daß ihm die Reiter, die er aus den paraquayischen Kolonien herausgezogen hatte, in dem Kriege wider die Portugiesen ganz besonders zu statten gekommen sind. Ihre Geschwindigkeit im Reiten, ihre Geschicklichkeit im Uibersetzen der Flüße ohne Schiff, und ihre unglaubliche Behendigkeit in allen Dingen hat er in meinem Beiseyn vor dem Marches Val de lirios zu S. Borgias, einem quaranischen Flecken, mit Verschwendung vieler Lobsprüche gerühmet. Dergleichen Compagnien könnte man in jeglichem Flecken theils aus dem Schatze des Königs und theils aus den Beisteuern der vermöglicheren Spanier ohne viele Beschwerde besolden; denn diesen muß am meisten daran gelegen seyn, daß ihre Meyereyen und das Kommerz in Sicherheit gesetzet werden.

Zwey und vierzigstes Hauptstück.

Von dem Schicksale der Getödteten, wenn die Abiponer obsiegen.

Sobald die Abiponer sehen, daß sie einen Feind mit ihrer Lanze zur Erde gestreckt haben, ist ihre erste Sorge, dem Sterbenden den Kopf abzuschneiden. Sie thun dieses mit einer unglaublichen Hurtigkeit, also zwar daß sie hierinnfalls selbst einem Professor der Zergliederungskunst den Rang streitig machen würden. Ihr Messer setzen sie nicht an die Kehle sondern an das Genick an, und schneiden schnell und sicher. So lang sie gar kein Eysen hatten, vertratt ihnen eine Muschel, das Kiefer des Fisches Palometa, ein gespaltenes Rohr, oder ein sorgfältig zugeschärfter Stein die Stelle eines Messers. Noch zu meiner Zeit schnitten sie mit einem dünnen Messerchen die Köpfe, wie wenn es Mohnköpfe wären, mit einer Hurtigkeit ab, die man bei den europäischen Scharfrichtern, ihrer Schwerter ungeachtet, nur selten antrifft. Diese Fertigkeit haben sich die Wilden durch die lange Gewohnheit und fast tägliche Uebung eigen gemacht. Denn so viele Feinde sie tödten, fast eben so viele Köpfe bringen sie auch nach Haus, indem sie diese entweder an ihren Sattel oder auch mit den Haaren der Todten an ihren Gürtel anbinden. Sobald sie vom Feinde weg, und in ein sicheres Ort gelanget sind, ziehen sie ihren Köpfen die Haut ab. Sie machen nämlich unter der Nase von einem Ohr zum andern einen Schnitt in dieselbe, worauf sie diese sammt

den

den Haaren schnell und künstlich vom Schädel ablösen. Die auf diese Art abgezogene Haut stopfen sie mit trockenem Gras aus, welche dann hernach, in der Luft getrocknet, einer Peruque gleichsieht, und von ihnen als ein Siegeszeichen mit der nämlichen Sorgfalt aufbewahrt wird, als die Europäer ihre dem Feind abgenommene Fahnen in der Kirche aufhängen, um durch diese Denkmaale ihrer Tapferkeit das Andenken des erfochtenen Sieges auf die Nachkommen fortzupflanzen. Welcher Abiponer zu Haus von diesen Häuten die meisten aufweisen kann, der wird von ihnen für den heldenmüthigsten gehalten.

Sie behalten auch zuweilen den Hirnschädel des Erschlagenen, das ist, dasjenige Bein vom Scheitel, das man die Hirnschaale zu nennen pflegt, auf, um bei den öffentlichen Trinkgelagen daraus zu trinken. Diesen Brauch hatten auch andere Völker allenthalben angenommen, wie aus verschiedenen Schriftstellern erhellet. Daher mochte Calepinus Anlaß genommen haben bei dem Wort Cranium anzumerken, daß es die Hirnschaale und zugleich auch eine Art Becher bedeute, welche einer Hirnschaale ähnlich sieht. Wayerlind hält diejenige Art von Trinkgeschirren, welche die Deutschen Topf (vielleicht war der alte Ausdruck Kopf) und die Franzosen Coupe nennen, für eine Spur des alten Gebrauchs, wodurch man sich der Hirnschaalen statt der Becher bediente. Aventinus bezeugt noch, wenn er anders Glauben verdienet, daß er einst Deutsche aus einer menschlichen Hirnschaale habe trinken gesehen. Herodot meldet im 4. Buch, die Scythen hätten immer die Häute der Feinde, die im Treffen geblieben wären, als Denkzeichen ihrer Siege mit sich herumgetragen, und ihre Schädeln statt der Trinkgefäße gebraucht. Bei den alten Galliern pflegten diejenigen, welche von der

Schlacht unverletzt zurückkamen, den Todten von der Feindes Parthey die Köpfe abzuschneiden, an den Hals ihrer Pferde aufzuhängen, und in die Thürpfähle ihres Hauses einzustecken. So erzählt es Strabo im 4. B. seiner Erdbeschreibung. Die alten Belgier sollen auch nach dem Zeugniß des Diodor von Sicilien (im 5. B. 9. K.) auf eben die Art ihre Thürschwellen mit den Häuptern ihrer Feinde gezieret haben. Als Ladislaus, König in Ungarn, im Jahr 1492 die Magnaten seines Reichs nach Ofen zusammenberuffen, schickte der Commendant von Severin zum Beweise seines erfochtenen Sieges zween Wägen voll Türkenköpfe nach gedachter Hauptstadt. So bezeugt es Bonfinius im 2. B. seiner fünften Dekas. Ich begreife auch ganz wohl, warum alle diese Völkerschaften ihren Feinden so sorgfältig die Köpfe abschnitten; denn diese sind doch immer der unwidersprechlichste Beweis, daß so viele Feinde im Treffen geblieben sind. Das Haupt des Holofernes, welches Judith abgeschnitten und mit sich genommen hatte, benahm den Bürgern von Bethulien allen Zweifel über dessen Tod. Man muß nicht alle, welche verwundet auf die Erde niedersinken, sogleich unter die Todten rechnen. Viele verbergen sich, um ihr Leben zu retten, schlau unter die todten Leichname ihrer Brüder. Nach einem mörderischen Scharmützel, wobei sich die Mokobier und Abiponer herumgebalgt hatten, schnitten jene den vornehmsten Anführern dieser letzteren, die bereits erblasset waren, die Köpfe ab, zu Hause ihren Triumph damit zu verherrlichen. Zween gemeinen abiponischen Jünglingen, welche sie lange schon für todt hielten, weil sie allenthalben mit Lanzen durchstochen waren, thaten sie noch in diesem Zustand in ihrem unersättlichen Grimme Gewalt an, und schnitten dem einen das Ohrläppchen und dem andern zween Finger weg. Dennoch erschienen beide nach wenigen Wochen, vollkommen

men wiedergeheilet und gesund, in dem Flecken S. Ferdinand. Ihr ganzes Unglück bestand darinn, daß dem einen keine Ohrläppchen und dem andern keine Finger mehr nachwachsen wollten.

Nachdem der einst den Spaniern so furchtbare, bei den Seinigen aber so berühmte Anführer der Feldabiponer Ychoalay seinen alten Gegner, und vornehmsten Caciquen der Waldindianer Debáyakaikin nach einer siebzehnjährigen Feindschaft im Felde erlegt hatte, hängte er seinen Kopf und die Köpfe seiner vornehmsten Anhänger auf dem öffentlichen Platz an einem eigens dazu errichteten Galgen auf. Gegen den Abend nahmen sie immer einige Weiber ab, und trugen sie mit einem gewissen Klagegesang in eine Hütte, damit sie nicht etwa von einem Anverwandten des Debayakaikin des Nachts gemauset würden. aber beim Anbruch des Tages wurden sie sogleich wieder an die Schandsäulen aufgestecket. Dieß währte einige Tage, bis sie endlich jemand heimlich wegnahm. Diese Schmach übte der rachsüchtige Ychoálay an dem vornehmsten Caciquen der Nation, der sogar sein Anverwandter, aber auch der Urheber einer Menge Balgereyen und Todtschläge war, aus, damit nun der unruhige Kopf eines Mannes öffentlich verhöhnet wurde, der seine Hände in dem Blute so vieler ermordeter Menschen gebadet hatte. Dieses wird meinen Lesern verständlicher werden, wenn ich von dem Flecken S. Hieronimus sprechen werde.

Man wird ohne Zweifel diese Grausamkeit der Abiponer in Abschneidung und Abschälung der Köpfe ihrer Feinde verfluchen; allein man wird wieder gelassner, und diese rohen Wilden sogar gewissermassen zu entschuldigen geneigt seyn, wenn man bedenkt, daß sie hierinn falls den Brauch ihrer Väter und das Beispiel der meisten

Nationen des Erdbodens für sich haben, als welche, wenn sie ihre Rache wider ihre Feinde auslassen können, allen Gefühlen der Menschlichkeit entsagt zu haben scheinen, und sich als Ueberwindern wider die Ueberwundenen alles Mögliche erlauben, also zwar daß sie die äusserste Grausamkeit für eine Heldentugend achten. Ausser dem, was ich kurz vorher von den Scythen, Belgern und alten Galliern aus verschiedenen Schriftstellern angeführt habe, gehört noch folgendes hieher. Die Scythen und andere wilde europäische Völker tranken nach dem Herodot (4. B. K. 64.) das Blut des ersten, den sie erwürget hatten; die Köpfe der übrigen brachten sie dem König: denn wenn einer nicht einen feindlichen Kopf aufweisen konnte, verlor er sein Recht auf alle in diesem Kriege gemachte Beute. Die Häute, die sie den Köpfen der erschlagenen Feinde abzogen, pflegten sie bald an ihre Pferde als Siegeszeichen anzuhängen, und bald zusammzunähen, um sich Kleider oder Pferddecken daraus zu machen. Einige verwandten die Haut, die sie sammt den Nägeln von einer feindlichen Hand ablöseten, zu einem Köcher, weil sie dicker und weisser als eine Thierhaut ist. Ich habe selbst die Haut eines tartarischen Spions, welcher bei der Belägerung von Wien im J. 1683 in die Hände deutscher Soldaten gerieth und von denselben ausgehäutet wurde, schön zugerichtet gesehen. Nicht wenige Scythen gebrauchten die den Feinden abgezogenen Felle, nachdem sie selbe wohl abgegärbet hatten, zu Kleidern und Pferddecken. Elias Skeed behauptet im Buch von der Religion der alten Deutschen und Gallier ꝛc. daß fast alle morgenländischen Nationen diesen Brauch, die Köpfe der Feinde auszubalgen, miteinander gemein haben. Vielleicht möchte sich dieses einigermassen aus dem Worten des mosaischen Lobgesanges (Deuteron. 32. K. 42. V.) beweisen lassen. Ich werde

werde meine Pfeile mit Blut tränken, und mein Schwert wird Fleisch fressen vom Blut der Erschlagenen, und aus der Gefangenschaft des entblößten Hauptes meiner Feinde. *) Meiner Meinung nach ist es wahrscheinlicher, daß unter dem entblößten Haupt ein solcher, dem man die Haut abgezogen hat, als daß darunter einer, dem die Beckelhaube abgenommen worden ist, verstanden werde. Die dieser letzteren Auslegung beipflichten, erinnern sich an die Gewohnheit der Alten, welche den erschlagenen oder gefangenen Feinden den Helm wegnahmen, so daß diese mit entblößten Haupt dem siegreichen Heere nachtretten mußten. Ich weiß wohl, daß andere diese Stelle auch noch anders auslegen; auch bestreite ich ihre Meinung nicht. Es giebt unzählige Arten von Grausamkeit, welche andere Wilde in Amerika wider die von ihnen getödteten oder gefangenen Feinde ausüben. Die Iroquoisen in Canada lassen alle übrigen an Unmenschlichkeit hinter sich. Sie schneiden die Köpfe ihren Feinden oft bei lebendigem Leibe ab. Unser P. Joseph Lafitteau, welcher sich bei diesen Wilden lang aufgehalten hat, versichert in seinem in so viele Sprachen übersetzten und so vielmal aufgelegten Werke: Moeurs des Sauvages Americains etc. er habe eine Französinn gekannt, (sie war an einen Franzosen verheurathet und eine Mutter vieler Kinder) welche, ungeachtet ihr die Iroquoisen die Haut über den Kopf gezogen hatten, noch lange frisch und gesund lebte, und von den Franzosen darum La tête pelée genannt wurde. Außer diesem

*) Inebriabo sagittas meas sanguine, et gladius meus devorabit carnes de cruore et de captivitate *nudati* inimicorum capitis.

Weibe sollen auch viele andere von dieser Abhäutung ihres Kopfes nicht gestorben seyn. Einige Kanadier ziehen ihre erschlagenen Feinde ganz aus, und tragen diese Felle, als Beweise ihres Sieges und ihrer Tapferkeit, überall zur Schau bei sich. Zuweilen machen sie Tabakbehältnisse daraus, welche die Franzosen Sacs à petun nennen.

So sehr auch bei allen diesen Völkern die Todten zerfleischet und geschunden werden, so sollte man doch noch lieber auf dem Felde umkommen als in die Gefangenschaft der Iroquisen gerathen wollen. So kurz diese währet, so ist sie dennoch unerträglicher noch als der Tod selbst. Die Streitbarsten unter den Gefangenen, die sie fürchten, verbrennen sie gleich den ersten Tag und so zu sagen auf dem Schlachtfelde, so wie auch die Kinder und Greise, die ihnen auf der Reise zur Last fallen würden: die anderen die folgenden Täge, damit sie auf der Nachhausreise desto weniger beschweret seyn mögen. Zwingen sie die ihnen nachsetzenden Feinde ihre Flucht zu beschleunigen, so binden sie, des Wartens überdrüssig, die Gefangenen, jeden an einen anderen Baum an, und zünden die Bäume rings um sie herum an, um sie bei einem langsamen Feuer zu braten und entweder dadurch, oder wenn auch das Feuer ihrer schonte, durch den Hunger hinzurichten. Die übrigen Gefangenen, von denen sie zu Hause einigen Nutzen erwarten, führen sie, die Arme mit Stricken gebunden, mit sich fort. Alle Nächte spannen sie ihnen Hände und Füsse, damit sie ihnen nicht im Finstern entwischen, auseinander, so daß sie ein lateinisches X vorstellen, und binden ihnen selbe an Pfäle an. Hierzu fügen sie noch zween längere Stricke, deren einen sie ihnen um die Brust und den andern um den Hals umwerfen, und festmachen. Das Ende davon behält der Herr in

der

der Hand, damit er aufwache, im Fall sein Gefangener sich von seinen Banden losmachen und entfliehen wollte. Solche Nächte sind für die armen Unglücklichen das schmerzhafteste und unleidentlichste, was sich denken läßt. Da sie am ganzen Leibe nackt, an Händen und Füssen gebunden und folglich keiner Bewegung fähig sind, so werden sie von den zahllosen Schwärmen Mücken und Wespen auf das grausamste zerfleischet, ohne daß sie sich ihrer Peiniger erwehren könnten. Gelangen sie nach allem diesem Ungemach in dem Vaterlande der Ueberwinder an, so werden sie entweder zum Scheiterhaufen oder zu einer elenden Sklaverey verurtheilt. Dieß und mehreres dergleichen erzählt unser P. Lafiteau, welcher um so mehr Glauben verdienet, indem er selbst lange mit den Iroquisen umgegangen ist, und das übrige von unserem P. Julian Garnier gehört zu haben versichert. Dieser letztere brachte wohl etlich und sechzig Jahre bey dieser Nation zu, um ihr Menschlichkeit und Religion beizubringen, war der Sprachen dieser Wilden vollkommen kündig, hatte vieles erfahren, vieles ausgestanden, und starb endlich von seinen apostolischen Arbeiten und seinen täglichen Kasteyungen erschöpfet. Lafiteau genoß seines genauen Umgangs und Unterrichts mit vielem Nutzen.

Fast ebenso unmenschlich verfahren auch die südländischen Wilden mit ihren Gefangenen. Die Brasilianer pflegen sie eine Zeitlang zu mästen, und dann mit vielem Gepränge im Beiseyn und unter lautem Frohlocken des Volkes mit einem Kolben, den sie ihnen an den Kopf schmettern, zu tödten. Hierauf werden alle ihre Glieder zerstücket und zu einem festlichen Schmause für die ganze Horde zubereitet, als welche sich daran nicht nur ihren Hunger stillen, sondern auch ihre brennende Rachgier wider ihre Feinde sättigen wollen; denn diese

Völker

Völker sind Menschenfresser und führen stets mit den benachbarten Völkern Krieg. Ich würde groß unrecht thun, wenn ich hier die Mamelucken (Europäer, welche sich entweder Brasilianerinen zu Weiber genommen haben oder aus solchen Ehen entsprossen sind) mit Stillschweigen übergienge. Sie gaben sich wohl für Christen aus: allein ihr vornehmstes Geschäft war Christen zu jagen und ihrer ganze Heerden zu fangen: und wüteten sie grimmiger als alle Wilden. Ihr einziges Gewerbe war der abscheuliche Sklavenhandel, indem sie ihre unglücklichen Gefangenen an die Portugiesen in Brasilien in die Zuckerplanlagen und zu anderen Arbeiten mit unglaublichem Gewinn verkauften. Von diesem Gesindel wurden (wie ich im vorläufigen Buch weitläufig gesagt habe') einige hundert tausend Quaranier entweder ermordet oder in die Gefangenschaft geschleppet, welche von uns mit unsäglicher Mühe in den Wäldern aufgesuchet, in Flecken, die sie sich selbst baueten, versammelt und daselbst in der h. Religion, in den Sittenpflichten und ihrer Lebensart angemessenen Gewerben und Künsten unterrichtet worden waren. Mit Stahl und Bley und tausend Künsten der Hinterlist ausgerüstet, fielen diese Räuber über die blos mit Holz bewehrten Quaranier her; und trieben oft in einem Tag aus einem Flecken mehrere hundert Neugläubige oder Neugetaufte, wie eine Heerde Vieh, mit sich fort, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters. Die, an welchen sie einen Hang oder Kräften und Geschicklichkeit zur Flucht bemerket hatten, schleppten sie des Tages in Ketten, Stricken oder Riemen nach sich, bei dem Anbruch der Nacht aber warfen sie selbe in die tiefen Gruben, die sie in dieser Absicht auf ihrer Herreise ausgegraben hatten. Vom Alter oder einer Krankheit Ausgemergelte wurden auf der Reise auf verschiedene Art niedergemacht, damit sie nicht ihre Nachhandreise verzögerten.

Die

Die säugenden Kinder nahmen sie den Müttern weg, damit diese nicht dadurch aufgehalten würden, zerrissen oder zerhieben sie in hundert Stücke, oder schmetterten sie wider die Erde. Auf allen Strassen sah man Spuren ihrer Grausamkeit. Ich scheue und schäme mich darüber noch mehr zu sagen, was sich jeder Leser leichter einbilden, als ich, ohne der Schamhaftigkeit zu nahe zu tretten, niederschreiben kann. Diese verruchten, durch Grausamkeit, Geilheit und Gewinnbegierde gleich ausgezeichneten Menschenräuber sind auch von allen unpartheyischen Schriftstellern mit den scheußlichsten Farben geschildert worden. Dennoch hält es schwer zu bestimmen, welches von den gedachten dreyen Lastern sie auf das Weiteste getrieben haben. Man lese, wenn man will, was ich im vorläufigen Buch von den Mameluken angemerkt habe. Auch die besondere Art von Grausamkeit darf hier nicht übergangen werden, welche sich die südlichen Wilden nahe um Buenos Ayres herum ausgedacht haben. Wenn diese auf dem Felde eines Feindes habhaft werden, so tödten sie ihn nicht in ihrem Grimme, sondern sie stümmeln ihm beide Füsse, und lassen ihn so liegen, damit er, weil er sich schlechterdings nicht von der Stelle bewegen kann, unter den grausamsten Schmerzen eines langsamen Todes sterbe.

Vor dieser unmenschlichen Gewohnheit, wider die gefangenen und getödteten Feinde zu wüten, die wir bei andern Indianern beobachten, tragen die Abiponer einen grossen Abscheu. Sie tödten aber blos diejenigen, die sie für ihre Feinde halten, deren feindselige Absichten ihnen bereits durch die Erfahrung bekannt sind, und denen sie also nichts Gutes zutrauen. Die an ihren Wunden sterben, quälen und peinigen sie nicht. Wenn sie sich eines spanischen oder indianischen Wohnplatzes bemächtiget haben, so erwürgen sie nicht alle Einwohner

ohne

ohne Unterschied, wie sie konnten. Des zarten A[lters] und Geschlechts schonen sie fast immer, es sey dem, [daß] sie, durch eine empfangene Unbild heftig gereitz[t,] des Todes schuldig halten. Die Kopfhäute der ers[chla]genen Feinde nehmen sie als Denkmaale ihrer Th[aten] mit sich nach Haus, um nicht ohne alles Siegesz[eichen] zurückzukehren. Sie mißbrauchen selbe aber nicht, [wie] viele andere zu ihrer oder ihrer Pferde Bedeck[ung.] Die Kriegsgefangenen pflegen sie auf ihre Pf[erde] sitzen zu lassen und behandeln sie sowohl auf der R[eise] als auch zu Hause sehr leutselig und großmüthig. [Sie] äußern auch meistentheils gegen dieselben ein besond[eres] Wohlwollen und eine unglaubliche Wohlthätigkeit wie ich s[chon] im 13. Hauptstück von den Sitten und Gebräuch[en] der Abiponer mit mehreren gesagt habe. Hieraus [ist] leicht begreiflich, daß die Gefangenen der Abiponer m[it] ihrem Loose zufrieden leben, aber auch oft von demselben z[um] Nachtheil ihres Herrn, zum Verderben der Spanier u[nd] zu ihrem eigenen Untergang den schändlichsten Mißbr[auch] machen, und dadurch oft ärger werden, als die B[arba]ren selbst. Ich habe oft gewünscht, daß sich die Ha[us]väter, Offiziers und Lehrmeister so gefällig und w[ohl]thätig gegen ihre Untergebenen, Soldaten und Schü[ler] zeigen möchten, als sich die Abiponer gegen ihre Gef[an]genen liebevoll beweisen. Daß die Huronen und Iroq[uoi]sen, ihrer besondern Wildheit ungeachtet, ihren Krieg[s]gefangenen zu Haus weiter kein Leid anthun, es [sey] denn daß sie die ersten Täge nach dem Ausspruch ihrer Vor[]nehmsten zum Feuer verdammet werden, bezeigt La[]fiteau.



Drey

Drey und vierzigstes Hauptstück.

Von den Waffen der Abiponer, und ihrer Schlachtordnung, wenn sie mit andern Wilden fechten.

Nach der Verschiedenheit der Feinde müssen auch die Waffen und die Schlachtordnung verschieden seyn. Selbst der Angriff scheint andere Waffen als die Vertheidigung zu erheischen. Wenn die Abiponer mit den Spaniern zu thun haben, setzen sie immer ihr meistes Vertrauen auf ihre flüchtigen Pferde und starke Lanzen. Deßwegen pflegten sie sich niemals ihrer aus Elendthierhäuten zusammengenähten Panzer zu bedienen; denn außerdem, daß ihnen diese wider die Musketenkugeln keine Sicherheit geben können, hindert sie auch ihre Schwere so wohl im Fliehen, als auch in Angreifen. Bei einem Streifzuge wider die Spanier lassen sie sogar Bogen und Pfeile zurück. Und in der That es wäre purer Unsinn den Musketen Bogen, und den Bleykugeln Pfeile entgegen setzen zu wollen, denn jene reichen unweit weiter, wiewohl diese sicherer treffen, und zwar desto gefährlicher verwunden, je widriger Holz und Beine, als woraus sie bestehen, auf das menschliche Fleisch wirken. Das Bley ist demselben bei weitem nicht so schädlich. Werden aber die Abiponer in ihren Wohnplätzen von was immer für einem Feinde angegriffen, so gebrauchen sie ihre Bogen mit gutem Erfolge; denn im Pfeilschießen haben

haben sie es durch ihre tägliche Uebung von Jugend an sowohl im Krieg als auf der Jagd so weit gebracht, daß sie mit ihrem Bogen weit sicherer treffen, als die Spanier mit ihren Musketen. Ich behaupte dieses ohne allen Anstand, weil ich es selbst so vielmal mit meinen Augen gesehen habe.

Nun setzen wir, daß sich in den Wohnplätzen der Wilden ein Gerücht von dem Anmarsche der Wilden verbreite. Haben sie Muth und Macht genug die Feinde zurückzuschlagen, so schicken sie auf allen Seiten Kundschafter von geprüfter Treue aus, die Feinde zu beobachten, und die Wege zu erforschen, die sie einschlagen. Indessen suchen die übrigen zu Hause so bald als möglich aus Honig oder Johannesbrod, wenn sie eines bei der Hand haben, einen Trank zu einem öffentlichen Trinkgelage zu bereiten. Denn die Abiponer dünken sich niemals scharfsichtiger im Rathgeben und herzhafter im Kampfe, als wenn sie tüchtig berauschet sind. In diesem Zustande pflegen sie, ihrem Vorgeben nach, entweders die Gefahr nicht zu sehen, oder sich darüber hinwegzusetzen, sich in geringer Anzahl an viele Feinde zu wagen, die Schmerzen der Wunden nicht sehr zu fühlen, und, des Lebens uneingedenk, dem Tode muthig entgegen zu gehen. Selbst die sonst blos glimmenden Funken des Heldenmuths sollen dadurch bei ihnen in eine helle Flamme auflodern. Alles das ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn wir zu Gemüth führen wollen, was unser P. Famianus Strada in seiner Geschichte von dem niederländischen Krieg von Martin Schenk, einem berühmten Krieger und Feldherrn bei den Niederländern, schreibt. Niemals, sagt er im 10. B. der zweyten Dekas S. 693. nach meiner Ausgabe, zeichnete er sich im Gefechte mehr aus, als wenn er vom Weine glühe-

e und betrunken war. *) Die Abiponer richten sich
ach dem Grundsatz des Schenk; auch haben sie mit
hm gleiches Loos, wie ich vielmal gesehen habe. Zu
S. Ferdinand zogen wir gewisse Nachrichten ein, daß
in feindlicher Haufe von Tobas und Mokobiern wider
ıns in grossen Tagreisen heranziehe und daß sie längstens
n Zeit von zweenen Tagen bei uns seyn würden. Erstaunt
über diese Nachricht, aber nicht erschrocken, brachten
sie die zween Tage mit Uiberlegen, Schwelgen und
Jauchzen über den noch nicht erfochtenen Sieg zu. Nachdem
sie die Pferde in die Verzäunung des Fleckens, um
sie gleich bei der Hand zu haben, eingesperret, und ihr
Gesicht nach ihrer Art schrecklich bemahlet hatten, erwarteten
sie, den Becher in der einen Hand und ein Bündel
Pfeile in der andern, den Angriff ihrer zahlreichen Feinde.
Am Sonntage Quinquagesima um 3 Uhr Nachmittag
ließ sich ein Geschwader berittener Wilden von weitem
sehen. Ungeachtet nun die Abiponer nach einem so
langen Saufgelage weder ihrer Füsse noch ihrer selbst mächtig
waren, so griffen sie doch nach den Lanzen, schwangen
sich durch Hilfe der Weiber auf ihre stets bereit
gehaltenen Pferde, und sprengten ohne Ordnung, auf dem
ganzen Felde zerstreuet, unter dem fürchterlichen Geheule
ihrer Kriegspfeifen, mit verhängtem Zügel auf die heranziehenden
Feinde, mit einem so glücklichen Erfolge, daß
diese sogleich ihr Vorhaben, die Kolonie zu zerstören,
aufgaben, und in den nahen Wäldern Sicherheit suchten.
Allein da die Abiponer überall hinter ihnen hersetzten,
und ihnen die Wege versperrten, so flohen die
einen dorthin und die andern dahin. Die Feinde flüchteten
sich im vollem Carriere. Die Abiponer ritten nicht
weni-

*) Arma nunquam accuratius tractabat, quam
quum effuse potus ac vino amens.

weniger schnell hinter ihnen drein. Es war eigentlich kein Gefecht, sondern ein Gesprenge von Fliehenden und Nachsetzenden. Der Streit bestand mehr im Herumtummeln der Pferde, als in einem Kampf mit Waffen, wiewohl man auch diese dabei nicht sparte. Die Pfeile flogen rechts und links herum, aber meistens, weil man keinen sichern Schuß thun konnte, ohne jemanden zu beschädigen. Unsere Uiberwinder kehrten bei eitler Nacht wieder in die Kolonie zurück, einige auch erst gegen Anbruch des Tages, alle bis auf einen, dem ein Feind mit seinem Kolben den Kopf eingeschlagen hatte, unbeschädigt und heiter. Ihren Rausch hatten sie nicht durchs Schlafen, sondern was zum Erstaunen ist, durch das Herumwüten und Reiten ausgedünstet. Wie viel vom Feinde geblieben, oder verwundet worden sind, weiß ich in der That nicht. Da ihrer mehr als zweyhundert von sechzig Taumelnden in die Flucht geschlagen worden, so galt uns dieses statt eines entschiedenen Sieges. Nun wollen wir auch die übrigen Vorkehrungen der Abiponer vor dem Treffen betrachten.

Wenn alles Nöthige zu dem öffentlichen, vor dem Treffen vorhergehenden Trinkgelage veranstaltet ist, liegt ihnen nichts mehr am Herzen, als wie sie ihre zahllosen Pferde vor den Augen und Händen der Wilden in Sicherheit bringen können. Die tauglichsten zum Kriegsdienste treiben sie in das nächste Gehege; die übrigen aber in solche Gegenden, wohin der Feind entweder wegen des hohen Ufers der Flüße, oder wegen der Wälder oder auch der unbekannten Wege halber nicht gelangen kann. Sie sehen sich auch um Schlupfwinkel um, wo sie ihre Weiber und Kinder und die übrigen Wehrlosen, so lang die Gefahr dauert, verbergen können. Die Spanier hatten oft, wie sie mir erzählten, ganze indianische Familien in Seen und Flüssen zwischen den Binsen wie die Enten versteckt und

bloß

ßes mit dem Kopf hervorragen gesehen. So bald das Gerücht von der nahen Ankunft der Feinde bei den Abiponern erschell, strichen sie sich sogleich das Gesicht an, und trugen immer ein Bündel Pfeile und eine Kriegspfeife an ihrem Gürtel bei sich. Diese pflegen sie bei einer Nacht öfters zu blasen, in der Absicht, die feindlichen Ausspäher von ihrer Furchtlosigkeit, Wachsamkeit und Begierde zu fechten zu überzeugen. Bringen sie in Erfahrung, daß die Feinde immer näher heranrücken, so suchen sie sich auf allerlei Weise zu helfen. Fühlen sie sich gegen die ihnen überlegene Anzahl derselben zu schwach, so suchen sie ihre Schwäche durch ihre Arglist zu ersetzen. Um sich nicht mit jenen in ein förmliches Treffen einlassen zu müssen, bemühen sie sich selbe durch allerlei Kunstgriffe von den Flecken entfernt zu halten. Oft ziehen sie ihnen entgegen und überfallen sie unversehens aus einem Hinterhalt. Oft machen sie sich durch ein verstärktes Blasen ihrer Kriegsflöten zahlreicher, als sie sind. Oft stellen sie mehrere von ihren Kriegspfeiffern und Trompetern weit hinter ihnen irgendwohin, damit es das Ansehen gewinne, als wären sie blos der Vortrapp und folglich nur ein Theil des ganzen nachkommenden Haufens. Bisweilen erscheinen auch einige in spanischen Kleidern, wenn sie solche haben, um den Feinden weiß zu machen, daß spanische Truppen in der Nähe wären, die ihnen zu Hilfe eilten. Diese manchfaltige Kriegslist hat die Feinde schon manchmal vermocht dem Gefechte zu entsagen und wieder den Weg nach Haus zu nehmen. So wenig braucht es von Natur Furchtsame zu schrecken. Sie wollen nie fechten, wenn sie nicht ihres Sieges gewiß sind.

Aber nicht selten ist keine Zeit mehr auf eine Kriegslist zu denken. Bisweilen werden sie durch den jählingen Ueberfall der Feinde und bisweilen durch die Hoffnung zu siegen angereizt, denselben ein Treffen zu liefern. Hier-

zu

zu wird nun ein Feld ausgewählet, welches den heranziehenden feindlichen Schaaren entgegen, und nahe bei ihrem Wohnplatze liegt, damit sie ihren Weibern und Kindern, wenn sie in Gefahr kommen sollten, sogleich hilfreiche Hand bieten können. Bisweilen schickt auch der Feind Herolde voraus, welche den Einwohnern des Fleckens den Krieg und die Ursachen desselben aufkündigen, und sie zum Kampfe auffodern. Allein wie ich öfters beobachtet habe, sie erhalten zur Antwort weiter nichts, als das Gebrüll der Kriegshörner und Schallmeyen und ein schreckliches Geschrey der Zurückauffoderung. Für Europäer wäre das ganz besonders sehens- und belachens werth, was vor und bei ihrem Gefechte vorzugehen pflegt. Vor dem Angriffe würden sie einen Schwarzkünstler zu Pferde und mit lächerlichen Gebärden Palmzweige in der Luft im Kreise herumschwingen und den feindlichen Haufen mittelst ihres Zaubergesanges verwünschen sehen. Sie würden sehen, wie alte Schwarzkünstlerinnen, bald auf der Erde herumkriechend und bald auf dem Platze leicht herumhüpfend, mit grimmigen Augen und rauher Stimme einen Fluchgesang oder eine Verwünschung herabbrummen. Sie würden Abiponer mit furchtbar angestrichenen Gesichtern, mit bunten Federkronen auf dem Haupte, die Waffen in der Hand, einige nach ihrer Art geharnischt, andere aber um der grösseren Behendigkeit willen ganz nackt, mit feyerlichen Schritten und gleichsam der ganzen Welt drohend auf den Wahlplatz hintretten sehen. Berge scheinen zu kreischen, wiewohl wir das lächerliche Mäuschen bald erblicken werden, das herausschlüpfen wird. Diese Helden wollen, wenn sie in Schlachtordnung stehen, von dem Pater, der die Aufsicht über den Flecken hat, gemustert und gezählet werden, weil sie sich selbst nicht zählen können. Wenn ich so durch ihre Reihen gieng, fragten sie mich ohne Unterlaß: Sind wir unser viele? Sehr viele war hierauf gewöhnlich meine

Ant-

Antwort, damit sie nicht, durch ihre kleine Anzahl zaghaft gemacht, ihren Muth sinken ließen, und an dem Sieg zweifelten. Ob es gleich eine gewisse Erfahrung war, daß die Flecken gemeiniglich dazumal von zahlreichen Schaaren Feinden angegriffen wurden, wenn die meisten Einwohner von Haus abwesend und der Jagd halber weit auseinander zerstreut waren. Allein die schlauen Wilden unternehmen nur dazumahl ihre Anfälle, die sie durch ihre Kundschafter wissen, daß die Kolonie von Vertheidigern entblößet ist. Die Schlachtordnung, die sie formiren, stellt, wenn es die Beschaffenheit des Bodens zuläßt, meistens ein Viereck vor. In der Mitte stellen sie zuweilen ihre Bogenschützen, und auf beide Flügeln die Lanzenträger. So hatte ichs einigemale beobachtet. Sonst stehen auch Bogenschützen und Lanzenträger in der Schlachtordnung unter einander. Die Mokobier, Tobas und Quaycurus führen ihre Pferde etwas auf die Seite, doch so, daß sie selbe stets unter ihren Augen behalten, und fechten, ungeachtet sie berittene Nationen sind, zu Fuße. Der Cacique oder sonst der Ansehnlichste, der denen Abiponen vorsteht, und sie im Treffen anführet, stellet sich anfangs zu Pferde vor die Fronte hin; wenn aber das Gefecht angefangen hat, verläßt er seinen Posten, steigt vom Pferde herab, und kämpft mit unter den andern. Die Anführer der Abiponer sind besonders streitbar und herzhaft. Die Beispiele der Befehlshaber haben immer bei ihren Untergebenen mehr Gewicht als ihre Worte: und der Soldat gehorcht lieber, wenn sein Offizier herzhaft ficht, als wenn er ihm blos von weitem zuspricht.

Anfangs stehen sie in geschloßnen Reihen, nachmals aber zerstreuen sie sich, wenn der Feind angegriffen oder zurückgeschlagen werden soll, so weit aus einander, daß einer vier und oft auch sechs Ellen weit von dem andern absteht. So lang der Streit währet, sieht man keinen

aufrecht, oder an einem Flecke ruhig bleiben. Immer hüpfend, immer den Leib abwärts gekrümmet und die Augen auf die Feinde geheftet, um ihren Streichen auszuweichen, oder ihnen einige zu versetzen, laufen sie stets hin und wieder. Drohend und herausfodernd schreyen sie unabläßig ihr hò, hò, hò, wobei sie ihre Stimme von dem tiefsten Ton bis zum höchsten erheben. Damit ihnen nicht die Bogensehne wider ihren Willen aus ihren von Schweiß schlüpfrichten Fingern abglitscht, reiben sie sich die Hand, um durch den Erdstaub den Schweiß abzustreifen, und ihr die Schlüpfrigkeit zu benehmen, auf die Erde. Auch ahmen die Indianer nicht den Europäern nach, welche immer auf einmal ihre Feinde mit einem ganzen Hagel von Kugeln, ohne ihre Schüsse abzumessen, zu bedecken pflegen. Jeder nimmt sich aus den Feinden einen zum Ziel. Darum beobachtet immer einer des andern Augen und Bewegungen auf das Genaueste, und springt, so bald er bemerkt, daß einer nach ihm zielt, rechts und links, um seinen Standort stets zu verändern. Auf den Anführer und die herzhaftesten Krieger drücken viele, wiewohl selten ungeahndet, ihre Pfeile ab; weil jeder vorsieht, daß die Erlegung eines solchen ihm viel Ehre bringen, unter den Feinden aber eine grosse Bestürzung verursachen würde. Weil oft mehrere auf einen zielen, so kann sich niemand, hätte er auch mit Argusaugen, und wäre er auch so leicht als der Wind, irgend eine Sicherheit versprechen; also zwar, daß derjenige, welcher vom Schlachtfelde unbeschädigt wegkömmt, dieses dem Glück und nur selten seiner Geschicklichkeit zuzuschreiben hat, am allerwenigsten seinem ledernen Panzer; denn daß dieser nicht nur den Lanzen, sondern auch stärkeren Pfeilen, die selbst durch das härteste Holz dringen, nicht widersteht, habe ich selbst gesehen.

Die vom Feind auf sie losgedrückten Pfeile schießen sie in Ermanglung eigener wieder zurück. Haben sie aber, wie es oft geschieht, ihre Köcher ausgeleeret, und ihre Gemüther in dem Kampfe erhitzt, so tretten sie, nachdem sie eine Zeitlang mit dem Bogen von weitem gefochten haben, näher zusammen, und beginnen ein Lanzengefecht, wobei sie mit gleicher Sorgfalt sowohl ihren Stoß anzubringen, als dem feindlichen auszuweichen trachten. Doch ist nicht zu besorgen, daß sie das Feld mit Menschenblut überschwemmen; denn so groß die Gewalt und der Grimm ist, womit diese breitschulterichten Wilden auf ihre Gegner zustoßen, so ist doch dieser ihre Leichtigkeit im Ausweichen noch weit größer. Oft wird bei dem ganzen Kampf weiter nichts als wechselweise gedrohet und geschrieen; also zwar, daß man dabei zwar vielen Lärm höret, aber nur selten Blut sieht. Wenn auch zuweilen mehrere verwundet werden, so sterben doch nur äußerst wenige an ihren Wunden: denn wenn nicht Kopf oder Herz bei ihnen durchstochen ist, so verzweifelt kein Mensch an ihrem Leben. Zerbrochene Rippen oder andere ungeheuere Wunden in den übrigen Gliedern, kommen ihnen weder gefährlich noch als etwas außerordentliches vor; sie betrachten sie also mit heiterer Miene ohne einen Schmerz darüber zu äußern, und werden oft von andern wider ihren Willen halb todt aus dem Schlachtfelde weggetragen. Gewiß ist, daß es diese Wilden, wenn man ihnen nicht alle Gelegenheit zur Flucht abschneidet, selten auf das Aeußerste kommen lassen. Sehen sie einige von ihrer Parthey fallen, so nehmen sie, ohne sich um ihren Anführer zu bekümmern, auf alle Seiten hin die Flucht. Man darf ihnen nicht zum Rückzuge blasen. Zehn oder zwanzig dürfen nur den Wahlplatz verlassen, und alle suchen ihr Heil, ohne Schaam, in der Geschwindigkeit ihrer Pferde, wenn sie diese bei der Hand haben; und sprengen wie ein Strom, der den Damm durchbricht,

 ausein-

auseinander. Wenn die Gefahr dringend ist, sieht man oft zween oder drey auf einem Pferde sitzen, und davon reiten. Lassen sie sich zu Fuß in einen Scharmützel ein, so sehen sie sich sorgfältig vor, daß es ihnen nicht an Auswegen zur Flucht fehle. Deßwegen lassen sie ihre Pferde hinter ihnen noch innerhalb einen Pfeilschußweite gesattelt von Knaben hüten, welche darauf wie auf einer Warte den Streitenden ohne Gefahr zusehen, und dabei die Kunst zu fechten mit aller Sicherheit lernen.

Wendet das Kriegsglück den Feinden den Rücken also, daß sie sich zurückziehen müssen, so dürfen sie sich vor dem Nachsetzen der Abiponer eben nicht sehr fürchten. Die Obsieger wollen sich durchaus nicht in Gefahr setzen, ihren Ruhm zu verlieren, oder den ungewissen Ausschlag eines neuen Gefechts erwarten. Den Verlust einer Lanze oder eines Kleides, das ihnen der Feind auf dem Schlachtfelde abgenommen hat, halten die Abiponer für den größten Schimpf, der ihrer Nation wiederfahren könnte; und er fällt ihnen weit empfindlicher, als unsern Regimentern der Verlust ihrer Fahnen oder Pauken fällt. Die Lanze und zwey Kleidungsstücke, die gemeinen Abiponern in einem Scharmützel weggenommen wurden, waren der Ursprung, wenigstens die Veranlassung des langwierigen Zwistes zwischen den Caciquen Debayakaykin und Yehoalay. Unter den Friedensbedingnissen, die sie im Flecken S. Ferdinand miteinander eingiengen, wurde die Zurückstellung dieser Trödelwaaren zuvörderst ausbedungen. Da aber das Versprechen sechs Monate lang unerfüllt blieb, so gieng der Krieg wieder von Neuem an. Die Siege und den glücklichen Ausschlag der Treffen schreiben die Abiponer nichts weniger als ihrer Geschicklichkeit, sondern den Künsten ihrer Zauberer zu. Ungeachtet sie alle paraquayischen Nationen gering schätzen, und selbe an Heldenmuth

denmuth zu übertreffen glauben, so läugnen sie dennoch nicht, daß sie die wilden Quaycurus fürchten. Diese, sagen sie, stechen uns mit ihren Lanzen wie die Schwämme nieder, nicht als wenn sie uns an Waffen, Kräften oder Herzhaftigkeit überlegen wären, sondern weil sie im Treffen weit verständigere Schwarzkünstler zur Seite haben. Wenn sie einen anhauchen, so fällt dieser, wie mich Alaikin, ein alter Anführer der Abiponer, versicherte, als wäre er vom Donner getroffen, der Länge nach auf die Erde. So erbärmlich leichtgläubig sind die Wilden. Sie schreiben diesen Schälken übernatürliche Kräften zu, da sie doch weiter nichts wissen oder vermögen, als die Abergläubischen durch schändliche Betrügereyen und Kunstgriffe hinter das Licht zu führen.

Aber lasset uns nun die siegreichen Abiponer nach dem Treffen in ihrem Frohlocken betrachten. Ist der Kampf nach ihrem Wunsche ausgefallen, so erfüllen sie alles mit freudigen meistens übertriebenen Nachrichten von ihrem Siege. Die sich dabei am tapfersten gehalten haben, ziehen aller Augen auf sich; auch sind sie der Gegenstand der meisten Gespräche. Die aus dem Treffen verwundet zurück kommen, lassen sich von der zusammengelaufenen Schaare Schwarzkünstler aussaugen und heilen; während daß die vielen Zuschauer, die sich um selbe versammeln, ihre Standhaftigkeit und ihren männlichen Muth laut bewundern, und mit vielen Lobsprüchen erheben. Haben sie feindliche Kopfhäute und Beute mitgebracht, so läuft alles zusammen, um selbe zu begaffen. Die Weiber überlassen sich der ausgelassensten Freude, und scheinen nicht so sehr zu frohlocken, als zu rasen. Sie würden ihres Singens, Tanzens und Jauchzens kein Ende machen, wenn sie nicht mit ganzem Ernste auf die Herbeischaffung alles zu einem öffentlichen Trinkgelage Erforderlichen denken müßten. Dieses

veranstalten die Abiponer sowohl vor dem Treffen, um sich dabei zu berathschlagen, als auch unmittelbar nach demselben, um das Andenken ihrer Thaten zu verherrlichen. So wie sie nach dem Rückzuge der Feinde sogleich ihnen scheußlichen Anstrich wegwischen, so suchen sie auch, so bald sie können, die gehabten Sorgen wegen des bevorstehenden Kampfes mit den Bechern aus ihrem Gemüthe wegzuspählen. Bei diesem Trinkgebothe wird nun der Sieg mit Schreyen, mit dem Geklapper der Kürbisse und dem Lärm der Trommeln, womit sie ihren Gesang akkompagniren, gefeyert. Wenn sie bereits von dem häufigem Honiggetränke erhitzet sind, erzählen sie ihre eigenen Thaten, und tadeln zugleich oft mit beissenden Anmerkungen die Fehler, die Furchtsamkeit und das Davonlaufen der andern. Da nun kein Abiponer so was leidet, so gehen sie, kaum da sie vom Treffen zurück kommen, anfangs mit Fäusten, nachmals aber, wenn ihre Erbitterung wächst, mit Lanzen und Pfeilen aufeinander los. Käme ihnen nicht die liebvolle Geschäftigkeit ihrer vermittelnden Weiber, welche ihre Männer nach Haus führen, und ihnen die Waffen wegräumen, zu statten, so bin ich fest überzeugt, daß weit mehr Abiponer nach dem Treffen, als in demselben das Leben einbüßen würden. Die so vielmal unbeschädigt von dem Wahlplatze zurückgekehret sind, sterben oft im Rausche durch die Hände ihrer gleichfalls berauschten Landleute. Wir dürfen auch diese barbarische Gewohnheit rohen Wilden nicht verargen, weil selbst die europäischen Soldaten davon nicht frey sind. Wie viele entgehen nicht in manchen Schlachten der Gefahr, die hernach ein Kamerad in einer Schenke niedersticht oder verstümmelt? Vor ungefehr 40 Jahren sah ich auf einem Platz Offiziere miteinandergehn, deren jeder auf dem Gesicht eine starke Narbe trug. Wahrhaftig! sagte ich zu einem alten Befehlshaber von dem nämlichen Regimente, mit dem ich

eben

ben redete, diese müssen nahe zum Feinde gekommen seyn. Nicht ein einziger, mein Freund! war seine Antwort. Die Narben, die Sie an ihnen sehen, haben sie dem Bacchus und nicht dem Mars zu verdanken. Glauben Sie mir. Ich kenne sie alle schon lange.

Als einen Zusatz will ich noch dieses Wenige, weil es zu dieser Materie zu gehören scheint, hieher setzen. Ist das Schlachtfeld weit vom Flecken entfernet, so wird ein Reiter aus ihrem Mittel vorausgeschickt, ihren Landsleuten die Nachricht vom Ausgange des Treffens zu hinterbringen. So bald ihn diese von Weitem erblicken, rennen sie ihm haufenweise entgegen, begrüßen ihn, indem sie mit der Hand unablässig auf ihre Lippen klopfen, und begleiten ihn so in ihrer Mitte in sein Haus. Ohne auf dem Platz ein Wort zu verlieren, stürzt er vom Pferde auf sein Bett hin. Hier berichtet er dem zusammengelaufenem Volke, wie von einer Kanzel herab, mit allem Anstand und Ernst den Erfolg des Gefechtes. Sind vom Feind auch nur etliche getödtet oder verwundet worden, so beginnet er seine Erzählung gemeiniglich mit dem Worte: Nalamichiriñi. Alle sind in die Pfanne gehauen. Dieß sagt er mit einer ernsthaften Miene prahlerisch langsam; worauf ihm alle Umstehende zujauchzen. Nachher zählet er ihnen einige vor, die er im Gefecht erlegt hat; und setzet, um den Glanz seiner That noch mehr zu erhöhen, bei den meisten hinzu: Elenam Capitàn. Dieser war ein Kapitän: worunter er einen von Adel versteht. Es sey nun ein Indianer oder ein Mohr, wenn er nur auf spanische Art zierlich gekleidet ist, so heißen sie ihn schon einen Kapitän oder einen vom Adel; denn aus dem Anzuge schließen sie auf den Stand und die Würde. So oft er den Namen eines erschlagenen Feindes ausspricht, erschallet die Luft von nichts als i-Kem ékemat! Ta yegam! mit welchen

Worten

Worten sie ihre Bewunderung an Tag legen. Hierauf kömmt in der Erzählung die Reihe an die Gefangenen, die sie gemacht, und die Pferde und spanischen Frachtwägen, die sie erbeutet haben. Die Zahl, die er dann angiebt, ist meistentheils übertrieben; denn alles ist bei ihm unzählbar, Chik Leyèkalipì, weil sie nicht über drey zählen können, wie ich anderswo gesagt habe. Auf jede Erwähnung, die er von der unzählbaren Beute macht, brechen die Zuhörer in das Wort: Ndkè aus, wodurch sie andeuten wollen, daß sie nie was solches erwartet, gehöret oder gesehen haben. Nachdem er alles, was ihnen den Sieg erschwerte aber auch verherrlichte, haarklein auseinander gesetzet hat, kömmt er endlich auch auf seine verwundete Landesleute. So wie er einen nach dem andern nennet, wiederholen die Umstehenden allemal mit einem Seufzer ihr Tayretà. O du Armer! Die Angabe der im Felde Gebliebenen von ihrer Parthey sparet er zum Schlusse seiner Erzählung auf, weil selbe alles Frohlocken über den Sieg und die Beute in ein lautes Gejammer verwandelt. Da die Abiponer es für unrecht halten, den Namen eines Verstorbenen auszusprechen, so macht der Berichterstatter immer folgende Umschreibung: Yoalè eknam oanerma Kamelen Lauènek la chit kaekà. Der mit dem Weibe Kamelen Verheurathete ist nicht mehr. Yoalè eknam Pachiekè letà la chitkaekà. Der Vater des Pachiekè ist nicht mehr. Und so von den übrigen, wenn mehrere umgekommen sind. So wie das Wasser das Feuer auslöscht, so verlöscht auch die Erwähnung eines einzigen vom Feinde Getödteten alle freudige Empfindung über den herrlichsten Sieg, und verbittert jedem dessen Andenken. Wäre auch vom Feinde keine Seele entkommen; aber ein Abiponer hätte dabei sein Leben eingebüßet, so verwünschen sie den entscheidensten Sieg, sammt allen Gefangenen und der eingebrachten Beute, weil selber in ihren Augen auch mit dem Tode

eines

ines Einzigen schon zu theuer erkauft worden ist. So
wie also der Siegesboth in seiner Erzählung auch nur von
weitem auf seine im Felde erblichenen Mitbrüder kömmt,
so ziehen sich die vorhin so neugierigen Zuhörer nacheinan-
der weg, so, daß jener am Ende ganz allein bleibt. Die
ganze Weiberschaare löset sich sogleich ihre Zöpfe auf, lau-
fet nach ihren Trommeln und Kürbissen, und läuft in
langen Reihen auf dem Platz herum. Viele Stunden lang
währet ihr schreckliches Geheul, mit dem sie die vom
Feinde Erschlagenen bejammern. Allein ich habe alles
dieses im 26. Hauptstücke, da ich von der Trauer, den
Exequien und dem Leichenbegängnisse handelte, weitläuf-
tiger auseinandergesetzt.

Wenn die Abiponer wieder von ihrer Unternehmung
zu Haus anlangen, so ziehen sie nicht auf einmal, son-
dern in verschiedenen Abtheilungen in den Flecken ein, ohne
Stolz, wenn sie gesieget haben, und ohne Niedergeschla-
genheit, wenn sie besiegt oder auch schwer verwundet wor-
den sind; es wäre denn, daß sie ihren Caciquen, der sie
in der ganzen Unternehmung angeführet hat, verloren hät-
ten. In diesem Falle kehren sie, um ihren Schmerz
anzuzeigen, mit abgeschornen Haaren zurück, und brin-
gen die vom Fleisch abgeschälten Gebeine des umgekomme-
nen Caciquen, so wie die der andern Gebliebenen nicht
ohne vieles Trauergepränge mit, wie ichs im 27. Haupt-
stück umständlich beschrieben habe. Auf die Zurückkunft
der Krieger, auf welche jedermann ängstlich wartet, sind
aller Ohren, Augen, Mund und Hände gerichtet, in-
dem die Einen die Schaaren Pferde, die Gefangenen und
Beute, kurz die Früchte des Sieges beschauen; andere
sich um das Wohlbefinden ihrer Verwandten erkundigen;
endlich auch einige die Wunden der Verwundeten besich-
tigen, und ihnen Heilmittel reichen: die Weiber aber
durchgängig jammern. Ein jeder behält die Gefangenen,

die

die Pferde und Maulthiere, und überhaupt alles, was in seine Hände gefallen ist; außer er will, wie es bei ihnen der Brauch ist, mit seinen Freunden theilen. Auf einem einzigen Streifzug verheeren sie oft mehrere Meyereyen und die größten Felder von allen Seiten, und bringen manchmal mehrere tausend Pferde zurück. Diese theilen sie untereinander, ich weiß zwar nicht, nach welcher Regel, aber dennoch so, daß kein Zank darüber entsteht. Die nächsten Tage darauf versuchet jeder die Pferde, die ihm bei der Theilung zugefallen sind, mit der äußersten Neugierde. Die schnellsten sind ihnen die liebsten, ohne daß sie dabei auf die übrigen Schönheiten, die ein Pferd zieren, sehr achteten. Man sieht täglich eine Menge Knaben im Reiten mit einander wetteifern, und so gar auch zanken, weil ein jeder sein Pferd über alle übrigen erhebt. So wie wir den Apfel schmackhaft finden, den wir selbst vom Baum abgepflücket haben, so halten sie auch die frischgeraubten Pferde für die Besten, ungeachtet sie weit bessere zu Hause haben. Das Andenken eines erfochtenen Sieges erfüllet ihr Gemüth nicht blos mit Freude, sondern auch mit Angst, indem sie Tag und Nacht in Furcht stehen, daß diejenigen, unter denen sie jüngsthin die Niederlage angerichtet haben, ihnen im Kurzen den Tod ihrer Landesleute und die von ihnen verübten Räubereyen zu rächen, über den Hals seyn werden. Um sich also wieder zu beruhigen, und die zur Bereitlung der feindlichen Absichten nöthigen Maaßregeln zu entwerfen, liegt ihnen nichts mehr am Herzen, als daß das gewöhnliche öffentliche Trinkgelage so bald als möglich veranstaltet werde. Denn dieses halten sie für das sicherste Mittel Scharfsinn und Herzhaftigkeit zu erwecken.

Vier

Vier und vierzigstes Hauptstück.

Von den jährlichen Gedächtnißtagen ihrer Siege, und dem, was bei einem öffentlichen Trinkgebothe vorgeht.

Die Abiponer geben sich damit, daß sie noch mit blutigen Händen den kaum erfochtenen Sieg feyern, nicht zufrieden: sie pflegen auch jährlich dessen Andenken durch eine öffentliche Freude zu erneuern. Diese besteht im Singen, Trinken und andern Albernheiten. Wenn sie bereits einen Vorrath Honig, woraus sie nämlich ihren Trank bereiten, aus den Wäldern gesammelt haben, wird der zu gedachter Ceremonie bestimmte Tag festgesetzt; und eine geräumige Hütte ausgewählet, welche die grosse Schaare Säufer fassen kann. Die letzten drey Tage vor dem festgesetzten läuft ein Herold, in einem schönen Mantel gehüllet, alle Hütten ab. Beim Eintritt wird er in einer jeden von den darinn wohnenden Weibern mit dem feyerlichen Lippenklatschen bewillkommet. Seine Lanze, woran eine kupferne Schälle hänget, nimmt ihm allemal Ehrenhalber die Hausmutter ab, wenn er kömmt; giebt sie ihm aber wieder, wenn er fortgeht. Wie er in ein Haus eintritt, setzt er sich auf ein zu dieser Absicht schon bereit gehaltenes Küßen, auf Sattel oder eine Thierhaut auf die Erde, und ladet hernach den Hausvater mit einer eigends dazu abgefaßten Formel zur gemeinschäftlichen Siegesfeyer und zum Gesang ein. Beim Hinausgehen empfehlen

len sich die Hausweiber durch das gewöhnliche Lippenklatschen von ihm. Auf eben diese Weise geht er auch die anderen Hütten ab, immer von einer Schaare Knaben begleitet. Das Amt eines Herolden, welches die alten abiponischen Familien von sich ablehnen und geringschätzen, versehen meistens alte, angesehene Schwarzkünstler aus einem gemeinen Geschlecht. Gemeine Leute nennen sie jeden Fremdling, der von Spaniern, oder einer anderen indianischen Nation abstammet; denn nur sich selbst (ein lächerlicher Stolz!) halten die Abiponer für adelich, und alle andere verachten sie, eben so thöricht als hochmüthig, als Leute von niedriger und unedler Herkunft. Eine gefangene Spanierin mag von Adel, in der Blüte ihrer Jahre und Schönheit seyn, sie wird keinen Abiponer zum Liebhaber, vielweniger zum Mann bekommen, weil sie eine Fremde und ebendarum des hohen abiponischen Adels nicht werth ist.

Indessen wird die zu der künftigen Versammlung bestimmte Hütte in der Eile zugerichtet. Den Boden überdecken sie theils mit Tieger- und theils mit Stierhäuten, als worauf sich die Gäste setzen. Außerdem machen sie auch von Rohr, das sie ohne alle Kunst übereinander legen, einen Haufen, auf den sie die ausgezogenen Kopfhäute der Feinde mit den Haaren, wie sie sind, als Siegeszeichen pflanzen. Feyern sie aber den Sieg außer den Hütten unter freyem Himmel, so stecken sie um dem Kreise, um welchen sie herumsitzen, Lanzen ein, und hängen diese Häute daran. Gegen Untergang der Sonne kommen die Eingeladenen an dem bestimmten Ort zusammen und setzen sich auf die Erde nieder. In ihrer Mitte haben sie lederne Methgefäße vor Augen, wiewohl das Zusammentrinken selbst erst gegen den Anbruch des Tages anfängt: denn die ganze Nacht hindurch besingen sie ihre Siege. Meines langen und vielen Nach-

den-

denkens ungeachtet, fand ich in der ganzen lateinischen Sprache keine passende Worte, durch die ich diesen sonderbaren Gesang der Wilden hätte ausdrücken können. Leichter und besser läßt sich dieses mündlich und mit Noten zeigen.

Niemals singen sie zusammen, sondern immer zwey und zwey mit allerlei abwechselnden Stimmen bald hoch und bald tief; bald singt einer vor, bald nach, bald unterbricht er den andern und bald akkompagnirt er ihn. Bald macht dieser und bald jener eine Pause. Ihre Stimme ändern sich nach Maaßgabe des Textes. Ihre Töne biegen und trillern sie auf allerlei Art. Wer schnellere und schärfere Triller schlägt, seine Stimme bald hinaus- und bald einzieht, bald mit Lachen, bald mit Seufzen unterbricht; wer durch seine Paßstimme das Brüllen eines Stieres, und gleich darauf das zitternde Gewimmer einer Ziege am besten nachahmet, der hat ihren ganzen Beifall, und ist ihr Meistersänger. Kein Europäer wird in Abrede stellen, daß sich nicht bei diesem Gesange der Wilden etwas Düsteres, und Schauerlichtes seiner Seele bemeistere. So gräßlich tönt derselbe; selbst das Gemüth wird davon durchdrungen, indem das nächtliche Dunkel den Eindruck des Traurigschreckbaren ihrer Stimme auf jenes ungemein erhöhet und verschärfet. Jeder Sänger schüttelt eine mit türkischem Korn oder anderen Saamenkörnern angefüllte Kürbißklapper mit einem langen Hals, und zwar nach dem Takt. Bisweilen wird mit denselben allein der Gesang intonirt, bisweilen darauf geantwortet, und manchmal macht man auch damit eine Pause. Dieses wollte ich darum anmerken, daß man nicht glaube, diese höllische Musik sey ganz regel- und kunstlos. In der That scheint die Uebereinstimmung so vieler verschiedenen Stimmen, während daß nur zween zusammensingen, ganz bewundernswerth.

Man bemerke auch, daß bei ihnen keiner im Singen stecken bleibt oder verstummet. Sie singen aber nicht in ihrer jählingen Begeisterung aus dem Stegreife, was ihnen in den Mund kömmt. Jeder bereitet sich vielmehr lange Zeit dazu vor; und lernet alles das auswendig, was er in der öffentlichen Versammlung vorbringen soll. Ihre Lieder sind zwar nicht an ein gewisses Sylbenmaaß gebunden, doch enthalten sie zuweilen eine Art von Reim. Den Klang der Verse ändern sie nicht willkührlich, sondern richten denselben nach der Verschiedenheit des zu besingenden Gegenstandes verschieden ein. Was die Wilden zu besingen, und worüber sie sich zu erlustigen pflegen, sind Kriegsunternehmungen, erlegte Feinde, abgezogene Kopfhäute gemachte Beute, Ueberwältigungen der Flecken, Plünderungen der Meyereyen und Wägen, die Einäscherung und Entvölkerung der spanischen Kolonien und dergleichen Trauerereignisse. Was immer mit Ort und Zeit, da der Sieg erfochten ward, verbunden ist, beschreiben sie nicht in einer gemeinen sondern in eines ausgesuchten Redensart. Wie vom Taumel einer inneren Begeisterung hingerissen, stellen sie sich mit eigends dazu eingerichteten Ausdruck und Gesang wechselweise zornig, zaghaft, drohend und fröhlich, und zwar eben nicht ohne alle Geschicklichkeit. Man sollte schwören, daß man bald den wütenden Herkules, bald den mordsüchtigen Soldaten des Plautus und bald den Anchises höre, wie er sein unglückliches Troja beweinet. Indessen sind sie dennoch sehr darauf bedacht, daß sie, um die allgemeine Freude nicht zu stören, weder eines todten noch eines verwundeten Abiponers erwähnen. Alle ihre Bemühungen zielen blos dahin ab, die Niederlagen, die sie unter ihren Feinden angerichtet haben, zu verherrlichen. Während daß die Siegeslieder abgesungen werden, welches mehrere Stunden dauert, darf kein Zuhörer einen Laut von sich geben. Ja man wird nicht ein-

einmal einen dabei gähnen sehen, so sehr auch die Nacht zum schlaffen einladt. Sie sind für die Besingung ihrer Helden und Thaten so sehr eingenommen, daß sie auf den Schlaf und sich selbst vergessen und nicht einen Blick von ihren Sängern abwenden.

Da, wie Horaz sagt, alle Sänger den Fehler haben, daß man sie bitten muß, wenn sie singen, und erinnern, wenn sie aufhören sollen, so haben Weiber, welche von den Männern abgesöndert sitzen, den Auftrag jedes Paar Sänger schweigen zu heissen. Wenn also diese ungefehr eine Viertelstunde fortgesungen haben, zeigen ihnen jene durch wiederholtes Lippenklatschen an, daß sie genug gesungen hätten, indem sie ihnen Kla Leyà (es ist genug) zuruffen. Dieser Erinnerung leisten die Sänger sogleich Folge, und schliessen die feyerliche Erwähnung ihrer Heldenthaten mit diesen Worten: Solche Leute nämlich sind wir. Gramachka akàm, so wie die Redner mit ihrem Dixi und die Dichter mit ihrem Cecini zu schliessen pflegen. Hierauf werden sie von einem andern Paar abgelöset; die Gesänge selbst aber bis gegen Anbruch des Tages fortgesetzet; da sich dann die Scene ändert, und das Zusammentrinken seinen Anfang nimmt. Ihre ermüdete und ausgetrocknete Kehle erfrischen sie nun mit ihrem Göttertrank, den sie entweder aus wildem Honig oder Johannsbrod bereiten, indem sie Wasser dazugießen und dann alles zusamm einige Stunden abgähren lassen. Dieses Getränk ist ausserordentlich angenehm zu trinken, und auch mäßig zu sich genommen in verschiedenem Betracht sehr gesund, wie ich oben im ersten Hauptstücke mit mehreren gesagt habe. Der Trank aus Johannsbrod dienet (wie viele erfahren haben) den Kranken und Auszehrenden besser als alle Medizin und den vom Alter Ausgemergelten so gut als Milch: denn derselbe frischet die verfallenen Kräften wieder auf, wel-

ches wir auch bei dem Viehe beobachteten, das man mit dieser Frucht fütterte. Indessen dürfen dennoch die Abiponerinnen kein anderes Getränk als Wasser trinken. Es ist mir niemals eingefallen, die Ursachen dieser Enthaltsamkeit zu untersuchen. Ich vermuthe, daß in diesem Punkte wie in andern die Gewohnheit die Stelle des Gesetzes vertrete: doch halte ich diesen Gebrauch für eine besondere Fügung der Vorsicht, damit nämlich die nüchteren Weiber ihre betrunkenen Männer von Schlägereyen zurückhalten, wenn sie sich oft wechselweise ermorden wollen. Aber sie tragen auch oft für ihren Eifer, den Frieden unter ihren Männern zu erhalten, mit dem sie sich unter die Schläger hineinwagen, ihnen Lanzen und Pfeile verstecken, und dadurch den Balgereyen wehren wollen, zum Lohne schwere Wunden davon. Die Unverheuratheten sind ohne Rücksicht der Zahl ihrer Jahre von den öffentlichen Säuferversammlungen ausgeschlossen: im Geheim aber dürfen sie dennoch ihren Nektar kosten, so wie die Weiber das reine Honig schlürfen und Johannsbrod essen. Die alten Abiponer haben weislich verfüget, daß die Jünglinge zu den öffentlichen Trinkgebothen nicht zugelassen werden sollten, weil sie, durch ihr eigenes Beispiel belehrt, vorsahen, daß aus ihrer Berauschung viel Unheil entstehen würde. Junge Leute in ihrem glühendsten Alter gießen, wenn sie sich betrinken, Oel in das Feuer, wie Ovid sagt:

Et venus in vinis, ignis in igne fuit.

Den zum Getränke nöthigen Honig müssen die Männer zusammensuchen. Die übrige Arbeit bei der Zubereitung desselben wird den Weibern zu Theil. Ihnen liegt es ob das Johannsbrod, sobald es reif ist, von den Bäumen zu sammeln, auf den Pferden nach Haus zu bringen, in Mörsern zu zerstossen, Wasser in Kan-

nen

sen aus dem nächsten Bach zu holen, und dazu zu gieß-
sen, und die Ochsenhäute, die ihnen Kufen abgeben, zu-
recht zu machen. Hier ist die Methode, nach welcher
sie dabei zu Werk gehen. Sie schneiden von den Och-
senhäuten die Füsse ab, und machen selbe also viereckicht.
Ihre vier Seiten werden zwo Spannen hoch aufgestül-
pet und mit einem Riemen gebunden. Nun kann man
alles in selben hineingießen, ohne daß ein Tropfen da-
von verloren gienge. So zugerichtet heißt eine Ochsen-
haut, wenn sie zur Kufe dienet, auf spanisch El noque,
auf abiponisch aber Aápe: wenn sie aber beim Ueberse-
zen der Flüße statt eines Kahnes gebraucht wird, la
Pelota bei den Spaniern, bei den Abiponern hingegen
Netak. Wie wir uns darauf setzten, von einem anderen
Schwimmer ziehen ließen, und auf diese Art über die
Flüße schifften, habe ich bereits an einem anderen Or-
te gesagt.

Das mit Wasser vermengte Johannsbrod oder Ho-
nig erreicht nach Beschaffenheit der Witterung früher
oder später den verlangten Grad jener angenehmen Säu-
re, und wird ohne allen anderen Zusatz gewissermassen
weinartig. Die gierigeren Säufer unter den Abiponern
gehen nacheinander von Zeit zu Zeit nach den ledernen
Gefäßen hin, um zu riechen, ob sich der Trank bereits
genug verarbeitet hat. Layam Ychàm. Er gähret
schon allgemach, rufft ein jeder im Weggehen, bis
endlich einer hinzutritt, der mittelst seiner Nase den
Ausspruch thut: La Ychàm. Er hat schon die nö-
thige Schärfe. Hierauf versammelt sich alles an dem
bestimmten Ort. Jedes von diesen ledernen Gefäßen
wird samt dem darinn schäumenden Meth von sechs oder
acht Mädchen mit ausgestreckten Armen frey in der
Luft auch dahin getragen. Sobald sie ihre Last abge-
setzet haben, gehen sie wieder alle, ohne ein Wort zu



den versammelten Trinkgästen zusagen, ihrer Wege. Ohne Zweifel wären sie es werth, daß man sie den europäischen Mädchen als Lehrmeisterinnen der Sittsamkeit und der jungfräulichen Eingezogenheit vorsetzte. Ehe noch das erste Gefäß ganz ausgeleeret ist, wird schon das zweyte geholet; dann kömmt die Reihe an das dritte, hernach an das vierte, u. s. w. also zwar daß die Männer mit den Mädchen, jene im Ausleeren, diese im Herbeischaffen der Gefäße zu wetteifern scheinen.

Ich begriff gar wohl, warum sich die Weiber so unermüdet und dienstfertig gegen ihre Männer zeigen: denn je emsiger sie ist, desto mehr steht sie bei ihren Landesleuten in Ansehen und bei ihrem Manne in Gnaden. Sie befürchten mit Recht von ihren Männern verstossen, wenigstens kaltsinniger behandelt zu werden, wenn sie sich nicht alle Mühe geben ihren immer durstigen Männern den Honigtrank nie ausgehen zu lassen noch sonst auf eine Weise zu mißfallen. Dennoch muß man auch den Abiponern nachsagen, daß sie, so viel sie auch auf das Zusammentrinken halten, bei ihrem Mittag- oder Abendmahle nie etwas anderes als Wasser trinken. Habe ich doch auch solche gekannt, die weder vom Johannsbrod noch vom Honiggetränke tranken: aber ihrer waren so wenige, daß man ihre Namen auf einen Ring hätte bringen können. Diese, welche ihrer seltnen und besonderen Enthaltsamkeit wegen die allgemeine Achtung verdienet hätten, wurden dafür von allen als feige, ausgeartete Dummköpfe verachtet. Auch habe ich immer beobachtet, daß die Ansehnlichsten und ihrer Herkunft und Heldenthaten wegen berühmtesten, auch meistens die größten Säufer waren. So wird also bei ihnen die Trunkenheit bald als ein Zeichen, bald als ein Mittel und bald als eine Belohnung ihrer inneren Trefflichkeit betrachtet. Man wird schwerlich eine

solche

lche Säuferversammlung antreffen, bei welcher nicht
ie vornehmsten Abiponer und berühmtesten Helden mit-
nd vortränken. wiewohl sie bei den gewöhnlichen Zänke-
yen, die gemeiniglich unter den Betrunkenen entstehen,
on den Niedrigsten oft mit Fäusten so zertrillet wer-
en, daß sie des anderen Tages in ihren Gesichtern
lle Farben des Regenbogens aufweisen können. Daß
ie Vornehmsten dieser kriegerischen Nation vorzüglich der
nmäßigkeit im Trinken ergeben sind, ist in meinen Au-
en eben so gewiß, als es niemand befremden kann, der
ch in der Geschichte des Alterthums umgesehen hat.
lus dieser ersieht man, daß die Trunkenheit fast bei al-
en Nationen der Fehler grosser Männer gewesen ist.
Alexander der Macedonier, Holofernes, Antio-
hus der grosse, Dionysius der kleine, Mithrida-
es, König in Pontus, Kleomenes der Spartaner,
Cambyses der Perser, Prusias der Bithinier, Me-
entius der Hetrurier, Attila und Bela der zweyte,
der Hunnen Könige, Demetrius Phalereus, Mar-
cus Antonius, Maximinus der Jüngere rc. rc.
(Welche Männer! aber auch welche Trunkenbolde!)
haben den Glanz ihrer Geburt und Thaten durch ihr
äußerst unmäßiges Weintrinken nicht blos verdunkelt, son-
dern auch beinahe ausgelöschet. Das Laster der Trun-
kenheit warf auch Julius Cäsar Cato dem Jüngeren in
zweyen Büchern vor, die er die Anticatones betitelte.
Ebendieses bestättiget auch Horaz im 3. B. seiner Ge-
dichte: Narratur, sagt er, et prisci Catonis sæpe mero
caluisse virtus (Des alten Kato Tugend soll, wie
man sagt, oft vom Rebensaft begeistert gewesen
seyn). Der Kaiser Tiberius Nero wurde im Lager
meistens Biberius Mero genannt, weil er mit seinen
übrigen Fehlern die Trunkenheit verband. Auf dem Lei-
chenstein des Darius, eines Sohns des Histaspes, setzte
man nach dem Strabo (im 15. B.) die Aufschrift.

Ich konnte tüchtig Wein trinken, und ihn auch trefflich ertragen. *) In den Jahrbüchern aller Zeiten und aller Länder findet man grosse im Krieg und Frieden gleich berühmte Männer aufgezeichnet, die da immer zu wenig zu trinken glaubten, wenn sie nicht übermässig tranken. Von diesen sagte man scherzweise, daß sie nicht des Lebens sondern des Trinkens wegen das Tageslicht erblicket hätten (ut biberent, non ut viverent). Wer soll sich nun darüber wundern, daß dergleichen Schwelger unter den Wilden der hitzigsten Himmelsstriche in Amerika Nachahmer gefunden haben? Ihnen kann man so was desto leichter verzeihen, weil sie minder vernünftig als durstig sind.

Sie bedienen sich zuweilen zum Trinken, wie ich schon gesagt habe, der Hirnschädel erschlagener Feinde, zuweilen der Kürbisse, oft aber auch eines Ochsenhornes. Von dem Gesundheittrinken der Europäer wissen sie nichts. Wenn jemand ihnen den Entwurf zu einer Kriegsunternehmung vorleget, und die um ihn Herumsitzenden dazu einladt, so greifen diese nach den Bechern, ruffen Là schon, und zeigen durch einen tüchtigen Trunk, daß sie damit einverstanden sind. Auch das verdienet erwähnet zu werden. Ihrer ausserordentlichen Gefräßigkeit ungeachtet nehmen die Abiponer, wie die anderen Amerikaner, fast gar keine Speise zu sich, so lang sie bei ihren Bechern sitzen, sollte das auch Tag und Nacht in einem fortwähren. Hieraus läßt sich schliessen, daß der Honig und das Johannsbrod, woraus der gedachte Trank bereitet wird, viele Nährkraft und auch viele Aehnlichkeit mit dem Bier haben müße, als welches, wie

wir

*) Potui large vinum bibere, idque egregie sustinere.

wir täglich erfahren, die Europäer fett macht. Ich meines Theils konnte es nie über mich bringen, daß ich, obwohl ich über hundertmal dazu eingeladen wurde, einen Tropfen von dieser Herzstärke der Abiponer auf meine Zunge gebracht hätte, weil ich mich ganz gewiß erbrochen haben würde. Denn ich hatte vielmal beobachtet, daß sie das bereits im Munde zermalmte Johannsbrod und die zerkauten Honigkuchen wieder ausspieen und in einem Topf aufbehielten, um es bei dem nächstkünftigen Trinkgebothe ihrem Getränke beyzumengen. Ihrer Meinung nach geben diese Hefen des Johannsbrods, weil sie mit Speichel vermischt sind, eine Säure ab, welche die übrige Masse desto eher in Gährung und zur verlangten angenehmen Schärfe bringt. Aus eben diesem Grunde lassen die Indianer und Spanier in Paraquay das zum Getränke bestimmte türkische Korn (die Quaranier nennen es Abati, die Abiponer Nemelk, die Spanier Mayz) von alten Weibern mit den Zähnen zermalmen. Junge Weiber schliessen sie von diesem Geschäfte aus, weil sie ihrer Meinung nach von ungesunden Feuchtigkeiten strotzen. Dieser Gebrauch ist bei den Amerikanern eben so allgemein, als uralt. Wem wird nun nicht, wenn er dieses weiß; und sonst auch nicht im geringsten eckelhaft ist, alle Trinklust zu diesem Getränke (die Paraquayer nennen es Chicha, die Abiponer Laagà) vergehen? Ich meines Theils hätte immer gefürchtet, daß ich dadurch meine Eingeweide von mir geben müßte. Dennoch hatte dieser unflätige, mit alter Weiber Speichel vermengte Trank in Amerika immer mehr Anbetter als einst Helena in Griechenland.

Solche Trinkgebothe werden immer aus verschiedenen Ursachen veranstaltet. Die gewöhnlichsten sind ein erfochtener Sieg, ein bevorstehendes Treffen, Trauer- und Geburtsfeyerlichkeiten, wenn dem Caziquen ein Sohn

gebohren wird, eine Kopfschure bei Wittwen und Wittwern, die Veränderung des Namens, die Ausruffung eines neu installirten Kapitäns, die Ankunft eines vornehmen Gastes, eine Hochzeit, und, was sich am öftesten zu ereignen pflegt, eine Kriegsrathsversammlung, worinn sie sich berathschlagen, wie sie den Fried angreifen oder ihm entgehen wollen: denn wie gesagt, sie dünken sich niemals klüger, als wenn sie der Rausch völlig um ihren Verstand gebracht hat. Dennoch sind die Abiponer die einzigen nicht, die diese Meinung hegen. Auch andere Völker stecken in diesem Irrwahn. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten berathschlagen sich die Perser beim Wein, sagt Herodot im 1. B. Nicht wenige glaubten mit dem Mann aus Creta, dessen Worte Gellius im 15. B. 2. K. anführt, daß der Verstand durch das Trinken geschärfet wird; denn sie halten den Wein für den Zunder und den Sporn des Witzes.*) Hieher gehört auch Ovids Urtheil, daß die Dichter Verse machen, wenn sie der Wein begeistert. Diese Meinung des Ovid hat Horaz mit Beispielen erläutert. Denn er behauptet im 1. B. 19. Ep. daß aus der poetischen Ader eines Wassertrinkers noch kein guter Vers, der lange gefallen hätte, geflossen sey.

Nulla placere, diu nec vivere carmina possunt,
Quae scribuntur aquae potoribus - -

Desse

*) Vinum fomes est atque incitabulum ingenii

**) Verse, die ein Wassertrinker schreibt, können weder gefallen, noch sich lange erhalten.

Deßgleichen, daß Ennius, der Vater der lateinischen Dichtkunst, ohne vom Weine erhitzet zu seyn, nie Verse gemacht habe.

Ennius ipse pater nunquam nisi potus ad arma
Prosiluit scribenda — — — *)

Endlich auch, daß er den Homer im Verdacht der Trunkenheit habe, weil er den Wein so gar sehr gerühmt hätte.

Laudibus arguitur vini vinosus Homerus. **)

Wenn also der Verstand durchs Trinken geschärft wird, wer soll den Plato verdenken, daß er, als ein Lehrer der Weisheit, das gemäßigte Zusammentrinken gebilliget habe, und die Abiponer, daß sie ein solches anstellen, wenn sie sich über Kriegsentwürfe berathschlagen, wiewohl ihnen ihr Nektar auch bei anderen Gelegenheiten nicht weniger zu schmecken pflegt. Wenn es ihnen nur nicht an Honig und Johannesbrod gebricht, an gutem Willen und an Ursachen zu trinken wird es ihnen nie gebrechen. Da, die Honig suchen, denselben allenthalben finden, so mangelts ihnen in keiner Jahrszeit an Meth, welcher durch seine Süßigkeit die Indianer zum Trinken reizt, und durch seine Stärke sie über den Haufen wirft. Da man aber dennoch den Honig selten in so grosser Menge antrifft, als für ihre grosse Anzahl erfoderlich ist, so dauern diese Honigschwelgereyen nicht lange, gleich den jählings

*) Selbst Vater Ennius schrieb seine Heldengedichte nie anders als betrunken.

**) Aus dem Lob, das Homer dem Weine beilegt, zeigt sichs, daß er dem Wein nicht abhold war.

jählings entstandenen Ungewittern und Wirbelwinden. Vom Christmonat an bis auf den April, das ist zu der Zeit, wo es in den Wäldern reifes Johannesbrod im Uiberfluß giebt, ist dieses Trinkfieber unter ihnen am meisten ansteckend. In diesen Monaten werden die Becher niemals leer, und das Schwelgen geht ohne Aufhören fort. Tag und Nacht wird in die Wette fortgetrunken, wie Horaz im 1. B. 19. Kp. schreibt. Die nächtlichen Stunden haben keine andere Bestimmung als die des Tages, und dem Bißchen Essen und Schlafen wird keine andere Zeit gewidmet, als wenn ein Betrunkener in seinem Taumel umsinkt, oder vom Schlafe aufwacht und sich ein wenig hungrig fühlet. Die meisten kehren wieder nach einem äusserst kurzen Schlummer, und kaum noch, daß sie bei sich selbst sind, oft mit wankendem Schritt in die Versammlung der übrigen Trunkenbolde zurück. Zu dieser Zeit wird man die wenigsten bei Sinnen finden. Trinken heißt bei ihnen leben; und je mehr sie trinken, desto mehr, sollte man glauben, dürstet sie, wie die Abgesandten der Scythen, nach dem Zeugniß des Plinius im 19. B. 22. K. von den Parthern sprachen. Diogenes würde gewiß mit seiner Lampe hier noch weniger als auf dem volkreichen Platz von Korinth einen Menschen finden, oder er würde die taumelnden Abiponer für Corybanten ansehen, welche nach dem Vorgeben der Alten, so bald sie aus dem Gallus, einem Fluß in Phrygien, getrunken hatten, wütend wurden, und so oft sie die Feyerlichkeiten der Cybele begiengen, ganz auser sich, ihre Arme mit Messern zerfleischten. Aber wie kömmt das Wasser des Flusses Gallus zum amerikanischen Weine? wie die Raserey der Corybanten dem Unsinne der berauschten Abiponer? Freylich zerstechen sich diese (die Ursachen davon habe ich anderswo angeführt) mit spitzigen Krokodilbeinchen und scharfen Dornen in die Wette Brust und Arme, durchbohren sich nicht selten die Zunge, und einige

sogar die — Aber weg mit diesen Albernheiten! Die Schaamhaftigkeit verbietet mir etwas zu schreiben, worüber meine Leser erröthen, und das, so gewiß ichs auch weiß, andern unglaublich und lebensgefährlich vorkommen dürfte. In der That es ist äusserster Tollsinn von Seite der Wilden, daß sie sich die zartesten Glieder von der reizbarsten Fühlbarkeit so grausam verwunden, um sich einander wechselweise zu bereden, daß sie die Vergiesung ihres Blutes für nichts achten, unempfindlich gegen den Schmerz, und daß Wunden für sie ein wahres Vergnügen sind. Die Thracier streiten mit einander mit ihren zur Erlustigung geschaffenen Bechern, sagt Horaz. Hieraus schliessen die Geschichtschreiber, die Scythen und Thracier hätten bei ihren Saufgelagen einander an der Zahl der ausgetrunkenen Becher zu übertreffen gesucht.

Die betrunkenen Abiponer wollen es täglich einander im Selbstverwunden zuvorthun; auch zanken sie immer, weil ein jeder von ihnen der Herzhafteste seyn will. Dieser Streit giebt sehr oft zu einem Zettergeschrey, zu Balgereyen, Wunden und Todtschlägen Anlaß. Bei diesem Scharmützel bist du feige Memme davongelaufen, wirft etwa einer dem andern vor. Dieser glaubt den Schimpf nicht auf sich lassen zu müssen, und fängt nun an: Hegà? Hegmeèn gracàtegi. Was? Was sagst du? Von den Worten kömmt es allgemach, wenn sich niemand ins Mittel leget, zu den Fäusten, Lanzen, und Pfeilen. Oft werden alle in einen anfänglich zwischen zweenen entstandenen Zank verwickelt, also zwar, daß die ganze Schaare zu den Waffen greift, sich theils zu der einen und theils zu der andern Parthey schlägt, und in zweyerlei Abtheilungen auf den Kampfplatz tritt. Brüder gehen mit allem Grimme wider Brüder los, als wenn es Feinde wären, und stossen einander nieder. Dieses Schauspiel ist zur

Zeit

Zeit der öffentlichen Trinkgebothe nichts seltenes, und wird oft mehrere Stunden lang unter einem jämmerlichen Geschrey der Fechtenden und unter vielem Blutvergießen fortgesetzet. Greulicher noch als Circe verwandelt die Unmäßigkeit im Trinken die Amerikaner in Tieger.

Die Spartaner hatten, wie Plutarch erzählet, den Grundsatz, ihre Knechte zu berauschen, und dann, wenn sie in der äußersten Trunkenheit herumtaumelten, ihren Kindern vorzuführen, auf daß sie durch den Anblick ihrer Sinnlosigkeit den Wein als ein magisches Getränke, das die Menschen in Thiere umstaltete, verabscheuen lernten. Diese Verwandlung ist bei den Abiponern etwas alltägliches, und macht auf das Gehirn der Betrunkenen allerlei Eindrücke. Diese lachen aus vollem Halse und sind die Freude selbst. Jene winseln unter dem Druck der Schwermuth. Andere prahlen sich, von ihren eigenen Thaten aufgeblasen, ganz unerträglich wie der Eisenfresser Thraso beim Terentius und der ruhmredneriſche Soldat des Plautus. Die meisten von ihnen toben herum, und drohen allen, die ihnen in den Weg kommen, mit Mord und Tod. Ich kannte einen, der im Rausche allemal sein Söhnchen umzubringen drohete, und, da er sich nicht auf den Füssen erhalten konnte, auf der Erde liegend mit seinem neben ihm stehenden Weib mit solcher Gewalt schrie, daß man ihn in der ganzen Nachbarschaft hörte. Ein anderer wollte allemal, so oft er betrunken war, von uns getauft werden Tak nakarigi yemakat, grahalgali! Geh, wasche mir den Kopf, polterte er ohne Unterlaß, wiewohl er nüchtern nie an die Taufe gedacht hatte. Ein dritter lief wider seine sonstige Gewohnheit zu uns, um uns mit vieler Ehrenbezeugung die Hände zu küssen. Ein vierter kroch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet in unser Haus, und fragte mich mit drohender Miene, wiewohl er bei den Seinigen nichts

weniger

weniger als im Ansehen stand, ob ich ihn für einen grossen Kapitän, das ist, für einen Mann von grossen Thaten ansähe. Weil mir bei seiner gerunzelten Stirne, und seinem Pfeilbündel nicht wohl zu Muth war, hielt ich ihm statt der Antwort eine herrliche Lobrede, ungeachtet ihn jedermann als einen Feigherzigen verachtete. So waren auch einige, die in ihrer Trunkenheit allemal auf die Verstossung ihrer Weiber und auf eine neue Heurath antrugen. Ein weder seiner Geburt noch seiner Thaten wegen berühmter Alter zu S. Ferdinand wollte durchaus nicht leiden, daß ihn seine Mitsäufer Lanaraik einen Gemeinen hießen, und wehrte sich daher wider diesen Schimpf mit einem albernen Geschrey und selbst mit Waffen, wiewohl vergebens. Denn sein Weib, eine rüstige Alte, hatte immer auf ihren rasenden Mann Acht, daß er nicht den Fäusten oder Lanzen seiner Beleidiger unterläge. Sie nahm ihn daher bei den Füssen wie bei einer Deichsel, schleifte ihn durch den Platz, und legte ihn zu Hause nieder, wo sie ihn zur Ruhe und zum Stillschweigen ermahnte; aber umsonst. Die Erinnerung an den ausgestandenen Schimpf ließ ihn und er die Nachbarn gar nicht schlafen, indem er immer mit rauher Stimme fortheulte: Tà yeegàm! Aym Lanaraik? Tà yeegàm! La rihè Lahe. Was! Ich vom Pöbel, ich ein Gemeiner! Ich will Genugthuung. Wenn er nun, durch diese Gedanken in Harnisch gejagt, sich wieder aufrichten und nach der Lanze greifen wollte, warf ihn das ergrimmte Weib immer wieder zu Boden. Dieses Spiel währte oft einige Stunden zum äussersten Mißvergnügen der neben ihnen Wohnenden. Nur wenige konnten ihren Unwillen unterdrücken, aber viele lachten. Beinahe alle Weiber sind in dem nämlichen Falle, wenn sie oft, nicht ohne Gefahr verwundet zu werden, alle ihre Kräften anstrengen, ihren Männern die Waffen, den Waffen aber ihrer blutgierigen Angreifer

ser ihre Männer zu entreißen. Lange schon würde von der ganzen abiponischen Nation nichts mehr übrig seyn, wenn die Weiber und unverheuratheten Jünglinge, gleich den verheuratheten Männern, bei den öffentlichen Trinkgelagen mitschwelgen dürften. Die jungen Abiponer pflegen den Weibern in ihren Bemühungen, unter den betrunkenen Unholden den Frieden herzustellen, und ihrer Wuth, mit der sie einander verwunden, Einhalt zu thun, getreulich an die Hand zu gehen.

Die bei den Abiponerinnen herrschende Gewohnheit, sich von allen berauschenden Getränken zu enthalten, war auch bei den Römerinnen durch eines der strengsten Geseze eingeführet. Man höre, was Gellius im 10. B. 2. K. sagt. Die von der Lebensart und von den Sitten des römischen Volkes geschrieben haben, sagen, daß die Weiber in Rom und Italien ohne Wein und enthaltsam ihre Tage verlebt, das ist, daß sie sich des Weines, welcher vor Alters Temetum hieß, enthalten hatten. Daß diese Enthaltsamkeit nicht willkührlich, sondern durch ein Gesetz anbefohlen war, erhellet aus anderen Stellen dieses nämlichen Schriftstellers. Markus Kato sagt: Wenn ein Weib etwas Unrechtes oder Greuliches gethan hat, wird sie gestraft; trinkt sie Wein, oder hat sie mit einem fremden Manne etwas Schändliches verübet, so wird sie verurtheilet. Man sehe, wie hier eine Säuferinn einer Ehebrecherinn gleichgeachtet wird. So sollen auch einige wegen Übertrettung dieses Gesetzes strenge hergenommen worden seyn. Pompilius Faunus schlug die Fatua Fauna mit Myrrthenruthen bis auf den Tod, weil sie wider die herrschende Sitte und den königlichen Wohlstand heimlich einen Topf mit Wein austrank, und darüber berauschet wurde.

wurde. Noch zu Lebzeiten des Romulus durfte der Mann sein Weib, wenn es Wein trank, ungeahndet umbringen, und selbst die Richter entschuldigten diesen Mord. Auch glaubten die Alten den Jünglingen nicht ohne Unterschied das Weintrinken gestatten zu müssen. Plato, dieser Lehrer der Weisheit, verboth in seinen Gesetzen, die er für den vollkommensten Freystaat entworfen hatte, allen Jünglingen den Wein, die noch nicht das achtzehnte Jahr erreichet hätten. An einem andern Ort räth er, daß die jungen Leute nur vor den Alten Wein trinken sollten, damit sie sich nicht wider die Mäßigkeit versündigten, und, wenn sie sich darwider verstossen hätten, von den Alten zurecht gewiesen würden. Den Rath des Plato befolgen die jungen Abiponer; möchten doch auch die alten die Nüchternheit der Ersteren und das Beispiel der Cretenser, Spartaner und Carthaginenser nachahmen, als welche ihren Soldaten das Weintrinken untersagt haben, wie Alexander ab Alexandrio anmerket. Pescennius Niger, dem sein Heldenmuth den Weg zum Thron gebahnet hatte, ließ seinen Kriegsvölkern in das Lager keinen Wein zuführen, und gab seinen Legionen in Aegypten, als sie ihn um Wein angiengen, zur Antwort: Sie hätten keinen Wein nöthig, weil sie dem Fluß Nil so nahe wären. Zu wünschen ist es, aber nicht zu hoffen, daß sich die Abiponer an das Wasser allein gewöhnen möchten. Eher würde man die Fische bereden, daß sie sich vom Wasser beurlaubten. Die Abiponer sind eben so wackere Säufer als treffliche Krieger. Nach dem Aristoteles sollen oft die Syracusaner durch neunzig Tage hindurch nicht nüchtern geworden seyn. Von den Abiponern hingegen behaupte ich, daß sie vom December an bis zu Ende des Aprils, in welcher Zeit sie Johannesbrod im Uiberfluß haben, und Tag und Nacht in einem fort ihre Saufgelagen fortsetzen, immer betrunken, und kaum eine kurze Zeit bei sich selbst sind. In eben diesen Monaten fand ich

sie auch am meisten kriegerisch. Es vergeht fast kein Tag, daß sie nicht in ihrer Trunkenheit einen neuen Entwurf zu einer Kriegsunternehmung auf die Bahn brächten, oder sich nicht mit allerlei Gerüchten von der Annäherung der Feinde herumtrügen. Stets wird getrunken und gejaget.

Alle Greuel, deren ein Amerikaner fähig ist, wird man weit eher aus dem Gemüthe der Abiponer ausrotten, als jenes verderbliche und verruchte Laster des Zusammentrinkens. Daß sie sich mit einem Weibe begnügen, des Mordens und Raubens, ihnen zur Natur gewordener Gewohnheiten, enthalten, über den alten Aberglauben ihrer Väter hinwegsetzen, auf den Häuser- und Ackerbau verlegen, sie, die sonst immer der Arbeit von ganzem Herzen abhold sind &c. wird man sie endlich allmählig bereden: aber daß sie den Trinkgelagen entsagen, das ist eines der schwierigsten Unternehmen, ist eine Arbeit von vielen Jahren, ein Geschäft, das diejenigen, die sich mit der Bekehrung der wilden Nationen und der Bildung ihrer Sitten nach dem göttlichen Gesetze abgaben, mit aller ihrer Beredsamkeit und allem ihrem Fleiße nicht zu Stande bringen konnten. Dieses haben wir viele Jahre hindurch bei den Abiponern, und andere aus meiner Gesellschaft bei den übrigen amerikanischen Nationen erfahren. Dennoch haben wir am Ende mit innigem Seelentrost wahrgenommen, daß unser unermüdeter Eifer über die abscheuliche Gewohnheit des Zusammentrinkens gesieget, und der größte Haufe sich zuletzt auch hierinn unter das Gesetz des Evangeliums geschmieget hat. Die Versammlungen der Abiponer bei ihren ledernen mit Honiggetränke angefüllten Kufen, sind sie was anders, als ein Gegenbild derjenigen Feyerlichkeiten, welche die Alten zu Ehren des Bacchus begiengen? Einige hießen Alcolea von dem griechischen Wort ἀσκός, welches einen

Schlauch

Innhalt des zweyten Theiles.

Geschichte der Abiponer.

Eilftes

Seite.

Fünf

der sich mit seiner Familie brüstet, sind die Worte des Tragedıendichters Seneka in seinem wütendein Herkules 339. V. nicht sich sondern nur andere erhebt. Die Ursache hievon giebt Seneka der Weltweise an, da er sagt: Niemand hat zu unserem Ruhme gelebt. Auch ist das nicht unser, was vor uns war. Der Geist adelt, als welcher sich in allen Ständen über das Glück erheben kann. Es ist daher strenge wahr, was Juvenal in seiner 8. Satyr schreibt. Die Tugend macht einzig und allein den Adel aus. **) Eben so denken auch die Abiponer. Nicht gegen die adelich Gebohrnen, sondern gegen die, welche sich durch ihren Seelenadel auszeichnen, hegen sie ihre meiste Achtung. Zu den Söhnen und Enkeln ihrer Caciquen und Kapitäne, wie sie selbe nennen, tragen sie wohl eine natürliche Zuneigung als gegen die Sprossen eines vornehmen Geschlechts; machen aber mit ihnen, wenn sie dumm, feigherzig oder von rauhen Sitten sind, nicht viel Wesens, und vertrauen ihnen nie das Amt eines Anführers in kriegerischen Unternehmungen oder eines Vorgesetzten in einem Wohnplatze an. Sie werden vielmehr gemeine aber herzhafte, verständige, unerschrockene und gelassene Männer dazu erwählen. Wer immer von seinem Heldenmuth öffentliche Beweise abgeleget hat, wird mit vielem Gepränge, welches ich sogleich beschreiben werde, zum Kapitän erkläret.

Die Namen der Abiponer, welche noch nicht zu der militärischen Ehrenstuffe erhoben worden sind, gehen in verschiedene Buchstaben aus. Ich werde deren einige anführen. So habe ich einige gekannt, die, Oahè, Oahar'ı, Kiemkè, Ychohake, Hemakie, Rachik, Evokayeek, Neochiralari, Cañal, Laagalà, Caàmekga.

**) Nobilitas sola est, atque unica virtus.

meżga, Tabanari, Melle, Ypiz, Ychoalay, Kebachichi, Hanà, Narè, Devork, Richivil, Revachigi &c. hießen. Wenn sie aber, wegen ihrer Verdienste im Kriege, feyerlich in den Adelstand erhoben worden sind, legen sie den Namen ab, den sie als Jünglinge geführet haben, und erhalten dafür einen andern, der allzeit in in ausgeht. Hier sind deren einige. So waren: Debayakaikin, Ychamenřaikin, Alaykin, Malakin, Kebachin, Ychilimin, und Ypirikin lauter Caciquen. Andere hießen Geernřain, Hamihegemkin, Nachiralain, Laamamin, Oaherkaikin, Nakalotenkodin, Neotenkin, Kepakainkin, Pazanoirin, Oapelkain, Kain, Kapalaikin, Kaamalarin. Dieser letztere war der älteste Greis der ganzen Nation, welcher, nachdem ich ihn getauft hatte, einschlief und sanft verschied. Die nach dem alten Herkommen feyerlich geadelt worden sind, werden Höcheri genennet, und haben eine eigene Mundart. Denn ungeachtet sie die Wörter der Volkssprache beibehalten, so verändern und verstellen sie selbe dennoch durch allerlei Einschiebsel und Sylbenzusätze dergestalt, daß man Mühe hat sie zu verstehen. Von dieser Mundart habe ich schon lange das Nöthige gesagt.

Es waren auch einige, welche, ihrer edlen Herkunft und trefflicher Thaten ungeachtet, aus affektirter Bescheidenheit niemals dahin gebracht werden konnten, daß sie sich nach hergebrachter Gewohnheit unter die Höcheri hätten aufnehmen lassen. Sie begnügten sich durch ihr ganzes Leben mit dem Namen, der ihnen in der Jugend beigeleget worden, und mit der gemeinen Sprachart. Hierunter verdienen vorzüglich Ychoalay und Kebachichi, (ewig unvergeßliche Namen bei den Abiponern und Donnerworte in den Ohren der Spanier) einer Erwähnung. Aus dem, was Revachigi in seiner Jugend gethan hatte, schloß man durchgängig, daß er die beiden vorigen noch

über-

Schlauch bedeutet: denn solche volle Weinschläuche wurden dabei gebraucht. Andere nannte man Orgia. Es war nichts so lasterhaft, unsinnig oder schändlich, was nicht darinn mit vor kam, also zwar, daß der Rath diese verruchte Feyer kaum mit aller seiner Gewalt abstellen konnte. Die sich in den ersten Jahrhunderten zur Religion Jesu bekannten, konnten, ungeachtet sie von ihrem übrigen Aberglauben und dem Götzenbilderdienste längst abgestanden waren, nur sehr schwer dahin gebracht werden, daß sie auch das Bacchusfest ungefeyert ließen. Wollte Gott! daß auch itzt bei den Christen keine Spuren mehr von diesen Bacchanalien übrig wären!



Fünf und vierzigstes Hauptstück.

Von den Gebräuchen, welche bei den Abiponern statt haben, wenn einer, der sich im Krieg hervorgethan hat, zum Kapitän gemacht und als ein solcher ausgeruffen wird.

Auch bey den wilden Nationen bleibt die Tugend nicht unbelohnet. Ob sie gleich kaum wissen, daß sie Menschen sind, so haben sie dennoch ihre Ehrennamen, wodurch einer von andern unterschieden und vor andern geehret wird. Für den rühmlichsten Adel halten die Abiponer nicht den, welchen man durch die Geburt als ein zurückgelassenes Gut erbet, sondern den, welchen man sich durch eigene Verdienste erwirbt. So wie bei ihnen kein Sohn den Namen seines Vaters führet, so wird auch keiner bei ihnen durch die Verdienste seines Vaters oder Groß = oder Urgroßvaters geadelt. Nicht der Geschlechts= sondern der Geistes= und Herzensadel wird bei den Abiponern geschätzet und geehret. So sehr diese Gesinnung der Wilden den europäischen Sitten zuwiderläuft, so gemäß ist sie der Lehre der Alten und den Aussprüchen der Vernunft. Denn, wie jemand beim Ovid (in 13. B. seiner Verwandl. 140. V.) sagt, so kann ich Geschlecht und Ahnen, und was ich nicht selbst gethan habe, nicht als mein eigen ansehen *) indem derjenige, der

*) Et genus & proavos & quæ non fecimus ipsi
Vix ea nostra puto. - - - -

So bald die Haare abgeschoren sind, hält die Alte über den Kandidaten eine Lobrede, rühmet seinen Heldenmuth, seine Heldenthaten, Geschicklichkeit mit Waffen und Pferden umzugehen, Unerschrockenheit in Gefahren rc. erzählet, wie viel Feinde er umgebracht, welche Beute er ihnen abgenommen hat, wie sehr sich seine Ahnen im Krieg hervorgethan haben, u. d. gl. und schließt damit, daß sie also den Kandidaten in mancherlei Rücksicht werth halte, daß man ihm den Rang eines Kapitäns seines Volkes, das ist, eines edlen Kriegers ertheile, und alle Vorzüge und Rechte der Höcheri angedeihen lasse. Zugleich wird sein neuer Name, der auf in ausgeht, bekannt gemacht, indeß ihm die herumstehende Weiberschaare mit ihrem Lippenklatschen feyerlich zuwispelt. Die Männer finden eben nicht viel Vergnügen daran trockenen Cäremonien lange beizuwohnen. Volle Becher sind ihnen lieber als leere Worte. Sie eilen also freudig zu den bereitstehenden und mit Honiggetränke angefüllten Lederbehältnissen, und endigen die ganze Funktion mit dem herrlichsten Nachtrag, einem Trinkgeboth.

Sonderbar ist es, daß auch von den Weibern nicht wenige in den Adel erhoben werden, folglich der Vorzüge der Höcheri genießen, und auch ihre Mundart sprechen. Ihre Namen gehen in en wie die der Männer in In aus. Z. B. Napalahen, Hamahen, Rekalenken, &c. Wodurch aber die Weiber zu dieser Ehrenstuffe gelangen, weiß ich nicht. Ich habe mir nie zu fragen getrauet, weil ich besorgen mußte, daß sie mich mit einer läppischen Antwort abgespeiset hätten. Für das wahrscheinlichste hielt ich immer, daß man ihnen wegen der Verdienste ihrer Ahnen oder Brüder, nicht aber wegen ihrer Schönheit oder der Zahl ihrer Jahre diesen Vorzug ertheile. Ich habe oft Mädchen die Sprache der Edeln, alte und runzlichte Matronen hingegen die Volksmundart sprechen gehöret. Wie-

wohl

wohl kein Gemeiner für sich einen Namen in in oder wenn es ein Weib ist, in en annehmen darf, so affektiren dennoch viele nach ihrem Gutdünken die Redensart der Höcheri manchmal aus Prahlerey, und manchmal im Scherz: so wie oft gemeine dummstolze Europäer dem hohen Adel in Kleidung und Sprache nachäffen.

Die Abiponer halten es für groß Unrecht, ihren eigenen Namen auszusprechen. Wenn oft einer des Nachts an meine Thüre anpochte, und ich ihn fragte: Wer bist du? Mickakami? so brachte ich aus ihm, wiederholte ich auch meine Frage zehnmal, weiter nichts heraus, als: Ich bins. Gramachka aym. Fragte ich unbekannte Fremde, wie sie heißen, so stießen sie immer mit dem Elenbogen an den zunächst bei ihnen stehenden, daß er an ihrer Stelle antwortete. Sie sprechen nämlich einer des anderen Namen aus, keiner aber seinen eigenen. Auch ist es in ihren Augen ein Greuel den Namen eines Verstorbenen auszusprechen. Bringen es die Umstände mit sich, daß man seiner erwähnen muß, so sagen sie: Jener der nicht mehr ist. Eknam Chitkaeka, und setzen einige Bestimmungen dazu, woran man ihn erkennen kann. Vergißt sich einer in einer Säuferversammlung und spricht den Namen eines Todten aus, so giebt sein Versehen oft zu Mordhändeln Anlaß. Und das ist nun in allem Ernste ein förmlicher Wortstreit. Auch das ist lächerlich, daß viele Weiber keinen Namen haben. Als ich einst ein Verzeichniß der Einwohner meines Fleckens verfassen wollte, ließ ich Abiponer zu mir kommen, welche um ihre Landesleute am besten wußten. Fragte ich sie nun um die Namen der Weiber, so antworteten sie mir oft: Diese hat keinen Namen. Oder Ihr Name ist nicht im Brauche. Chitkaeka Lacalaroèt. Chitquiba lacalaroèt. Chigàt eygà.

übertroffen haben würde, wenn nicht ein giftiger Schlangenbiß seinen Siegen so wie seinem Leben ein Ende gemacht hätte. Auch dieser bewarb sich nie um den militärischen Ehrenrang, so sehr er auch denselben verdient hätte. Die Gebräuche, die bey der Ertheilung desselben statt haben, werde ich hier kurz berühren.

Haben die andern jemand zu diesem Range zu erheben beschlossen, so wird zuerst seine Leidensfähigkeit auf die Probe gesetzet. Diese Prüfung ist bei allen die nämliche. Man legt ihm nämlich eine schwarze Kugel auf die Zunge; und so muß er drey Tage zu Hause sitzen bleiben, wie auch des Redens, Essens und Trinkens sich gänzlich enthalten. In der That ein hartes Gesetz, aber dennoch mit den Qualen nicht zu vergleichen, welche einige Indianer, die in diesen Kriegsorden aufgenommen zu werden wünschen, am Fluß Urinoko auszustehen haben. Man setzet diese auf einen Rost, unter welchen glühende Kohlen zu liegen kommen, und bedecket sie mit Palmblättern bis zum Ersticken, damit sie von dem Rauch und der Hitze noch mehr gequälet werden. Andere werden mit Honig am ganzen Leibe überstrichen, an einen Baum angebunden und den Bienen, Wespen, Hummeln und Hornissen preißgegeben. Ich übergehe mehrere andere Prüfungen dieser Ertragsamkeit, welche der Pater Gumilla in seiner Geschichte vom Fluß Urinoko weitläuftig anführt, und kehre zu meinem Abiponer, der in seiner Hütte hungrig sitzt, und schweiget, zurück. Am Vorabend dieser Feyerlichkeit versammeln sich alle Weiber vor der Schwelle seines Hauses. Mit entblößten Schultern, und aufgelösten Haaren stehen sie in einer langen Reihe herum und betrauern mit ihrem Geheule und Kürbißgeklapper, Hände und Füße ineinander werfend, die Voreltern desjenigen, der des anderen Tages zum Höcheri eingeweihet werden soll. Dieses Gejammer währet so lang als die Nacht. Sobald es grau

 wird,

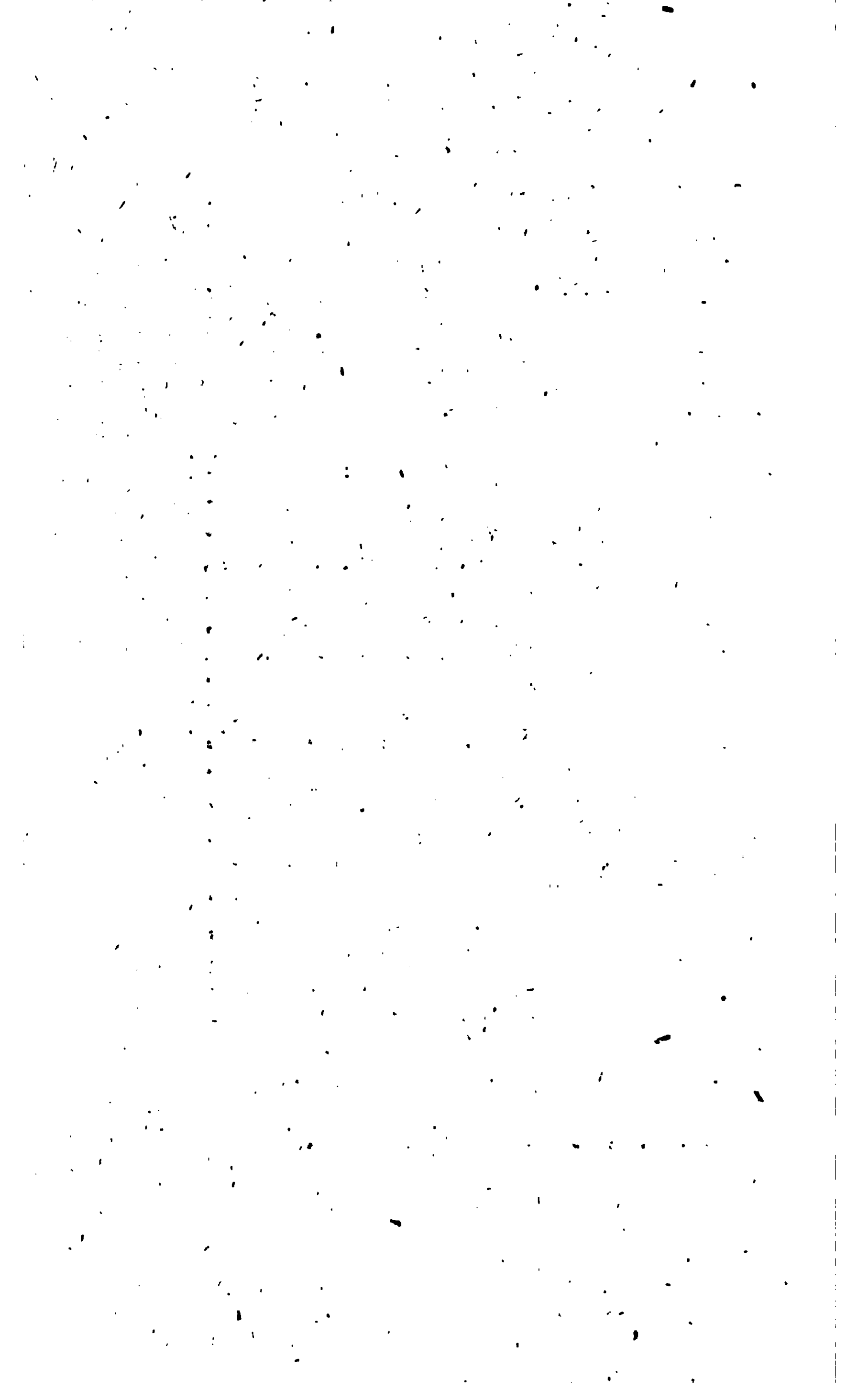
wird, steigt unser Aufzunehmende nach der dortigen Landesart zierlich gekleidet und seine Lanze in der Hand auf ein mit Federn, Glöckelchen und anderem Flitterwerk mehr beschwertes als geschmücktes Pferd, und sprenget in vollem Carriere gegen Norden, wohin ihm ein grosser Hause Abiponer gleichfalls zu Pferde nachjagt. Bald darauf kehrt er eben so schnell wieder zurück zu der Hütte, wo ihn eine alte Schwarzkünstlerinn, die Ceremonienmeisterinn bei seiner feyerlichen Einweihung, erwartet. Wie er vom Pferde absteigt, hält ihm eine Abiponerinn von Adel Zügel und Lanze. Hierauf wird er von der übrigen Weiberschaare mit ihrem gewöhnlichen Lippenklatschen einigemale begrüßet, wornach er einer kurze Rede der Betel, die auf einer Ochsenhaut sitzet, wie delphische Orakelsprüche ehrfurchtsvoll anhöret. Nach geendigter Rede setzet man sich wieder zu Pferde, und reitet, wie vorher, gegen Mittag, gegen Morgen und Abend, steiget aber nach jeglichem Ritt wieder bei dem Gezelte ab, wo die alte Abiponerinn allemal ihre Beredsamkeit auskramet. Wann der vierfache Ritt gemacht ist, schickt man die Pferde weg, und alles begiebt sich in die in ihren Augen so heilige Hütte, dem feyerlichen Gepränge zuzusehen, womit man verdienstvolle Krieger auszeichnet. Dieses Gepränge besteht in dreyen Stücken. Zuvörderst wird der Kopf des Aufzunehmenden von der Alten also geschoren, daß von der Stirne bis zum Hinterhaupt ein kahler oder weisser Streife von dreyen Fingern in der Breite zu sehen ist, den sie Nalemra nennen. Selbst den Kindern beyderlei Geschlechts lassen sie am Vorderhaupte, wie ich im 2ten Hauptstück von der Gestalt der Abiponer gesagt habe, gleichsam aus einem religiosen Antrieb einige Haare abschneiden. Allein die jungen Abiponer setzen sich erst über diesen Aberglauben hinaus, lassen sich das Haar lange wachsen und erst bei reifern Jahren am Tage ihrer Aufnahme in den Orden der Höcheri auf die besagte Weise abschneiden.

Se-

Seite

Als einen Anhang setze ich noch folgendes hieher. Die Abiponer ändern ihre Namen wie die Europäer ihre Kleider. Die Ursachen dieser Veränderung sind entweder rühmliche Thaten, der Tod der Eltern, Söhne, Gattin ꝛc. Ihr Beileid zu bezeugen verwechseln alle Anverwandten ihren alten Namen mit einem neuen. Ich kannte einige, die nach und nach sechs und mehr Namen angenommen, die vorigen aber immer abgeleget haben. Auch die Römer legten ihren Landesleuten verschiedene Namen bei, oft ihrer herrlichen Thaten wegen, als: Scipio Africanus, Germanicus, Numantinus, Asiaticus, Cunctator &c. oft aber auch von einer körperlichen oder Geisteseigenschaft, als: Crassus, Pulcher, Superbus, Pius &c. So heißt auch bei den Abiponern: Kauirin ein Geiler; Oaherkaikin, ein Lügner; Ychoalay, ein Karger; Neetraikin, ein Trunkenbold ꝛc. Von den Söhnen und Töchtern erhält jedes einen Namen, der mit dem Namen der Eltern gar nichts gemein hat. Bei den Quaraniern nennen sich itzt, seitdem sie Christen geworden, die Söhne meistens nach ihrem Vater, und die Töchter nach ihrer Mutter. Das ist aber blos vom Zunamen zu verstehen. Daß dieses auch bei den Parthiern, einem alten Volke, Sitte war, liest man in den Anmerkungen zum Tacitus, welcher zum Gebrauche des Delphins herausgegeben worden ist. In dem dritten Theil meiner Geschichte, welcher schon gedrucket wird, werden wir die von den Abiponern theils empfangene, theils zugefügte Niederlagen, die Stiftung, den Fortgang, die Abänderungen ihrer neuen Kolonien, und die den Spaniern dadurch zugewachsene Vortheile deutlich vortragen.

Ende des zweyten Theils.



Druckfehler.

Seite.	Zeile.	statt	lies.
8	6	Mitternacht	Mittag
20	27	Joseph	Thomas
24	5	scharfsüchtigste	scharfsichtigste
—	13	Munn	Mann
36	7	soll es heißen: nach dem Zeugnisse des Kardinals Baronius (auf das Jahr 591)	
45	24	sienem	seinem
62	5	Jahre	Jahr
66	9	drey Handbreiten	drey Spannen
70	17	wenn	wann
72	32	trinkend	trinken
—	33	zerschm lzenen	zerschmolzenen
76	14	da giebt auch	da giebt es auch
79	Seitenzahl	76	79
81	6	As	Als
84	8	unglsublichen	unglaublichen
—	27	Seekenkräfte	Seelenkräfte
120	9	zu Peru	in Peru
129	27	bedeuet wie unse-	bedeutet wie unser
—	28	verschies	verschie-
144	23	werdenr	werden
—	24	weniges	weniger
157	6	vor Kähnen	mit Kähnen
159	25	Yequý	Yeyuý
204	11	Legyekalipi	Leyekalipi
217	16	bedeut	bedeutet
220	17	ohne Grunde	ohne Grund
—	22	Oage	Ouge
221	10	Henoaage	Heonaage
—	24	Hehoto	Hehotoa

222

Seite.	Zeile.	statt	lies.
227	18	R	Rat
223	14	türkschen	türkischen
225	Seitenzahl	222	225
232	Seitenzahl	32	232
234	5	Kollecktanten	Kollecktaneen
235	8	vertauuschet	vertauschet
236	32	so wenn auch	so nennen auch
239	7	jegli-	jeglichen
240	24	öftters	öfters
—	25	ihrn	ihrer
—	26	Kreurz	Kreuz
243	7	Dise	Diese
246	13	rc.	rc. reden
260	9	Gattinn	Gattinnen
269	24	kais. Leibarzte	kais. Hofarzt
370	33	dasselbe	selbe
291	271	Verwundet	Verwundete
296	13	Die Wichtelzopf	Der Wichtelzopf
297	4	Dollsinnigen	Tollsinnigen
312	28	nicht	nicht eher
320	31	die	seine
321	2	lachenswerth	belachenswerth
325	27	kurir=	kurirte
327	17	den Nießwurz	der Nießwurz
341	6	Ricinns	Ricinus
363	15	ihm	ihnen
410	22	oder	der
416	34	Wurzel	Wunde
421	21	Zeugisse	Zeugnisse
432	[illegible]2	auf Zügel	auf Zügel und Zaum
472	28	haffen	hassen
479	7	Speisse	Spieße
489	27	zu stillen	zum Spielen
499	Seitenzahl	399	499
524	15	Ruß	Nuß

Seite.	Zeile.	statt	lies.
524	24	Wahrsinnige	Wahnsinnige
528	8	sie	sich
529	2	schaffen	zu schaffen
536	14	Verschiedenhet	Verschiedenheit
537	11	Sueton	Sueton
556	12	Zuckerplanlagen	Zuckerplantagen
565	8	die sie	wenn sie
—	20	denen Abiponen	den Abiponern
567	25	Gewiß iß	Gewiß ist
572	5	übertriehen	übertrieben
—	12	der Sieg	den Sieg
556	7	Leuts	Leute
—	8	ode	oder
581	8	selben	selbe
588	30	dem	zum
589	22	feige Memme	wie eine feige Meme
603	27	theils empfangene theils zugefügte	theils erlittenen theils angerichteten

